This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08157564 3

Das Buch der Reisen und Entdeckungen. 3. u. 4. Band.

Afrika: Zweiter Band.

Eduard Vogel, der Afrika-Reisende.

Schilderung

der Reisen und Entdeckungen des Dr. Ed. Vogel in Central-Afrika:

in der großen Wüste, in den Landern des Sudan, am Tsad-See ꝛc.

Nebst einem Lebensabriss des Reisenden.

Nach den Originalquellen bearbeitet

von

Hermann Wagner.

Zweite durchgesehene Auflage.

Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, 8 Tondrucktafeln und einer Karte von Dr. Vogel's Reiseroute.

Vollständig in sechs Heften, für die Abnehmer des „Buch der Reisen" à 5 Sgr.

Separat-Ausgabe in einem Bande elegant brochirt 1⅓ Thlr. Dieselbe elegant gebunden 1⅔ Thlr.

In vorliegendem Bande geben wir dem Leser zunächst eine kurze Uebersicht aller bisherigen nach dem Sudan gerichteten Expeditionen, soweit dieselbe zum Verständniß der Vogel'schen Reisen dienen kann, und begleiten dann im Geiste unsern muthigen jungen Landsmann auf seinem gefahrvollen Ritt durch die große afrikanische Wüste. Wir folgen ihm auf seinen zahlreichen Zügen im Sudan: an den Ufern des Tsad-Sees, nach Mußgo und dem See von Tubori, nach Manbara, Sinder, Jakoba und nach den Ufern des Benuë, bis er im Innern Wadai's auf räthselhafte, noch nicht aufgeklärte Weise verschwindet.

Die höchst interessanten persönlichen Erlebnisse des Reisenden einerseits, sowie andererseits die schroffen Gegensätze, welche das Innere Afrikas bietet: dürre, sonnverbrannte Wüste neben Ueberfluß an Wasser; unfruchtbare Einöden dicht neben üppigen Fluren; wildeste Roheit bis zum Kannibalismus neben hoher Bildung und feiner Sitte; barbarisches Heidenthum und stumpfe Gleichgültigkeit neben begeisterter religiöser Erhebung; Verwüstung, Trümmer und Menschenschlächtereien der gräßlichsten Art neben heiterem Stillleben friedlicher, glücklicher Völkerschaften — dies Alles verwebt sich hier zu einem Gemälde, welches ebenso sehr fesselt und unterhält, wie es das Wesentlichste von alle Dem umfaßt, was über das Innere Nordafrikas bis jetzt bekannt geworden ist.

Wer über das Leben und den Bildungsgang Dr. Vogel's, dessen Schicksal gegenwärtig die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt beschäftigt, sich unterrichten will, der findet in unserm Buche die einzige authentische Quelle.

Asien: Erster Band.

Die Nippon-Fahrer

oder

das wieder aufgeschlossene Japan.

In Schilderungen

der bekanntesten älteren und neueren Reisen,

insbesondere

der amerikanischen Expedition unter Führung des Commodore M. C. Perry

in den Jahren 1852 bis 1854.

Mit Benutzung des großen amerikanischen Prachtwerkes

„Narrative of the Expedition to the China Seas and Japan under the Command of Commodore M. C. Perry, U. St. N."

Bearbeitet von

Fr. Steger und H. Wagner.

Mit 125 in den Text gedruckten Abbildungen, 8 Tondrucktafeln, sowie einer Karte von Japan.

Vollständig in acht Heften: Für die Abnehmer des „Buch der Reisen" à 5 Sgr. pro Heft. Separat-Ausgabe in Einem Bande: Geheftet 1⅓ Thlr.; — Eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Der freie Verkehr mit dem neu erschlossenen Insel-Reiche Ost-Asiens wird einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Welthandels begründen, der auch für unser eigenes Vaterland unmittelbar vom höchsten Interesse zu werden verspricht. Bekanntlich hat die Preußische Regierung, die handelspolitische Wichtigkeit jenes ausgedehnten Ländergebiets erkennend, eine Expedition nach Japan ausgerüstet, welche zum Zweck hat, dem deutschen Handel die Wege vorthin zu bahnen. Einer großen Zahl von Erzeugnissen des Gewerbfleißes eröffnet sich bei dem an vielfache Bedürfnisse eines verfeinerten Lebens gewöhnten Volke ein weites Absatzfeld, und an den magischen Reiz, welchen das Befremdende, Ueberraschende und Wunderbare jenes Reiches uns bietet, knüpft sich somit unzertrennlich der äußere Vortheil an.

Wir glauben deshalb in dem oben angezeigten vierten Bande unserer Reisebibliothek den Wünschen unserer Leser entgegen zu kommen, wenn wir ihnen über dieses so höchst bedeutungsvolle Land und Volk ebenso reiche als interessante und eingehende Belehrungen bieten und alles Das zusammenfassen, was durch die verschiedenen Expeditionen der Neuzeit, insbesondere durch jene unter Führung des Commodore Perry, bekannt geworden ist.

Neue Jugend- und Hausbibliothek

III. Serie.

Nunmehr liegt vor und ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs in Augenschein zu nehmen:

Rom.

Anfang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer.

Für Freunde des klassischen Alterthums,

insbesondere für die deutsche Jugend bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Wägner.

Drei Bände.

Mit vielen Conbildern nach Originalzeichnungen von W. Deimling, H. Leutemann u. A.

sowie mit 330 in den Text gedruckten Abbildungen, nebst mehreren Karten und Plänen.

Preis des Bandes eleg. geheftet 1½ Thlr. In reich vergoldetem engl. Einband 1⅚ Thlr.

Vollendet binnen Jahresfrist.

PUBLIC LIBRARY
18103A
ASTOR, LENOX AND

Aus dem Vorworte zu „Rom“.

Den Gebildeten unseres Volkes, insbesondere der deutschen Jugend, haben wir vor drei Jahren unser „Hellas“ gebracht. Die Kritik, mündliche und schriftliche Mittheilungen urtheilsberufener Männer, darunter Autoritäten von Ruf, haben uns versichert, daß unser Lieblingswunsch, dem Vaterlande Ersprießliches darzubieten, kein eitler geblieben ist. Selbst im Auslande hat man das Unternehmen der Beachtung werth gehalten, so daß bereits vor zwei Jahren eine holländische Uebersetzung von unserm Hellas erschien und gegenwärtig eine russische in der Herstellung begriffen ist.

Nach solchen Vorgängen hielten wir es für Pflicht, die versprochene Herausgabe einer römischen Geschichte nicht länger aufzuschieben. Indem wir nun das lange vorbereitete Werk, dessen **zweiter** Band in nächster Zeit schon erscheint, während der **dritte** (Schluß-) **Band** binnen Jahresfrist vollendet sein soll, dem Publikum übergeben, glauben wir, daß unser Buch wohl geeignet ist, eine mannhafte Gesinnung schon in der Jugend mit heranziehen zu helfen. Sie muß vorhanden sein, wenn das zur Reife kommen soll, was gegenwärtig die Herzen der Edeln der Nation bewegt. Unser Vaterland sehnt sich nach innerer Einigung, und die Bessern suchen sie auf dem Wege gesetzlicher Entwickelung, sowie durch Pflege vaterländischer Gesinnung bei Volk und Jugend, herbeizuführen. Sollte es aber nicht unter allen Verhältnissen von Interesse sein, zu betrachten, wie das alte, kernhafte Römervolk die Verfassung durch gesetzliches Fortschreiten weiter ausbildete, die innere Zerklüftung zu einem festen, starken Ganzen zusammenschmolz und dadurch zu der überwältigenden Größe emporstieg, die dem Beschauer wie ein Wunderwerk erscheint? Wir besprechen deshalb die bürgerliche Entwickelung des römischen Staates ausführlich in unserm Buche. Mit nicht minderer Liebe verweilen wir bei den gewaltigen Heldengestalten der Römerwelt. Oft fühlten wir uns durch die Größe des Gegenstandes unserer Darstellung erhoben. Dann waren es für uns glückliche Stunden, wenn nach den Tagesarbeiten des Berufes in der Stille der Nacht die Heldengestalten der Vorzeit vor uns aufstiegen und uns einen Blick in den sie bewegenden Gedankenkreis thun ließen. Wir werden uns befriedigt fühlen, wenn auch nur hier und da ein Leser diese geistige Erhebung in einzelnen Momenten der Darstellung wahrnehmen sollte.

Eben so sorgfältig verfuhren wir in den Schilderungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der alten Römer. Natürlich durfte die römische Literatur nicht übergangen werden. Wir geben davon Proben in sorgfältiger Auswahl und zwar theils nach vorhandenen Uebersetzungen, theils in eignen Versuchen.

Daß unser Rom nicht minder reich illustrirt ist, als „Hellas", lehrt der Augenschein. Außer vielen Antiken und andern bildlichen Darstellungen wurden die besten Quellen-Werke zu Vorlagen benutzt. Hinsichtlich der Baudenkmäler standen uns die reichen Sammlungen befreundeter Architekten zu Gebote, sowie eigens für unseren Zweck angeordnete Original-Aufnahmen. Die historischen Scenen sind von den anerkannten Künstlern H. Leutemann, W. Deimling u. m. A. entworfen. Sämmtliche Illustrationen wurden in der artistischen Anstalt der Verlagshandlung von **Otto Spamer** sorgfältig hergestellt.

Wenden wir uns nochmals dem Buche zu, das der Herr Verleger mit Fleiß und Sorgfalt und mit nicht geringen Opfern ausgerüstet hat zur Fahrt auf dem stürmischen Oceane der Oeffentlichkeit. Viele Wünsche und Hoffnungen sind mit ihm an Bord gestiegen, keine höhere als die, ein Scherflein zur Förderung geistiger Interessen beigetragen zu haben und des Beifalls der Edeln werth zu sein. Wir läugnen nicht, daß dieser Beifall, wie der Polarstern dem Schiffer, uns auf der beschwerde- und genußreichen Wanderung durch die Römerwelt vorschwebte; möge er am Ziele der Fahrt uns zu Theil werden!

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Der nachstehend abgedruckte Theil des Inhaltsverzeichnisses legt Zeugniß für die Mannichfaltigkeit und den Reichthum des Inhaltes dieses Bandes ab.

Erster Abschnitt:

I. **Wanderung nach und durch Italien.**

Reise über die Alpen. Panorama der italischen Landschaft.

II. **Das alte Italien.**

1. **Land und Volk.** Früheste Kulturzustände und Religion. Baukunst. Bildende Künste. Malerei. — 2. **Altlatinische Sagen.** Janus und Saturnus. Picus und Faunus. Latinus und Aeneas. Des Aeneas Nachkommen.

Zweiter Abschnitt:

I. **Die römischen Könige.**

1. **Romulus.** Mythe von Romulus und Remus. Raub der Sabinerinnen. Kampf gegen die Sabiner. Versöhnung. Tatius. — 2. **Numa Pompilius.** Sein Umgang mit der Nymphe Egeria. Staatliche und religiöse Einrichtungen. Die Salier. — 3. **Tullus Hostilius.** Horatier und Curiatier. Krieg mit Veji und Fidenä; gegen die Sabeller. — 4. **Ancus Marcius.** Kampf mit Latium, den Sabinern und Volskern. — 5. **Lucius Tarquinius Priscus (der Alte).** Ramner, Titier und Lucerer. Krieg gegen die Latiner, Sabiner, Etrusker. Einrichtungen des Friedens. — 6. **Servius Tullius.** Tempelbau auf dem Aventin. Roms und Latiums Bündniß. Befestigung Roms. Veränderungen in der Staatsverfassung. Schätzung des Vermögens. Tullius' Ermordung. — 7. **Lucius Tarquinius Superbus.** Sabiner, Herniker, Volsker. Gabii. Bauten. Die sibyllinischen Bücher. Brutus. Tod der Lucretia. Flucht des Tarquinius nach Etrurien.

II. Kulturzustände unter den Königen.

1. Leben und Staat. Ackerbau, Jagd, Fischerei. Kleidung. Staatseinrichtungen. — 2. Kriegswesen. Heerordnung. Rüstung, Waffen.

Dritter Abschnitt:

Rom als Freistaat.

Erste Periode, bis zum Decemvirat.

I. **Vorherrschaft der Geschlechter.** Die Consuln. Junius Brutus und Tarquinius Collatinus. Verschwörung der Vitellier und Aquilier. Valerius. Gesetze. Porsenna. Horatius Cocles. Mucius Scävola. Krieg gegen Latium. Schlacht am See Regillus. Unterdrückung der Plebejer.

II. **Widerstand der Plebejer.** Volkstribunen. Erster Auszug nach dem heiligen Berg. Spurius Cassius. Ackergesetz. Die Fabier. Ihr Untergang. Innere Kämpfe. Einfall der Volsker und Aequer. Coriolan. Zug gegen Rom. Bedrängnisse Roms. Terentillus Arsa. Cincinnatus. Besiegung der Aequer.

III. **Decemvirat.** Bürgerliche Gesetzgebung. Appius Claudius. Die Zwölftafeln. Kampf gegen die Sabiner und Aequer. Siccius Dentatus. Tod der Virginia. Uebergang zu gesetzlicher Freiheit.

IV. **Kulturzustände in dieser Periode.** Bürgerliches Leben. Ackerbau. Kleidung. Feste. Poesie u. Musik. Gewerbe u. Verkehrsleben. Leichenbestattungen. Gräber. Kriegswesen.

Zweite Periode, bis zum Abzug der Gallier.

I. **Innere Kämpfe.** Zweite Auswanderung nach dem heiligen Berg. Censoren. Zunft der Schreiber. Naturereignisse. Spurius Mälius. Consular-Tribunen. Erneuerte Anregung der Ackergesetzfrage.

II. **Kämpfe nach Außen.** Sieg über die Aequer und Sabiner. A. Postumius Tubertus. Besiegung der Etrusker. Marcus Furius Camillus. Veji's Eroberung. Ackervertheilung. Camillus verbannt.

III. **Die Gallier.** Zug der Gallier unter Brennus nach Italien. Schlacht an der Allia. Niederlage der Römer. Brennus in Rom. Die Retterinnen des Kapitols. Steigende Bedrängniß der Römer; Camillus als Rächer. Abzug der Gallier.

Dritte Periode, bis zu den punischen Kriegen.

I. **Kriege gegen die Nachbarvölker.** Sage von der Volksflucht. Veränderungen im Kriegswesen und ihre Folgen. Siege über Volsker, Etrurier, Päneſtiner.

II. **Kämpfe der Stände unter sich um Gleichberechtigung.** Erneuerte Ausübung der Schuldgesetze. Titus Manlius Capitolinus. Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius. Das Licinische Ackergesetz. Errichtung der Prätur. Die curulische Aedilität. Lucius Sextius erster plebejischer Consul. Erneuerung der Wuchergesetze; Gesetz gegen die Amtserschleichung. Steigender Einfluß der Plebejer. Gerichtstage. Kolonien.

III. **Kriege gegen Gallier, Samniten und Latiner.** Rom gegen Gallier und Nachbarvölker. Des Marcus Curtius Opfertod. Besiegung der Herniker; Einbruch der Gallier. Titus Manlius Torquatus. Herniker, Etrusker, Falisker, Tusker, Kelten gegen Rom. Rom gegen Samnium und Latium. Kampf am Gaurus-Gebirge. Des Publius Decius Sieg. Aufstand in Capua. Titus Manlius' Hinrichtung. Tod des Decius Mus. Siege der Römer am Vesuv und am Liris. Sieg des Furius Camillus bei Pedum; Züchtigung der Latiner und Campaner.

IV. **Zweiter Krieg gegen Samnium und dessen Verbündete.** Alexander von Epirus. Vernichtung von Paläopolis und Unterwerfung von Neapolis. Lucius Papirius Cursor und Fabius Maximus Rullianus. Wechselndes Kriegsglück der Samniten. Fabius in Apulien; Papius Brutulus' Tod. Die Caudinischen Engpässe. Krieg in Etrurien.

V. **Dritter Krieg gegen die Samniten und ihre Bundesgenossen.** Tarent. Glänzende Erfolge der Römer. Schlacht bei Sentinum. Matronenstreit in Rom.

VI. **Pyrrhus.** Pyrrhus rüstet gegen Rom. Schlachten bei Heraklea und Asculum.

VII. **Kulturzustand während der letzten Periode.** Bürgerliche Verhältnisse und Kunstleistungen. Das römische Haus. Lebensweise und Verkehr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Rom.

I.

Waegner
BWB

Neue

Jugend- und Hausbibliothek.

Mit

vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen,
Karten u. s. w.

Dritte Serie.

Dritter bis fünfter Band.

Rom.

Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall
des
Weltreiches der Römer.

Von

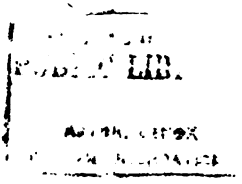
Dr. Wilhelm Wägner.

Vollständig in drei Bänden.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen und Zeichnungen von W. Deimling, H. Lentemann u. A., vielen Tonbildern, nebst mehreren Karten.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1862.



Rom I. Titelbild.

Hannibal's Zug über die Alpen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

ROM
von
Dr. WAEGNER.
Leipzig
Otto Spamer
SPQR

Rom.

Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall
des
Weltreiches der Römer.

Für Fremde des klassischen Alterthums, insbesondere
für die deutsche Jugend.

Bearbeitet von
Dr. Wilhelm Wägner.

Erster Band.

Mit 8 Tonbildern nach Originalzeichnungen von W. Heimling, H. Leutemann u. A.
sowie mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen nebst Karte.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1862.

18103A

Verfasser und Verleger behalten sich das Uebersetzungsrecht ausdrücklich vor.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

TRANSFER FROM C. L. JUN 1921

Vorwort.

Den Gebildeten unseres Volkes, insbesondere der deutschen Jugend haben wir vor drei Jahren unser „Hellas" gebracht. Nicht ohne Zagen betraten wir damals mit dem Ergebnisse unserer Studien, Mühen und unserer Liebe das Forum der Oeffentlichkeit; denn wir sahen ein, wie weit unser Versuch hinter dem Ideale zurückstand, das wir uns von dem Dichten und Schaffen des Hellenenvolkes entworfen, in dem wir von früher Jugend gelebt hatten. Indessen überwog der doppelte Wunsch: jene alte, große Zeit dem Volke näher zu rücken und in dem Leben und Schaffen der Hellenen dem geistig strebsamen Theile unserer Nation nachahmungswürdige Vorbilder gegenüber zu stellen.

Die Stimmen der Kritik, mündliche und schriftliche Mittheilungen urtheilsberufener Männer, darunter Autoritäten von Ruf, haben uns versichert, daß unser Lieblingswunsch, dem Vaterlande Ersprießliches darzubieten, kein eitler geblieben ist. Selbst im Auslande hat man das Unternehmen der Beachtung werth gehalten, so daß bereits vor zwei Jahren eine holländische Uebersetzung von unserm „Hellas" erschien und gegenwärtig eine russische zu Tage gefördert wird, wozu die Verlagshandlung die Bleiabgüsse liefert.

Nach solchen Vorgängen hielten wir es für Pflicht, die versprochene Herausgabe einer römischen Geschichte nicht länger aufzuschieben. Seit vielen Jahren, und lange vor Veröffentlichung unseres Hellas, haben wir dazu Material gesammelt und ohngeachtet anderer literärischen Arbeiten und vielfacher Berufsgeschäfte die Bearbeitung in Angriff genommen.

Wir hatten dieselbe zugesagt, da sie gleich Anfangs im Plane der Verlagshandlung lag, welche mit löblicher Beharrlichkeit ihre wohlerwogenen Unternehmungen für die geistigen Interessen des Volkes zur Ausführung bringt.

Indem wir nun das lange vorbereitete Werk, dessen Fortsetzung und Schluß in rascher Folge erscheinen wird, dem Publikum übergeben, glauben wir, daß unser Buch wohl geeignet sei, Mannhaftigkeit der Gesinnung schon in der Jugend mit heranziehen zu helfen. Sie muß vorhanden sein, wenn das zur Reife kommen soll, was gegenwärtig die Herzen der Edeln der Nation bewegt. Unser Vaterland sehnt sich nach innerer Einigung, und die Bessern suchen sie auf dem Wege gesetzlicher Entwickelung, sowie durch Pflege vaterländischer Gesinnung bei Jugend und Volk, herbeizuführen. Sollte es aber nicht unter allen Umständen von Interesse sein, zu betrachten, wie die alte, kernhafte Römerwelt ihre Verfassung durch gesetzliches Fortschreiten weiter ausbildete, die innere Zerklüftung zu einem festen, starken Ganzen zusammenschmolz und dadurch zu der überwältigenden Größe emporstieg, welche dem Beschauer wie ein Wunderwerk erscheint? Aus diesem Grunde haben wir die bürgerliche Entwickelung des römischen Staates ausführlicher besprochen. Indessen weilten wir mit nicht minderer Liebe bei den gewaltigen Heldengestalten, deren Wiege theils Rom selbst war, theils auch feindliche Staaten. Wir sind ihren Spuren durch sorgfältige Studien nachgegangen; mitunter kam uns, wie bei dem Alpenübergange Hannibal's, die Kenntniß des Terrains aus eigner Anschauung zu Hülfe. — Um Karthago's Größe und Herrlichkeit vor seinem Untergange möglichst treu und plastisch hervorzuheben, benutzten wir die Resultate der neuesten Ausgrabungen von M. Beule. Eben so sorgfältig verfuhren wir in den Schilderungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der alten Römer. Natürlich durfte die römische Literatur nicht übergangen werden. Wir geben davon Proben in sorgfältiger Auswahl und zwar theils nach vorhandenen Uebersetzungen, theils auch in eignen Versuchen. Wir haben freilich dabei Streifzüge in das Gebiet der Poesie gewagt; allein wir thaten dasselbe auch in „Hellas", und die Kritik hat das Wagniß in Gnaden hingenommen und auch die Mottos nicht unpoetisch gefunden. Möge sie dieselbe Gunst vorliegendem Buche angedeihen lassen.

Die Abfassung der römischen Geschichte für den oben bemerkten Zweck war nach dem Gesagten ein schwieriges Unternehmen. Wir haben dabei die gründlichen Forschungen Gibbon's, Niebuhr's, die werthvollen Geschichtswerke eines Schwegler, Mommsen, Peter u. a. zu Hülfe genommen, mit den Quellen aus dem Alterthume verglichen und darauf unser selbständiges Urtheil gebaut, wie man sich bei gründlicher Lektüre überzeugen wird. Wir müssen uns daher gegen jene Kritik verwahren, die das Resultat unserer Studien und Forschungen für eine Compilation ausgeben wollte. Wir haben die vorhandenen Hülfsquellen unverdrossen geprüft und sorgfältig gesichtet und dürfen daher mit Bescheidenheit versichern, daß der von uns geordnete Stoff selbständig verarbeitet und von uns in die geeignete Form gebracht worden, wobei die bei unserm „Hellas" gemachten Erfahrungen, sowie der vergönnte Raum maßgebend sein mußten. Oft fühlten wir uns durch die Größe des Gegenstandes unserer Darstellung erhoben, oft waren es für uns glückliche Stunden, wenn nach den Tagesarbeiten des Berufes in der Stille der Nacht die Heldengestalten der Vorzeit vor uns aufstiegen und uns einen Blick in die sie bewegende Gedankenwelt thun ließen. Wir werden uns befriedigt fühlen, wenn auch nur hier und da ein Leser diese geistige Erhebung in einzelnen Momenten der Darstellung wahrnehmen sollte.

Daß unser Rom nicht minder reich illustrirt ist, als „Hellas", lehrt der Augenschein. Wir sind dafür dem Herrn Verleger zu Danke verbunden. Es drängt uns auch hier öffentlich hervorzuheben, wie derselbe nicht bloß kaufmännisch seinem Berufe lebt, sondern zugleich die mannichfaltigen Zweige seiner verlegerischen Thätigkeit wissenschaftlich zu durchdringen sucht, wie er sich namentlich auf dem Felde der Geschichte durchaus heimisch gemacht hat. Dadurch war es ihm möglich, die besten Vorlagen zu ermitteln, um die alte Römerwelt, den Schauplatz ihrer Thaten, die hervorragendsten Persönlichkeiten, ihre künstlerischen Werke, das Privat- und öffentliche Leben wie durch das Wort, so im Bilde zur Anschauung zu bringen. Er hat dieses Ziel unter Krankheit und mancherlei anderweitigen Störungen fest im Auge behalten und beharrlich verfolgt; möge sein gründliches Schaffen die verdiente Anerkennung finden!

Außer vielen Antiken und andern bildlichen Darstellungen wurden zu Vorlagen benutzt: Frommel's pittoreskes Italien, Overbeck's Pompeji für das Landschaftliche; das **Museo Capitolino**, das **Museo Borbonico** und das **Museo Pio Clementino**, sowie Visconti's **Planches de l'Iconographie romaine** für Büsten und Kunstgegenstände. Hinsichtlich der Baudenkmäler standen uns die reichen Sammlungen befreundeter Architekten zu Gebote, sowie eigens für unseren Zweck angeordnete Original-Aufnahmen. Die historischen Scenen sind von den anerkannten Künstlern H. Leutemann, W. Deimling u. A. entworfen. Sämmtliche Illustrationen wurden in der artistischen Anstalt der Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Holz geschnitten und sorgfältig vollendet.

Die deutsche Rechtschreibung war von den Grundsätzen abhängig, welche in den von der Firma Otto Spamer verlegten illustrirten Bibliotheken durchgeführt sind. Eigennamen und überhaupt Gegenstände aus der Römerzeit haben wir in einem Buche über Rom auch römisch geschrieben. Nur bei Bezeichnung der Kriegschiffe haben wir des Wohlklangs und der Kürze wegen das griechische Wort Pentere statt des lateinischen Quinquireme adoptirt. Daß wir in Hellas Trireme der griechischen Triere vorzogen, war ein Mißgriff, und wir können nicht gegen den Stachel löcken, wenn man uns darum einen Stein des Anstoßes in den Weg geschleudert hat.

Wir beschließen hiermit Erörterungen, welche freilich nur selten berücksichtigt werden. Dafür wenden wir uns nochmals dem Buche zu, das der Herr Verleger mit Sorgfalt und unter nicht geringen Opfern ausgerüstet hat zur Fahrt auf dem stürmischen Oceane der Oeffentlichkeit. Viele Wünsche und Hoffnungen sind mit ihm an Bord gestiegen, keine höhere als die, ein Scherflein zur Förderung geistiger Interessen beigetragen zu haben und des Beifalls der Edeln werth zu sein. Wir läugnen nicht, daß dieser Beifall, wie der Polarstern dem Schiffer, uns auf der beschwerde- und genußreichen Wanderung durch die Römerwelt vorschwebte; möge er uns am Ziele der Fahrt zu Theil werden und auch den freundlich gesinnten Männern der Wissenschaft, die uns unterstützten, beweisen, daß sie einem würdigen Unternehmen ihre wohlwollende Hülfe zugewendet haben.

Der Verfasser.

Inhalt

von W. Wägner's Rom. Erster Band.

Seite

Einleitung 3

Erster Abschnitt:

I. Wanderung nach und durch Italien.

Reise über die Alpen. Panorama der italischen Landschaft 9

II. Das alte Italien.

1. **Land und Volk.** Früheste Kulturzustände und Religion (35). Die frühesten Gottheiten: Sancus [Semo Sancus], Quirinus, Jupiter, Mars (39). Janus (41). Juno, Vesta (41). Manen, Penaten, Lemuren, Larven, Lamien (42). Baukunst (42). Erste Anfänge (43). Gräber (45). Bildende Künste (47). Malerei (49). Alt-Italien und Griechenland (50) 25
2. **Altlatinische Sagen.** Janus und Saturnus (53). Picus und Faunus (54). Latinus und Aeneas (55). Des Aeneas Nachkommen (56) . 52

Zweiter Abschnitt:

I. Die römischen Könige.

1. **Romulus.** Sagenhaftes über seine Jugend (61). Raub der Sabinerinnen (63). Kampf gegen die Sabiner (64). Versöhnung (65). Tatius (65). Mythe von Romulus und Remus (66) 61
2. **Numa Pompilius.** Sein Umgang mit der Nymphe Egeria (67). Staatliche und religiöse Einrichtungen (68). Die Salier (69) 67
3. **Tullus Hostilius.** Horatier und Curiatier (73). Krieg mit Veji und Fidenä (74); gegen die Sabeller (75) 72
4. **Ancus Marcius.** Kampf mit Latium, den Sabinern und Volskern (78). Tarquinius (79) 77
5. **Lucius Tarquinius Priscus (der Alte).** Ramner, Titier und Lucerer (81). Krieg gegen die Latiner, Sabiner, Etrusker (82). Einrichtungen des Friedens (83). Servius Tullius (86) 80
6. **Servius Tullius.** Tempelbau auf dem Aventin (90). Roms und Latiums Bündniß (90). Befestigung Roms (90). Veränderungen in der Staatsverfassung (91). Schätzung des Vermögens (93). Frevel im Königshaus; Tullius' Ermordung (95) 89
7. **Lucius Tarquinius Superbus.** Sein Charakter (97). Sabiner, Herniker, Volsker (98). Feriä latinä (98). Gabii (100). Bauten (100). Die sibyllinischen Bücher (102). Die Gesandtschaft nach Delphi (102). Brutus (104). Tod der Lucretia (105). Flucht des Tarquinius nach Etrurien (106) 97

II. Kulturzustände unter den Königen.

1. **Leben und Staat.** Ackerbau, Jagd, Fischerei (110). Kleidung (111). Staatseinrichtungen (112) 109
2. **Kriegswesen.** Heerordnung (144). Rüstung, Waffen (115) 114

Dritter Abschnitt:
Rom als Freistaat.

Seite

Erste Periode, bis zum Decemvirat.

I. **Vorherrschaft der Geschlechter.** Die Consuln (116). Junius Brutus und Tarquinius Collatinus (119). Verschwörung der Vitellier und Aquilier (120). Ergänzung des Senats (122). Valerius (123). Gesetze (123). Porsenna (124). Horatius Cocles; Mucius Scävola (126). Volkszählungen (128). Krieg gegen Latium (128). Schlacht am See Regillus (130). Unterdrückung der Plebejer (132) . . . 117

II. **Widerstand der Plebejer.** Volkstribunen (136). Erster Auszug nach dem heiligen Berg (136). Spurius Cassius (139). Ackergesetz (141). Die Fabier (141). Ihr Untergang (143). Innere Kämpfe (143). Einfall der Volsker und Aequer (145). Coriolan (146). Seine Flucht zu den Volskern (147). Zug gegen Rom (148). Versöhnung (150). Bedrängnisse Roms (150). Terentillus Arsa (151). Cincinnatus (152). Besiegung der Aequer (155) 133

III. **Decemvirat.** Bürgerliche Gesetzgebung (156). Appius Claudius (158). Die Zwölftafeln (159). Kampf gegen die Sabiner und Aequer (164). Siccius Dentatus (165). Tod der Virginia (168). Uebergang zu gesetzlicher Freiheit (172) 156

IV. **Kulturzustände der Römer in dieser Periode.** Bürgerliches Leben (175). Ackerbau (176). Kleidung (177). Feste; die römischen Spiele (179). Poesie und Musik (180). Gewerbe und Verkehrsleben (184). Handwerker (184). Kaufläden (185). Leichenbestattungen (186). Gräber (187). Kriegswesen. Abänderungen der Taktik (188). Eintheilung des Heeres (189). Kriegszucht (190). Sold (192) . . . 175

Zweite Periode, bis zum Abzug der Gallier.

I. **Innere Kämpfe.** Zweite Auswanderung nach dem heiligen Berg (195). Befugnisse der Censoren (197). Zunft der Schreiber (198). Naturereignisse (199). Spurius Mälius (199). Consular-Tribunen (201). Erneuerte Anregung der Ackergesetzfrage (201) 193

II. **Kämpfe nach Außen.** Krieg gegen die Aequer, Volsker, Etrusker (203). Sieg über die Aequer und Sabiner (204). A. Postumius Tubertus Dictator (205). Besiegung der Etrusker; zweiter Aufstand der Etrusker; Niederlage der Römer (207). Kampf um Fidenä (208). Sieg der Römer (209). Veji (210). Niederlagen der Römer (212—213). Marcus Furius Camillus (214). Veji's Eroberung (216). Ackervertheilung (217). Capenä und Falerii unterwerfen sich (217). Camillus' Verbannung (218) 203

III. **Die Gallier.** Zug der Gallier unter Brennus nach Italien (221). Schlacht an der Allia (222). Niederlage der Römer (223). Schrecken in Rom (224). Brennus in Rom (226). Kampf auf dem Capitol (227). Die Gänse, als Retterinnen (228). Steigende Bedrängniß der Römer; Camillus, als Retter und Rächer; Abzug der Gallier (229) . . . 219

Dritte Periode, bis zu den punischen Kriegen.

I. **Kriege gegen die Nachbarvölker.** Verfall der römischen Macht; Sage von der Volksflucht (232). Veränderungen im Kriegswesen und ihre Folgen (233). Siege über Volsker und Etrurier (234); über die Präneſtiner (236). Schlacht bei Satricum (236) 231

Seite

II. **Kämpfe der Stände unter sich um Gleichberechtigung.** Erneuerte Ausübung der Schuldgesetze (238). Titus Manlius Capitolinus (238). Des Manlius Todesurtheil (240). Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius (240). Das Licinische Ackergesetz (241). Schuldenwesen (242). Errichtung der Prätur (244). Die curulische Aedilität; Lucius Sextius, erster plebejischer Consul (245). Erneuerung der Wuchergesetze; Gesetz gegen die Amtserschleichung (246). Steigender Einfluß der Plebejer; Aufhebung der Schuldknechtschaft (247). Gerichtstage; Zulassung der Plebejer zu den Priesterwürden (248). Kolonien (249) 237

III. **Kriege gegen Gallier, Samniten und Latiner.** Rom gegen Gallier und Nachbarvölker (250). Des Marcus Curtius Opfertod (251). Besiegung der Herniker; Einbruch der Gallier (252). Titus Manlius Torquatus (253). Herniker, Etrusker, Falisker, Tusker, Kelten gegen Rom (254). Rom gegen Samnium und Latium (255). Kampf am Gaurus-Gebirge (256). Des Publius Decius Sieg (254). Aufstand des Kriegsvolkes in Capua (258). Titus Manlius erlegt den Führer der Tusculaner im Zweikampf; Todesurtheil durch seinen Vater und Hinrichtung (261). Tod des Decius Mus (262). Siege der Römer am Vesuv und am Liris (264). Sieg des Furius Camillus bei Pedum; Züchtigung der Latiner und Campaner (265) 250

IV. **Zweiter Krieg gegen Samnium und dessen Verbündete.** Alexander von Epirus (266). Neuer Ausbruch der Feindseligkeiten; Vernichtung von Paläopolis und Unterwerfung von Neapolis (267). Lucius Papirius Cursor und Fabius Maximus Rullianus (268). Rettung des Fabius Maximus vom Tod durch das Beil (269). Wechselndes Kriegsglück der Samniten (270). Fabius in Apulien; Papius Brutulus' Tod (271). Die Caudinischen Engpässe (272). Fortsetzung der Kämpfe (276). Krieg in Etrurien (278) 266

V. **Dritter Krieg gegen die Samniten und ihre Bundesgenossen.** Tarent (282). Glänzende Erfolge der Römer (283). Schlacht bei Sentinum (286). Besiegung der Feinde (289). Streit der Matronen in Rom (290). 280

VI. **Pyrrhus.** Pyrrhus rüstet gegen Rom (295). Schlacht bei Heraklea (296). Schlacht bei Asculum (299). Unterwerfung der Samniten (301) . 291

VII. **Kulturzustand während der letzten Periode.** Bürgerliche Verhältnisse und Kunstleistungen (303). Das römische Haus (308). Lebensweise und Verkehr (314) 303

Illustrationen.

Tonbilder,

welche an den bezeichneten Seiten einzuheften sind:

Frontispice.
Hannibal's Uebergang über die Alpen . . . . . Titelbild.
Das heutige Forum . . . . . S. 19.
Die Tiber bei Rom . . . . . = 57.
Festzug nach dem Circus zu den Spielen . . . . . = 180.
Auszug der lustigen Spielleute . . . . . = 183.
Die Belagerung von Veji . . . . . = 212.
Schlacht bei Asculum . . . . . = 299.

Illustrationen,

welche im Text befindlich sind.

Erster Abschnitt:

Wanderung nach und durch Italien.

Isola bella (9). Der Garda-See bei Garignano (12). Cascade des Nesso (13). Canale grande zu Venedig (15). Karthause bei Pavia (17). Golf von Neapel (21). Strudel der Charybdis (23). Kyklopen-Inseln mit dem Aetna im Hintergrunde (24). Sümpfe der Maremmen (28). See von Nemi (31). Soracte (35). Etruskische Gräber zu Tarquinii (39). Janus (40). Feierliches Jupiteropfer (41). Pelasgische Mauern [Gegend von Suna] (43). Restaurirte Gräberstadt [Nach Canina] (45). Das restaurirte Innere eines Grabes zu Volaterrä (47). Etruskische Geräthschaften, Vasen, Schmuckkästchen, Spiegel (48). Etruskische Aschenkiste (51). Aeneas' Landung (52). Alba Longa (56). Opfer der Vestalinnen (58). Tibergott (60).

Zweiter Abschnitt:

Die römischen Könige.

Versöhnung der Römer und Sabiner durch die Sabinerinnen (65). Numa Pompilius und Egeria (67). Tanz der Salier (69). Numa Pompilius (70). Auszug der Horatier [Nach David] (72). Ancus Marcius ehrt den Tarquinius Priscus (77). Tarquinius Priscus, fremde Metallarbeiter in ihrer Werkstätte aufsuchend (83). Forum von Pompeji aus späterer Zeit (85). Tempelbau auf dem Aventinus (89). Tarquinius Superbus entledigt sich seines Schwiegervaters Servius Tullius (97). Anrur, Stadt der Volsker (99). Grotte der Sibylle (103). Leichenverbrennung (108). Rom unter den Königen (109). Altrömischer Pflug frühester, sowie späterer Periode (110). Jagd und Fischerei (111). Römische Schwerter aus verschiedenen Perioden (115).

Dritter Abschnitt:

Rom als Freistaat.

Brutus verurtheilt seine Söhne [Nach Guillon] (117). Junius Brutus (121). Horatius Cocles (125). Untergang der Fabier (134). Die Frauen Roms vor Coriolan (149). Denkmal (152). Cincinnatus am Pflug (153). Tod der Virginia (169). Tarpejischer Fels (174). Häusliche Leichenfeier (175). Fußbekleidungen (178). Plan des römischen Normalhauses (184). Römischer Spezereiladen [Ausgrabungen von Pompeji] (185). Consular-Gräber von Palazzuola (187). Schleuderer, Fußsoldat, Lictor, Reiter (191). Späterer römischer Pflug (192). Römische Waffen (193). Feierliches Marsopfer vor dem Auszuge des Heeres (203). Ruinendenkmal (209). Abzugskanal des Albaner-Sees (210). Rom von Galliern bedroht (218). Tod des Consularen Papirius (219). Zug der Gallier (225). Keltische Waffen (230). Gaurus-Gebirge (231). Des Marcus Curtius Opfertod (250). Tod des Decius Mus (263). Haruspicium für Papirius Cursor (269). Demüthigung der Römer in den Caudinischen Engpässen (272). Schlacht bei Sentinum (281). Benevent (291). Pyrrhus (293). Kriegselephant des Pyrrhus (295). Landbau und Landleben (303). Die Via Appia in ihrem gegenwärtigen Zustande (305). Das Atrium (308). Plan des römischen Normalhauses (309). Das Prothyrum (311). Triclinium funebre (313). Geräthschaften, Geschirre, Vasen, Spiegel u. s. w. (317). Hauskapelle (318).

Rom.

Erſter Band.

Sie rangen in der heißen Schlacht
Um Ehr' und Sieg und Herrschermacht,
Die Helden Roms, mit Schwert und Speer!
Ihr bleichen Schatten, tretet her
Aus eurer Gräber tiefer Kluft,
Von Staub umweht und Moderluft,
Berichtet aus vergangner Zeit
Von Siegeslust und herbem Leid!
Herauf aus eurer Gräber Nacht
In alter Macht! Erwacht! erwacht!

Einleitung.

In vorhergehenden Bänden der illustrirten Jugend- und Hausbibliothek dieser Serie haben wir die Welt der alten Hellenen kennen gelernt. Sie zeigte uns ein Bild von dem menschlichen Leben und Streben, das durch seine Mannichfaltigkeit und geistige Bedeutsamkeit des Interessanten und Wissenswürdigen gar Vieles darbot. Heldengröße, gesetzliche und staatliche Entwickelungen, Schöpfungen des Genies in Wissenschaft und Kunst, und das Alles verklärt durch den natürlichen Sinn des Volkes für Schönheit, traten uns in sehr verschiedenartigen Formen entgegen.

Die Römerwelt, der wir nunmehr unsere Betrachtung zuwenden, erscheint einfarbiger, gleichsam Grau in Grau gemalt, nicht belebt vom Hauche der Poesie, die über das hellenische Volk ihren heitern Glanz verbreitet und auch seinen Verfall, wie mit einem lieblichen Abendroth, noch umsäumt. Aber aus dem eintönigen Gemälde erheben sich Gestalten, die durch unbeugsamen Muth und energische Thaten Alles überragen, was die Geschichte des Menschengeschlechts von gewaltiger, weltbezwingender Kraft zur Anschauung bringt. Praktischer Verstand, der überall das Nothwendige erkennt und den richtigen Weg einschlägt, Rastlosigkeit im Streben nach dem vorgesteckten Ziele, trotzige, rücksichtslose Kühnheit, eiserne Willenskraft und endlich der unerschütterliche Glaube an die Bestimmung Roms thut sich uns in den gesetzlichen Einrichtungen, wie in dem kriegerischen Fortschreiten dieses merkwürdigen Volkes zur Weltherrschaft auf jeder Seite der Geschichte kund.

Daher sind die Jahrbücher Roms zwar in andrer Weise, als die von Hellas, doch nicht weniger reich an bedeutenden Menschen und Begebenheiten, welche dem denkenden Leser anziehende Unterhaltung und geistvolle Belehrung gewähren.

Es ist ein bedeutender Abschnitt der Weltgeschichte, den wir betrachten wollen. Er geht aus der grauen Dämmerung der Mythe hervor und reicht bis in die Zeit, da die gegenwärtig blühenden Völker sich zu bilden beginnen. Da erscheinen zuerst Götter in Menschengestalt; sie gründen Rom und geben Ordnung, Gesetz und menschenwürdige Sitte. Einfach lebt noch der Bürger des Staates, den Acker bauend, die Götter ehrend, kämpfend für Ehre und Vaterland, Keiner um Gold. Als aber die alte Frömmigkeit hinstirbt, und Begierde nach Herrschaft und Gold die Herzen erfüllt, da mordet das Schwert, da tödtet das Gift, da wüthen Brüder gegen Brüder durch Jahrhunderte blutiger Entzweiung, bis die blondhaarigen Völker aus Norden und die Barbaren aus Osten die römische Welt in Trümmer stürzen und eine neue Ordnung der Staaten gründen.

Um vorläufig eine Uebersicht von dem weiten Gebiete zu gewinnen, das wir zu durchwandern haben, versetzen wir uns in Gedanken auf den Schauplatz, wo das mächtige, weltbeherrschende Volk der Römer seine Gesetze gab und seine Schlachten schlug.

Da liegen die Hügel und Niederungen vor uns, die noch heutiges Tages die ewige Stadt mit ihren Domen, Palästen und verwitterten Trümmern bedeckt. Anders war es in der uralten Zeit, in welche wir uns versetzen. Da trieben hier auf magern Triften ärmliche Hirten ihre Herden zur Weide. Vater Tiberinus schlich schilfbekränzt, wenn seine Wasser schwollen, durch die Niederungen. Der weitschauende Janus auf hoher Burg und Saturn, vom fernen Osten kommend, brachten eine goldne Zeit. Wandervölker durchziehen die Halbinsel und gründen sich Wohnsitze. Schwärme aus Latiums Bergen und aus dem Sabinerland bauen sich auf den Hügeln am Tiberflusse an. Wie sie mit einander kämpfen und sich zu einem Gemeinwesen vertragen, das Alles umhüllt die Sage mit ihrer Dämmerung. Aber die Sieger besitzen das Feld und richten Gesetze auf; die Unterworfenen und Einwanderer aus der Fremde sind rechtlos, und als Könige im Glanze königlicher Macht sich erheben, werden sie von den stolzen Geschlechtern gestürzt. Ketten klirren, Geißelschläge erschallen, aber unter dem Drucke wird die rechtlose Menge mündig; sie erringt gleiche Berechtigung. Da dringen Barbarenheere heran. Rom geht in Flammen unter; doch das Capitol bleibt bewahrt, und aus Schutt und Asche erhebt sich wieder die Siebenhügelstadt in ihrer Macht und schreitet vorwärts von Sieg zu Sieg über die Völker Italiens. Schlicht und einfach leben Roms Bürger nach althergebrachter Sitte; in langumhüllender Toga stehen sie auf dem Forum, die Wohlfahrt der Stadt erwägend; in purpurumsäumtem Gewande rathschlagen die Männer des Senats, einer Versammlung von Königen vergleichbar, über Gesetz und Recht, über Krieg und Frieden. Und wenn die Pflichten ihres Amtes erfüllt

sind, wandern sie hinaus auf ihr Feldgut und ziehen Furchen und kehren Abends nach vollbrachter Arbeit in der ländlichen Wohnung ein, wo die keusche Matrone dem Haushalt vorsteht und die Kinder erzieht in frommer, löblicher Sitte.

So bleibt durch viele Jahre die alte Zucht und Ordnung bestehen, während nach außen kein Stillestand bemerkbar ist. Schiffe werden gebaut, der meerbeherrschenden Nebenbuhlerin Karthago Trotz zu bieten. Im fernen Süden kämpfen Roms Flotten und Heere um Ruhm und Herrschaft. Noch einmal erbebt die stolze Stadt; ein sieggekrönter Held bahnt sich durch Schnee und Eis der Alpen einen Weg in das Herz von Italien. Vor seinem Genie und seinen abgehärteten Kriegern sinken die Legionen in den Staub; aber er steht allein, ohne Hülfe von seiner Vaterstadt, ohne Unterstützung von den, gleich ihm, bedrohten Königen. Sein Untergang entscheidet über die Weltherrschaft. Die römischen Imperatoren schreiten unaufhaltsam über zertrümmerte Throne, gebrochene Städte, zertretene Nationen und führen die blutigen Trophäen im prangenden Aufzug zum Capitol. Römisches Gesetz und Recht, römische Sprache, römische Willkür und Habsucht herrschen weit und breit in den Ländern, die das Mittelmeer bespült, bis tief in das Innere der drei umgränzenden Erdtheile. Aber die stolzen Sieger sind selbst Knechte der Habgier geworden; Sinnengenuß ist ihr Ziel, ganz Rom ist feil, wenn nur ein Käufer sich fände.

Und siehe, im eignen Schooße gebiert sich die ewige Stadt ihre Herren. Männer, groß durch Genie und entflammt von Ehrgeiz, ringen um den höchsten Preis, um die Herrschaft über Rom und die geknechtete Welt. Die Legionen der Söldner folgen willig dem Meistbietenden in den blutigen Kampf; das Lager ist ihre Heimat, der Krieg und seine Beute ihre Losung. Auf beiden Seiten schweben die Adler, auf beiden Seiten blinkt das römische Schwert. Aus dem blutigen Gewühle erhebt sich eine einzelne Heldengestalt, furchtbar, unwiderstehlich in der Schlacht, gütig den Besiegten, zum Herrschen berufen. Der Sieger greift nach dem funkelnden Diadem und fällt durch Mörderhände. Aber das entartete Volk, dem Müßiggang ergeben, allen Lastern dienstbar, kann die Freiheit nicht mehr ertragen. „Brod und Spiele!“ ruft der Pöbel, „Glanz und Wohllust!“ die reichen Schwelger, und sie kriechen und küssen den Staub vor dem Gestirn, das in dem neuen glücklichen Herrscher aufgegangen ist und der bewegten Römerwelt vom langen Bruderkriege endlich wieder zu rasten vergönnt.

Der Waffenlärm ist verhallt; nur an der fernen Gränze des Reiches tönt noch der Kriegsruf im Kampfe mit den freien Söhnen der Wildniß, die ihr ärmliches Gut wider den Andrang der Legionen muthig vertheidigen. Aber die Herrscher und ihre Günstlinge begehren ihre fürstlichen Hallen zu schmücken, die Freudentafel zu verschönern durch geistige Genüsse; da fällt ein Lichtglanz von jener Geistessonne herüber, die einst das gottgeliebte Hellas verklärt hat, und entzündet in edeln Naturen den Trieb, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft Preiswürdiges zu schaffen. Lieder erklingen um den Thron der Weltbeherrscher, nicht hohe, gewaltige, berauschende Vaterlands- und Freiheits-

gesänge, doch lieblich anzuhören durch Wohllaut und Kraft und Fülle der Sprache. Sie preisen die Natur und die Lust des Landlebens und die alten Zeiten; sie verherrlichen den Herrscher und die Wohlthat des Friedens; sie scherzen über die Entartung des Volkes, oder geißeln mit bitterm Wort die neuen Laster. Auch was in früherer Zeit die Kunst der Rede geschaffen, was die Geschichte aufbewahrt hat von den Thaten der Helden, wird geordnet, in schöne Form gebracht. Kühne Bauwerke, würdig des Römergeistes, werden aufgeführt; Meißel und Pinsel schaffen hehre Göttergestalten nach dem erhabenen Muster griechischer Schöpfungen und anmuthigen Schmuck für die Freudensäle der Großen.

Nicht lange dauert die künstlich hervorgerufene Blüte; unter dem grausamen Druck der Willkürherrschaft muß sie verwelken. Die Herren der Welt schwingen die Geißel des Despotismus über die Völker; aber sie werden selbst oft genug Opfer der Gewalt. Söldnerhorden stürzen und erheben sie.

Das düstere Bild des Verfalls der Römerwelt umfaßt Jahrhunderte, in denen nur hier und da eine glänzende Gestalt sich hervorhebt. Das Ende naht; der Riesenbau muß Stück für Stück zusammenbrechen. An den Gränzen stehen Barbaren in der Kraft frischer Jugend; ihre Banner wehen; ihre Waffen blitzen; sie ziehen über den Rhein und die Donau, über die Alpen und Pyrenäen und über die Meere und theilen sich in den Raub des zerstörten Reichs.

Wir haben hier, lieber Leser, die römische Geschichte in ihren Grundzügen vor dir aufgerollt. Sie scheint wie ein Märchen, wie ein Traum der kühnsten Phantasie; und sie ist auch eine Dichtung, eine Dichtung des ewigen Geistes, dessen Gedanken im Leben Körper und Form gewinnen. Es war aber nicht blos praktischer Verstand, Entschlossenheit und Ausdauer, was, wie wir bisher betrachtet, den Römer zur schwindelnden Höhe emportrug; er ging seinen eigenen stolzen, kühnen Gang, auf dem wir ihm zu folgen vielleicht weder den Willen, noch die Mittel haben. In der Idee des Staates war all sein Denken, Wollen und Schaffen begriffen. Der Staat war seine Welt, für die er lebte, kämpfte, zu sterben bereit war. Roma's Glanz zu erhöhen, ihre Gränzen mit siegender Gewalt auszubreiten, darnach strebte der stolze Sinn des Römers, nicht selten rücksichtslos in der Wahl und Anwendung der Mittel, mit eiserner Willenskraft, mit Verläugnung der heiligsten Gefühle, selbst der Freundes- und Verwandtenliebe. An der Idee von der Fortdauer seines Staates hielt er von Anfang an fest, sie stand ihm unter Siegen und Niederlagen, wie dem Schiffer der Polarstern, auf seinem Pfade vor Augen. Als er aber mit klugem Rath und gewaltiger That von Erfolg zu Erfolg fortschritt, verband sich damit der Glaube an die Bestimmung Roms zur Weltherrschaft. Diesem Glauben unterlagen die schwächeren Nachbarn wie die mächtigsten Staaten, die Krämerseelen in den Handelsstaaten, die verkommenen Nachfolger Alexander's, die verweichlichten Herrscher in Asien. Rom zwang sie alle unter das gemeinsame Joch, kettete sie alle an seinen Triumphwagen. Nachdem aber die Aufgabe der Siebenhügelstadt, die Gründung einer Weltmonarchie, gelöst war, schwand die Begeisterung,

die den Römer bisher mit unbeugsamer Kraft und preiswürdiger Opferfreudigkeit beseelt hatte. Er wollte nun auch der Früchte seines Schaffens froh werden. Er setzte sich an die Freudentafel des Genusses und meinte, er sei glücklich, bis ihn der Ekel der Uebersättigung und die Langeweile des Müßiggangs ergriff, bis ihm die überreizten Sinne den Dienst versagten, bis er sich in seiner geistigen Oede und Verlassenheit vergeblich nach einem Gegenstande umsah, der des Lebens und Strebens würdig sei.

Wenn du, freundlicher Leser, umherwandelnd durch die weiten Räume der römischen Größe und unter den Trümmern ihres Verfalls, einen Gegenstand suchst, woran dein Herz sich erhebe, deine Liebe sich kräftige, dein Geist zum Göttlichen sich aufrichte: so wende den Blick nach Osten! Dort glänzt ein funkelnder Stern über einer kleinen, auf zwei Höhen ruhenden Stadt. Die Stadt ist Bethlehem, und du kennst wohl den Stern und weißt seine Erscheinung zu deuten. Aber der Mann auf dem Throne der Welt, unter dessen Regierung er hervortrat, sieht ihn nicht; denn er ist berauscht von irdischer Größe und Herrlichkeit. Nur Hirten und Weise aus Morgenland erkennen ihn, und Fischer, Zöllner und arme Handwerker werden von seinem Lichte geweckt und zu Thaten beseelt. Sie gürten ihre Gewänder und schreiten am Wanderstabe durch die Städte und Provinzen des römischen Reichs. Sie bezwingen die Welt in anderer Weise, als die kriegerischen Legionen, und vergießen ihr Blut mit höherem Muthe, als die Helden von Thermopylä und Zama. Die denkwürdige Verbrüderung dieser Männer entstand unter römischer Herrschaft, hat sich zunächst innerhalb ihrer Gränzen und dann weiter und weiter ausgebreitet; daher dürfen wir sie nicht in unseren Berichten mit Stillschweigen übergehen. Vielleicht dient die Erzählung von ihrem Wirken und Schaffen dazu, den Geist wieder zu finden, dessen waltende Hand unter dem betäubenden Sturze blühender Städte und Völker dem menschlichen Auge oft verborgen war.

Mit dieser geistigen Umwälzung ging eine andere, welche die äußeren, staatlichen Verhältnisse betraf, Hand in Hand. Rom hatte seine Bestimmuug erfüllt; sein Glanz war erblichen; der Pesthauch der Verwesung zehrte an seinem Riesenleib; seine Glieder mußten aus einander fallen, damit neue Völker sich erheben, eine frische Völker-Jugend erblühen konnte. Darum ergreift ein seltsamer Wandertrieb die Nationen, nicht blos die, welche an den Gränzen des Reiches lagern, sondern auch die des fernen Nordens und die Nomadenvölker der Steppen von Hochasien. Sie wollen ihre rauhe Heimat mit andern wohnlicheren Sitzen vertauschen. Sie begehren, nachdem sie Jahrhunderte hindurch in ihren Einöden namen- und thatenlos gehaust, auf dem Schauplatze zu erscheinen, wo die Geschicke des Menschengeschlechts unter Siegen und Niederlagen entschieden werden. Wie verheerende Ströme überfluthen sie die Provinzen des morschen Reiches und Rom selbst, zerstören die alte Ordnung, die alte Kultur, und nehmen Elemente derselben in ihre eigne Bildung auf. Einzelne riesige Gestalten steigen aus den Wogen der Völkerwanderung hervor, groß und gewaltig, meist zerstörend, unfähig, etwas Dauerndes zu schaffen.

Sie gehen in der wilden Strömung wieder unter, und der Wellenschlag der Bewegung spült über ihnen hin, daß selten eine Spur von ihren Schöpfungen übrig bleibt. Es ist der stürmische Vorfrühling einer neuen werdenden Zeit; es ist die aufgeregte Fluth, woraus sich die festen Formen des Mittelalters zu erheben beginnen.

Wie die Sage mit ihrem Dunkel die Anfänge Roms verhüllt, daß nur unsichere Umrisse sichtbar werden, so fällt der Ausgang der weltbeherrschenden Stadt in die Dämmerung der Völkerwanderung, so kämpfen über ihren Trümmern die Führer und Helden jugendfrischer Stämme, deren Schicksale gleichfalls die Mythe mit ihren Wundern umsäumt. Wir werden im ersten Abschnitt „Wanderung nach und durch Italien" die hervorragendsten Thaten und Ereignisse, wie auch Denkwürdigkeiten späterer Zeiten berühren, damit uns Hesperien nicht blos im Schmucke seiner natürlichen Reize vor Augen trete, sondern auch im Glanze der Ereignisse und Thaten, die seine fruchtreichen Ebenen, seine Berge und Thäler verherrlichen. Dagegen kann es nicht in unserm Plane liegen, diejenigen Begebenheiten in den Bereich unserer Betrachtung zu ziehen, welche der neuern Geschichte angehören. Unser Standpunkt ist außerhalb der wechselnden, sich bekämpfenden Parteien. Die ewig kreißende Zeit wird neue Formen, neue Bildungen gebären, aber sie sind auf ein anderes Gebiet zu verweisen, als wir durchwandeln werden.

Isola bella.

Erster Abschnitt.

I.

Wanderung nach und durch Italien.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein milder Wind vom blauen Himmel weht,
Wo still die Myrth' und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Goethe.

Mittagwärts, nach Italien, zogen einst die Völker des Nordens, Allemannen, Gothen, Longobarden, um Schätze und Herrschaft zu erlangen. Sie gewannen Sieg und Ruhm und vergingen doch nach kurzer Blüte, wie die Alpenrose verwelkt, wenn man sie aus der frischen Bergluft in die heiße Niederung verpflanzt. Nach Italien zog einst der Hohenstaufen edles Geschlecht, Vater, Sohn, Enkel und Enkelkind, um sich das kaiserliche Diadem

auf das Haupt zu setzen, und fanden fast alle ein frühes Grab in der heißen Erde. Wir aber, ungeschreckt durch das vergossene Blut der Helden, ergreifen getrost den Wanderstab und pilgern nach dem Lande, „wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.“ Wir wollen die Stätten sehen, wo vor Jahrtausenden das Römervolk seinen Anfang nahm, wuchs und erstarkte, um über Trümmer und Leichen zur Alleinherrschaft über die damalige Welt fortzuschreiten. Die bewaldeten Bergketten zur Linken, den Rheinstrom zur Rechten, ziehen wir leicht und frei dahin. Von jenseits blickt Straßburg mit seinem stolzen Münster herüber. Diesseits grüßt uns das herzige Schwabenvolk. Wir möchten gerne verweilen und den Hohenstaufen besteigen, wo das ruhmvolle Kaisergeschlecht seine Wiege hatte. Aber die Zeit drängt; wir müssen weiter. Und so schreiten wir fort über Thäler und Höhen. Schon ist die Sonne untergegangen; aber vor uns glänzt und glüht die Alpenwelt, die riesige Grenzscheide zwischen unserm Vaterlande und den Ländern Italiens. Wir wandern darauf zu, wir steigen durch Eis und Schnee über den Riesenwall, vorüber an donnernden Cascaden, an klaffenden Abgründen, an Beeten von Alpenrosen, die keine Menschenhand gepflegt hat. Jetzt führt der Weg bergabwärts durch steile Felsenthäler dem brausenden Wildwasser entlang; milde Luft weht uns entgegen; wir athmen Wohlgerüche des Südens, wir erblicken Rebengelände, Maulbeerpflanzungen, Casinen, wohlgebaute Dörfer, fröhlich schwatzende Menschen mit lebhaften, feurigen Augen: wir sind in Italien. Da blitzen aus umkränzenden Felsen und reich bepflanzten Höhen, gleich funkelnden Juwelen, klare Seen hervor, und weiter hin breitet sich die lombardische Ebene, der Fruchtgarten Italiens, mit ihren prangenden Städten aus.

Wir waren auf der Simplonstraße herübergewandert, wo einst, ehe sie gebaut war, Napoleon Bonaparte mit seinen kriegerischen Schaaren auf ungebahnten Pfaden zum Siege schritt. Wir wenden uns zunächst nach dem Lago maggiore, dem Langen-See, der am westlichsten gelegen ist. Steile Vorberge der Alpen umgeben den obern Theil des blaugrünen Gewässers, sanftere, allmählich sich verflachende Hügel den Ostrand und den untern Theil. Dunkle Nadelforste wechseln am Ufer mit Laubwald, Kastanienhainen, Weinbergen, Citronen- und Pomeranzen-Terrassen, und dazwischen schauen Dörflein und altergraue, epheuumrankte Burgtrümmer auf das bewegte Leben der Menschen hin. Aber der schönste Schmuck des lang hingestreckten See's sind die vier Borromäischen Inseln, welche in der Bucht von Gravellona wie Blumensträuße aus den klaren Wassern emporsteigen. Wir besuchen die größte derselben, Isola bella, wo die Luft ringsum von aromatischen Düften erfüllt ist. Sie gleicht einem Zaubergarten; denn Alles, was Natur und menschliche Kunst schaffen kann, um ein Elysium auf Erden hervorzubringen, findet sich hier vereinigt. Sie trägt ein Fischerdörfchen und ein prächtiges Schloß, dessen untere Räume zu Grotten mit Marmorbildern, Muscheln, springenden Quellen und Wasserbecken eingerichtet sind. Der Boden der Insel erhebt sich in zehn Terrassen.

Man wandelt auf gebundenen Pfaden aufwärts zwischen rothblühenden Oleandern, Feigengebüschen, Alleen, mannichfaltigen Baumgruppen und Blumenbeeten. Man findet Myrthen- und Jasminlauben, die zur Ruhe laden, Springbrunnen und stille Weiher, umgeben von Trauerweiden, Aloën und seltenen Gewächsen, die aus fernen Ländern hierher verpflanzt wurden, um durch Farbe und Duft die Lustwandelnden auf der glücklichen Insel zu erfreuen. Singvögel beleben die Büsche, Fasane, Papageien, Pfauen und Perlhühner wiegen sich auf den Zweigen der Bäume, oder treiben sich auf dem grünen Rasen umher und beachten nicht die Aussicht über den glänzenden See, den starre Felsenwände, grüne Hügel, Villen und Dörfer einfassen. Wir aber laben uns an dem Schauspiel und blicken hinüber nach den grauen Berghäuptern, die aus der riesigen Alpenwelt uns anstarren, und denken an unser Vaterland, das hinter ihnen friedlich ausgebreitet ruht, an den Vater Rhein, an seine Felsen, seine Rebenhöhen, seine Burgen und Städte und Dörfer, wo unsere Lieben wohnen, und fühlen freudig, daß auch dort Mutter Natur das Füllhorn ihrer Schönheit ausgegossen hat.

Und nun weiter, lieber Wanderer; denn wir wollen ja die Heimat der alten Römer, wie sie gegenwärtig ist, in ihrer ganzen Ausdehnung kennen lernen. Unser Weg geht durch das nördliche Gebiet, in welches die Ausläufer der Alpen noch herüberranken, am vielbuchtigen Luganer-See vorbei nach dem Comer-See. Auch ihn umgeben nördlich steile, mächtige Granitberge, an deren Rand Menschenhände kühne Galerien ausgemeißelt haben, damit Reisende und Waaren bequeme Straßen finden, während südlich sanftere Hügel die blauen Fluthen begränzen. Ueppige Vegetation, Dörfer und glänzende Villen, in Terrassen über einander emporragend, bedecken die reizenden Ufer, Barken und Gondeln wiegen sich auf den Wellen; von jähen Felswänden stürzen Gießbäche in den See, daß seine Wasser schäumend aufwallen und, wie die Brandung des Meeres, an die Ufer schlagen. Malerisch ist besonders an der östlichen Seite die Cascade, welche der Nesso bildet. Welle drängt sich an Welle, man glaubt, wenn die Sonne darauf scheint, eine Brücke von Krystall und Perlen vor sich zu sehen, die in allen Farben des Regenbogens leuchtet und blitzt. Ein buntes, bewegtes Leben erblickt man besonders in der mit Marmorpalästen und alterthümlichen Kuppeln geschmückten Stadt Como, die sich halbmondförmig an einem Arme des See's hinzieht. Wir wenden uns aber davon ab und ziehen aufwärts nach dem unansehnlichen Städtchen Chiavenna. Es liegt entfernt vom See, einsam, in einem von hohen Bergen begränzten Thale; ein wilder, dem rhätischen Hochgebirge entströmender Bach bewässert seine Wiesen und Saatfelder. Hier war es, wo durch treulosen Abfall die Herrlichkeit der alten deutschen Kaisermacht gebrochen ward. Denn daselbst wich der stolze Herzog Heinrich der Löwe von der Seite seines Kaisers, Friedrich Barbarossa. Die unglückliche Schlacht bei Legnano, der Verfall der kaiserlichen Gewalt war die Folge dieses Verrathes. Das Blut Konradin's, des Erben seines kaiserlichen Ahnherrn, floß auf dem Blutgerüst, und selbst die

lombardischen Städte, durch langen Hader entkräftet, geriethen endlich, eine nach der andern, unter die Botmäßigkeit tyrannischer Machthaber.

In der Landschaft, die sich östlich vom Comer-See ausbreitet, führt uns die Straße nach Bergamo, das an einem Hügel in Terrassen emporsteigt und mit seinen alten Mauern an frühere Zeiten erinnert. Welcher Verkehr, welche Lebenslust herrscht hier während der Messe, die jährlich abgehalten wird! Die Einwohner sind überhaupt als gar schlaue Leute bekannt, denn in der italienischen Volks-Komödie redet der Arlechino stets in der Mundart der Bergamasken.

Der Garda-See bei Garignano.

Weiterhin breiten sich in grünen Thälern die Seen von Iseo und Idro aus, bis endlich der weite Spiegel des Garda-See's einen großartigen Abschluß dieser Kette von lieblichen Binnengewässern bildet. Umgeben von grauen Felsen, reich bepflanzten Thälern und Terrassen, duftigen Fruchtgärten und Limonienhainen, ladet er uns zur Fahrt auf seinen bewegten Wellen ein; bräunliche Fischer, auf leichten Barken schaukelnd, singen muntere Weisen. Wir gleiten an der Festung Peschiera vorüber, wir besuchen das Vorgebirg Sermione, wo in alter Römerzeit Catull seine reizenden Lieder sang, das schmucke Salo im Schooße dunkler Orangenhaine und endlich Garignano an schroffem Felsenufer. Da öffnen sich Bergspalten und tiefe Buchten und gewähren die Aussicht auf hochliegende Dörfer, da reifen die Limonien in Menge, da bricht aus der Schlucht des Ledrothales der Penal, um, noch einmal aufleuchtend im Juwelenglanz, in der Tiefe des Sees zu versinken.

Cascade des Neſſo.

Wir verlassen nun die nördlichen, von Seen und Bergen durchzogenen Marken der Halbinsel und richten den Blick auf die Ebene, die sich zu beiden Seiten des Po zwischen den eisgekrönten Alpen und den kuppelartigen Höhen des Apennin mit ihren Städten und üppigen Pflanzungen hinlagert. Hier gründete in uralter Zeit das Volk der Tusker Städte und Staaten, bis es den wilden Kelten unterlag, die sich wieder nach harten Kämpfen den Römern unterwerfen mußten. Hierher wälzten sich die Ströme der Völkerwanderung. Die barbarischen Horden der Hunnen verbreiteten den Schrecken ihres Namens durch Brand, Mord und Plünderung. Die Ostgothen unter ihrem großen Theoderich hatten hier den Mittelpunkt ihres weiten und doch bald wieder aufgelösten Reiches. Ihre Erben waren die Longobarden. Sie gaben dem Lande den Namen und bildeten selbständige Staaten, die unter blutigen Kriegen während des Mittelalters durch Handel und Betriebsamkeit zu Reichthum und Ansehen gelangten.

Wir wenden uns unmittelbar am Ausgang der Berge, und nicht sehr entfernt vom Garda-See, nach der von Festungswerken eingeschlossenen, von der reißenden Etsch durchströmten Stadt Verona. Hier erhebt sich, an die Römerzeit erinnernd, das wohlerhaltene Amphitheater, hier ruht auf seinem steinernen Bette der große Can della Scala, der einst, mit Bogen und Köcher gerüstet, seinen Feinden Schrecken einflößte, den Dichtern und Künstlern aber Huld und frohen Lebensgenuß gewährte. Am südlichen Ende der Stadt zeigt man noch das Grab, das die von Shakespeare verklärten Liebenden Romeo und Julia umschließen soll. Nach dem Untergange des römischen Reiches führte Theoderich seine Ostgothen nach Verona, wo er in einer furchtbaren Schlacht über Odoaker, den Beherrscher von Italien, siegte. Er wird darum in alten Heldenliedern als Dieterich von Bern (Veron) gepriesen. Im Mittelalter herrschte hier das Geschlecht der Scaliger, eben so ruhmvoll durch kriegerische Thaten, wie durch Beförderung der Künste und Wissenschaften. Oestlich von Verona liegen Vicenza, mit Palästen des berühmten Palladio geschmückt, und Padua, der Geburtsort des römischen Geschichtschreibers Livius. Viel könnten wir berichten von der Lieblichkeit der berischen Höhen, an deren Fuße Vicenza liegt, von Bassano, Treviso und andern Städten; aber wir eilen dem Meere zu, wo seine ehemalige Beherrscherin, vergangener Zeiten gedenkend, träumerisch ihr Haupt aus den Fluthen erhebt.

Als Attila, den die Heldenlieder Etzel nennen, mit seinen hunnischen Horden in der letzten Zeit des römischen Reiches über die Fluren Italiens hereinbrach, flüchteten sich die erschrockenen Uferbewohner auf die vom Meere angeschwemmten Inseln. Während der Fehden des Mittelalters schmolzen die Ansiedelungen in eine Stadt zusammen, die durch ihre gesicherte, dem Handel günstige Lage allmählich groß und mächtig wurde. So entstand, wie aus dem Meer emporsteigend, die Stadt Venedig. Ihre Flotten beherrschten das Adriatische und Mittelländische Meer, ihre Feldherren kämpften in unzähligen Schlachten wider Genuesen und Türken, sie eroberten Provinzen und König-

reiche; ihr Doge beherrschte weite Länder; ihre Handelsschiffe holten die Schätze des Morgenlandes und trugen dorthin die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, während Künstler bemüht waren, die Vaterstadt mit Werken des Genies zu schmücken. Aber über dem Dogen und dem ganzen Volke schwebten die Schrecken der Staats-Inquisition. Jedes Wort, das die Verfassung betraf, wurde von Spionen und Laurern aufgefangen und brachte den Unglücklichen, der es gesprochen, in den Kerker, auf die Folter, in die Hand des Henkers.

Canale grande zu Venedig.

Indessen wenn man auch über einem Krater wohnte, der jeden Bürger zu verschlingen drohte, so gab doch der zuströmende Reichthum Mittel zum Genusse des schnell verrauschenden Lebens und zauberte jene Kunstwerke und Prachtbauten hervor, die der Venetianer als Denkmäler seiner thatenreichen Ahnen betrachtet. Der statüenreiche Dom, der Dogenpalast mit seinen Prunkgemächern und schauerlichen Kerkern, der Ponte Rialto, der sich in einem kühnen Bogen über den Canale grande spannt, die Paläste, die sich den Kanal entlang auf beiden Seiten an einander reihen, das dumpfe Brausen des Meeres, das einst die Galeeren Venedigs in ferne Gewässer und zum Siege trug, Alles erinnert an die große Vorzeit. Zauberisch ruht die Stadt im Schooße der auf- und niederwogenden Fluthen; träumend von den Thaten der Helden, fährt man in geräumiger Gondel auf dem großen Kanal zwischen den marmorglänzenden

Wir verlassen nun die nördlichen, von Seen und Bergen durchzogenen Marken der Halbinsel und richten den Blick auf die Ebene, die sich zu beiden Seiten des Po zwischen den eisgekrönten Alpen und den kuppelartigen Höhen des Apennin mit ihren Städten und üppigen Pflanzungen hinlagert. Hier gründete in uralter Zeit das Volk der Tusker Städte und Staaten, bis es den wilden Kelten unterlag, die sich wieder nach harten Kämpfen den Römern unterwerfen mußten. Hierher wälzten sich die Ströme der Völkerwanderung. Die barbarischen Horden der Hunnen verbreiteten den Schrecken ihres Namens durch Brand, Mord und Plünderung. Die Ostgothen unter ihrem großen Theoderich hatten hier den Mittelpunkt ihres weiten und doch bald wieder aufgelösten Reiches. Ihre Erben waren die Longobarden. Sie gaben dem Lande den Namen und bildeten selbständige Staaten, die unter blutigen Kriegen während des Mittelalters durch Handel und Betriebsamkeit zu Reichthum und Ansehen gelangten.

Wir wenden uns unmittelbar am Ausgang der Berge, und nicht sehr entfernt vom Garda-See, nach der von Festungswerken eingeschlossenen, von der reißenden Etsch durchströmten Stadt Verona. Hier erhebt sich, an die Römerzeit erinnernd, das wohlerhaltene Amphitheater, hier ruht auf seinem steinernen Bette der große Can della Scala, der einst, mit Bogen und Köcher gerüstet, seinen Feinden Schrecken einflößte, den Dichtern und Künstlern aber Huld und frohen Lebensgenuß gewährte. Am südlichen Ende der Stadt zeigt man noch das Grab, das die von Shakespeare verklärten Liebenden Romeo und Julia umschließen soll. Nach dem Untergange des römischen Reiches führte Theoderich seine Ostgothen nach Verona, wo er in einer furchtbaren Schlacht über Odoaker, den Beherrscher von Italien, siegte. Er wird darum in alten Heldenliedern als Dieterich von Bern (Veron) gepriesen. Im Mittelalter herrschte hier das Geschlecht der Scaliger, eben so ruhmvoll durch kriegerische Thaten, wie durch Beförderung der Künste und Wissenschaften. Oestlich von Verona liegen Vicenza, mit Palästen des berühmten Palladio geschmückt, und Padua, der Geburtsort des römischen Geschichtschreibers Livius. Viel könnten wir berichten von der Lieblichkeit der berischen Höhen, an deren Fuße Vicenza liegt, von Bassano, Treviso und andern Städten; aber wir eilen dem Meere zu, wo seine ehemalige Beherrscherin, vergangener Zeiten gedenkend, träumerisch ihr Haupt aus den Fluthen erhebt.

Als Attila, den die Heldenlieder Etzel nennen, mit seinen hunnischen Horden in der letzten Zeit des römischen Reiches über die Fluren Italiens hereinbrach, flüchteten sich die erschrockenen Uferbewohner auf die vom Meere angeschwemmten Inseln. Während der Fehden des Mittelalters schmolzen die Ansiedelungen in eine Stadt zusammen, die durch ihre gesicherte, dem Handel günstige Lage allmählich groß und mächtig wurde. So entstand, wie aus dem Meer emporsteigend, die Stadt Venedig. Ihre Flotten beherrschten das Adriatische und Mittelländische Meer, ihre Feldherren kämpften in unzähligen Schlachten wider Genuesen und Türken, sie eroberten Provinzen und König-

reiche; ihr Doge beherrschte weite Länder; ihre Handelsschiffe holten die Schätze des Morgenlandes und trugen dorthin die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, während Künstler bemüht waren, die Vaterstadt mit Werken des Genies zu schmücken. Aber über dem Dogen und dem ganzen Volke schwebten die Schrecken der Staats-Inquisition. Jedes Wort, das die Verfassung betraf, wurde von Spionen und Laurern aufgefangen und brachte den Unglücklichen, der es gesprochen, in den Kerker, auf die Folter, in die Hand des Henkers.

Canale grande zu Venedig.

Indessen wenn man auch über einem Krater wohnte, der jeden Bürger zu verschlingen drohte, so gab doch der zuströmende Reichthum Mittel zum Genusse des schnell verrauschenden Lebens und zauberte jene Kunstwerke und Prachtbauten hervor, die der Venetianer als Denkmäler seiner thatenreichen Ahnen betrachtet. Der statüenreiche Dom, der Dogenpalast mit seinen Prunkgemächern und schauerlichen Kerkern, der Ponte Rialto, der sich in einem kühnen Bogen über den Canale grande spannt, die Paläste, die sich den Kanal entlang auf beiden Seiten an einander reihen, das dumpfe Brausen des Meeres, das einst die Galeeren Venedigs in ferne Gewässer und zum Siege trug, Alles erinnert an die große Vorzeit. Zauberisch ruht die Stadt im Schooße der auf- und niederwogenden Fluthen; träumend von den Thaten der Helden, fährt man in geräumiger Gondel auf dem großen Kanal zwischen den marmorglänzenden

Häusern, den statüenreichen Treppen und Säulenhallen hin und lauscht den Barcarolen der Gondolieri, wenn sie Tasso's melodische Stanzen singen.

Unbekümmert um Entfernung, um gegenwärtige Landesgränzen, versetzen wir uns in Gedanken an die Gestade des Mittelländischen Meeres. Da thront, von Bergen umkränzt, das stolze Genua, die alte Nebenbuhlerin Venedigs. Auch sie erhob sich im Mittelalter aus kleinem Anfang zu einer Macht, die Meere und Länder beherrschte; auch sie sandte ihre Flotten bis in die entlegensten Buchten des Schwarzen Meeres, um Waaren und Reichthümer zu holen. Obgleich, von Bergen eingeschränkt, eng und winkelig gebaut, strahlen doch die Prachtbauten der Straßen Balbi und Nuova, die Paläste Durazzo, Doria und viele andere von Marmor und geben der amphitheatralisch emporsteigenden Stadt das prächtige Ansehen, welches ihr den Beinamen „die Stolze" verschafft hat.

Noch einmal wenden wir uns rückwärts nach der Po-Ebene. Da liegt das alte Pavia am Ticino, umgeben von reichen Baumpflanzungen und sumpfigen Reisfeldern, aber mit mancherlei Prachtbauten geschmückt. Nach dem Untergange des Ostgothenreichs umlagerte der Longobardenheld Alboin, von der erstürmten Königsburg der Gepiden her durch das Hochgebirge sich Bahn brechend, mit seinen kriegerischen Völkern die Mauern von Pavia. Ringsum hatte er Länder und Städte mit siegreicher Gewalt bezwungen; nur hier fand er drei Jahre lang verzweifelten Widerstand. Endlich aber hielt er seinen siegreichen Einzug und feierte mit den tapfern Genossen das Siegesmahl. Alboin trank nach der barbarischen Volkssitte aus dem in Silber gefaßten Schädel des Gepidenkönigs Kunemund, der unter seiner Streitart gefallen war. Er zwang auch trunkenen Muthes seine Gattin Rosamunde, Kunemund's Tochter, aus dem entsetzlichen Pokale zu nippen. Sie trank den Wein; aber ihr Herz begehrte Blut. Und als die Nacht gekommen war, öffnete sie den Wehrträgern ihres Gemahls, die sie gewonnen hatte, das Schlafgemach, und sie erschlugen den König in seiner Siegesfreude. Seine Nachfolger nahmen ihren Wohnsitz meistens in Pavia, wo auch die späteren Kaiser die eiserne Krone der Lombarden empfingen und Reichstage hielten. Während der Kämpfe der Städte unter sich und gegen die Kaisermacht erblich der Glanz des alten Königssitzes vor dem Ansehen und dem Reichthume Mailands. Denn Letztere war das Haupt des lombardischen Bundes, der erst mit dem Untergange der Hohenstaufen zerfiel. Beide Städte geriethen darauf unter die Herrschaft der Visconti, die mit ihren Schätzen den großen Dom in Mailand und die bilder- und statüenreiche Karthause bei Pavia bauten. Im sechzehnten Jahrhundert bemächtigten sich die Franzosen des reichen Herzogthums, wurden aber 1525 bei Pavia von Kaiser Karl V. geschlagen und verloren alle ihre Besitzungen in Italien.

Wir überschreiten nun den breiten Po, um die jenseitige Ebene zu betrachten. Da liegen Parma und Reggio, berühmt durch den Maler Antonio Allegri, genannt Correggio, der in ersterer Stadt seine Bilder voll Anmuth und Harmonie schuf, in der Nähe der letzteren aber geboren war.

Karthause bei Pavia.

Ferner besuchen wir Ferrara, das einst als der Wohnsitz des herzoglichen Hauses Este, der Sammelplatz der größten italienischen Gelehrten und Dichter blühte. Hier ist noch das bescheidene Haus, in welchem Ariosto, der Verfasser des „Rasenden Roland", wohnte, hier auch die kleine Zelle, in welcher der gemüthskranke Tasso, der Dichter des „Befreiten Jerusalem", sieben Jahre vertrauerte. In fruchtbarer Gegend erhebt sich das alte Bologna, wo einst König Enzio, der edle Hohenstaufe, bis an seinen Tod in Gefangenschaft war, wo die bedeutendste lombardische Malerschule blüht und die Wissenschaften mit großem Fleiße gepflegt werden. Noch jetzt ist die Stadt groß an Umfang und ausgezeichnet durch Alterthümer, wie durch reich mit Kunstwerken geschmückte Kirchen. Wir berühren noch das feste Ancona mit seinem großartigen Hafendamm und Ravenna, die Residenz der letzten römischen Kaiser und des großen Theoderich, wir betrachten dort den Triumphbogen aus der Römerzeit, hier

die merkwürdige Rotonde, das Grabmal des Ostgothenkönigs; dann wandern wir über den Apennin in die fruchtbaren Thäler, die der Arno und die Tiber durchströmen.

In ältester Zeit wohnten in diesen Thälern und Ebenen die kunstverständigen Tusker in zwölf Staaten. Sie unterlagen nach langem Kampfe der römischen Uebermacht. Als Roms Herrschaft zu Ende gegangen und die Schreckniſse der Völkerwanderung vorübergerauscht waren, erhoben sich die Städte, wie die in Oberitalien, zu Macht und Reichthum. Vor allen stand Florenz durch die Freiheitsliebe und den kriegerischen Muth seiner Bürger in hohem Ansehen. Wir betreten es mit einem Gefühle von Ehrfurcht; denn es ist der Geburtsort vieler bedeutender Männer, die sich durch Schöpfungen ihres Genies unsterblich gemacht haben. Dante, der berühmte Dichter der „Göttlichen Komödie", der große Staatsmann Machiavelli, die Meister Ghiberti und Brunelleschi waren hier geboren; in Chiusi, das zum Stadtgebiet gehört, erblickte der in allen Zweigen der bildenden Kunst gleich ausgezeichnete Michel Angelo das Licht der Welt, die fürstliche Familie der Mediceer, die Beförderer der edelsten Kultur, hatten in Florenz ihre Wiege und den Sitz ihrer auf Liebe des Volks gegründeten Herrschaft. Die festen, massiven Gebäude, die mit Statüen geschmückten Plätze, die reichen Sammlungen von Antiken und Kunstwerken geben Zeugniß von dem blühenden Zustande dieser Hauptstadt Toscana's. Wir übergehen das in früherer Zeit ansehnliche Siena, die bedeutende Seehandelsstadt Livorno und verweilen bei Pisa unweit der Arnomündung. Mächtig zu Wasser und zu Land führte Pisa's tapfere Bürgerschaft rühmliche Kriege mit den Genuesen und Florentinern, bis sie der Uebermacht der Mediceer erlagen. Aber auch Meister, die mit Pinsel, Meißel und Richtmaß unvergängliche Werke schufen, und vor Allen den berühmten Astronomen Galilei nennt Pisa mit Stolz seine Kinder.

Wir verlassen die tuskischen Städte; wir verfolgen südwärts durch die ungesunden, versumpften Maremmen die wohlunterhaltene Landstraße. Dort strömt die gelbliche Tiber, zwischen Parallelketten des Apennin sich durchwindend, der Ebene zu. Drei Meilen von ihrem Ausfluß in's Meer erheben sich auf beiden Seiten schwache Hügel; auf ihren Rücken und in den dazwischen gelagerten Niederungen ruht die Siebenhügelstadt, das ewige Rom. Auf dem rechten Tiberufer, wo noch zur Zeit der Gründung Tusker wohnten, steigt die riesige Kuppel der Peterskirche empor. Am Abhange des vaticanischen Hügels erhebt sich in Form eines Kreuzes das ungeheure Gotteshaus mit seinem unendlichen Reichthum von Säulen und Bildwerk; die Mitte ziert der Hauptaltar, überwölbt von einem ehernen Baldachin, den vier gewundene, 122 Fuß hohe Säulen tragen. Ein freier, länglich runder Platz, von Säulengängen umgeben, einen ägyptischen Obelisk und zwei kunstreiche Springbrunnen umschließend, führt nach dem Portal und gewährt die freie Ansicht des großartigen Tempels. In demselben Stadttheile erblickt man den Vatican, jenen riesigen

. Seite 19.

Das heutige Forum.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Palast mit mehr als 11,000 Zimmern und Sälen, unermeßliche Kunstschätze umschließend. Da sind die Loggien und Stanzen, geschmückt mit Gemälden von Raphael und seinen Schülern, das Pio-Clementinische Museum, wo der Apoll von Belvedere, Laokoon, Antinous und andere Meisterwerke des Alterthums aufbewahrt werden, die Sixtinische Kapelle, deren ganze hintere Wand das „Jüngste Gericht" von Michel Angelo einnimmt. Ein bedeckter Gang verbindet den Vatican mit der Engelsburg, einem thurmartigen Kastell an der Tiberbrücke (dem Grabmale des Kaisers Hadrian), das am Petrifeste die Girandole, ein Feuerwerk von 4000 Raketen, zauberisch beleuchtet. Wir gehen über die Brücke und ersteigen das Capitol, das jetzt nach Michel Angelo's Entwurf auf beiden Seiten mit Palästen bedeckt ist. Nördlich erkennt man das Forum Trajan's, das die wohlerhaltene Trajanssäule ziert; aber südlich führt eine Treppe nach dem alten, berühmten Forum. Es heißt jetzt campo vaccino (Kuhfeld) und ist verödet, so daß es zum Theil als Viehweide benutzt wird. Das beigegebene Tonbild zeigt das römische Forum in seiner gegenwärtigen Gestalt, ein Gemälde, das allerdings von dem glänzenden Bilde der Vorzeit bedeutend abweicht. Das alte Forum, wie es im Laufe der Zeit entstand und von dem römischen Volke geschmückt wurde, werden wir seiner Zeit ausführlich zu schildern suchen. Hier haben wir seine jetzige Gestalt und die wichtigsten, zum Theil freilich nur in schwachen Trümmern vorhandenen Baudenkmäler durch Nummern bezeichnet. Der Oertlichkeit nach bedeutet: 1. Triumphbogen des Septimius Severus; 2. S. Adrian; 3. Tempel des Antonin und der Faustina, jetzt Kirche S. Lorenzo (die Via sacra bildet den Mittelpunkt der Ansicht); 4. Tempel des Remus; 5. Tempel des Friedens; 6. Kirche S. Francesco; 7. Tempel der Venus und Roma; 8. Colosseum; 9. Triumphbogen des Constantin; 10. den des Titus; 11. Farnesische Gärten; 12. S. Maria liberatrice, gegenüber Tempel des Castor und Pollux; 13. Tempel des Jupitor stator; 14. Curia; 15. Tempel des Romulus; 16. Tempel der Fortuna; 17. Tempel des Jupiter tonans; 18. Phocas-Säule; 19. Tempel der Concordia; 20. Tempel der Minerva medica; 21. Bäder des Titus; 22. Wasserleitung des Claudius; 23. Lateran; 24. Tusculum; 25. Via Appia; 26. Bäder des Caracalla; 27. Monte Aventino; 28. Monte Palatino; 29. Ruinen der Kaiserpaläste; 30. Forum. — Ringsum sieht man Kirchen und Säulen, Triumphbogen und Trümmer aus alter Zeit. Ziemlich wohlerhalten ist besonders der Triumphbogen des Titus auf der südlichen Seite des Platzes. Dagegen sind völlig verwüstet die Ruinen der alten Kaiserpaläste, die aus verwilderten Gärten vom Palatin auf den ehemaligen Versammlungsplatz des römischen Volkes herabblicken. Eben so ist in traurigem Verfall das Colosseum Vespasian's, das größte Amphitheater des Alterthums, das 80—90,000 Zuschauer gefaßt haben soll. Die äußere Mauer ist mit vier Säulenreihen über einander verziert; in der Arena, wo einst die Gladiatoren kämpften, steht eine kleine Kirche, errichtet zum Andenken an christliche Märtyrer, die man hier den wilden Thieren preisgab. Solche Werke und Trümmer aus dem Alterthum sieht man in Rom überall zwischen neueren

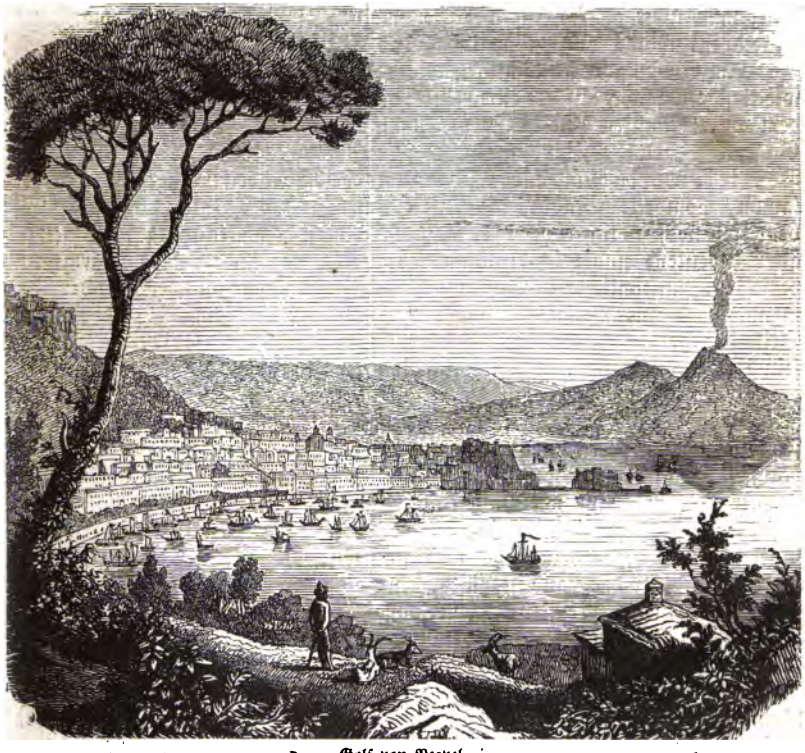
Paläſten, Kirchen und Kunſtſchätzen. Die Umgegend der Stadt (campagna di Roma) iſt öde und ungeſund. Eben ſo ſind die Landſtraßen längs dem Meere, die pontiniſchen Sümpfe wegen der hier herrſchenden Fieber faſt unbewohnt.

Wir wenden uns öſtlich nach dem lieblichen Tivoli, wo der Teverone, ſonſt Anio, in prächtigen Cascaden der Tiber zuſtrömt, und nach den von vulkaniſchen Kräften emporgetriebenen Albaner-Bergen mit ihren Hainen, Wieſen, Seen und Fruchtgärten. Die ganze Gegend iſt von Trümmern aus dem Alterthum, ſowie von Villen und Landſitzen vornehmer Römer überlagert. Noch erwähnen wir der ſchön gebauten Stadt Urbino nördlich im Innern des Landes, denn daſelbſt war der große Meiſter Raphael geboren.

Von Urbino führt unſer Weg ſüdwärts durch das Hochgebirge der Apenninenkette. Die Sibylla, der Velin, der Gran Saſſo erheben bis zu 8000 Fuß ihre altergrauen Häupter und tragen den größten Theil des Jahres hindurch ihre weit ſichtbaren Kronen von Schnee. Wälder, grüne Matten, klare Seen, Bäche, Waſſerfälle und ein kräftiger, betriebſamer Menſchenſchlag erinnern hier an die nördlichen Alpen, während in den milden Thälern unter dem ſüdlichen Himmel Wein und Südfrüchte gedeihen. Ein ſolches Thal iſt das von Alba und Scurcola, geſchmückt mit allen Reizen des Südens, aber auch bekannt durch den Sieg, welchen der grauſame Karl von Anjou nicht durch Tapferkeit, ſondern durch Liſt über den letzten Hohenſtaufen Konradin errang. Oeſtlich glänzt zwiſchen den Bergen der See Celano (lacus Fucinus) hervor. Hier beginnt Unteritalien, wo Himmel, Erde und Meer im Glanze der ſüdlichen Sonne ſtrahlen, wo kein Winterfroſt das Wachsthum der Pflanzen ſtört, wo das ganze Jahr hindurch Orangen und Oliven grünen, blühen, duften und Früchte tragen.

In alten Zeiten wohnten in den Bergen des innern Landes kräftige Volksſtämme. An den Küſten ſiedelten ſich Griechen an, bauten Städte und Tempel, ſchufen Werke der Kunſt, heilſame Geſetze und ſtaatliche Einrichtungen. Alle dieſe Völker und Siedler geriethen nach langen Kämpfen unter Roms Botmäßigkeit. Zur Zeit der Völkerwanderung verwüſteten Weſtgothen und Vandalen das ganze Land, bis Theoderich's Herrſchaft Frieden brachte. Seine Nachfolger unterlagen den Waffen des Beliſar und Narſes. Indeſſen blieben die Kaiſer in Konſtantinopel nicht lange im ungeſtörten Beſitze der reichen Provinz. Die Longobarden eroberten Benevent und andere Theile, die Saracenen beunruhigten die Küſte und breiteten ihre Herrſchaft aus. Dieſen fortdauernden Kämpfen machten die kriegeriſchen Normannen ein Ende, indem ſie Apulien und Sicilien zu einem Königreiche vereinigten. Ihre Erben waren die hohenſtaufiſchen Kaiſer. Durch päpſtliche Uebertragung und die Gewalt des Schwertes überkam Karl von Anjou das Reich im 13. Jahrhundert. Doch verlor er in den blutigen Tagen der ſicilianiſchen Veſper die ſchöne Inſel. Nach vielen Kriegen und Verwirrungen wurde das ganze Land ein Beſtandtheil der ſpaniſchen Monarchie. Im achtzehnten Jahrhundert kam

es an eine Seitenlinie des spanischen Regentenhauses, aber nicht in bessere Hände. Das Volk seufzte unter dem Drucke des Despotismus, seine Blüte verwelkte, seine Betriebsamkeit, seine Kraft erlahmte, und mit ihr geriethen Ackerbau, Handel und Wohlstand in Verfall.



Golf von Neapel.

Wir betreten zuerst das fruchtbare Campanien, wo die Verkommenheit und Verödung weniger sichtbar ist. Unter allem Wechsel der menschlichen Zustände spendet hier die gütige Natur noch immer ihre reichen Gaben, und ist auch das alte, üppige Capua verfallen, so erhebt sich in größerer Ausdehnung das von Bergen umkränzte Neapel am Ufer des strahlenden Meeres. Auch der Boden trägt noch immer Granaten, Feigen, Mandeln, Rebenpflanzungen und duftige Orangenhaine; noch erhebt im Osten der Stadt der Vesuv sein Haupt, noch zieht westlich die Straße, zum Theil in Felsen gesprengt, durch die phlegräischen Gefilde, am Averner und Lucriner See und der Sibyllen-

Grotte vorüber nach dem Vorgebirge Miſenum, und viele Trümmer der Städte Puteoli, Cumä, Bajä bezeugen die alte Herrlichkeit. Auch der Frohſinn des Volkes hat ſich nicht verändert. Singend und trällernd geht der Gärtner, der Landmann, der Handwerker an ſein Geſchäft, der obdachloſe Lazzarone an die bald vollendete Arbeit. Des Lebens Unterhalt wird leicht gewonnen; daher denkt man nicht an Sorgen und Beſchwerden, ſondern an die ſchmackhaften Maccaroni und an das Puppenſpiel, das Abends aufgethan wird.

Am Eingang des prächtigen Golfs von Neapel ruhen auf den Wellen, wie rieſige Wächter, auf der einen Seite die Eilande Procida und Iſchia mit dem ausgebrannten Vulkan Epomeo, auf der andern die ſtarren Felſen von Capri. Gegenüber, im Innern des Meerbuſens lagern am Fuße des Veſuvs Portici, Reſina und andere Orte zum Theil über den Römerſtädten Herculanum, Pompeji, Stabiä, die einſt (79 n. Chr.) der Vulkan begrub. Wir bemerken noch ſüdlich Amalfi, wo der Kompaß erfunden wurde, im Mittelalter bedeutend und reich durch ausgebreiteten Seehandel, jetzt verarmt und verfallen. Anſehnlicher iſt Salerno, mit einem Dome aus der Zeit der Normannen und einer ehemals blühenden Schule der Medicin. Auf der andern Seite der Halbinſel, am Adriatiſchen Meere, erhebt das Vorgebirge Gargano ſein bewaldetes Haupt, da breitet ſich die Ebene aus, die der Ofanto (Aufidus) durchſtrömt. Auch das gänzlich verfallene Brindiſi betrachten wir, das alte Brunduſium, deſſen geräumiger, nun verſandeter Hafen die römiſchen Flotten aufnahm; ferner Taranto auf einer Felſeninſel am Meerbuſen gleiches Namens, wo noch immer weitläufige Ruinen die Größe der alten Griechenſtadt verrathen. Fruchtbar, von Waldgebirgen überlagert, von Quellen und Bächen bewäſſert, Oel, feurigen Wein, alle Gewächſe des Südens, ſelbſt Aloë und Dattelpalmen hervorbringend, iſt Calabrien, die weſtliche Landzunge der Halbinſel. Aber das Land iſt wüſte, denn die Einwohner ſind verwildert, wie die alten Bruttier, die hier hauſten, ohne Betriebſamkeit, ohne Gewerbe und Handel. Die alten Griechenſtädte ſind längſt verfallen, und nur Reggio erinnert durch ausgebreiteten Verkehr an das griechiſche Rhegium.

In demſelben Zuſtande iſt die Inſel Sicilien, einſt die Kornkammer Roms, jetzt durch Fruchtbarkeit des Bodens und durch Klima noch eben ſo geeignet für Erzeugung der edelſten Produkte, aber verwahrloſt und verödet. Wir fahren von Reggio über die Meerenge nach Meſſina. Die Seeungeheuer Charybdis und Scylla, die einſt dem liſtenreichen Odyſſeus in der Meerenge auflauerten, haben ihre Furchtbarkeit gänzlich verloren. Doch wird noch jetzt eine Stelle am Eingang in den Hafen von Meſſina, wo das Waſſer beſtändig Wellen ſchlägt, für den Strudel der Charybdis gehalten.. Wir landen in Meſſina; da iſt Bewegung, da iſt Verkehr; denn die Stadt iſt für den Handel äußerſt günſtig gelegen und hat beſonders großartige Seidenmanufakturen. Obgleich durch das Erdbeben 1783 faſt ganz zerſtört, iſt ſie doch wieder aufgebaut und durch die geſchäftliche Thätigkeit, durch einlaufende und abſegelnde Schiffe belebt. Noch bedeutender iſt Palermo, die Hauptſtadt der Inſel.

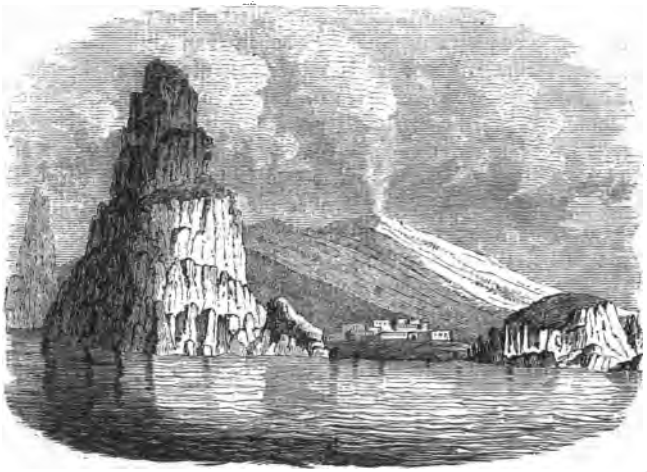
Strudel der Charybdis.

Sie liegt in reich angebauter Ebene an einem Meerbusen, den ein Kranz von Bergen theils in sanft ansteigenden Abstufungen, theils in schroffen zackigen Felsenmassen umgiebt. Besonders wild und romantisch erhebt sich der Monte Pellegrino, der, weit vorspringend, den Meerbusen nach der einen Seite abschließt. Auch Trapani am Fuße des hohen San Giuliano, des Eryx der Alten, ist betriebsam. Da wohnen tüchtige Seeleute, die eifrig Korallen und Thunfische aus dem Schooße des Meeres holen, und geschickte Arbeiter, die für den lebhaften Verkehr Perlmutter, Korallen, Wolle und Baumwolle zubereiten. Wir bemerken nur noch Catania an der östlichen Küste, eine freundliche und reinliche Stadt, über welche schon mehrmals der benachbarte Aetna seine Lavaströme ausgoß, die aber die betriebsamen Einwohner, begünstigt durch die Fruchtbarkeit des Bodens, stets schöner wieder aufbauten.

Groß und herrlich ist die Natur auf dieser von Gebirgen überlagerten Insel und spendet, wo die Menschenhand thätig ist, eine Fülle von edeln Früchten, wie im Alterthum, da hellenische Siedler den Boden bauten, mächtige Städte gründeten, Tempel und Kunstwerke schufen, da Syrakus, Agrigent, Selinus, Segesta, Catana an Bevölkerung, Reichthum und Kunstsinn mit den Städten des Mutterlandes wetteiferten. Jetzt wohnt hier ein unwissendes, verkommenes Geschlecht. Noch im Mittelalter, besonders unter den Hohenstaufen, waren die Sicilianer vorgeschritten und tüchtig in Gewerbfleiß und Handel, kühn und waffenkundig. Sie schüttelten in der blutigen Vesper das Joch des grausamen Karl von Anjou ab und behaupteten ihre Selbständig-

keit mit den Waffen in der Hand. Erst unter dem eisernen Joche Spaniens ward jede freiere Regung, jeder höhere Aufschwung unterdrückt. Daher haben sich auch die alten Städte nicht wieder aus ihrem Verfall erhoben; daher ist das heutige Siragossa auf die kleine Insel Ortygia beschränkt, während das alte Syrakus vier Städte umschloß und zu Wasser und zu Land siegreich wider Griechen und Barbaren kämpfte; daher beherbergt Girgenti an der südlichen Küste, umgeben von den Trümmern des einst mächtigen Agrigent, eine armselige, im Schmuz versunkene Bevölkerung. So wechseln Zeiten und Menschen; aber auf alle Veränderungen der fortrollenden Jahrhunderte blickt der eisumgürtete, dampfende Gipfel des Aetna in ungeschwächter Kraft, gießt Feuerströme über die Umgebung und erschüttert die Insel. Wenn der Reisende mühsam durch Fruchtfelder, Waldung, über Schnee und Eis, Lava und Asche die gewaltige Höhe erstiegen hat, so umfaßt sein Auge die verschlungenen Berglabyrinthe, die Gestade, die vor ihm liegenden Basaltfelsen der Kyklopen-Eilande und weithin das umwallende Meer, strahlend im Glanze des südlichen Himmels.

Wir sind am Ziele unserer Wanderung durch Italien, wie es sich im Laufe der Zeit gestaltet hat. Was die krampfhaften Bewegungen der Gegenwart in nächster, oder ferner Zukunft bringen werden, kann uns nicht berühren. Wir wenden uns vielmehr in die Vergangenheit zurück, um das alte Hesperien kennen zu lernen, wie es vor und in der Zeit der Gründung Roms beschaffen war. Wir versuchen nach dem Vorgang gelehrter Forschungen die Nebel aufzuhellen, welche Jahrhunderte hindurch die für Wahrheit geltende Mythe darüber ausgebreitet hatte.



Kyklopen-Inseln mit dem Aetna im Hintergrund.

II.

Das alte Italien.

1.

Land und Volk.

Aus fernen Sitzen kommen hergezogen,
Wie Meereswellen, dort die Menschenwogen.

Von Wundergärten der Hesperiden, die abendwärts lägen, waren in früher Zeit dunkle Sagen nach Hellas gedrungen. Die alten Dichter wußten viel von dem schönen Lande zu berichten, wie daselbst unter einem glücklichen Himmel goldne Früchte reiften, wie Herakles eine Ladung solcher kostbaren Früchte abgeholt habe, und andere Mythen, die alle ihren Grund in den Erzählungen abenteuerlicher Schiffer hatten. Daß sich diese Dichtungen auf Italien bezogen, unterliegt keinem Zweifel. In der Folge wurde man natürlich besser mit dem schönen Abendland bekannt; denn da fuhren theils einzelne Kauffahrer hinüber, um Handel zu treiben, theils unternahmen ganze Schwärme wanderlustiger Griechen die Fahrt, um sich an der Küste in Unteritalien und Sicilien niederzulassen. Lange vor ihnen, in uralter Zeit, wohnte vielleicht im rohesten Zustand, ohne Kenntniß des Ackerbaues und der Metallbereitung, auf der Halbinsel zerstreut eine spärliche Bevölkerung, die sich von Jagd und Fischerei nährte, wie sich eine solche in nördlichen Ländern vorfand. Indessen haben die Urbewohner keine Spuren ihres Daseins hinterlassen, während man in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich noch eigenthümlich gestaltete Gräber und andere Denkmäler aus jener frühesten Periode entdeckt hat. In einer späteren Zeit, die aber gleichfalls weder Dichter besungen, noch Geschichtschreiber aufgezeichnet haben, waren Einwanderungen in Italien erfolgt.

Gelehrte Forschungen über die Bildung und Entwickelung der Völker und Sprachen machen es wahrscheinlich, daß auf den Gebirgsscheiden des innern Asiens ein großer Menschenstamm, der indo-germanische, sich ansammelte und dann in verschiedene Abzweigungen aus einander ging. Wir haben dies schon in der Geschichte von Hellas erörtert und gezeigt, wie ein Zweig dieses großen Menschenstammes sich nach Europa wandte und daselbst im Norden und in der Mitte Wohnsitze fand, wie aber auch zahlreiche Schwärme südwärts zogen und in Griechenland, mit den Eingebornen verschmolzen, das Volk der Hellenen bildeten. Andere Schwärme, die zunächst mit dem nach Hellas wandernden Stamme verwandt waren, brachen sich Bahn über das Eis und den Schnee der Alpen, die, wie eine schützende Mauer, Italien gegen Norden umgeben. Zuerst wanderten japygische Stämme, von nachfolgenden Zügen gedrängt, bis in die Südspitze der Halbinsel vor, wo noch Denkmäler von ihnen erhalten sind. Ursprünglich mit den Hellenen zusammengehörig, aber nicht durch eigenthümliche Kultur gekräftigt, büßten sie bald ihre Nationalität ein und nahmen hellenisches Wesen an, als sich dieses auf den südlichen Halbinseln ausbreitete.

Den Japygen folgte ein großer Volksstamm desselben Ursprungs, den man wol den italischen nennen kann. Er theilte sich wieder in zwei Nationalitäten, die der Umbrer und die der Latiner. Sie nahmen die Mitte von Italien in Besitz und zwar die Latiner zuerst die westliche Ebene südlich von der Tiber, die reizenden Albaner Berge und wahrscheinlich auch das entferntere Campanien; die umbrischen Wanderer aber, welche die Niederungen schon besetzt fanden, folgten dem mittleren Gebirgszug und ließen sich auf den Höhen und in den Thälern daselbst nieder. Die umbrischen Stämme hatten geraume Zeit den größten Theil von Ober- und Mittelitalien besetzt, wurden aber von den nachdrängenden Rasenern oder Etruskern vorwärts geschoben, zum Theil auch gänzlich überwältigt. Nach einer Sage sollen ihnen Letztere 300 Städte entrissen haben, und die noch erhaltenen Gebete der umbrischen Iguviner enthalten Anrufungen der Götter gegen die tuskischen Landesfeinde.

Von gleicher Abstammung mit den Umbrern waren die sabellischen Völker, die bei der Bedrängniß der ganzen Nation zuerst nach dem Süden aufbrachen, die Berge der an Latium gränzenden Sabina besetzten, dann in den Hochlanden des Apennins sich niederließen. Sie gründeten in dieser Gebirgslandschaft die mächtige Eidgenossenschaft der Samniten und breiteten sich weiter nach verschiedenen Seiten aus. Wahrscheinlich waren die Ausoner, Osker und selbst die Volsker sabellischer Abkunft, während die Sicaner und Siculer mit den Latinern verwandt waren.

Die Ueberlieferungen von den Schicksalen der letzteren Völker gehören völlig in das Gebiet der Mythe. Diese berichtet darüber Folgendes. Die Siculer und Sicaner bewohnten und beherrschten die fruchtbarsten Gefilde Italiens. Die Bergbewohner aber drängten nach den reichen Niederungen, und als sich pelasgische Piratenschwärme, die von Griechenland herübersteuerten, mit ihnen vereinigten, mußten die Siculer unterliegen. Wer von ihnen noch Muth und

Kraft besaß, zog fort nach der reichen Insel Trinakrien, die von ihnen den Namen Sicilien erhielt. Die siegreichen Pelasger aber, berichtet die Mythe weiter, fanden ebenfalls keine bleibende Stätte. Erdbeben, Sonnenbrand und Ueberschwemmungen zerstörten ihre Ernten; Krankheiten, durch böse Luft und giftige Quellen veranlaßt, lichteten ihre Reihen. Da sammelte ihr König Malärtes den Ueberrest des Volkes am Gestade des Adriatischen Meeres, um aufs neue Meere und Küsten der Griechen, wie der Barbaren zu durchschwärmen und Niederlassungen zu gründen.

Sicherer begründet ist das Dasein, Schaffen und Walten der Tursker oder Tusker; denn die von ihnen gestifteten Städte und Staatenbündnisse reichen noch weit in die Zeit der beglaubigten Geschichte, und von ihren Werken sind noch ansehnliche Ueberreste vorhanden. Dagegen ist man über ihre Abstammung sehr getheilter Meinung. Einige sprachkundige Historiker halten sie, gleich den Basken, für einen Zweig der Autochthonen oder ursprünglichen Bewohner Europa's, doch ohne genügenden Beweis. Ihre anfänglich weiche Sprache nahm durch Ausstoßung vieler Vocale eine barbarische Härte an, was jedoch keineswegs ein Beweis gegen ihre Abstammung von dem großen indo-germanischen Völkerverein ist. Auch die slawischen und germanischen Sprachen haben durch Weglassung vieler Vocale die Consonanten gehäuft. Es findet sich ferner in dem tuskischen Idiom Manches, was auf ursprüngliche Verwandtschaft mit dem griechisch-italischen Volksstamm schließen läßt. Wahrscheinlich haben sich daher die Tusker später, als der Letztere, vielleicht im rauhen Norden, von dem großen Verein gelöst und sind den südlichen Wanderern nachgefolgt. Alle diese Völkerströme ergossen sich über Hesperiens Fluren und rangen in fortwährenden Kämpfen, Siegen und Niederlagen um Besitz und Existenz, und das Land war der Mühe und des Kampfes wohl werth.

Langhin erstreckt es sich in das Meer, dessen blaue Fluthen von drei Seiten seine Küsten bespülen. Den größten Theil des Jahres glänzt darüber der Himmel, ungetrübt durch Wolken und Dünste, so daß am Tage die Sonne und Nachts die Sterne in einem viel helleren Glanze leuchten, als in unsern nördlichen Gegenden. In der Tiefe arbeiten geheimnißvolle Kräfte und schaffen wol hin und wieder die Schreckniſse des Erdbebens, der feuerspeienden Berge und giftiger Ausdünstungen, fördern aber auch eine höhere Fruchtbarkeit. Nordwärts schirmt der mächtige Granitwall der Alpen in einem weiten Bogen das Land gegen rauhe Winde. Da, wo er sich westlich dem Meere nähert, schließt sich eine andere Gebirgskette an. Es sind die Apenninen. Dieser ganze, hier und da bis zur Schneeregion sich erhebende Gebirgszug begränzt südlich die reiche, vom Po (Padus) durchströmte Ebene. Der Ostküste nahe rückend, erstreckt er sich hierauf der Länge nach durch die ganze Halbinsel, deren beide südwärts auslaufende Spitzen er erreicht, nachdem er sich gabelförmig getheilt hat. Er überspringt sodann die Meerenge, welche Sicilien vom Festlande trennt, und durchläuft in verschiedenen Zweigen diese Insel.

Der Hauptzug der Apenninen umschließt nach der östlichen Seite wenige

Thäler, die in gleicher Richtung laufen; er entsendet dagegen verschiedene Zweige nach dem Adriatischen Meere, zwischen denen sich mehr oder weniger ausgedehnte, von niederrinnenden Flüßchen bewässerte Ebenen lagern.

Anders verhält es sich auf der westlichen Seite der Apenninenkette. Daselbst streben nämlich verschiedene Gebirgszüge südwärts, zum Theil parallel mit der Hauptkette. Der erste Seitenast bildet mit derselben einen spitzen Winkel, wo die Tiber entspringt, und begleitet diesen Fluß auf seinem rechten Ufer, bis derselbe eine westliche Richtung nimmt. Ein anderer Nebenzweig erstreckt sich in gleicher Richtung nach Süden und erreicht endlich, unterhalb des Flüßchens Ombro (Umbrone) das Meer, in welches er weit vorspringt (M. Argentara).

Sümpfe der Maremmen.

Der Arnus (Arno), am oberen Apennin entspringend, bricht sich westlich einen Weg durch dieses Gebirg, das mit dem vorigen eine vom Clanisbache durchzogene, der Tiber zugeneigte Niederung bildet. In dieses Thalgebiet gehört der östlich und südlich von Höhen umlagerte See Trasimenus (Perugia).

Ein drittes Seitengebirg erhebt sich zwischen dem Arnus und Umbro und umschließt die Niederungen am Tyrrhenischen Meer, die, jetzt Maremmen genannt, wegen ihrer stehenden Wasser und bösen Luft übel berüchtigt sind.

Südlich von diesen Höhen haben in vorgeschichtlicher Zeit vulkanische Gewalten das Land zu einer Hochebene emporgetrieben und mit vulkanischem Tuff und Lava überlagert. Die Krater der feuerspeienden Berge, die einst hier thätig

waren, sind zu Seen eingestürzt, deren hohe Lavaränder den Ursprung verrathen. So breitet sich nördlich der Volsinische See (Bolsena) aus, südlicher der Ciminische (Vico), wo das finstere Ciminische Waldgebirg beginnt, und endlich der Sabatinus (Bracciano). Alte, noch erhaltene Sagen berichten von ansehnlichen Städten, die einst unter gewaltigen Erderschütterungen versunken seien, und von den Ciminischen und Sabatinischen Gewässern bedeckt würden. Diesen Seen und den sie umgebenden Hügeln entströmen reichlich Quellen und Bäche. Sie ergießen sich theils in die größern Flüsse, theils unmittelbar ins Meer. Die vulkanische Beschaffenheit des Landes verrathen endlich viele schwefelreiche Gewässer, wie besonders der Vadimonische See, der sich östlich vom Sabatinus gebildet hat. Dagegen erhebt sich, wie eine Insel, aus dem nach der Tiber gesenkten Lande das Kalkgebirg Soracte, um welches der Strom sich windet, um in westlicher Richtung nach dem Meere zu fließen.

Die Hauptkette der Apenninen begleitet anfangs die obere Tiber, zieht sich aber bald, nachdem sie den Nar (Nera) ihr zugesendet, in südöstlicher Richtung weiter. Sie verzweigt sich hierauf, zu immer höheren Massen anschwellend, durch Seitenäste mit der ersten Parallelkette, die sich nach der Unterbrechung durch die Thäler der Tiber und des Nar südlich fortsetzt. Domartig steigen hier aus der mannichfaltig verschlungenen Gebirgslandschaft einzelne Gipfel empor, namentlich östlich die Sibylla und der Gran Sasso, im Alterthum Vater Apennin genannt, westlich der Velinus, und erreichen zum Theil eine Höhe von 9000 Fuß. Sie sind fast zu jeder Jahreszeit mit Schnee bedeckt, an ihren Abhängen aber und in den eingeschlossenen Thälern und Hochebenen vereinigt sich die Frische der Alpennatur mit dem Farbenglanze mittäglicher Gegenden. Da reifen Südfrüchte, köstliche Trauben, Oliven, Kastanien, Mais und Weizen, während zugleich saftige Wiesen sich ausbreiten und Eichen und Pinien, wie im Norden, ihre kräftigen Wipfel erheben. Niederrieselnde Quellen und Bäche durchziehen, wie Silberfäden, das üppige Gelände und eilen den größeren Flüssen und den stillen waldumrauschten Gewässern klarer Seen zu. Eine zahlreiche Bevölkerung erfüllt noch jetzt, wie ehemals, die fruchtbaren Gefilde. Sie bewohnt theils die zahlreichen Meierhöfe des Tieflandes, theils die Städte und Dörfer, welche zumeist an den Abhängen und auf Hügeln angelegt sind.

Zwischen den hochragenden Domen des Gran Sasso auf der einen und des Velinus auf der andern Seite lagert sich die reiche Hochebene von Amiternum. Der Aternus durchströmt dieselbe der Länge nach und biegt dann östlich um den Fuß des Gran Sasso nach dem Adriatischen Meere, das er in nordöstlicher Richtung erreicht. Von hier gelangt man westlich über ein hohes Gebirgsjoch in die Reatina, ein ringsum von Hochgebirgen umlagertes Thal. Jahrhunderte hindurch war dasselbe ein ungesunder, unwirthbarer Sumpf, bis Menschenhand den Wassern des Velinus nördlich einen Ausgang durch die Bergwand brach, so daß dieser Fluß seitdem in prächtiger Cascade dem Nar zuströmen kann. Da ward die Reatina, wie das südlich einmündende Saltusthal, ein fruchtreicher Garten, den man die „thauige Flur", oder die „Säugebrust"

von Italien nannte. Von dem milden Himmel und der Feuchtigkeit des Bodens begünstigt, wachsen hier die abgemähten Gräser und Kräuter fast über Nacht wieder empor und gewähren den zahlreichen Herden gedeihliche Nahrung.

Wenn man die südlichen Höhen übersteigt, so gelangt man in die nicht weniger merkwürdige Hochebene des Fuciner See's. Von einem Kranz von Bergen umgeben, nimmt sie die Mitte der Halbinsel ein. Das Gebirge tritt im Süden und Osten bis an den klaren Wasserspiegel vor, erhebt sich aber nördlich und westlich von dem flachen Seeufer in allmählich ansteigenden Terrassen. Auch hier findet sich eine große Fülle von Bodenerzeugnissen. Gärten und Ackerfeld, unterbrochen von Olivenpflanzungen, Rebenanlagen und schattigen Hainen, höher hinauf ausgedehnte Matten und Waldungen, die, wie grüne Kränze, die nackten Steinhäupter der Berge schmücken, lagern sich um den stillen, tiefblauen See, den nicht selten im Winter eine Eisrinde bedeckt. Von ähnlicher Beschaffenheit ist das Thal von Sulmo. Es ist noch enger umschlossen, als das Thal des Fucinus und von diesem durch einen hohen Bergwall, den Imeus, geschieden.

Unter mannichfaltigen Verschlingungn mit den Parallelketten geht der Hauptzug der Apenninen in südöstlicher Richtung weiter bis zu dem Gebirgsknoten des Hirpinus, wo ein Seitenast westlich dem Tyrrhenischen Meere zustrebt und daselbst das Vorgebirge der Minerva (unsern von Surrentum) bildet. Auch das Hirpinerland, umgeben von wilden, zackigen Bergen, birgt in seinem Schooße einen klaren See, fruchtbare Gefilde, Matten und Haine. Niedere Höhenzüge führen darauf zu dem vulkanischen Gebirge des Vultur und theilen sich endlich, so daß sie beide äußerste Enden der Halbinsel durchziehen.

Zwei Parallelketten sind dem soeben beschriebenen mächtigen Gebirgswall vorgelagert: das äquisch-hernikische Gebirge und das der Volsker und Aurunker. Sie führen, wie eben so viel Stufen nach den Niederungen am Tyrrhenischen Meere und sind durch das Thal des Trerus oder Tolerus, der dem Liris zuströmt, von einander getrennt. Sie verflachen sich nördlich nach der Tiber und dem Anio (Teverone) und westlich nach dem Meere und geben weit ausgedehnten Ebenen Raum. Die westliche Ebene ist das Land der Volsker, einst der fruchtbare Wohnsitz dieser zahlreichen und kriegerischen Völkerschaft, jetzt durch stehende Wasser versumpft und ungesund; die nördliche ist das altberühmte Latium, die Wiege des Römervolkes, dessen Geschichte uns in der Folge hauptsächlich beschäftigen wird. Die Ebenen, welche den untern Lauf des Tiberstroms auf beiden Seiten umgeben, sind nicht völlig flach, sondern von vulkanischen Tuffhügeln bald in längern, bald in kürzern Schwingungen überlagert, ähnlich den von mäßigem Luftzug bewegten Meereswellen. Wie sich nun auf dem rechten Tiberufer das isolirte Gebirge Soracte aus der Ebene erhebt, so steigt aus der latinischen Ebene in kühneren Formen das albanische Gebirge empor. Unmerklich erhöht sich der Boden von allen Seiten erst zu Hügeln und dann zu Felsmassen, welche in Höhen von 1200 bis 2000 Fuß eine fast kreisförmige, hier und da durchbrochene Wand bilden. Die Form, wie die Be-

schaffenheit des Gesteins zeigen, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit vulkanische Kräfte thätig gewesen sind, die den Boden im Umfange von 6 bis 7 Meilen emporgehoben und in dem bemerkten Felsenwall den Rand des Kraters gebildet haben. Derselbe fällt nach innen steil herunter, aber aus dem dadurch entstandenen Thale strebt schroff und freistehend ein zweiter Kraterrand empor, der einen Wiesengrund umschließt. Dieser innere Kegel bekrönt, von der Ebene aus gesehen, das Ganze, wie eine Domkuppel. Westlich, nach dem Meere hin, ist der Kegel eingestürzt, und daselbst bildeten sich drei länglich runde Krater, die sich mit Wasser füllten. Ein von Menschenhand durch Felsen gehauener Kanal hat den größten von diesen Seen, den von Aricia, entwässert und in ein fruchtbares Wiesenthal verwandelt; noch aber spiegeln sich Berge und Fluren in dem weiten Becken des Albaner Sees, während der von Nemi, wie ein Juwel, aus dem umgebenden Waldesdickicht hervorblitzt. Nach einer Sage pflegte die Göttin des Waldes ihr Bild in seinem klaren Spiegel zu beschauen, wenn sie, vom nächtlichen Jagen ermüdet, hier ausruhte. Die Lavaströme, welche den drei Kratern entquollen, kann man noch jetzt bis in die Ebene verfolgen, auch sind noch kleinere Seen und Vertiefungen umher bemerkbar, aus welchen einst das unterirdische Feuer hervorbrach. Bis zu einer Höhe von 2900 Fuß thürmt sich der südliche Rand des innern Kraters auf. Er heißt jetzt Monte cavo (der hohle Berg) und gewährt eine Aussicht über das ganze Gebirge mit seinen Höhen und Thälern, Wäldern, Seen und Bächen und östlich zu den gewaltigen Kuppen des Apennins, nördlich über die Tiberebene bis zu dem Ciminischen Bergwald, südlich und westlich auf die langgestreckte Linie der Volsker-Berge, die vorgelagerte Ebene und die blauen Wogen des Tyrrhenischen Meeres.

See von Nemi.

Weiter nach Südosten, wenn man die Aurunker-Berge hinter sich, den Liris überschritten hat, gelangt man nach Campanien, dem Fruchtgarten Italiens, wo alljährlich die üppigen Saaten gedeihen, wo kein Winterfrost die Oliven- und Orangenpflanzungen zerstört. Von Seitenketten des Apennin und vom Meer umschlossen, vom Volturnus und einigen kleineren Flüssen bewässert, lagern sich die fruchtbaren Gefilde um Städte und Städtchen, während am weiten Meerbusen von Neapel vulkanische Kräfte thätig waren und die phlegräische Hochebene, das Gaurus-Gebirge mit seinen zu Seen eingesunkenen Kratern und östlicher den Vesuv emporgetrieben haben. Unter den westlich gelegenen Seen ist besonders der Avernus merkwürdig, in dessen Nähe sich die Trümmer des alten Cumä erheben. Er galt im Alterthum für unergründlich; eine schauerliche Höhle an seinem Ufer hielt man für die Wohnung der prophetischen Sibylla. Bis weit ins Meer erstreckte sich die Wirkung der in der Tiefe wirkenden Gewalten und bahnte sich in den Höhen der Inseln Prochyta und Aenaria (Ischia) Ausgänge für ihre Feuerströme. Noch ist die Esse Vulcan's nicht erloschen, noch rüttelt Typhon, der hier, nach der Mythe, begraben sein soll, von Zeit zu Zeit seine riesigen Glieder, das zeigen die Ausbrüche des Vesuv und die nicht ungewöhnlichen Erderschütterungen, aber das verscheucht nicht die Menschen von den fruchtreichen Fluren. Ueber den Stätten der Zerstörung, über den versunkenen Wohnplätzen des Alterthums wohnen sorglos die Geschlechter der Gegenwart.

Weniger merkwürdig für unsere Geschichte sind die südlicher gelegenen Landschaften der Halbinsel, die von dem gabelförmig getheilten Apennin durchzogen werden. Doch breiten sich östlich, nach dem Meere hin, weite Ebenen aus, die der Aufidus durchströmt. Hier liegt Cannä, wo die römischen Legionen den kriegerischen Afrikanern unterlagen. Die westliche Spitze nähert sich der Insel Sicilien. Eine Bergkette zieht die Nordküste dieser Insel entlang und sendet verschiedene Zweige nach Süden. Um den ins Meer vortretenden zackigen Ercta (jetzt Monte Pellegrino bei Palermo) und um den hohen Eryx (Giuliano) an der Westspitze wüthete Jahre lang der Kampf gegen die Karthager. Im Osten aber erhebt der gewaltige Aetna sein Haupt über alle Berge Trinakriens. Die von uns S. 24 abgebildeten Kyklopen-Inseln, welche an die alten Sagen von Polyphemos erinnern, liegen östlich von dem Bergriesen im Meere, als ob er sie aus seinem Krater hinausgeschleudert hätte, wie einst der Kyklope Felsen nach dem Schiffe des listenreichen Odysseus schleuderte.

Wir kehren nun zur Betrachtung der verschiedenen Völkerstämme zurück, die sich in grauer Vorzeit über Hesperien ausbreiteten. Wir haben schon berichtet, daß Italien durch Wanderstämme von Norden her seine Bevölkerung erhielt. Nachdem die Siculer und Sicaner den Umbrern, Aboriginern, Oskern und den nach der Mythe ihnen beigesellten Piratenschwärmen der Pelasger hatten weichen müssen, waren andere kräftige Stämme, die der Sabeller oder Sabiner, eingewandert und hatten, dem Hauptzug der Apenninen folgend, in den fruchtbaren Thälern der Reatina, des Saltus und Aternus Wohnsitze

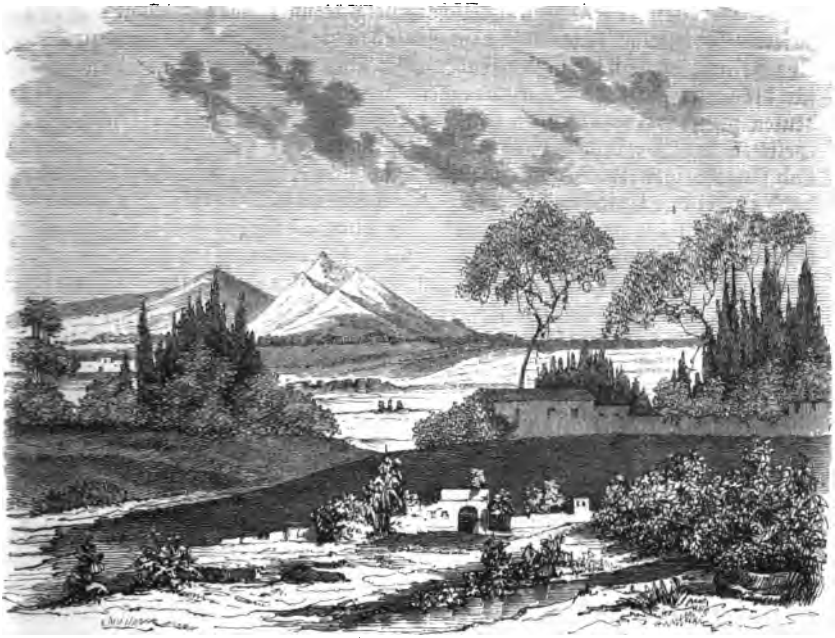
aufgeschlagen. Daselbst weideten sie ihre Herden, bauten feste Städte auf den Höhen und bewahrten in ihrer Abgeschlossenheit den ererbten frommen Sinn, die einfache, häusliche Sitte, Freiheitsliebe und kriegerischen Muth. Als aber die wachsende Bevölkerung ringsum Berge und Thäler erfüllte, da sandte sie „geweihte Lenze" aus, das heißt, sie weihte den Göttern die heranwachsende Jugend, daß dieselbe unter ihrem Schutze in ferne Länder ziehe und Niederlassungen gründe. Die Götter aber waren den kriegerischen Schaaren günstig; sie ließen dem ersten Zug einen Specht vorausflattern, der ihn östlich in das fruchtbare Land Picenum bis an das Adriatische Meer geleitete; einen Stier bestellten sie als Führer des zweiten Zuges nach Südwesten in das Gebiet der Opiker und weiter über die taburnischen Berge bis nach Campanien; ein Wolf aber zog dem dritten Schwarme voran in das Hirpiner-Land. Dieser letztere Zug war der mächtigste und breitete sich über das Gebirge aus und weiter nach dem Adriatischen Meere und bis in die südöstliche Spitze der Halbinsel. Es ist dies der edle Stamm des samnitischen Volkes, das eine aus vielen Gliedern bestehende Eidgenossenschaft bildete und den Kampf für seine Freiheit fast bis zu seiner gänzlichen Vernichtung fortsetzte.

Die Zunahme der Bevölkerung zwang die sabellischen Stämme noch zu weiteren Wanderungen. Sie folgten dem Laufe des Velinus, besetzten das Thalgebiet des Nar und zogen endlich der Tiber entlang bis in die Ebene von Latium, wo sie mit den Latinern bald freundlich, bald feindlich in Verkehr traten. Die Latiner, die jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, hatten, obgleich mit den Sabellern gleichen Ursprungs, doch eine eigenthümliche, von fremdem Einfluß wenig getrübte Entwickelung. Es sollen zwar fremde Siedler, namentlich Troer und Griechen, nach dem Untergange Iliums über's Meer zu ihnen gestoßen sein; allein diese Angabe gehört in das Bereich der völlig unbeglaubigten Mythe. In ihren anfänglichen Sitzen behaupteten sie sich glücklich gegen den Andrang der feindlichen Nachbarn. Diesseits der Tiber hatten sie gegen Sabiner, Aequer und Volsker zu kämpfen, jenseits standen ihnen die Tusker oder Tyrrhener feindlich gegenüber. Die Letzteren hatten zwei Staaten gebildet, den einen in der reichen Ebene am Po und Adriatischen Meere, den andern am Arno und Umbro zwischen den Apenninen und dem westlichen Meer. Jeder derselben bestand aus zwölf durch Bundesgenossenschaft zusammenhängenden Hauptstädten. Sie waren völlig aristokratisch eingerichtet, und es scheint, daß die ursprüngliche tyrrhenische Bevölkerung von den später aus den rhätischen Alpen eingewanderten Rasenern bezwungen und in ein Hörigkeitsverhältniß versetzt worden war. In der nördlichen Bundesgenossenschaft blühten besonders die Städte Mantua und Felsina oder Bononia (Bologna). Die Macht dieses Staates aber ward frühe gebrochen durch Keltenschwärme, welche nach Uebersteigung der Alpen das ganze Land überflutheten, die tuskischen Städte zerstörten und eigne Niederlassungen gründeten. Die alte Bevölkerung, soweit dieselbe dem Schwert und der Sklaverei entging, floh theils rückwärts nach dem heimatlichen Rhätien, theils über die Apenninen in das eigentliche

Etrurien oder Tuskien (Toskana). Außer diesem Zuwachs soll der südliche Bundesstaat nach einer sehr unbeglaubigten Sage Lydier oder Griechen aus Kleinasien, die zur See ankamen, gastlich aufgenommen haben.

Es ist möglich, daß sich griechische Seefahrer schon in früher Zeit an der etrurischen Küste ansiedelten und zur raschen Entfaltung der Kultur beitrugen; allein eine Einwanderung zur See in größerer Masse ist bei dem damaligen Zustande der Schifffahrt nicht denkbar. Gewiß ist dagegen, daß der tuskische Bundesstaat zu ansehnlicher Macht gelangte. Zu Wasser und zu Land ward der tyrrhenische Name berühmt und gefürchtet. Die Heere Tuskiens kämpften nicht selten siegreich gegen Umbrer, Sabiner und Latiner, seine Flotten aber durchirrten die Meere, theils Raub, theils Handelsgewinn suchend, theils auch Niederlassungen gründend. So errichteten diese Tyrrhener eine dem Mutterstaate nachgebildete Herrschaft in Campanien; so hatten sie Kolonien auf den Inseln Corsica und Sardinien, und selbst in Spanien kommen Städte tuskischen Namens vor. Im eigenen Lande aber erhoben sich ihre durch Burgen und Mauern geschirmten Städte zu einer seltenen Blüte. Volaterrä, auf einem Gebirgskamm liegend und drei Thäler beherrschend, hatte zu Populonia seinen Seehafen. Wahrscheinlich war auch von dieser Stadt die Insel Aethalia (Elba) abhängig. Am östlichen Seitenarm der Apenninen erhob sich über den Thälern des Clanis und Trasimenischen Sees das mächtige Cortona oder Croton, ferner etwas südlicher Clusium, eine Zeitlang die vornehmste Stadt Etruriens, der Wohnsitz des mächtigen Königs Porsena. Auf Höhen, oder Tufffelsen, die zum Theil durch Kunst schroff zugehauen waren, lagen im südlichen Theile des Landes zwischen der Tiber und dem Meere die bedeutenden Städte Tarquinii, Cäre, Falerii, Veji, Capena am Fuße des Soracte, und weiter aufwärts an dieser Höhe der Hain der Feronia, wo am Feste dieser Göttin zahlreiche Schaaren nicht blos aus Etrurien, sondern auch aus dem Sabiner-Land und aus Latium zu Lustbarkeiten und zum Verkehr zusammenströmten. Hier, an dem isolirten, die Ebene überschauenden Berg, wo drei Volksstämme angränzten, war die große Messe Mittelitaliens. Im Schatten des heiligen Haines wurden Lustbarkeiten und Wettspiele gefeiert; doch blieb, im Gegensatze zu den olympischen Festen der Hellenen, der Waarentausch die Hauptsache. Daß dabei auch Kunstwerke des einen Landes in das andere übergingen, daß Künstler und Weise bei dieser Gelegenheit ihre Ideen austauschten, war natürlich.

Uebrigens fanden Gewerbfleiß, Kunst, geordnete Staatseinrichtung am frühesten in Etrurien Aufnahme und gingen von da zu den andern Völkern Mittelitaliens über. Man findet daher in der sittlichen, künstlerischen und staatlichen Entwickelung aller dieser Stämme Vieles, was auf tuskischen Einfluß schließen läßt. Doch ist in dieser Hinsicht auch hellenische Einwirkung unverkennbar, was theils aus den Ansiedelungen hellenischer Kolonisten an den Küsten zu erklären, theils auch auf die gemeinschaftliche Abstammung zurückzuführen ist.



Soracte.

Früheſte Kulturzuſtände und Religion.

Die Völker des großen indo-germaniſchen Stammes hatten vor ihrer Trennung ſchon einen gewiſſen Grad von Kultur erreicht, wie dies der ſprachkundige Hiſtoriker Mommſen auf höchſt geiſtvolle Weiſe aus der Vergleichung der Sprachen darthut. Sie hatten die Rohheit des anfänglichen Jäger- und Fiſcherlebens weit überſchritten, ohne jedoch zum geregelten Bau der Feldfrüchte vorgeſchritten zu ſein. Die Benennung der zahmen Thiere ſind im indiſchen Sanſkrit, im Lateiniſchen und Griechiſchen ähnlich, was auf ein entwickeltes Hirtenleben ſchließen läßt. Eben ſo verrathen Wagen und andere Geräthſchaften, Theile des Hauſes oder der Wanderhütte, Boote und Ruder in ihren Lauten die gleiche Abſtammung. Auch die Benennungen von Kupfer, Silber, Gold ſcheinen ähnlich gebildet und zeigen, daß jenem Urſtamm die Metallbenutzung nicht unbekannt war. Ferner waren die Elemente der Wiſſenſchaft und Religion vor der Völkerſcheidung ſchon vorhanden. Die Zahlen lauten bis hundert ähnlich; Gott heißt im Sanſkrit **devas**, im Lateiniſchen **deus**, im Griechiſchen θεός, Uranus heißt bei den Indiern **Varunas**.

Bevor sich der griechisch-italische Zweig trennte, war er schon mit dem Ackerbau, vielleicht sogar mit dem Weinbau bekannt und hatte wenigstens eine Zeitlang feste Wohnsitze gehabt. Die Uebereinstimmung der Ausdrücke für die Getreidearten, den Pflug, den Wein, die häuslichen Einrichtungen deuten offenbar darauf hin. Damit verband sich die sittliche Ordnung des ehelichen Lebens, der Bestand der Geschlechter, das heißt der Nachkommen und Angehörigen eines und desselben Stammvaters. Dieser Geschlechtsverband ist bei den Griechen, wie bei den Italikern die Grundlage der Staatenbildung. In der weiteren Entwickelung gingen dagegen beide Völker aus einander. In Griechenland behaupteten die Geschlechter noch lange ihre Geltung und Bedeutung im Staate; in Italien traten sie frühzeitig gegen das gleichberechtigte Bürgerthum zurück; dort emancipirte sich bald der Einzelne von der häuslichen Hörigkeit, hier erst in der Zeit des Verfalls. Die ursprünglichen staatlichen Einrichtungen zeigen bei den Griechen, wie bei den Italikern dieselben Formen; ein Namensoberhaupt, durch Wahl oder Umstände erhoben, ein Rath der Edeln oder Alten, eine Versammlung der waffenfähigen Freien sind hier wie dort vorhanden und finden sich auch in der Verfassung der alten Germanen wieder, soweit uns dieselbe bekannt ist. Aus dieser Grundlage entwickelte sich in Italien der Staat zu einer Einheit, in welcher sich das Besondere dem Allgemeinen unterordnete. Der italische Staat erstarrte nicht in den einmal festgesetzten Formen, wie dies in Sparta der Fall war, noch suchte er eine ideale, unhaltbare Freiheit und Gleichheit aller seiner Angehörigen zu verwirklichen, wie in Athen; sondern mit praktischem Verstand und energischer Beharrlichkeit baute der Italiker seine Verfassung auf, in welcher alle Bürger zu gleicher Berechtigung gelangten, ohne daß die Unterschiede der Stände, des Vermögens und des Talents völlig ausgeglichen wurden. Er entwickelte und verwendete alle Kräfte für die Gesammtzwecke und bereitete dadurch die ungeheuren Erfolge vor, deren Endergebniß die Weltherrschaft war. Er steht in diesem Streben eben so einzig und unerreicht da, wie der Grieche in seinem Streben, das künstlerische Ideal zur Anschauung zu bringen, während er auf dem Gebiete der nationalen Kunstentwickelung das Kindesalter der Kultur nicht überschritt.

Indessen muß man hier den Verhältnissen Rechnung tragen. Nicht alle italische Völker zeigten diese Tüchtigkeit der politischen Gestaltung, sondern hauptsächlich das römische. Die Eidgenossenschaften der Latiner, Sabiner und Samniten waren so lose verbunden, wie die griechischen Staatenvereine; aber Rom überwältigte und vereinigte sie unter seiner Herrschaft und stellte dadurch die Einheit Italiens her; in Griechenland dagegen hielten sich Sparta, Athen und später Theben einander die Wage, wodurch die innere Entzweiung Griechenlands unterhalten und sein Untergang herbeigeführt wurde.

Wir müssen, um dies zu verstehen, den Kulturzustand des alten Mittelitaliens überhaupt näher betrachten. Die Bevölkerung wohnte theils in

Städten, theils zerstreut auf dem Lande. Sie beschäftigte sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehwirthschaft; doch blühten besonders in den großen Städten Etruriens frühzeitig schon Handwerke, Gewerbe und Künste, während die sabellischen Völker mehr dem Hirtenleben geneigt waren. Die staatliche Verbindung der einzelnen Völker war ein loses Bundesverhältniß, das nur bei sehr wichtigen Angelegenheiten in gemeinschaftlichen Unternehmungen hervortrat. Die Bürgerschaften der Städte bildeten den Kern, die herrschende Klasse der Einwohner, das Landvolk war wenigstens in Etrurien in völliger Abhängigkeit, vielleicht nicht unähnlich dem Verhältniß in den dorischen Staaten Griechenlands zwischen den siegreichen Doriern und den unterworfenen Landbewohnern. Die Regierung war in den Händen der alten und reichen Geschlechter. Die übrige Bürgerschaft hatte zwar in den Volksversammlungen daran Antheil, aber sie spielte doch eine ziemlich unbedeutende und stumme Rolle. An der Spitze der Regierung und der Rechtspflege stand ein Oberhaupt, bei den Etruskern Lucumo, bei den andern Völkern König genannt. Besaß der Fürst Einsicht, kriegerisches Geschick und Reichthum an Aeckern, Sklaven und Herden, so stand er in großem Ansehn und erhob zuweilen seine Macht zu einer unumschränkten, im entgegengesetzten Fall hatte er wenig Einfluß. Auch in diesen Einrichtungen erkennt man die Grundzüge der Verfassung, wie sie uns Homer schildert. Die Freier auf Ithaka konnten, wie er uns in der Odyssee erzählt, die Gemahlin ihres Königs bedrängen, das königliche Haus berauben; die Bürgerschaft sah ruhig dem Unwesen zu, hörte stumm und theilnahmlos die Klagen des Telemachos an und ging nach abgehaltener Versammlung wieder unbekümmert an ihre Geschäfte. Der heimkehrende Odysseus mußte sich selbst mit starker Hand Recht verschaffen.

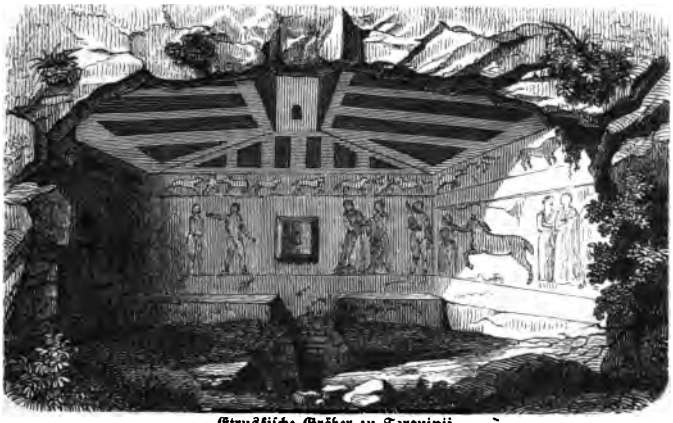
Religion.

Ein ähnliches Verhältniß dürfte sich in Bezug auf den religiösen Glauben herausstellen; doch schieden sich darin frühe die Vorstellungen nach der durch Wohnort und Schicksale bedingten Anschauungsweise der Völker. Dem religiösen Glauben des wandernden Urvolks lag eine Vergötterung der Naturkräfte zu Grunde; diese Naturkräfte waren ihm aber Ausflüsse eines ewigen, Alles durchdringenden und belebenden Wesens, das jedoch selbst in unzerstörbarer Ruhe beharre und am Ende aller Tage das Entstandene und Geschaffene geläutert und gereinigt wieder in sich aufnahm. Von dieser allumfassenden Gottheit war den Griechen, wie den Italikern nur der Glaube an die dunkel und unbewußt waltende Macht des Schicksals geblieben, während die skandinavischen Germanen eine endliche Auflösung des Himmels und der Erde und die Entstehung einer neuen Welt annahmen. Die übrigen formlosen Wesen ihres Glaubens begannen die Griechen bald als bestimmte Persönlichkeiten sich vorzustellen, aber ihr Gefühl für Schönheit verklärte ihre Erscheinung durch den Zauber des Ideals, ihre Kunst umgab sie mit den Reizen überirdischer Majestät

und Herrlichkeit. Eben so wußte die schaffende Phantasie der Hellenen nicht blos die Thaten und Schicksale ihrer Götter in vielverschlungenen Mythen auszuprägen und zugleich verehrte Vorfahren, Wohlthäter ihres Geschlechts, zu den Göttersitzen zu erheben, sondern sie drangen in die Räthsel der Entstehung der Weltordnung ein, über deren Ursachen und Hergang sie ausführlich Bericht erstatteten.

Der Italiker war, seinem Stammgenossen gegenüber, eine mehr praktische, hausbackene Natur. Soviel er von den Glaubensschätzen aus der östlichen Heimat auf der langen Wanderung sich erhalten hatte, das bewahrte er treu, weil er zum Gedeihen seiner Herden und Felder, sowie zu seinen Siegen auf dem Schlachtfelde die Hülfe der Götter nicht entbehren konnte. Er vermehrte sie allenfalls durch einige Mythen aus den Zeiten seiner Niederlassung in Hesperien; aber zur klaren Durchbildung der verehrten göttlichen Persönlichkeiten gelangte er erst in später Zeit mit Hülfe der Griechen. Die Wesen seines Glaubens waren mehr oder weniger Begriffe geblieben, ihre Unterscheidung war nicht bestimmt durchgeführt, ihre sinnliche Erscheinung unerörtert gelassen. Gottheit war ihm in allen Dingen vorhanden, trat mit ihnen in's Dasein, gewann Form und Wesen und hörte mit ihnen auf. Wenn ihm in den späteren Sagen ausgezeichnete Vorfahren göttlicher Ehre würdig erschienen, so vermehrte er nicht mit ihnen die Bevölkerung des Himmels, oder der Unterwelt, sondern er glaubte, die Gottheit sei in der Gestalt dieses, oder jenes Heroen erschienen, um ihre heilsamen Beschlüsse in Ausführung zu bringen, und sei dann wieder in ihren Göttersitz zurückgekehrt. Bei diesem Glauben, der tief in seinem Bewußtsein wurzelte, dachte er gar nicht daran, sich die Erzeugung und, wenn man so sagen darf, die Familienverhältnisse, oder gar die Abenteuer und Kämpfe seiner Götter vorzustellen, und eben so fremd blieben ihm die Grübeleien über das Entstehen und Vergehen der Welt.

Nur die später eingewanderten Rasener oder Tusker brachten solche geheimnißvolle Lehren vielleicht aus dem hohen Norden mit. Nach ihrem Glauben walten die verhüllten, das heißt verborgenen Mächte über Himmel und Erde; die zwölf sichtbaren Götter sind ihnen untergeordnet und forschen in wichtigen Dingen nach ihren Beschlüssen, welche sie vollbringen und auch im Blitz, im Vogelflug und in den Eingeweiden der Opferthiere den Menschen offenbaren. Die Unterwelt, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, ist ein grauenhafter Ort; ein thierartiger Greis mit Flügeln und einem gewaltigen Hammer führt die Todten an den Ort ihrer Bestimmung, namentlich die Verdammten zu ihrer Qual, die durch ähnliche Dämone ausgeführt wird. Dergleichen Vorstellungen finden sich in den kunstreich ausgeschmückten Gräbern der Tusker abgebildet. Wir geben hier das Innere einer solchen Todtengruft auf der beigefügten Illustration. Ferner dachten sich die alten Rasener die Welt mit ihren sichtbaren Göttern als eine solche, die entstanden sei und auch nach vielen Zeitabschnitten oder Jahrhunderten wieder untergehen werde.



Etruskische Gräber zu Tarquinii.

Noch weniger bekannt sind uns die Lehren und der Glaube der übrigen altitalischen Stämme mit Ausnahme der Römer, mit deren religiöser Anschauung freilich die stammverwandten Latiner übereinstimmen mochten. Die Sabiner verehrten einen Gott Sancus oder Semo Sancus, das heißt einen heiligen Schutzgeist, der wol gleichbedeutend ist mit dem Dius Fidius zu Rom, dem Gott der Treue, dem Schirmherrn auf allen Wanderungen. An der ferentinischen Quelle, die den albanischen Bergen entströmt, befand sich ein Heiligthum der von ganz Latium verehrten Naturgöttin Diana. Hier pflegten sich alljährlich die latinischen Völkerschaften zu versammeln, um im Schatten des Waldes unter dem unsichtbaren Beistande der Göttin Beschlüsse über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu fassen und namentlich einen Heerführer für den ganzen Bund zu ernennen. Auf der andern Seite des Bergrückens, im Thale von Aricia, da, wo nach Trockenlegung des Thales ein tiefer, stiller See übrig geblieben war, genoß in einem heiligen Haine die Göttin gleichfalls ausgebreiteter Verehrung. Daselbst bestand die barbarische Sitte, daß der Priester, den man Hainkönig nannte, mit den Waffen in der Hand sein Amt bewahren mußte, indem Jeder berechtigt war, ihn zum Zweikampf auf Tod und Leben aufzufordern und nach seiner Erlegung die priesterliche Würde des Hainkönigs selbst zu übernehmen.

Was die Römer betrifft, so waren sie von tiefem religiösen Gefühl durchdrungen. Mit frommer Andacht brachten sie anfangs an einfachen Altären den Wesen ihres Glaubens Opfer; als aber nach Innen und Außen der Staat geordnet, reich und mächtig wurde, da genügte ihnen nicht mehr der Dienst an aufgemauertem Altar und in hölzernen Götterhäusern, da erhoben sich großartige Tempel, in welchen Einzelne, oder bei festlicher Gelegenheit die Gemeinde durch Opfer und Gebete den Schutz der himmlischen Mächte erflehten. Ein solches, dem Jupiter dargebrachtes Opfer stellt die Vignette auf S. 41 dar. Sie glaubten, daß besonders drei Gottheiten ihnen ihren mächtigen Schutz angedeihen ließen, nämlich: Quirinus, Jupiter und Mars,

die Schirmherren der ganzen Bürgerschaft gegen alle Gefahren, gegen innere, wie gegen äußere Feinde. Insbesondere war Quirinus der Beschützer der Bürgerschaft, Jupiter, d. h. Himmelsvater, der über das ganze Land seine Wohlthaten ausbreitet, und Mars oder Mamers, der die Herden und Felder segnet und auch den Sieg gewinnen hilft. Drei angesehene Priester, Flamines, d. h. Zünder, waren diesen Göttern geweiht. Sie mußten ihnen die Opfer darbringen, oder anzünden. Sodann bestand dem Mars, doch auch den andern Göttern zu Ehren, die Priesterschaft der zwölf Salier oder Tänzer, welche im Monat März mehrere Tage lang in seltsamen Aufzügen den höchst anstrengenden Waffentanz durch die Stadt aufführten. — Mars war auch Zauberer und Seher der Zukunft. In dieser Eigenschaft hatte er einst menschliche Gestalt angenommen und war als König Picus (Specht) auf Erden umhergewandelt. Ferner hatte er die Zwillinge Romulus und Remus gezeugt, die er hierauf durch Specht und Wölfin, ihm geheiligte Thiere, pflegen und ernähren ließ. Indessen soll er sich zugleich in Romulus Vater Quirinus verkörpert haben, wie solches die Götter bei dem unter Donner und Blitz erfolgten Verschwinden des Königs seinem Volke offenbarten.

Janus.

Von dem höchsten Gotte Jupiter werden drei Verwandlungen oder Erscheinungen auf Erden berichtet. Da erschien aus dem fernen Osten Recaranus, ein starker Held, unter dem Hirtenvolke Latiums, bezwang den furchtbare Räuber Cacus, brachte die geraubten Herden zurück und war der Beschützer der Hirten und ihres Eigenthums. Er errichtete dem siegbringenden Jupiter am Fuße des aventinischen Berges einen sehr großen Altar, wo er den Zehnten der Beute opferte und solche Opfer, sowie Speisungen des Volkes anordnete. Als er wieder in die Ferne zog, erkannte man, daß es der Gott selbst gewesen sei. Man hat diesen Recaranus später Hercules genannt und mit dem griechischen Herakles für gleichbedeutend gehalten. — Der Vater der Götter und Menschen war auch der besondere Beschützer seines Latiner-Volkes. Daher, glaubte man ferner, sei ein Ausfluß seines Wesens, eine seiner göttlichen Kräfte in dem gefeierten König Latinus erschienen und gleichzeitig in Aeneas, dem Bringer der troischen Heiligthümer. Beide verschwanden im Getümmel der Schlacht und empfingen göttliche Verehrung, dieser als Jupiter Indiges (einheimischer Gott), jener als Jupiter Latiaris. Zu Ehren des Schirmherrn von Latium wurden in seinem Tempel auf dem Albaner-Berg die großen latinischen Feste gefeiert, zu welchen alle Obrigkeiten Roms und Latiums und eine große Volksmenge zusammenströmten. Wir sehen aus dieser Darstellung des Volksglaubens, wie sehr sich derselbe von dem Glauben der Hellenen unterschied, wie er sich vielmehr der indischen Götterlehre annähert, die so viel von

der Fleischwerdung zu erzählen weiß, während jene nur die Erzeugung der Heroen durch Verbindung der Götter und Menschen berichtet.

Außer diesen genannten Wesen verehrte man besonders den Janus, den Eröffner und Beschließer aller Dinge, der an den irdischen Eingängen, wie an den Pforten des Himmels sitzt, der Meer und Land aufschließt und die Welt in ihren Angeln bewegt. Er blickt in die Vergangenheit zurück und vorwärts in die Zukunft und wurde daher stets mit zwei Gesichtern dargestellt.

Feierliches Jupiteropfer. (Aus späterer Zeit.)

Von Göttinnen, welche den Römern heilig waren, nennen wir nur Juno, die Himmelskönigin, und Vesta, die Bewahrerin des heiligen Herdfeuers in jedem Hause, sowie des Herdes der Stadt in einem Tempel auf dem Forum (Markte) zu Rom, wo Tag und Nacht ihr Feuer von den keuschen Händen der ihr geweihten Vestalinnen unterhalten wurde.

Wir verweisen in Betreff der übrigen verehrten Wesen auf die Mythologie und bemerken nur noch, daß die römische Götterlehre bei ihrer Unbestimmtheit

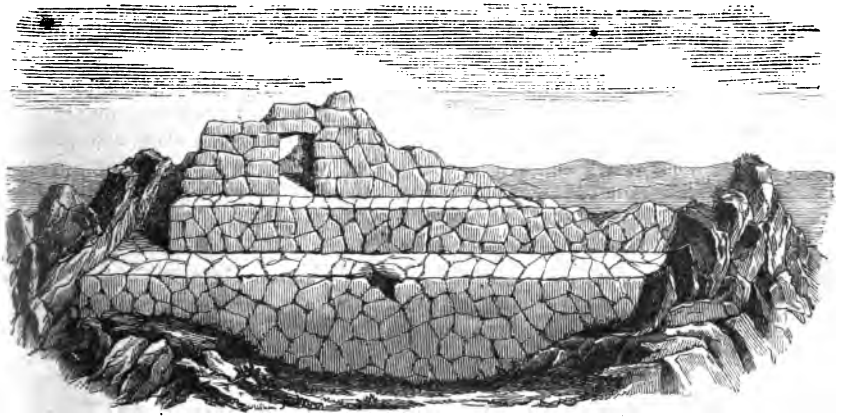
frühzeitig vor dem Glanze der helleniſchen Dichtungen erblich, ja ſelbſt aus dem Gedächtniß des Volkes verſchwand, wenngleich die Prieſter-Collegien und gottesdienſtlichen Formeln und Gebräuche beſtehen blieben.

Ueber den Zuſtand der Seelen nach dem Tode waren die Vorſtellungen gleichfalls unbeſtimmt und zum Theil ſich widerſprechend. Man nahm eine unterirdiſche Schattenwelt an, wo die Manen (Seelen der Verſtorbenen) in einem glücklichen Zuſtande verweilten. Die Manen guter, hochverdienter Menſchen, zumal wenn man ſie durch Opfer bei dem Begräbniß und am allgemeinen Todtenfeſte gefeiert hatte, dachte man ſich auch als ſchützende Genien ihres Hauſes und ihrer Nachkommen und verehrte ſie, wie die Penaten, die eigentlichen Schutzgötter am häuslichen Herde, der ihnen geweiht war. Wurden die Todtenfeierlichkeiten (Abbildung derſelben folgt ſpäter) vernachläſſigt, ſo ſchweiften die Seelen als Lemuren (Spukgeſtalten) nächtlich umher, bis der betreffende Hausvater ſie ſühnte. Die Larven dagegen waren Quälgeiſter, welche Todte und Lebende beunruhigten. Sie werden auch als die Manen der Verdammten dargeſtellt. In ihrer ſcheußlichſten Geſtalt heißen ſie Lamien, und als ſolche ſtellen ſie neugebornen Kindern nach, um ſie zu verſchlingen. Es ſcheint dies eine Annäherung an etruskiſche Lehren. Noch mehr war ſolches der Fall bei der Todtenweihe in Zeiten der höchſten Gefahr, wenn ſich zum Beiſpiel der Feldherr eines wankenden Heeres den unterirdiſchen Göttern weihte und ſofort im Kampfgewühl den Tod ſuchte und fand. Er erſchien dann als ſiegbringender Schutzgeiſt ſeinen Waffenbrüdern und trug Schrecken und Entſetzen in die Reihen der Feinde.

Baukunſt.

Mit dem religiöſen Glauben ſtanden Künſte und Gewerbe in Beziehung, und man darf ſich darin die alte Bevölkerung Italiens nicht als durchaus unerfahren und roh denken. Sie glich vielmehr den Hellenen aus den Zeiten Homer's und übertraf ſie ſogar in manchen Stücken. Zunächſt bedurfte man der Baukunſt, um ſelbſt ſicher und gemächlich zu wohnen und um den Göttern würdige Behauſungen aufzurichten. Die Wandervölker, welche von den Alpen her über die Halbinſel ſich ausbreiteten, ſiedelten ſich freilich zerſtreut an und beharrten auch noch länger bei ihrer Lebensweiſe, da ſie hauptſächlich Viehzucht trieben. Indeſſen pflegten ſie doch befeſtigte Zufluchtsſtätten auf Bergen und in Wäldern anzulegen, wohin ſie bei feindlichen Ueberfällen ſich und ihre Herden bergen konnten. Solche befeſtigte Oerter ſcheinen auch einige Hügel von Rom geweſen zu ſein, auf welchen dann bald bleibende Niederlaſſungen entſtanden. Vielleicht ſind auf dieſe Art die meiſten Städte gegründet worden, da ſolche ſchon ſehr frühe im Gebirge und in der Ebene, im Innern des Landes und an der Küſte aufblühten und den Bürgern durch Mauern und geſetzliche Einrichtungen Sicherheit nach außen und innen gewährten. Im Gebirge wählte man eine ſteile Bergkuppe zur Anlegung der Burg und baute ſich dann am Abhange an, wobei man oft ſehr mühſame Unterbauten vornehmen mußte, um

auf dem abschüssigen Boden Raum zu gewinnen. War dies wegen der Oertlichkeit nicht möglich, mußte sich die Stadt in das Thal oder in die Ebene hineinziehen, so wurde sie doch durch Schenkelmauern mit der Burg verbunden. Diese verschiedenen Städteanlagen fanden auch in den tuskischen und latinischen Ebenen statt, weil dieselben überall von Tuffhügeln überlagert sind. Daselbst wählte man besonders solche Hügel, die halbinselartig am Zusammenflusse zweier Bäche lagen, und man bearbeitete dann mit dem Meißel den weichen Felsen, daß er möglichst steil und unzugänglich wurde. Städte, die auf völlig flachem Boden, namentlich an der Küste lagen, wurden durch kolossale Mauern geschützt.



Pelasgische Mauern (Gegend von Suna).

Zum Schutze der Burgen und Städte wurden übrigens, wie günstig oder ungünstig die Lage war, stets künstliche Befestigungen zugefügt. Manchmal, besonders in frühester Zeit, begnügte man sich mit einem Erdwall, der jedoch nach außen mit eingefügten Steinen verkleidet ward. Dann schichtete man ohne Mörtel vieleckige, unregelmäßige Steine, wie man sie eben aus den Bergen brach, zu Mauern auf. Man nahm dazu kolossale Werkstücke, die durch ihr Gewicht unerschütterlich fest auf einander lagen und füllte die Zwischenräume mit kleineren Steinen und Geröll aus. Es waren dies die kyklopischen Mauern, wie sie in Griechenland genannt wurden, zu denen alle diejenigen Bauwerke gezählt werden, welche sich durch besondre Größe und Festigkeit auszeichnen und ohne Zweifel der pelasgischen Vorzeit angehören. Dauerhafter waren die Umwallungen mit künstlich gehauenen Vielecken, die genau in einander fugten. Obgleich diese Art Mauern große Kunstfertigkeit und viel Arbeit forderten, gab es doch solche in Etrurien, Latium und in den Sabiner-Bergen. In den ersteren Ländern kam man auch bald auf den Bau mit Quadern, da der vulkanische Tuffstein leicht zu bearbeiten ist und in geraden Linien bricht.

Die früheſten Wohnungen der Bürger waren, wie im alten Griechenland, wenig geräumig und mit Stroh gedeckt. Sie hatten hohe, ſpitze, weit vorſpringende Dächer, wobei die Giebelbalken oben ſich kreuzten und, wie Hörner, fortſetzten. Vielleicht hatten die Wandervölker ſolche Bauweiſe aus ihrer nordiſchen Heimat mitgebracht, denn man findet ähnliche Wohnungen noch jetzt in den Bergen Deutſchlands und der Schweiz. Daraus entwickelte ſich der regelmäßige Bau des Hauſes, deſſen Einrichtung in Italien gewöhnlich ward. Es beſtand in einer Halle, oder vielmehr in einem Hof, über welchen auf den vier Seiten das Dach mehr oder weniger vorſprang. Dieſer Raum hieß Atrium von ater = ſchwarz, weil die Decke vom Rauche des Herdfeuers geſchwärzt wurde. Er umſchloß den Herd, den häuslichen Tiſch, das Bett des Hausvaters und andere Geräthe, die zum täglichen Gebrauche dienten. In der Mitte war eine Vertiefung, um den niederſtrömenden Regen aufzufangen. Lorbeer- oder andere Bäume, beſchatteten das Waſſerbecken und den dahinter ſtehenden Herd mit den Penaten und erfreuten die ſich täglich verſammelnde Familie mit ihrem grünen Laub und ihren duftigen Blüten. Häufig ſtützten Säulen die überhängenden Dächer, was der Halle ein tempelartiges Anſehen gab. Rings um das Atrium reihten ſich meiſt kleine Gemächer, zum Schlafen, oder zum Aufbewahren von Vorräthen dienend.

Eben ſo einfach, wie die Wohnungen, waren die öffentlichen Gebäude und Plätze. Das früheſte Forum in Rom z. B. umgaben hölzerne Hallen. Hinter denſelben befanden ſich allerlei Buden, namentlich die der Schullehrer und die der Fleiſcher. An dieſen Verſammlungsplatz des Volkes ſtieß das Comitium für öffentliche Gerichtsverhandlungen, wo die große Curie für den Senat und die nur in Sitzen beſtehenden, kleinen Curien angebracht waren.

Anders verhielt es ſich mit den gottesdienſtlichen Gebäulichkeiten. Man verwendete darauf alle Kunſt und ſchonte keine Mühe, keine Koſten, um der Gottheit würdige Wohnſitze zu bereiten, damit ſie mit ihren Segnungen gerne bei der Bürgerſchaft verweile. Vorherrſchend war bei den altitaliſchen Völkern die etruskiſche Tempelanlage, die zwar wiederum in ihren Grundzügen den gemeinſchaftlichen Urſprung mit der griechiſchen verräth, übrigens aber ſich durchaus ſelbſtändig entwickelt hat. Der tuskiſche Tempel bildet ein regelmäßiges Viereck, deſſen Tiefe um Weniges die Breite der Giebelſeite übertrifft. In ſeiner längeren Ausdehnung iſt er in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen die vordere aus drei Säulenreihen von je vier Säulen beſteht, die hintere aber entweder eine, oder drei Cellen mit den Götterbildern und andern Heiligthümern umſchließt. Iſt nur eine Celle erforderlich, ſo werden die beiden andern auf den äußern Seiten durch Fortſetzung der Colonnaden erſetzt, ſo daß in dieſem Falle das Gebäude auf drei Seiten von Säulen umſchloſſen erſcheint und nur die hintere, immer nach Nordweſt oder Nordoſt gerichtete Wand ohne Schmuck bleibt. Die etruskiſchen Säulen, von denen wir ſpäter eine Abbildung geben, ſind hoch und ſchlank conſtruirt mit doriſchem Kapitäl und einer aus Plinthe und Pfühl zuſammengeſetzten Baſis. Sie ſtehen in weiten Zwiſchenräumen, was auf Holzconſtruction der Bedachung ſchließen läßt. Daſſelbe verrathen auch die über dem Architrav

(dem die Säulen überdeckenden Hauptbalken) weit vorspringenden Balkenköpfe, die, verglichen mit dem zierlichen Fries der hellenischen Architektur, dem Gebäude ein schwerfälliges Ansehen geben. Dieses wird noch vermehrt durch den ungewöhnlich hoch und spitz ansteigenden Giebel und das weit vorspringende Dach.

Uebrigens baute man die Heiligthümer gerne auf Anhöhen und selbst auf steile Bergkuppen, damit sie weitum gesehen würden und die Menschen an die Nähe ihres Gottes erinnerten. So stand ein Tempel des Jupiter Latiaris auf der Höhe der Albaner Berggruppe, ein anderer auf dem Capitol zu Rom, ein Heiligthum der Diana daselbst auf dem Aventin und ein entsprechendes auf dem von den Albaner-Bergen nordöstlich auslaufenden Algidus.

Restaurirte Gräberstadt von Cäre (nach Canina).

Eine eigenthümliche Architektur der Etrusker und nach ihrem Vorgange der andern bisher genannten Völker zeigen die Grabanlagen, in welche ursprünglich die Leichen, später die Asche derselben beigesetzt wurden. Noch jetzt findet man theils einzelne Gräber, theils auch ganze Todtenstädte, die uns höchst schätzbare Aufschlüsse über die Kultur der alten Bewohner Italiens geben, während Burgen und Tempel und andere Herrlichkeiten jener vergangenen Geschlechter längst zerfallen sind. Besonders findet man dergleichen Werke zu Volaterrä, südlich vom Arno, Clusium, Vulci, wo der Timone in die Fiora mündet, Tarquinii an der Marta und Cäre, zwischen dem sabatinischen See und dem Meere. Die älteste Art dieser Gräber besteht in einem unterirdischen Gang und daran sich schließender Celle, worüber sich wol ein Hügel erhob. Eine andere Form ist ein unterirdischer Raum, der sich in einem Spitzgewölbe abschließt und mit den alten griechischen Schatzhäusern zu Orchomenos und Mykenä Aehnlichkeit hat. Noch mehr tritt diese Aehnlichkeit in den Nurhagen Sardiniens hervor, welche kegelförmig gemauerte Steinthürme mit eingeschlossenen Kammern bilden. Nach den Untersuchungen des Historikers Schwegler

haben diese Nurhagen keine Aehnlichkeit mit andern italischen Bauwerken und rühren vielleicht von einem Volksstamm her, der lange vor der tuskischen Einwanderung die Insel bewohnte. Von diesen Bauten unterscheiden sich auf derselben Insel die sogenannten Riesengräber, einfache Kammern, von Steinen aufgeschichtet und immer nur für eine Leiche bestimmt. In der Gegend von Cäre, Alsium und andern Orten bemerkt man auch gewaltige Erdhügel, die zum Theil inwendig ausgemauert sind und oft neben, oft über einander mannichfaltig verschlungene Gänge und Kammern enthalten. Einer der größten Grabhügel dieser Art findet sich bei Clusium. Er mißt im Umfang 855 Fuß und umschließt eine große Anzahl Gänge und Kammern. Berühmter noch war in dieser Gegend das Grab des Porsena, von dem man freilich bis jetzt keine Ueberreste entdeckt hat. Es bestand aus einer viereckigen, funfzig Fuß hohen Basis. Jede Seite derselben maß 300 Fuß, und sie enthielt ein Labyrinth von Corridoren und Grabkammern. Auf diesem Unterbau erhoben sich fünf Pyramiden oder Kegel, die einen ehernen Kreis und darüber abermals fünf Pyramiden trugen. Grabanlagen von Pyramiden und Kegeln finden sich auch in Latium. Ferner soll das Grab des Königs Alyattes in Lydien durchaus ähnliche Formen gehabt haben. Es läßt sich jedoch aus dieser Aehnlichkeit nicht auf die sagenhafte Abkunft der Tusker von den Lydiern schließen, da solche Grabanlagen auch anderwärts vorkommen. Mit der fortschreitenden Kunst bildete sich zugleich der Gräberbau überall in Etrurien weiter aus. Man legte regelmäßige Grabkammern an, die man mit Tonnengewölben überdeckte und zierlich in der Form kleiner Häuser mit Simswerk und Giebel ausmauerte. Andere arbeitete man mit dem Meißel in Felsen, und es finden sich großartige Grottenanlagen dieser Art, wo auch von außen der Stein in der Form von Tempelfaçaden ausgehauen ist. Alle diese Gräber sind geschmückt mit Bildhauerarbeit und Malereien und enthalten Vasen, Waffen und Geräthschaften. Sie geben uns einige Aufschlüsse über das Leben und Thun jener alten, verschollenen Geschlechter, von denen uns nur wenige und meist unverständliche Sprachdenkmäler aufbewahrt sind. Die beigefügte Illustration giebt eine Vorstellung von der Kunst und Pracht, welche in diesen unterirdischen Räumen verwendet wurde.

Die Gräber-Architektur gab aber auch Veranlassung, die Gewölbe-Construction, wo nicht zu erfinden, doch zu vervollkommnen und besonders bei der Anlage kolossaler Wasserbauwerke anzuwenden. Ueberwölbte Gänge oder Emissäre wurden durch Felsen und ganze Berge getrieben und versumpfte Thäler trocken gelegt. So wurde das Thal von Aricia entwässert und in einen fruchtbaren Garten umgewandelt. Eben so gewann man den Fruchtanger des Reatiner-Thales, indem man dem Velinus einen unterirdischen Ausgang verschaffte. Auch den Albaner- und den Fuciner-See, die oft durch plötzliches Anschwellen gefährlich wurden, beschränkte man auf die gewöhnliche Wasserhöhe durch künstliche Emissäre, und nicht weniger großartig war das unterirdische Kanal- oder Kloaken-System, welches Rom vor Versumpfung und Ueberschwemmung bewahrte und noch heutigen Tages größtentheils erhalten ist.

Das reſtaurirte Innere eines Grabes zu Volaterrä.

Bildende Künſte.

Daß bei immerhin ſo bedeutenden architektoniſchen Werken auch die bildende Kunſt und Malerei geübt und vervollkommnet wurde, iſt begreiflich und wird durch die noch vorhandenen Ueberreſte von Kunſterzeugniſſen außer Zweifel geſetzt. Zwar die Schätze, welche einſt Tempel und Paläſte ſchmückten, haben die Zerſtörungen der Zeit nicht überdauert, aber die Gräber haben in ihrem Schooße die Erzeugniſſe des Kunſtfleißes jener altitaliſchen Völker treu bewahrt. Man verſah nämlich damals die Behauſungen der Todten mit Allem, was die Wohnungen der Lebenden erfreulich machte, und dieſe Sitte, die vielleicht aus dem Glauben an ein Fortleben der Seele im Leibe, oder an eine leibliche Auferſtehung hervorging, hat uns ein Bild von dem Leben und der künſtleriſchen Thätigkeit der Menſchen jener vorgeſchichtlichen Zeit erhalten. Man findet in

den Gräbern Waffen, Geräthschaften, die bei Kampfspielen gebraucht wurden, wie Ringeisen, Striegel, ferner Ketten, Ringe von Gold, Silber und Erz, namentlich die den Etruskern eigenthümlichen Schmuckkästchen und Bronze-Spiegel mit erhabenem und eingegrabenem Bildwerk, Schmuck von Elfenbein, Elektron oder Bernstein, den man aus dem fernen Norden bezog, kunstvoll gravirte Straußeneier, die Afrika und Arabien lieferten. Besonders häufig sind in den Gräbern mancherlei Gefäße von Thon, Erz und edeln Metallen, namentlich Vasen, Amphoren, flache Schalen, Becher, Oel- und Balsamkrüge, fast alle entweder mit eingeprägtem Bildwerk, oder mit Malereien verziert. Zugleich waren die Wände der ausgebildeten Grabstätten mit Metallschmuck versehen, noch gewöhnlicher aber mit sorgfältig ausgeführten Gemälden.

Von all diesen Kunstgegenständen waren im Altherthum besonders berühmt die in Gold getriebenen etruskischen Schalen, die sogar in Athen gesucht wurden, sodann die Bronze-Spiegel und die Schmuckkästchen. Die Spiegel waren runde, mit Griffen versehene Scheiben aus einer mehr oder weniger röthlichen Kupfermasse. Auf der Kehrseite befanden sich eingegrabene Zeichnungen oder Reliefs (erhabene Arbeit), welche meistens Scenen aus der griechischen Mythologie darstellten. Besondere Sorgfalt war auch auf die Griffe verwendet.

Aehnlich verziert waren die Putzkästchen von runder, oder länglicher Form. Die Füße daran hatte man besonders gegossen und künstlich eingefügt, und über dem Deckel erhoben sich, als Aufsatz, kleine Statüen von derselben Arbeit, z. B. ein Mann und eine Frau auf Schwänen gelagert, wie man dies an den noch vorhandenen Geräthen dieser Art bemerkt.

[illegible]

Malerei.

Es bleibt uns übrig, von der altitalischen Malerei zu reden, wie sie auf Vasen und auf den Wänden der Grabkammern geübt wurde. Die älteste Art bestand darin, daß man auf den röthlichen Thon, sowie auf die Felsenwand, oder den darüber gebreiteten Kalküberzug die Figuren mit schwarzer Farbe auftrug, dann aber auch andere Farben für Gewänder, Haare, Thiere und Pflanzen anwandte. Man bediente sich dabei einer schönen blauen Farbe, statt [illegible]rauen, um Haare und Thiere zu bezeichnen, was seltsam genug erscheint. [illegible] die Kunst sich vervollkommnete, überzog man den Thon, oder die Wand mit Schwarz und ließ das Bild in der natürlichen Farbe der Unterlage hervortreten. Doch blieb diese Färbung nur für den weiblichen Körper unverändert, der männliche erhielt ein dunkleres Roth; auch wurde der übrige Farbenschmuck reicher und mannichfaltiger.

Die Gegenstände der Kunst waren den Kreisen der griechischen Mythe entnommen; besonders häufig wurden die Kämpfe und Arbeiten des Hercules dargestellt, dann Athleten, Tänzer und Tänzerinnen, Trinkgelage, Opferzüge, Todtenschmückungen, Werkstätten der Künstler und Handwerker und mannichfaltige Scenen aus dem täglichen Leben. Auf einem Vasenbild sieht man z. B. eine Werkstatt, wo die Arbeiter in verschiedenen Gruppen beschäftigt sind. Da schürt der Eine das Feuer im Schmelzofen, der Andere hält die Form, ein Dritter stützt sich zuschauend auf seinen Hammer. Daneben setzt der Werkmeister einer Figur den Arm ein, während der Kopf zur Seite liegt. Zwei Gesellen glätten mit einem eisernen Instrument die schon fertige Statue eines Kriegers, der den Speer schwingt.

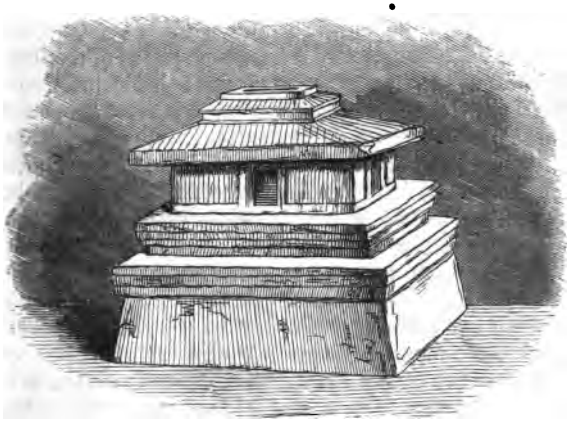
Aus den bisherigen Zusammenstellungen erkennt man, daß bei den Etruskern und zum Theil auch bei den andern altitalischen Völkern viel Kunstfleiß und Thätigkeit herrschte. Indessen ermangelten sie doch jenes höhern und allein gültigen Kunstsinnes, der aus dem Gefühl für Schönheit und innere Wahrheit aus der Begeisterung für eigenthümliche Schöpfungen hervorgeht. Die tyrrhenischen Werke verrathen zwar in ihren Anfängen, daß sie mit den altgriechischen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben; auch läßt sich aus den zu Grund liegenden griechischen Mythen und selbst aus beigefügter griechischer Schrift auf Verbindung mit Hellas schließen; allein die etruskische Kunst beharrte auf dem Standpunkte der altgriechischen Schule. Auch als die Meister größere Kunstfertigkeit erlangt hatten, behielten sie die alten, strengen und starren Formen. Namentlich sind die menschlichen Gestalten unschön. Lange Nase, Finger, Sohlen und Zehen, unmäßige Schwellungen der Hüften, Waden und Muskeln überhaupt, dagegen eben so auffallende Einziehungen der Seiten und Kniekehlen bezeichnen den Typus, nach dem die Künstler ihre Bildwerke schufen und von welchem sie sich auch in späterer Zeit nicht frei machten, als von den griechischen Städten in Unteritalien hellenische Kunst sich überall Eingang verschaffte.

Man nimmt an, daß die früheste Kultur und Kunstthätigkeit durch griechische Kolonien in Etrurien und Latium geweckt wurde, da die Hellenen an den Küsten Niederlassungen gegründet hatten. Und allerdings verrathen die Hafenplätze Alsium (Alsion), Pyrgi (Pyrgoi), Populonia, die Insel Aethalia (Ilva=Elba) auch in ihren Namen den griechischen Ursprung. Wenn aber Schwegler hieraus folgert, die Ueberwältigung der griechischen Seestädte durch die tuskische Macht habe den Einfluß der hellenischen Kultur vernichtet und jene Erstarrung der etruskischen Kunst veranlaßt, so können wir ihm nicht beistimmen. Denn der Einfluß der Hellenen mußte sich bei dem lebhaften Verkehr immer mehr steigern, was auch die fortwährende Ausbeutung der griechischen Mythologie mit Umgehung der nationalen, sowie die Prägung der Münzen hinreichend darthut. Der Stillstand der etruskischen Kunst, das Festhalten an unschönen Formen beruht daher lediglich auf der Eigenthümlichkeit des Volkes, das für die künstlerische Schönheit unempfänglicher war. Die etruskischen Meister waren und blieben Nachahmer; ihre Kunstfertigkeiten mehr Handwerk, als Kunst. Sie dienten dem Reichthum und dem Luxus, wie dies die kostbaren Arbeiten in Gold, Silber, Bernstein beweisen, waren aber nicht beseelt vom göttlichen Funken des Genies, das seine poetischen Anschauungen in seinen Werken darzustellen sucht. Uebrigens finden sich unter den Bildwerken auch solche, die auf Verbindungen mit Aegypten und selbst mit Babylon schließen lassen, wie namentlich die Darstellungen von geflügelten Sphinxen, Greifen, Löwen u. a. auf diese entfernten Gegenden hinweisen, und man muß sich billig wundern, daß solche Handelsstraßen schon damals eröffnet waren. Aegyptischen Ursprungs sind ferner die Scarabäen, das heißt in Käferform geschnittene Edelsteine, zu deren Bearbeitung man sich des Staubes und der Splitter von Diamanten bediente, während die künstlerische Prägung der Münzen, wie schon gesagt, offenbar auf griechischen Einfluß hinweist. Das älteste Geld war nämlich eine rohe Masse von Erz mit dem Bilde einer Kuh, eines Schafes, oder Schweines und wurde gewogen. Späterhin erhielt es die runde Form, einen bestimmten, nach einem System geordneten Werth und verschiedene Prägung. In Rom z. B. waren die Münzen mit dem Januskopf bezeichnet, in Campanien mit dem behelmten Haupte der Minerva und einem Stier mit Menschenantlitz. Man schlug nunmehr Münzen nicht blos von Erz, sondern auch von Silber und Gold.

Alt-Italien und Griechenland.

Wir haben bisher von einer Einwirkung griechischer Bildung auf die altitalischen Völker geredet, die durch griechische Kolonien vermittelt wurde, und müssen noch auf diesen Theil der Bevölkerung einen Blick werfen. Es hatten sich in Unteritalien und besonders in Sicilien zahlreiche hellenische Kolonien angesiedelt, die durch geordnete Staatseinrichtung, Waffengewandtheit und besonders durch ausgebreiteten Handel zu Reichthum und politischer Macht

gelangten. Messina, das mächtige Syrakus, Agrigent, Egesta und andere Hellenenstädte beherrschten die trinakrische Insel; Brundusium, Tarent, Thurii, Sybaris, Croton, Rhegium, Posidonia (Pästum), Cumä waren die Stapelplätze von Unteritalien und erhielten wenigstens in allen Handelsbeziehungen die umwohnenden Völker in Abhängigkeit. Die Handelsflotten von Tarent befuhren alle Meere und trugen die Landesprodukte und die Erzeugnisse des Kunstfleißes an entlegene Gestade. Die Bevölkerung Crotons und des weichlichen Sybaris wurde zu Hunderttausenden angegeben. Cumä, an der campanischen Küste gelegen, gleichsam der nördlichste Vorposten des Hellenenthums, bot zweimal der tuskischen Macht mit siegreichem Erfolge die Spitze. In allen diesen Städten wurde die Kunst gepflegt und geübt, die unter den Händen der italischen Völker zum Handwerk herabsank; da verbreiteten Weltweise die Resultate ihrer Forschungen über Staat und Bürgerpflicht, über das Wesen der Gottheit und ihre Verehrung; da tönten die Klänge der hellenischen Lyra und die gefeierten Lieder hellenischer Sänger, während die Italiker wol schon frühzeitig Volkslieder kannten, aber niemals den Sinn für selbständig schaffende Poesie erschlossen. Unter dem Streben, das Nützliche zu schaffen, die materielle Wohlfahrt zu begründen, den Staat auf Kosten der Individuen und mit Hintansetzung selbst der angeborenen menschlichen Gefühle groß zu machen, konnte die höhere rein geistige Entwickelung nicht gedeihen. Dafür erlangten die Völker Italiens eine Einheit, ein Nationalgefühl, eine Aufopferungsfähigkeit, die Hellas niemals kannte; sie erhoben sich zu einer Macht, die mit niederbeugender Gewalt fast alle Nationen der damals bekannten Welt umschloß. Dies war ihre Aufgabe, die sie auf eine erstaunenswerthe Art lösten.



Etruskische Aschenkiste.

Aeneas' Landung.

2.

Altlatinische Sagen.

Wunder berichtet die Vorzeit; sagt mir, wer weiß sie zu deuten?

Jedes Volk, bei dem noch nicht beglaubigte Geschichtschreiber als Herolde seiner Erlebnisse und Thaten aufgetreten sind, hat seine Erinnerungen in Sagen niedergelegt, die von Geschlecht zu Geschlecht forterben, bei diesen Ueberlieferungen aber, wie das von einem Hausvater für seine Nachkommen aufgesparte Gut, mancherlei Veränderungen erleiden. Einiges geht verloren, Anderes wird verwandelt, noch Anderes zugesetzt, so daß man den ursprünglichen Schatz nicht mehr von dem hinzugefügten Gute zu scheiden vermag. Es giebt daher unter den Sagen eines Volkes solche, die sich auf wirkliche Begebenheiten beziehen, und diese sind für den Geschichtschreiber die wichtigsten; es giebt aber auch solche, durch welche vorgefundene Vorstellungen gedeutet und erklärt werden sollen, und auch diese sind wichtig, indem sie die mehr oder minder poetische Anschauungsweise eines Volkes darstellen.

Die ursprünglichen Sagen der italischen Stämme gingen auf ihren Wanderungen spurlos verloren. Von denen, die nach ihren Ansiedelungen in dem schönen Hesperien entstanden, sind nur diejenigen theilweise erhalten, deren Ursprung in Latium zu suchen ist. Wie die übrigen Stämme ohne Ausnahme

im latinischen untergingen, so geriethen auch ihre Erinnerungen und ihre Sagen aus alter Zeit fast sämmtlich in Vergessenheit. Aber auch die latinischen Ueberlieferungen sind in ihrer anfänglichen Form nicht aufbewahrt worden. Das Volk war zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, als daß es den Erzählungen der Väter und ihren Anschauungen seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Nur zieht sich durch alle auf uns gekommene Dichtungen der Glaube, daß von Osten her die Einwanderung erfolgt, daß von dorther Religion, Gesetz und Sitte und vornehmlich Ackerbau und alle Künste des Friedens gekommen seien. Indem wir daher die wichtigsten Sagen Latiums hier in möglichstem Zusammenhang wiedergeben, verzichten wir darauf, Wahrheit von Dichtung zu scheiden, und halten uns an die Ueberlieferung.

Nur da, wo sich der Ursprung der Ueberlieferung und daraus abgeleitete historische Folgerungen mit wenigen Worten darthun lassen, werden wir mit Hülfe der neuesten Forschungen darauf Rücksicht nehmen. Wir bemerken aber im Voraus, daß die ältere Geschichte, namentlich auch die Gründung Roms, lediglich der Mythe angehört, die jeder historischen Grundlage entbehrt, daß geschichtliche Sagen erst mit dem dritten römischen Könige beginnen, aber auch von dieser Zeit an noch keineswegs der beglaubigten Geschichte beizuzählen sind.

Janus und Saturnus.

An den Ufern der unteren Tiber, da wo einige Höhen über die wellenförmigen Tuffhügel der latinischen Ebene emporragen, herrschte auf dem Berge Janiculum der König Janus. Das ringsherum wohnende Volk der Aboriginer (Ursprünglichen) war ein wildes, unbändiges Geschlecht, beschäftigt nur mit Jagd und Krieg, unkundig des Ackerbaues und der das Leben veredelnden und verschönernden Künste. Der Strom des Landes hieß damals Albunea (Albe, Elbe), und derselbe ward oft in den Schlachten, die an seinen Ufern geliefert wurden, vom Blute der Erschlagenen roth.

In einem solchen Treffen versank ein Held, der für das Recht des Landes stritt, der tapfere Tiberinus, in den Wassern des Flusses, und man erkannte, daß er ein Gott gewesen sei. Man errichtete ihm Altäre und nannte forthin den Strom nach seinem Namen Tiber; aber das Blutvergießen hörte darum nicht auf, und König Janus mußte traurig dem gräuelhaften Unwesen zusehen. Da erschien Saturnus, ein Fremdling von Osten her, der mit gewinnender Rede allmählich Versöhnung unter den entzweiten Völkern stiftete, mit dem hier unbekannten Pfluge Furchen zog, Saaten streute, Bäume veredelte, Reben beschnitt und die Menschen mit dem köstlichen Ertrage der wohlbestellten Aecker und der gepflegten Gärten bekannt machte. Sein Wort und sein Vorbild bezwang die wilden Herzen; die Menschen wurden mild und sanft, bauten sich gemächliche Wohnungen, machten den Boden urbar und erfreuten sich im Frieden des Ertrags ihrer Felder. Da hörte alle Knechtschaft auf, aller Hader, da gab es bald keinen Dürftigen mehr, keinen, den Kummer und Sorge oder leibliche Krankheit bedrückte. Es war die „goldne Zeit“ angebrochen.

Auch die Gattin des wohlthätigen Fremdlings, die reiche Ops (Fülle), breitete ihre Segnungen über Land und Volk, daß kein Mißwachs entstand, daß alljährlich volle Ernten reiften. Sie wohnte mit ihrem Gemahl auf der weitschauenden Höhe des Capitoliums am linken Tiberufer, dem Sitze des Königs Janus gegenüber, und um ihre Burg siedelte sich viel Volks an, so daß eine Stadt entstand, die man nach dem Namen des Fremdlings Saturnia nannte.

Viele, ungezählte Jahre herrschte Saturnus über das Volk, dann ward er nicht mehr gesehen; aber der dankbare Janus und alle Landesbewohner weiheten ihm Tempel und Altäre; denn sie erkannten, daß nur ein Gott solche Segnungen hatte bringen können. Noch in spätester Zeit wurde ihm zu Ehren vom 19. Dezember an das drei- oder fünftägige Fest der Saturnalien gefeiert; da wurden große Gastmähler veranstaltet, zu denen man Freund und Feind einlud, da hörte aller Unterschied zwischen Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, Herren und Knechten auf, und selbst die Sklaven trugen an diesen Tagen die Kleidung der Freigeborenen und nahmen an ihren Mahlen Theil.

Picus und Faunus.

Saturn hatte einen Sohn von wunderbarer Schönheit in Latium zurückgelassen. Derselbe hieß Picus (Specht) und ward bald berühmt durch seine Sehergabe, wie durch sein Geschick und seinen Muth auf der Jagd und im Kriege. Der alternde Janus verband ihm seine Tochter Canens (die Singende), ehe er selbst zum Sitze der Götter zurückkehrte, von denen er ausgegangen war, und die Beiden lebten in ehelicher Liebe und Treue mit einander. Canens erfreute durch ihren melodischen Gesang die Herzen der Götter und Menschen; Picus aber beschirmte als tapferer Krieger die Marken des Landes gegen äußere Feinde, oder er durchstreifte Wald und Flur, um das scheue Wild zu erlegen. Auf einem solchen Streifzug gelangte er bis an das Circeische Vorgebirge, wo, umbrauft von den brandenden Meereswellen, die Zauberin Circe wohnte. Diese entbrannte sofort in heftiger Liebe zu dem schönen Jäger, und da er ihrer verlockenden Werbung nicht Gehör gab, so sprach sie, mit dem Stabe ihn berührend, ihren Zauberspruch, der die Elemente bezwang, und verwandelte ihn in einen buntgefiederten Specht. Darum ist dieser Vogel dem prophetischen Mars geheiligt und den Sehern von glücklicher Bedeutung.

Faunus, der als Sohn und Nachfolger des Picus angegeben wird, war, gleich ihm, ein rüstiger Jäger und kundiger Seher. Obgleich er seine keusche Hausfrau Fatua (Fauna), die einstmals zu reichlich von dem ihr unbekannten süßen Weine getrunken hatte, deshalb mit Myrthenreisern zu Tode geißelte, trieb er selbst auf seinen Streifzügen viel Muthwillen mit Nymphen, sowie mit schüchternen Wanderern, so daß man die Gegenden, wo er sein Wesen hatte, gern vermied. Besonders aber liebte er die stillen Haine um Tibur, wo aus dem Gebirge der Anio in die Ebene rauscht, und den Berg Aventinus, südwärts von der saturnischen Burg. Da hatte er oft mit den ihm untergebenen Faunen viel Kurzweil und verscheuchte die Vorübergehenden mit panischem

Schrecken, auch als er nicht mehr in leiblicher Gestalt unter den Sterblichen umherwandelte. Zu seiner Zeit kam der Göttersohn Evander (Euander) aus Arkadien nach Latium und ließ sich auf dem Palatinus, einem Hügel innerhalb des nachmals entstandenen Roms, mit seinem Gefolge nieder. Er brachte die Buchstabenschrift und viele heilsame Anordnungen dem verwilderten Volke, das ihm, wie dem gleichzeitig erschienenen Hirtenhelden Recaranus (Hercules), dem Ueberwinder des Räubers Cacus, Altäre der Verehrung weihte.

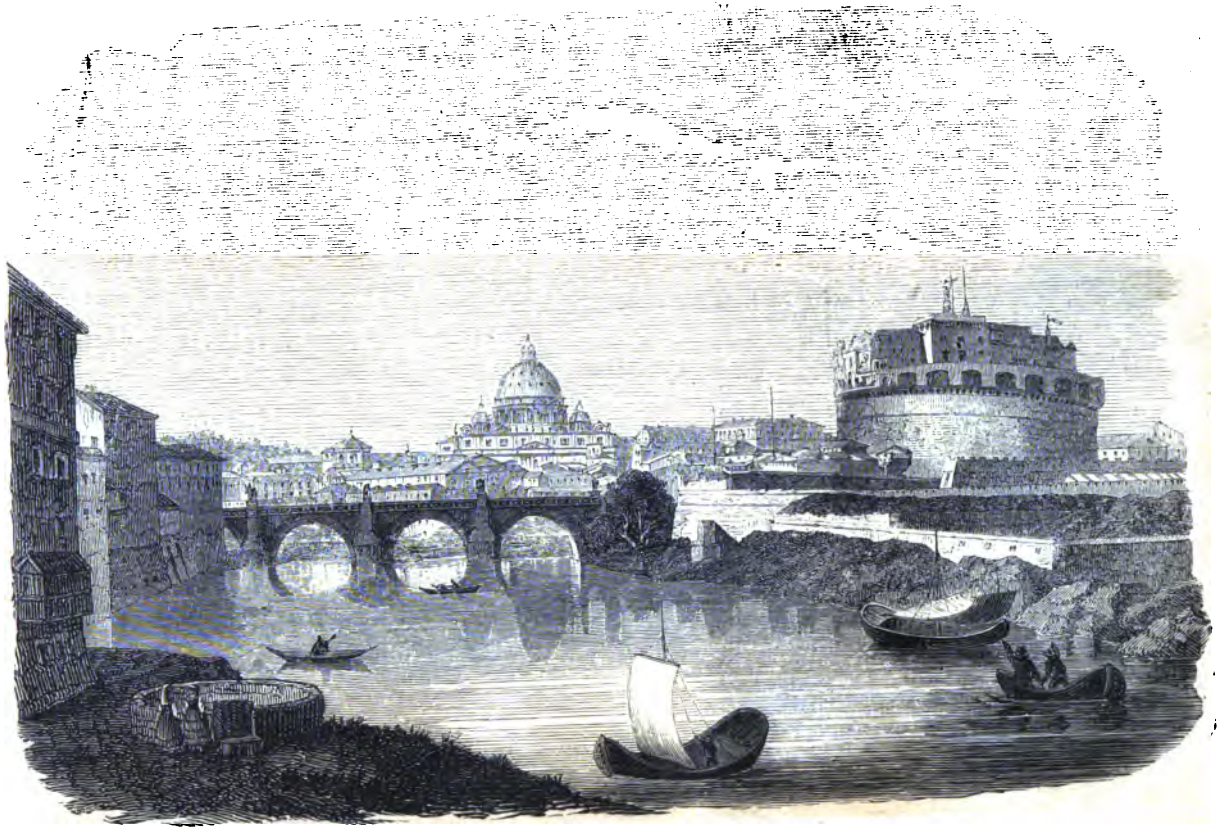
Latinus und Aeneas.

Südlich vom Ausflusse der Tiber, vom flachen, sandigen Strande landeinwärts breiteten sich ansehnliche Wälder aus. Niedere Sträucher wechselten mit Rosmarin, Myrthen und rosigblühenden Oleandern und weiterhin mit immergrünen Eichen und Pinien. Mitten in den duftigen Hainen, an sandiger, doch wohl bewässerter Küste hatte Latinus, der Nachfolger des Faunus, seine von hundert Säulen umgebene Königsburg Laurentum. Daselbst pflegten sich die Fürsten der Latiner zum festlichen Mahle, wie zur Berathung zu versammeln; aber in dem Rathe der Männer hatte auch die kluge Amata, die königliche Ehegenossin, eine Stimme, und sie verhieß die Hand ihrer einzigen Tochter Lavinia dem mächtigen Rutuler-Fürsten Turnus. Da landete an der wüsten Küste Aeneas mit seinen Penaten und den dem Brande von Ilium entronnenen Troern. Er war dem glänzenden Sterne seiner Mutter Aphrodite (Venus) gefolgt und erkannte nun, daß er hier eine neue Heimat gefunden habe. Als er aber den Göttern ein trächtiges Schwein zum Opfer bringen wollte, riß sich dieses los und lief landeinwärts bis auf einen Hügel, wo es dreißig Ferkel warf. Diese Stätte schien dem Helden der von den Göttern bezeichnete Ort der Niederlassung, was auch noch andere vorbedeutende Zeichen bestätigten. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen eilt Latinus mit bewaffnetem Gefolge herbei; doch wird der Friede vermittelt und dem Aeneas, als Preis eines unauflöslichen Bundes, die Hand der schönen Lavinia zugesichert. Ueber diesen Bruch früherer Versprechungen erhebt Turnus mit seinen Rutulern und verbündeten Tuskern Krieg, bis er unter der niederschmetternden Hand des Aeneas sein Ende findet. Nach einer andern Ueberlieferung, die an nordische Mythen erinnert, kämpfen Latinus und Turnus vereinigt gegen die neuen Ankömmlinge; ersterer fällt auf seiner erstürmten Königsburg, letzterer in der Schlacht, und Lavinia wird der Preis des mit dem Blute ihres Vaters befleckten Helden. Zu Ehren seiner königlichen Gemahlin erbaute dieser hierauf die Stadt Lavinium, die durch ihre Lage auf einem schroffen Tuffhügel wohl befestigt war. In der Folge, als ein feindliches Heer die Landmark überschritt, lieferte er ihm eine Schlacht an dem nahen Flusse Numicus. Ein schreckliches Gewitter trennte die Kämpfenden, aber Aeneas war in den Wellen des Stromes versunken und wurde forthin göttlich verehrt. Daher hielt man das Wasser des Numicus für besonders heilig, verwendete es zur Spende am Herde der Vesta und brachte am Ufer jährlich feierliche Opfer.

Alba Longa.

Des Aeneas Nachkommen.

Nach dem Ausgange des Aeneas erhielt sein ältester Sohn Ascanius, den er einst aus Troja's Brand gerettet hatte, die königliche Herrschaft, und behauptete sie durch Siege über die Tusker. Er verließ aber dreißig Jahre nach Erbauung Laviniums das unwirthbare Land am Seeufer und dem Numicus und wanderte fort in die anmuthigen und fruchtbaren Berge gen Osten. Dort, auf dem früher beschriebenen Kraterrande, baute er Alba Longa (das lange Alba) oberhalb des albanischen See's, die starke Burg Latiums, die viele Kolonien aussandte und als Oberhaupt von dreißig verbündeten Städten im Krieg und im Frieden mächtig waltete. Aber die troischen Penaten wollten von Lavinium nicht weichen; sie kehrten dreimal dahin zurück, und es wurde daher eine Anzahl von Familien ausgeschieden, um ihres Dienstes zu warten. Diese Penaten, die noch in später Zeit zu Lavinium aufbewahrt wurden, waren nach aller Wahrscheinlichkeit alte Waffenstücke, das Herdfeuer der Vesta und andre Reliquien, zu denen man erst in der Folge thönerne Götterbilder fügte. Uebrigens blieben die latinischen Schutzgottheiten forthin ungestört in ihrem erwählten Lieblingssitze. Alljährlich erschien ein Festzug von Alba Longa, später von Rom in der religiösen Mutterstadt des ganzen Volkes. Die Könige, nach ihrer Vertreibung andere obrigkeitliche Personen, besonders Priester waren an der Spitze der Procession, brachten feierliche Opfer und ordneten Spiele an, durch welche man die freundlichen Götter zu ehren suchte. Vielleicht tummelte sich bei dieser Gelegenheit schon in ältester Zeit die Jugend zu Pferd in Scheingefechten herum, was man nachmals das Troja-Spiel nannte.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Rom I. Seite 57.

Die Tiber bei Rom.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Suchen wir eine Auslegung dieser mythischen Ueberlieferung, so dürfte sie in Folgendem kurz zusammenzufassen sein. An die Spitze der römischen, oder latinischen Geschichte stellt die Tradition den Sonnengott Janus, den Gott der Zeit, des Eingangs und Ausgangs. Ihm gesellt sie den Erdgott Saturn, den Gott der Fruchtbarkeit, bei. Die Gemahlin desselben ist Ops, die Fülle, von Tellus (Erde) nicht verschieden. Ihnen folgen die Larenter-Könige Picus und Faunus, die Götter oder Laren des Landes in dessen Mittelpunkt, der Larenstadt Larentum. Letztere werden auch als Nachkommen des Mars bezeichnet, der wieder, als Erd- und unterweltlicher Gott, in dreifacher Auffassung erscheint. Er ist Bringer des Todes, Weissager und Förderer alles Wachsthums. Picus und Faunus sind schwer von ihm zu unterscheiden; doch wird dem Picus vorzugsweise die Sehergabe, dem Faunus der Segen des Wachsthums zugeeignet. Zu ihnen traten als Landeslaren Latinus, der erdichtete Namenstifter des Latiner-Volkes, und der troische Aeneas. Die Mythe von der Ankunft der troischen Kolonie stammt ohne Zweifel von den Griechen und ist wol von Cumä nach Latium gewandert; doch ist auch in den andern Ueberlieferungen griechischer Einfluß ersichtlich, da den Italikern die Lehre von Göttererzeugung fremd war. Aehnlich verhält es sich mit der Erzählung von Euander (Gutmann) und Kakus (Bösmann), denen man gleichfalls Altäre weihte. Sie bezeichnen das gute und böse Prinzip, und man suchte beide sich gnädig zu machen.

Julus, der Sohn des Ascanius, mußte sich nach des Vaters Tode mit der oberpriesterlichen Würde begnügen; denn die Wahl des latinischen Volkes bekleidete den im Lande gebornen Aeneas Silvius, den Sprößling des troischen Helden und der Lavinia, mit dem königlichen Ansehn. Dieser erfreute sich viele Jahre der obersten Gewalt in Alba Longa, und nach ihm sollen eilf seiner Nachkommen nach einander 300 Jahre lang dem Lande und dem Volke vorgestanden haben. Einer derselben, Procas, übergab sterbend seinem ältesten Sohne Numitor die Herrschaft, dem jüngeren Amulius aber Güter und Schätze. Letzterer, ein kühner und unternehmender Mann, erwarb sich mit seinen Reichthümern ergebene, streitfertige Genossen, mit deren Hülfe er den gutmüthigen und beschränkten Bruder verdrängte und sich selbst zur höchsten Ehre erhob. Nun hatte er zwar das Ziel seiner Wünsche erreicht, aber er fürchtete, aus dem Geschlechte Numitor's werde einstmals ein Rächer wider ihn aufstehen; denn derselbe hatte einen blühenden Sohn und eine liebliche Tochter. Daher ließ er jenen bei'm fröhlichen Jagen aus dem Wege räumen, auf diese aber lenkte er listig das Loos bei der Wahl der Priesterinnen, die berufen waren, das heilige Herdfeuer der Vesta zu bewachen und der Göttin Opfer zu bringen. Keusch und makellos und von edler Geburt mußten die Jungfrauen sein, die sich dem Dienste der schützenden Herdgöttin weihten, und der oberste Priester entführte sie aus dem elterlichen Hause, wie man damals eine Braut entführte, mit den Worten: „Dich, Geliebte der Götter, ergreife ich.“

Opfer der Vestalinnen. (Aus späterer Zeit.)

So geschah nun der Tochter Numitor's Rhea Silvia. Sie legte am Altare das Gelübde der Keuschheit ab und versah vier Jahre lang den mit großen Ehren verbundenen Dienst der Göttin. Da geschah es, daß sie einst in einem heiligen Haine Wasser zum Opfer holte. Ein schweres Wetter und das Geheul eines Wolfes verscheuchte sie in eine Grotte, wo sich Mars ihr zugesellte. Unter dem Rollen des Donners und dem Heulen reißender Thiere feierte sie ihr Hochzeitfest mit dem göttlichen Beschützer der Fluren und Herden, dem Bringer des Sieges im Getümmel der Schlacht. Die Frucht dieser Verbindung waren Zwillinge, Romulus und Remus. Die unglückliche Mutter mußte nach dem grausamen Priesterrechte mit dem Tode büßen, die Knaben aber ließ Amulius in einer Mulde in die Tiber aussetzen, die damals weithin das Land überschwemmte.

Aber Vater Tiberinus, mitleidiger als der König, wich zurück, also daß die Wiege auf dem hervortretenden Lande sitzen blieb. Es war, berichtet die Sage, an einem Abhange des palatinischen Hügels, an der Bruderstätte (Germalus), unter einem Feigenbaume, wo die Zwillinge erwachten und wimmernd Nahrung begehrten. Da eilten auf das Geheiß des göttlichen Vaters eine säugende Wölfin, ein Specht und ein Kiebitz herbei, die Hülflosen zu pflegen und zu nähren. Solches gewahrte der königliche Hirt Faustulus, und, die Zukunft der Kinder ahnend, trug er sie zu seiner Frau Acca Larentia, die kurz zuvor ein todtes Kind geboren hatte. Sie nährte die Verlassenen an ihrer Brust und erzog sie, und bald halfen sie dem Pflegevater die Herden weiden und mit starker Hand gegen Räuber und wilde Thiere beschützen. Denn die Sprößlinge des Mars waren kraftvoll aufgewachsen und vor allen ihren Gefährten durch Kühnheit und Stärke ausgezeichnet.

Einst hatten sie einen Streit mit den Hirten Numitor's siegreich bestanden und feierten das fröhliche Hirtenfest der Lupercalien dem Wolfsgotte Lupercus (Mars) zu Ehren. Nach altem Brauche wurden Ziegen geschlachtet; die Jünglinge schmausten reichlich, umgürteten sich mit den Fellen der Thiere und klatschten, nach Art der Wölfe umherrennend, die Vorübergehenden mit Riemen. Diese Gelegenheit benutzten die Leute Numitor's zu einem Ueberfalle, um Rache zu nehmen. Romulus mit seinem Gefolge, den Quinctiliern, schlug den Anfall glücklich zurück; Remus aber mit seinen Fabiern unterlag und wurde gefangen vor seinen ihm noch unbekannten Großvater geführt. In dem sofort angestellten Verhör gelangte aber der alte Mann zur Kenntniß von der Herkunft der jungen Leute, und als auch Faustulus besorgt mit seinem andern Pflegesohn herbeieilte, um Unglück zu verhüten, blieb kein Zweifel mehr.

Darauf wurde der Untergang des Amulius und die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Königs beschlossen. Die Sache war unter der Leitung der entschlossenen Führer und des umsichtigen Faustulus leicht ausführbar; denn wir wissen aus Homer, wie das Volk bei solchen Privathändeln sich selten betheiligte. Mit ihren streitbaren Männern drangen die Zwillinge in den königlichen Palast, wo der bejahrte Oheim nach einigem Widerstande ihren Waffen erlag. Da die Bürger von Alba Longa und die zugehörigen Gemeinden gegen den Wechsel des Oberhauptes nichts einzuwenden hatten, so nahm Numitor die königlichen Rechte seiner Väter wieder in Besitz und verwaltete, als ein friedliebender Mann, sein Amt ohne weitere Anfechtung. Seine ehrgeizigen Enkel dagegen wünschten einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit. Auf ihr Verlangen räumte ihnen daher ihr Großvater die Gegend an der untern Tiber, wo die Wölfin sie gesäugt hatte, zur Gründung einer Niederlassung ein. Daselbst waren zwar die Niederungen unwohnlich, weil der Fluß bei schwellendem Wasser sich darüber ausbreitete; aber es ragten auch stattliche Hügel daraus hervor, von denen wir bereits die ansehnlichsten genannt haben. Auf dem Janiculum am rechten Ufer erhob sich voreinst der Palast des Janus, und gegenüber am linken Ufer die saturnische Burg auf dem Capitol, dann

Evander's Behausung auf dem Palatin und endlich des Picus waldumgürtete Clause auf dem Aventin. Die waldigen Abhänge und die Wiesengründe durchstreiften wandernde Hirten mit ihren Herden, und hin und wieder zog auch wol ein Ackersmann seine spärlichen Furchen.

In diesen Gegenden gründeten, wie die Sage berichtet, die Zwillingsbrüder Romulus und Remus die zu Sieg und Weltherrschaft berufene Stadt Rom. Es geschah dies nach der gewöhnlichsten Annahme im Jahre 753 v. Chr.

Die ganze Tradition von der Gründung Roms ist offenbar allmählich entstanden, um die Erbauung von dem berühmten Alba Longa, dem Oberhaupte des Latiner-Bundes, herzuleiten. Denn wir finden, daß geraume Zeit hindurch beide Städte außer aller Beziehung zu einander stehen, was bei einer Kolonisation nicht der Fall gewesen wäre. Schon die Sage berichtet von verschiedenen Niederlassungen am Ufer der Tiber, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß die herumstreifenden Hirten und vielleicht auch Ackerleute sich befestigte Zufluchtsplätze auf den Hügeln anlegten, um gegen feindliche Ueberfälle Sicherheit zu finden. Da sie verschiedenen Volksstämmen angehörten, den Latinern und Sabinern, so mögen sie oft die Waffen gegen einander versucht haben, was die Sage in eine große Schlacht zusammendrängt. Die Ramner hatten ihre Burg auf dem Palatin und Capitol, die Sabiner oder Titier auf dem Quirinal, wo noch in später Zeit sabinische Gottheiten verehrt wurden. Die Sabiner eroberten endlich das Capitol, was vielleicht den Frieden und eine staatliche Verbindung herbeiführte. Nach der Zerstörung Alba Longa's bildeten Flüchtlinge aus dieser Stadt die dritte Tribus (Volksstamm), die der Lucerer.

Tiber.

Zweiter Abschnitt.

I.

Die römischen Könige.

Wie aus verborgner Tiefe Schacht
Des Lebens Keime drangen,
Also ist Roma's Stern aus Nacht
Der Zeiten aufgegangen.

1. Romulus.

Die Sage umschwebt mit ihren märchenhaften Dichtungen die Anfänge Roms. Wahrscheinlich ist sie, wie bemerkt, durchaus später erfunden und allmählich ausgebildet worden, um den Namen Römer, Remuria u. a. zu erklären, während doch der erstere natürlicher von den Ramnern abzuleiten war. Denn diese mit den Geschlechtern der Titier und Lucerer werden als die Hauptbestandtheile der ursprünglichen Bevölkerung von Rom angegeben.

Daß man die Strohhütte des Romulus, das eherne Bild der die Zwillinge säugenden Wölfin zu Rom zeigte, die Lupercalien und andere Feste nach Anordnung des Romulus feierte, sind eben so wenig Beweise für die Wahrhaftigkeit der Erzählung, als die hölzerne Hütte und die Penaten des Aeneas zu Lavinium die Ankunft dieses Homerischen Helden in Latium darthun. Die Römer, welche nach wenigen Jahrhunderten ihre eigne Götterlehre vergessen und dafür die poetisch ausgebildete der Griechen angenommen hatten, eigneten sich wol eben so leicht eine Sagendichtung an, die um die Entstehung der ewigen Stadt eine göttliche Glorie schlang.

Auch die Geschichte der späteren Könige Roms ist sagenhaft; doch sind darin wirkliche Thatsachen nachweisbar, da von ihnen gesetzliche Einrichtungen und großartige Bauwerke der eigentlich historischen Zeit überliefert wurden.

Wir enthalten uns weiterer Ausführung des Gesagten und folgen der Ueberlieferung.

Die Brüder zogen mit ihren bisherigen kecken Genossen und vielen Abenteurern der Tiber entlang, bis sie zu den oben genannten Hügeln kamen. Da war zunächst der capitolinische, zwar nach allen Seiten schroff abfallend, aber nicht geräumig genug für die zahlreichen Ankömmlinge.

Südlich davon erhob sich der palatinische Berg, geräumig an sich und durch Höhenzüge mit dem südöstlichen Cölius und dem nordöstlichen Esquilinus in Zusammenhang, was eine spätere Vergrößerung der Stadt in Aussicht stellte. Südlicher, nahe am Fluß, aber durch eine ausgedehnte Niederung Velabrum vom Palatinus und Capitol getrennt, bot der Aventinus seinen breiten Rücken zur Niederlassung dar. Remus entschied sich für den letzteren, als den gelegensten Ort, Romulus für den Palatin. Man stritt mit Erbitterung; die Begleiter nahmen Partei für und wider und schaarten sich um die rechtenden Führer.

Um Blutvergießen zu verhüten, beschloß man den Göttern das schiedsrichterliche Amt zu übertragen. Sofort setzte sich jeder der Brüder auf den von ihm erwählten Berg und beschrieb nach Sitte der Augurn (Vogelflugdeuter) die Linien von Ost nach West und von Nord nach Süd mit dem Krummstab. Zuerst erschienen dem Remus sechs Geier siegverkündend von Osten herüber. Als ihm aber seine Gefährten freudig zujauchzten, erblickte Romulus zwölf solcher Vögel in gleicher Richtung, und nun entbrannte der Streit von Neuem und mit größerer Erbitterung; denn jener hatte ein früheres, dieser ein größeres Wahrzeichen von der Götter Gunst erhalten. Man griff zu den Waffen, und im Getümmel des Kampfes sank Remus durch Bruderhand. So war der Streit geschlichtet und der Ort bestimmt, wo Rom seinen Anfang nehmen sollte.

Man wird aber unwillkürlich veranlaßt, die Dichtung in Beziehung mit der Folgezeit zu bringen. Der Gründer Roms ward statt von der Mutter, von einer Wölfin gesäugt, und das von ihm vergossene Bruderblut benetzte die Stätte, von welcher jenes eiserne Geschlecht ausgehen sollte, das ohne menschliche Rührung Völker schlachtete und reiche Städte austilgte, um über Blut und Trümmern seine Herrschaft aufzurichten.

753 v. Chr. Nach erlangter Alleinherrschaft war das erste Geschäft des Siegers, mit dem Pflug um den Palatin und seine Vorsprünge Velia und Germalus eine Furche zu ziehen, die ein unregelmäßiges Viereck umschloß. In der dadurch bezeichneten Richtung ward ein Graben und nach innen ein mit Steinen bekleideter Erdwall angelegt. So war der Stadtbezirk befestigt, und nun baute jeder Siedler seine Behausung nach eignem Gutdünken. Das Haus, das den königlichen Palast vorstellte, wurde, wie oben bemerkt, noch in später Zeit aufbewahrt. Es hatte ein weit vorspringendes Strohdach und ein oben offenes Atrium und unterschied sich in keiner Hinsicht von den damals üblichen Bauernhütten. Das junge Reich aber wollte wachsen, und dazu waren waffenmächtige Männer in größerer Anzahl nöthig. Romulus errichtete daher in

der waldigen Niederung nach dem Capitol hin eine Freistätte für Flüchtlinge aus allen Städten und Stämmen der Nachbarschaft, und da er Burgrecht und Landbesitz versprach, so strömten immer mehr Verbannte und Abenteurer herbei, um sich dem neuen Staate anzuschließen. Als er hierauf eine Musterung des Heerbannes vornahm, ergaben sich 3300 streitbare, freie Bürger, von denen 300 der tapfersten und vermögendsten die Reiterei (Celeres, Schnellen) bildeten.

Indessen fehlte es der jungen Mannschaft an Ehegenossinnen; denn die Nachbarvölker verschmähten die Verbindung mit zusammengelaufenen Abenteurern. Romulus ließ daher große Wettkämpfe und Reiterspiele am Feste des Consus (des verborgenen Gottes) ankündigen. Begierig, den Zustand der neuen Stadt in der Nähe zu betrachten, kamen Leute von Nah und Fern mit Weibern, Söhnen und Töchtern herbei. Als aber die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Spiele gerichtet war, brachen nach einem verabredeten Zeichen die jungen Römer unter die erschrockenen Zuschauer, zerstreuten sie mit blitzenden Waffen und ergriffen und entführten die Frauen und Jungfrauen. Am zahlreichsten hatte sich der ausgebreitete Stamm der Sabiner bei dem Feste eingefunden; daher nennt man diese gewaltthätige Handlung den Raub der Sabinerinnen.

Die Dichtung von dieser gewaltthätigen Entführung ist offenbar entstanden, um die römischen Hochzeitsgebräuche zu erklären. Denn die Braut wurde mit scheinbarer Gewalt aus dem elterlichen Hause entführt und von den Brautführern über die Schwelle ihrer neuen Behausung gehoben. Die schwer gekränkten Völker bereiteten Krieg, um an den frechen Räubern Rache zu nehmen; aber nicht das göttliche Recht, sondern menschliche Macht und Gewalt trug den Sieg davon. Die Bürgerschaft von Cänina, das nur zwei Meilen von Rom entfernt lag, brach zuerst verheerend in das römische Gebiet. Sie wurde im offenen Feld geschlagen, verfolgt, und ihr König Acron fiel auf den erstürmten Mauern seiner Hauptstadt. Den Antemnaten, die am Einflusse des Anio in die Tiber wohnten, erging es nicht besser. Zuletzt ward auch Crustumerium, die dritte der beleidigten Städte, mit stürmender Hand erobert. Schon bei diesen frühesten Eroberungen befolgten die Römer das System, das nicht wenig zu ihren spätern unglaublichen Erfolgen beitrug. Sie siedelten die vornehmsten und reichsten Bürger der eroberten Städte nach Rom, wo sie Bürgerrecht erhielten, und schickten dagegen Kolonien aus ihrer Mitte in die unterworfenen Oerter.

Zugleich lockte der Ruf von dem Glück und den kriegerischen Thaten des Romulus auswärtige Freibeuter und heimatlose Flüchtlinge in die Stadt. Namentlich begehrte und erhielt Aufnahme Cäles Vibenna, ein tuskischer Häuptling, mit zahlreicher Mannschaft. Er ließ sich auf dem östlichen Höhenzuge, dem von ihm genannten Cälius und dem Esquilin (Oppius, Cespius und Fagutal), nieder und erbaute hier gleichsam eine zweite Stadt, die sich der palatinischen anschloß.

Daß hier die Sage, wenn sie nicht völlig erdichtet ist, die Zahl der Ankömmlinge sehr vergrößert, ist ersichtlich. Denn die Tusker bildeten niemals

einen ansehnlichen Bestandtheil der Bevölkerung Roms; sie wohnten vielmehr in einem abgesonderten Quartier der Stadt, als gering geachtete Leute zusammen. Der Verstärkung war indessen der römische Staat wohl bedürftig; denn der Sabiner-König Tatius, der zu Cures diesseits des Reatiner-Thales eine Herrschaft gegründet hatte, zog mit einem wohlgerüsteten Gewalthaufen an der Tiber herab, überschritt den Anio und lagerte sich in der unmittelbaren Nähe von Rom. Noch wagt er nicht in die Niederung zwischen der stark besetzten Burg auf dem Capitol und der unwallten Stadt einzudringen. Aber Tarpeja, die Tochter des Burghauptmanns, vom Glanze des Goldes geblendet, wird an ihrem eigenen Volke zur Verrätherin. Sie erbietet sich, das Thor der Burg den feindlichen Schaaren zu öffnen, wenn man ihr den Goldschmuck, den die Sabiner am linken Arm trugen, zusichert. Dies geschieht; allein die Krieger schleudern nicht die goldnen Armringe, sondern ihre goldgeränderten Schilde auf die Verrätherin, und sie empfängt statt der Schätze den Tod als Lohn für ihr Verbrechen. Sofort dringen die Sabiner durch die offene Pforte in die Burg, wo die Besatzung niedergehauen wird. Darauf rücken sie gegen die Stadt selbst in guter Ordnung vor. In der Niederung treffen sie auf die Römer, die jetzt, wo es den Kampf um ihre letzte Zufluchtstätte gilt, die Schlacht nicht länger vermeiden.

In ihren Vorderreihen kämpften Romulus, der tapfere Hostus Hostilius und der tuskische Lucumo Caeles Vibenna. Aber den Feinden voran stürmt Mettius Curtius, ein riesenhafter Krieger, Alles vor sich her zu Boden schmetternd. Hoch zu Roß, erscheint er wie der Gott des Krieges und des Sieges. Hostus Hostilius sinkt unter seinen Streichen, der Tusker wird von Lanzen durchbohrt, Romulus, von einem geschleuderten Steine getroffen, wird aus dem Getümmel getragen.

Dicht hinter den flüchtigen Römern drängen die Sieger nach der offenen Pforte, die von den Wächtern nicht mehr geschlossen werden kann. Da bringt der Schutzgott der Stadt, Janus selbst, die erbetene Hülfe. Auf seinen Wink strömt eine Fluth heißen Wassers den siegstrunkenen Feinden entgegen, erstickt, ertränkt ihrer viele und thut ihrem Vordringen Einhalt. Jetzt erneuert sich die Schlacht; Romulus erscheint wieder unter den Seinen; Mettius Curtius geräth in einen Sumpf und rettet sich mit Mühe; der Kampf dauert mit gleicher Erbitterung unentschieden fort.

In dieser Noth erscheinen mit aufgelösten Haaren und fliegenden Gewändern, ihre Säuglinge auf den Armen, die Frauen und drängen sich zwischen die streitenden Männer. Durch Bande der Verwandtschaft sind sie mit den Sabinern, durch die heiligen Pflichten der Ehe mit den Römern verbunden. Sie beschwören dort ihre Väter und Brüder, und hier ihre Gatten, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Solcher Bitte widerstehen die Herzen der rauhen Krieger nicht. Die erhobenen Speere und Schwerter senken sich, die Führer treten aus den Reihen hervor zur gütlichen Besprechung, und diese führt zum Frieden und zur dauernden Vereinigung. Beide Völker sollen hinfort

eine Bürgerschaft bilden und den Namen Quiriten (Speermänner) führen, Tatius und Romulus gemeinschaftlich das königliche Amt verwalten, die Sabiner den capitolinischen und den benachbarten quirinalischen Hügel besetzen und anbauen und mit den Römern und Tuskern auf den andern Hügeln in einer städtischen Gemeinde auf ewige Zeit vereinigt bleiben.

Versöhnung der Römer und Sabiner durch die Sabinerinnen.

So war Friede geworden durch das Wort und die That liebender Frauen. Es ist aber eine freundliche, in der römischen Geschichte mehrmals wiederkehrende Erscheinung, daß Frauen in die Geschicke des Staates eingreifen und das Amt der Vermittelung zwischen den hadernden Männern übernehmen. Gehört die Erzählung auch ihrem ganzen Inhalte nach in das Gebiet der Sagendichtung, so ist sie doch in der menschlichen Natur begründet, ist eine poetische Wahrheit. Vielleicht aber liegt ihr irgend ein historisches Ereigniß zu Grunde, das in die Erzählung verwoben ist. Denn wo die Dichtung uns am meisten anspricht, wo sie das Gemüth ergreift und erhebt, da schwebt ihr immer eine Wahrheit vor, die sie mit ihrem Farbenspiel verschönert.

Die beiden Könige verwalteten dem Vertrage gemäß ihr Amt gemeinschaftlich, soweit es das Gemeinwesen betraf; in ihren abgegränzten Bezirken genoß jeder für sich das oberste Ansehen und hatte einen Rath von hundert

Männern zur Seite, welchen die Häupter der vornehmsten Familien des Volkes bildeten. Sechs Jahre dauerte die gemeinschaftliche Regierung, während welcher ein siegreicher Zug gegen die albanische Kolonie Cameria unternommen wurde. Dann ward Tatius in Lavinium von gekränkten und geschädigten Bürgern dieser Stadt erschlagen.

Romulus, der jetzt ohne Widerrede von dem Gesammtvolke der Quiriten als Oberhaupt anerkannt wurde, bewährte fort und fort seine Kriegslust. Er bezwang Fidenä, das aufwärts an der Tiber auf einem steilen Tufhügel lag, und rückte dann über den Strom gegen das mächtige Veji. Die Bürger dieser etruskischen Stadt wurden in offener Feldschlacht geschlagen und erkauften den Frieden durch Gebietsabtretungen. Stolz auf seine Erfolge, und auf die Anhänglichkeit der streitbaren Bürger vertrauend, übte der König hinfort eine unumschränkte Herrschaft auch über die reichen Geschlechter der Stadt. Da geschah es, daß er im siebenunddreißigsten Jahre seiner Herrschaft auf dem Marsfeld zwischen der Stadt der Sabiner und dem Flusse das Heer zur Musterung versammelt hatte. Ein heftiges Gewitter und Finsterniß, die nur vom Leuchten der Blitze erhellt wurde, zerstreute die Menge. Als das Volk nach hergestellter Ruhe wieder zusammen kam, war der König verschwunden.

Der Verdacht ward laut, die unzufriedenen Häupter des Rathes hätten ihn ermordet und den Leib zerstückt, oder in den nahen Ziegensumpf versenkt; aber Julius Proculus, ein angesehner Bürger, kam eilends vom Quirinal herunter und erzählte, der König sei ihm in Wolken erschienen und habe ihm verkündigt, das Volk der Römer, das zur Herrschaft über die Erde berufen sei, solle ihn als Vater Quirinus verehren und ihm ein Heiligthum auf dem quirinalischen Hügel erbauen. Und das gläubige Volk errichtete den Tempel, statt den Ziegensumpf nach dem Körper seines Königs zu durchsuchen!

Die Mythe von Romulus und Remus ist nach Schwegler's Untersuchungen eben so, wie die von den Laurenter-Königen, aus den Vorstellungen von Laren entstanden. Jeder Mensch hatte deren zwei; eben so viele schrieb man auch der Stadt Rom zu. Die Dichtung führte ihre Entstehung auf Mars zurück, dem, als einem unterirdischen Gotte, der Wolf heilig war. Die Mutter der Zwillinge war Rhea Silvia, eine Annahme, die mit der Aeneas-Sage zusammenhängt, da Rhea als die große Göttin der Natur, in Kleinasien verehrt wurde. Eine Wölfin säugte die Kinder unter dem ruminalischen Feigenbaum am Lupercal. Die weibliche Seite des Faunus Lupercus ist Fauna Luperca, die Wolfsgöttin; vielleicht war ihr zu Ehren das Bild einer Wölfin an der ihr geweihten Grotte Lupercal aufgestellt, wo auch der Feigenbaum der Rumina, der Göttin der Fruchtbarkeit, der Spenderin der nährenden Milch, sich befand. Acca Larentia endlich, welche die Kinder auferzog, stellte man sich als die allgemeine Mutter der Laren vor; sie ward also von der Dichtung mit den Staatslaren in Verbindung gebracht. Auf diese Art ging der Mythus von alten religiösen Gebräuchen aus, deren Ursprung im Gedächtnisse des Volkes längst erloschen war.

Numa Pompilius und Egeria.

2. Numa Pompilius.

Nach dem Tode des Romulus verwaltete der Senat, d. h. die Rathsversammlung von hundert römischen und hundert sabinischen Männern, durch einen Ausschuß die Angelegenheiten des Staates. Dann, als diese Vielherrschaft drückend schien, kam man dahin überein, der Senat solle dem Volke einen zur Ausübung der höchsten Staatsgewalt tüchtigen Mann zur Wahl vorschlagen, und zwar sollten entweder die Römer einen Sabiner, oder diese einen Römer in Vorschlag bringen. Man entschied sich für die erstere Wahlart. Als aber die römischen Senatoren für diesen Zweck zusammengekommen waren, fielen alle Stimmen dem frommen Numa Pompilius zu, einem Eidam des früheren Königs Tatius, und die Gemeinde säumte nicht, die Berufung dieses Mannes zur königlichen Ehre zu bestätigen.

Numa Pompilius, geboren im Jahre der Gründung Roms, lebte als schlichter Bürger zu Cures. Das Volk daselbst liebte und ehrte ihn nicht wegen seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, sondern wegen seiner Weisheit. Darum ward er bei allen öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, oft auch in Streitigkeiten mit dem Schiedsrichteramt betraut. Gerne verweilte er im Dunkel der Haine, wo sich ihm die Geheimnisse der Natur erschlossen und wo göttliche Wesen ihn ihres Umgangs würdigten. Oft überschritt er Berge und Ebenen und die rauschenden Wasser des Anio, um das grüne Thal von Aricia im Albaner-Gebirge zu besuchen. Denn daselbst war inmitten heiliger Waldesdämmerung ein umhegter Weiher, genährt von einer herabrieselnden Quelle. Aus einer tiefen, stillen Felsengrotte rann das Wässerlein nieder, das von der Nymphe Egeria, der Bewohnerin dieser Grotte, mit Heilkraft begabt war. Die segenspendende Göttin aber liebte den frommen Numa,

der oft hieher kam, um sich ihres Umgangs zu erfreuen und im traulichen Zwiegespräch von ihr die Gesetze und Ordnungen zu erfahren, durch deren Befolgung das Menschengeschlecht gut, fromm und glückselig zu werden vermag.

So führte der gesegnete Mann, bei Göttern und Menschen angenehm, ein stilles und beglücktes Leben und bedurfte nicht der königlichen Ehren, um seinen Mitbürgern nützlich zu werden. Als daher die römischen Gesandten zu ihm kamen und ihm die Berufung des Volkes anzeigten, lehnte er die neue Würde ab, weil er nicht gesonnen war, der Häuptling eines im Kriege verwilderten Geschlechts zu werden; doch gab er endlich den Bitten der verständigen Männer nach, die ihm vorstellten, daß die Götter selbst die Wahl auf ihn gelenkt hätten, damit er die Segnungen des Friedens über ein Land ausbreite, wo man sie bisher unter dem Geräusche der Waffen nicht gekannt habe. Er folgte ihnen nach Rom; hier begrüßte ihn der laute Jubel der versammelten Bürgerschaft. Er aber bestieg schweigend die Höhe der Burg auf dem Capitol und setzte sich auf einen Stein, während der Augur zu seiner Linken, mit der einen Hand sein Haupt berührend, mit der andern den Krummstab haltend, seine Linien beschrieb und zugleich die Götter um günstige Zeichen anflehte. Diese erschienen, und der Zustimmung der Gottheit versichert, ließ sich der König mit den Insignien seiner Würde bekleiden.

Zunächst war er darauf bedacht, jedem Bürger sein Eigenthum zu sichern und ihm Liebe am friedlichen Besitz, am Ertrage seines Gutes, an den Früchten seiner Arbeit einzuflößen. Er ließ das ganze römische Gebiet ausmessen, die Besitzungen mit Gränzsteinen bezeichnen und den ärmeren Bürgern Staatsländereien zutheilen, die bisher wol durch Siege ansehnlich vermehrt aber wenig benutzt worden waren. Die auswärtigen Siedler theilte er in Bezirke und Gemeinden, die Gewerbsleute vereinigte er in Zünfte, für welche er besondere Feste anordnete. Es war aber seine Ueberzeugung, daß alle staatliche Ordnungen, alle bürgerliche Gesetzgebung, gleichwie Ackerbau, Gewerbe und überhaupt die Geschäfte des Lebens, auf Gottesfurcht beruhen müssen, wenn sie Bestand haben und die allgemeine Wohlfahrt fördern sollen. Er stiftete daher die Verehrung des Terminus (Gränzgottes) und der Fides, ordnete für jeden der drei höchsten Götter Jupiter, Mars und Quirinus einen Priester oder Zünder (**flamen**), vornehmlich aber führte er den Dienst der Vesta, der Beschützerin des Herdes, ein und bestellte die Vestalinnen, die schwören mußten, dreißig Jahre lang des heiligen Feuers zu warten und keusch und züchtig zu leben.

Unter solchen friedlichen Verrichtungen war das achte Jahr seiner Regierung herbeigekommen; da wüthete eine verderbliche Pest in Italien und forderte zahlreiche Opfer in Rom und der Umgegend. Numa war darüber betrübt, da er sein geliebtes Volk nicht schützen konnte. Er durchirrte die Waldung vor dem capenischen Thore der Stadt und kam endlich in eine Grotte, in welcher, wie zu Aricia, eine Quelle entsprang. Während er hier sinnend verweilte, sank unter Donner und Blitz ein kunstreich geschweifter Schild aus

hoher Luft zu seinen Füßen nieder. Er betrachtete das Wunderwerk staunend und wußte nicht, was damit anzufangen sei. Aber da stand plötzlich die alte Freundin Egeria aus dem Ariciner Thale in göttlicher Schönheit vor ihm und belehrte ihn, wie er den Schild, als das Pfand des göttlichen Schutzes, aufbewahren müsse, weil Rom bestehen und blühen werde, so lange dieses Heiligthum (Palladium) in seinen Mauern unverletzt erhalten sei.

Tanz der Salier.

Numa war ein gelehriger Schüler. Er ließ nach seiner Rückkehr in die Stadt die tüchtigsten Handwerker zusammenkommen und trug ihnen auf, noch eilf Schilde zu machen, die dem heiligen Waffenstücke ähnlich wären, damit es nicht entwendet werde. Alle mißtrauten ihrer Kunst; nur ein alter Waffenschmied Veturius Mamurius übernahm die Arbeit; und als er die bestellten Stücke mit dem Muster überbrachte, waren sie von diesem nicht zu unterscheiden. Der König aber ließ die Schilde in dem Tempel der Vesta aufbewahren und verordnete die Brüderschaft der Salier, die im Monat März, mit diesen Wehrstücken gerüstet, ihre Waffentänze aufführten. Dabei schritt ihnen Mamurius, wie er sich als Lohn für sein Kunstwerk ausbedungen hatte, gemächlich voraus, nahm an ihren reichlichen Mahlzeiten Theil und achtete

auch nicht der Püffe ihrer stumpfen Schwerter und Lanzen, da er ringsum mit Büffelleder ausgepolstert war. Nach dem Tode dieses seltsamen Mannes übernahmen andere seine Rolle, so daß sein Name auf die Nachwelt gekommen ist. Indessen gehört wol die ganze Erzählung der Dichtung an, und Mamurius ist nur eine Anspielung auf Mars.

Wichtigere Stiftungen Numa's sind die der Fetialen und der Pontifices. Erstere wachten über Verträge und Bündnisse; sie mußten bei Verletzungen derselben durch andere Völker Entschädigung fordern und, wenn diese nicht erfolgte, auf der feindlichen Gränze den Krieg erklären. Die Pontifices dagegen hatten die Aufsicht über alle heilige Satzungen, über den gesammten Gottesdienst. Der Oberste dieses Collegiums, der **Pontifex Maximus**, hatte daher ein Verzeichniß von solchen Anordnungen und Verrichtungen, das bis in die spätesten Zeiten Geltung behielt und sich auch auf Todtenbestattung, die den Manen zu bringenden Opfer und andere Dinge erstreckte. Der Oberpriester übte ferner das Recht, in Sachen der Religion Streitigkeiten zu schlichten und Widerstrebende mit Strafe zu belegen. Besonders wichtig aber war es, daß ihm die Verpflichtung oblag, alle Ereignisse, die den Staat näher berührten, aufzuzeichnen. Diese freilich magern Aufzeichnungen, die man „Fasten" nannte, waren die ersten Grundlagen der römischen Geschichte.

Numa Pompilius.

Groß und allgemein anerkannt waren die Verdienste des gottseligen Königs um den jungen Staat; denn Liebe und Vertrauen vereinigten die Bürger unter einander, und ringsum an den Gränzen herrschte der beglückende Friede, so daß der Janustempel, der in Zeiten des Kriegs offen gehalten wurde, unter seiner langen Regierung geschlossen blieb. Daher konnte er es wagen, manche alte Gebräuche zu verändern, namentlich den Kalender zu ordnen, daß das bürgerliche Jahr dem Sonnenjahre nahe gebracht wurde, und endlich die Menschenopfer abzuschaffen, die man in Zeiten verderblicher Ueberschwemmung dem Flußgotte darbrachte. Er führte an ihrer Statt die Argeeropfer ein, die darin bestanden, das man geflochtene Binsenmännchen unter allerlei Feierlichkeiten den zürnenden Wassern der Tiber übergab. Richtiger hält man diese Binsenmännchen für Opfer, die man den Lemuren und Lamien darbrachte, damit sie die Lebenden verschonten. Bei allen Anordnungen und gesetzlichen Bestimmungen stand ihm übrigens, wie schon gesagt, seine geliebte Egeria zur Seite. Doch war sie nicht das einzige göttliche Wesen, das ihn unterstützte; auf ihren Rath ließ er einst den Faunus und Picus, die berauscht im einsamen Walde eingeschlafen waren, mit unauflöslichen

Banden fesseln, und sie enthüllten ihm für ihre Befreiung das Geheimniß, durch zauberkräftige Sprüche den Blitze schleudernden Jupiter aus seiner Aetherhöhe herabzuziehen. Es hat Leute gegeben, die bei Auslegung dieser Dichtung daran dachten, Numa habe eine Ahnung Franklin'scher Ideen von den Gesetzen der Elektricität gehabt. Wie lächerlich diese Erklärung erscheinen mag, so liegt doch eine andere sagenhafte Ueberlieferung vor, die dem priesterlichen König Ideen und Anschauungen beimißt, von deren Verbreitung man Gefahr für die Staatsreligion befürchtete. Als er nämlich hoch an Jahren und reich an Ehren starb, senkte man in das Grab auf dem Janiculum mit seinem Leichnam einen andern Sarg ein, der alle seine Schriften umschloß. Dieser ward fast 400 Jahre später durch Regen, oder Ueberschwemmung bloß gelegt, und man fand darin die beschriebenen Rollen noch unversehrt. Der Stadtprätor jedoch, dem man sie zur Untersuchung übergab, urtheilte, sie enthielten religionswidrige Meinungen und ließ sie öffentlich verbrennen, eine Censur, oder ein Auto da Fe, wovon man im Alterthume wenig Beispiele findet.

Numa scheint durchaus, wie oben bemerkt, der Mythe angehörig. Die Dichtung hatte in Romulus den Gründer der Stadt, den Stifter staatlicher Ordnung, den Besieger äußerer Feinde aufgestellt; sie schuf in seinem Nachfolger den Urheber der bürgerlichen und religiösen Gesetzgebung. Daß die Vestalinnen, die Flamines, Fetialen, Salier, der Dienst des Gränzgottes, des Quirinus u. a. schon längst bei den latinisch-sabellischen Völkern eingeführt war, konnte die Mythendichtung nicht irren; denn sie faßte den Gesetzgeber ganz richtig auf, wenn sie dabei annahm, daß er nicht durchaus neue Anordnungen und Einrichtungen in's Leben ruft, sondern vorhandene, herkömmliche zusammenfaßt, nach dem Bedürfniß des Volkes ordnet, durch religiöse Weihe heiligt. So verfuhren auch Lykurg und Solon. Der gottselige König soll ferner greis und grau von Kindesbeinen an gewesen sein, eine Eigenthümlichkeit, die man auch dem Tagos, dem Stifter des Landbaus bei den Etruskern, zuschrieb. Man hat ihn endlich aller Zeitrechnung zum Trotz mit Pythagoras in Verbindung gebracht, weil viele seiner Ansichten und Einrichtungen mit pythagoreischen übereinstimmen; allein beide Gesetzgebungen wurzeln in italischer Denkweise und Ordnung und müssen daher Vieles gemeinschaftlich haben. Vielleicht enthielten die oben angeführten Schriften, die man dem Feuer übergab, pythagoreische Grundsätze. Sie stammten sicher nicht aus Numa's Zeit, da sie ganz wohl erhalten und trotz der Veränderung der Sprache allgemein lesbar und verständlich waren. Es ist auch nicht denkbar, daß man in jener Zeit, da die Buchstabenschrift noch in der Kindheit war, schon philosophische Abhandlungen schrieb.

Auszug der Horatier. (Nach David.)

3. Tullus Hostilius.

Das königliche Haus in Rom war abermals leer; denn die göttliche Egeria hatte ihrem Numa keinen erbfähigen Sprößling geboren. Zunächst fand daher ein Zwischenreich statt, dann wählte die Gemeinde und der Senat bestätigte den Tullus Hostilius, einen Sohn des unter Romulus eingewanderten Hostus Hostilius, der als tapferer Krieger manchen Lorbeerzweig um seine Schläfe geschlungen hatte.

Tullus hatte bisher mit redlichem Fleiße den Pflug auf seinem ansehnlichen Feldgut geführt und sich in seiner friedlichen Strohhütte glücklich befunden; aber mit der Berufung zum Oberhaupte des Staates war sein Ehrgeiz erwacht. Romulus, nicht Numa, schien ihm ein würdiges Vorbild, und sein thatendurstiger Sinn fand Anklang unter der heranwachsenden Jugend, der es rühmlicher dünkte, das Schwert, als die Ackergeräthschaften zu führen. Da trat nun zunächst dem Eroberungsgelüste entgegen die Stadt Alba Longa, die von ihren Bergen neidisch heruntersah auf die großgewordene Tochter am Tiberstrom. Die junge Mannschaft von Rom aber, voll Vertrauen auf den im Frieden aufgeblühten Wohlstand ihrer Stadt und von ihrem Könige ermuntert, dünkte sich den stammverwandten Albanern gewachsen. Bald geschahen gegenseitige Streif- und Raubzüge, und da Genugthuung verweigert wurde, rückten die Gewalthaufen unter Anführung ihrer Könige wider einander zu Feld.

Den König von Alba Longa raffte über Nacht ein plötzlicher Tod dahin; sein Heer wählte sofort den erprobten Mettus Fuffetius zum Dictator oder unumschränkten Feldherrn. Die Entscheidung der Waffen schien durch das Ereigniß nicht aufgehoben; denn beide Völker standen, zur Schlacht gerüstet, auf offenem Felde einander gegenüber. Da traten nach getroffenem Uebereinkommen die Führer von beiden Seiten zur Unterredung zusammen. Sie beschlossen, um größeres Blutvergießen zwischen den verwandten Stämmen zu sparen, den Sieg von dem Kampfe weniger, erprobter Jünglinge abhängig zu machen. Nun aber befanden sich drei Brüder und zwar Drillinge, im albanischen Heere und ebensolche im römischen. Die Curiatier dort, die Horatier hier, alle an demselben Tage geboren, mit einander verwandt, dem Anscheine nach von gleicher Stärke, gleich gewandt in Führung der Waffen, sollten die Entscheidung herbeiführen.

Der Vertrag ward beschworen, die Jünglinge standen streitbegierig in Bereitschaft; das Schmettern der Tuba gab das Zeichen zum Kampfe. Da blitzten die Waffen, da schwankte das Gefecht hin und her, da färbte bald strömendes Blut die Panzer und Waffenröcke. Gespannt folgten alle Blicke den Bewegungen der Streiter; doch endlich fielen zwei von der römischen Partei todt zu Boden, während die drei Albaner, zwar verwundet, doch muthig die Waffen schwingend, dem einzelnen Horatier gegenüber standen. Dieser floh vor der drängenden Uebermacht; er schien noch durch die Schmach der Feigheit die Niederlage Roms zu vergrößern. Eifrig, das Glück des Tages vollständig zu machen, verfolgten ihn die Curiatier, aber nicht geschlossen, sondern wie es die Wunde eines jeden erlaubte. Da wendet sich der Römer plötzlich um, stößt dem nächsten und kräftigsten von seinen Verfolgern das Schwert in die Brust, erlegt dann den zweiten nach einem kurzen, doch wüthenden Kampf und endlich ohne Mühe den dritten, der bereits von den früheren Wunden völlig entkräftet war.

Lauter Jubel begrüßte ihn von Seiten der Römer, aber schweigend und voll Gram und Unwillen beugten die Albaner ihre stolzen Häupter unter die herbe Nothwendigkeit. Sie zogen nach dem Gebote des römischen Königs heim, um sich zu einem Feldzug gegen die etruskische Macht bereit zu halten. Darauf trat auch das römische Heer seinen Rückzug an. Ihm vorauf schritt der siegreiche Jüngling, die blutige Waffenbeute der erschlagenen Gegner tragend. Aus der Stadt aber strömte den Heimkehrenden die freudig bewegte Menge entgegen und pries laut die Thaten ihres tapfern Kämpfers. Da stürzte aus dem Gedränge die einzige Schwester desselben hervor, die mit einem der Curiatier verlobt gewesen war. Sie ersah auf dem Arme des Bruders den blutgefärbten Waffenrock ihres Bräutigams, und in ihrem Schmerze klagte sie den Sieger als den Mörder ihres Geliebten, die Götter als die Zerstörer ihrer Lebenshoffnungen laut weinend an. Ueber ihre Klagen und Vorwürfe, die dem Jüngling ungerecht und für eine römische Jungfrau ungeziemend schienen, entbrannte sein Zorn. Vom Siege und dem ungemäßigten

Beifall trunken, zückte er, der Ueberlegung nicht mehr mächtig, das scharfe Schwert, und — die Schwester fiel durchbohrt von seiner Hand. Da verstummte plötzlich der Jubel der Menge; der Schrecken über die frevelhafte That kam über alle Bürger; der ganze Staat schien durch das Verbrechen der Strafe der Götter verfallen; das in einem seiner Glieder schwer gekränkte und geschädigte Volk forderte laut die Bestrafung des Mörders. Also ward Tullus berufen, das Gericht zu halten. Gerne hätte er den tapfern Jüngling gerettet; aber über dem Könige stand das Gesetz, das Recht der Gnade nur bei den Göttern und der versammelten Bürgerschaft. Er bestellte sofort, dem Herkommen gemäß, zwei Blutrichter, und diese thaten den Ausspruch, der Mörder solle an einem unfruchtbaren Baume hängen, innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer. Wie schon die Vollstrecker des Urtheils Hand an den Unglücklichen legten, da wankte sein alter Vater herbei und rief die Barmherzigkeit des ganzen Volkes an, daß nicht er, der dem Vaterlande so theure Opfer gebracht habe, in seinem hohen Alter, aller seiner Kinder beraubt, ganz einsam dastehe. Diese Worte erregten das Mitleid der Bürger; sie begehrten und erhielten Begnadigung des Schuldigen. Weil er jedoch zwar mit kühnem Muthe äußere Feinde bezwungen hatte, aber dem Sturme der eignen Leidenschaft unterlegen war, fügte man dem Ausspruche die Bestimmung hinzu, daß er unter dem Joche durchgehen solle. Also wurden zwei Speere in den Boden gepflanzt, ein dritter quer darüber gebunden, und er mußte, seiner Waffen und kriegerischen Ehren entkleidet, als ein Besiegter, sich der Schmach unterziehen.

Nach diesen Begebenheiten brach ein Krieg mit Veji und Fidenä aus. Die Vejenter überschritten mit zahlreicher Mannschaft die Tiber. Sie vereinigten sich mit ihren Bundesgenossen, während Tullus Hostilius mit seinen Römern und den unter Mettius Fuffetius aufgebotenen Albanern ihnen über den Anio entgegen rückte. Am Zusammenflusse der beiden Gewässer kam es zur Schlacht: Die Römer drangen mit ihrem gewohnten Ungestüm gegen die Vejenter vor; allein die Albaner zögerten und zogen sich nach der rechten Seite hin. Sie hofften eine Niederlage ihrer Bundesgenossen, um sich von der verhaßten Abhängigkeit frei zu machen. Darum gaben sie den Fidenaten Raum zum Angriff auf die Römer, die mit der Macht von Veji um die Ehre des Sieges rangen. Der König Tullus selbst stritt im mörderischen Handgemenge. Da ward ihm die unwillkommene Botschaft von dem wahrscheinlichen Abfalle des Mettius Fuffetius hinterbracht. Er aber rief laut, daß Freund und Feind es hörte, die Schwenkung der Albaner geschehe auf sein Gebot, um die Fidenaten zu umgehen. Als er durch diese Rede seine Krieger ermuthigt, die Gegner in Bestürzung versetzt sah, brach er mit doppeltem Muthe in die feindlichen Reihen ein, zersprengte, verfolgte sie und erfocht den vollständigsten Sieg, wozu nunmehr auch die albanische Hülfsmacht das Ihrige beitrug. Erschöpft von der langen Blutarbeit und zum Theil von empfangenen Wunden, lagerte das römische Heer unter aufgeschichteten Trophäen auf dem Schlachtfeld, als Mettius Fuffetius erschien, den König zu begrüßen. Er wurde kalt empfangen und

mit wenigen Worten abgefertigt; doch ahnete er nicht, was in der verschlossenen Seele des Siegers Schreckliches gereift war. Er dachte, die Wolken, die auf der finstern Stirne des Königs lagerten, würden sich schon wieder verziehen, da er seiner und seines Heeres fortwährend bedürfe. Tullus aber hatte einen Entschluß gefaßt, wie der Römer pflegte, bei dem nicht menschliches Gefühl, sondern nur sein starres Recht Berücksichtigung fand. Demgemäß ließ er in der Frühe des folgenden Tages die Albaner zu einer Berathung sich versammeln. Sie kamen ohne Ordnung, unbewaffnet, wie ein Jeder den Ruf des Herolds vernommen hatte. Bald aber sahen sie sich von wohl gerüsteten römischen Schaaren umstellt. Darauf trat der König, umgeben von Beilträgern und bewaffneten Hauptleuten, hervor und verkündigte, er habe in Erfahrung gebracht, und der gestrige Tag habe den Beweis geliefert, daß man in Alba Longa auf Abfall und Verrath sinne und daß Mettius Fuffetius der Urheber aller Aufwiegelungen sei. Der Letztere sei für solche verbrecherische Handlung der Strenge des Gesetzes verfallen; damit aber die Krieger und die übrigen Bürger von Alba Longa künftig vor Verführung gesichert seien, habe er ihnen eine andere, ruhmvolle Vaterstadt eröffnet, nämlich Rom selbst, wo sie Raum zur Ansiedelung und ergebene Freunde und Mitbürger finden würden, da ihre Stadt dem Untergange geweiht sei. Auf seinen Wink ergriffen sofort die Beilträger den Feldherrn, der sich vergeblich nach Hülfe umsah, banden ihn an die Schweife wilder Rosse und ließen ihn zu Tode schleifen.

Die bestürzten Albaner aber, von blinkenden Speeren und Schwertern bedroht, mußten wehrlos, wie Gefangene, den Weg nach Rom antreten, während die römische Reiterei, gefolgt von einem Theil des übrigen Heeres, eilends nach Alba Longa aufbrach, daselbst Thore und Burg besetzte und das Urtheil des Königs bekannt machte. An Widerstand war nicht zu denken; wehklagend verließen die Einwohner die alte, berühmte Vaterstadt auf dem Bergrücken über dem blauen See und zogen gleichfalls nach Rom, wo sie mit den vorausgeschrittenen streitbaren Männern wieder zusammentrafen und sich anbauten. Alba Longa aber ward darauf völlig zerstört. So berichtet die Sage, oder, wenn man lieber will, die römische Geschichte, den Untergang des alten Oberhauptes von Latium, an dem allerdings nicht zu zweifeln ist. Auffallend erscheint dabei, daß die dreißig zugewandten, oder abhängigen latinischen Orte ganz ruhig zusahen, ja daß einige späterhin die Ländereien der zerstörten Stadt in Anspruch nahmen. Vielleicht waren sie schon früher abgefallen, oder, wie einige Geschichtsforscher vermuthen, bei der Zerstörung selbst thätig, sodaß viele Bürger in Rom Sicherheit suchten und fanden. In diesem Falle ließe sich auch die schnelle Verschmelzung einer so zahlreichen Bevölkerung mit der römischen Bürgerschaft und die Anhänglichkeit an das neue Vaterland erklären.

Nachdem der König Tullus Hostilius durch solchen Zuwachs an Land und Leuten seine Macht gestärkt hatte, erhob er sich gegen die sabellischen Stämme, die immer zahlreicher und gewaltiger in das Innere von Latium sich einzudrängen suchten. Die Veranlassung dazu war folgende. Nach den Höhen von

Soracte jenseits der Tiber waren römische Handelsleute gewandert, um an den Festlichkeiten und dem Jahrmarkte in den heiligen Hainen der Feronia Theil zu nehmen. Sie wurden von den Sabinern, die damals diese Gegend beherrschten, niedergeworfen und ihrer Waaren beraubt. Als Tullus durch Fetialen Entschädigung an Gut und Ehren fordern ließ, erhielt er eine schnöde Antwort. Dies entschied den Krieg. Man rückte von beiden Seiten in's Feld, richtete Verheerungen an und versuchte in kleineren Gefechten, wie in größeren Schlachten die Kräfte gegen einander. Nach mehrern unentschiedenen Treffen soll endlich Tullus siegreich gewesen sein; doch scheint es nicht, daß er dauernde Besitzungen, oder sonstige Erfolge errungen habe. Noch weniger konnte er seinen Anspruch auf die Vorherrschaft in Latium an der Stelle von Alba Longa geltend machen. Die latinischen Städte wiesen den Antrag des Königs zurück, sie lagen fünf Jahre lang gegen ihn zu Feld und erwehrten sich seiner Angriffe, so daß er sich endlich zum Frieden bequemen mußte, der ihm keinerlei Vorrechte einräumte.

Das Fehlschlagen seiner letzten Unternehmungen, sowie verschiedene Wundererscheinungen, z. B. ein Steinregen im Albaner-Gebirge, Stimmen im Walde, eine Pest in Rom selbst, versetzten den König in einen Zustand tiefer Schwermuth. Er umgab sich mit Zeichendeutern und Zauberern und suchte durch magische Beschwörung den Zorn der Götter von sich und von dem Staate abzuwenden. Er soll endlich einige Bücher Numa's und darin die Formeln gefunden haben, womit man den höchsten Gott zur Erscheinung herabrufe. Weil er aber, wie man ferner berichtet, die Beschwörung nicht mit reinem, unsträflichem Sinne unternommen habe, sei der Gott unter heftigem Donnerrollen im Blitzstrahl erschienen und habe den Frevler mit seinem ganzen Hause zerschmettert.

Die Ueberlieferung von Tullus ist weniger mythisch, als die seiner Vorgänger; wie viel aber davon historisch ist, läßt sich nicht ermitteln. Er scheint von der Sage absichtlich dem Romulus nachgebildet zu sein, wie sein Nachfolger dem Numa, und kann daher nicht als eine durchaus geschichtliche Persönlichkeit angesehen werden. Die Zerstörung von Alba Longa ist nicht in Abrede zu stellen; allein sie muß in anderer Weise stattgefunden haben, als die Tradition angiebt. Sie griff zu sehr in die Verhältnisse des latinischen Bundes ein, als daß die Glieder desselben als müßige Zuschauer dabei gedacht werden können. Neuere Forscher nehmen mit viel Wahrscheinlichkeit an, die latinischen Städte selbst hätten, der drückenden Vorherrschaft Alba's überdrüßig, gemeinsam ihrem Oberhaupte den Untergang bereitet; die Flüchtlinge der zerstörten Stadt hätten in Rom Unterkommen und Bürgerrecht erhalten und daselbst die dritte Tribus, die der Luceres, gebildet. Dem Kampfe der Drillinge liegt wol eine geschichtliche Thatsache zu Grunde; allein das Gericht über den siegreichen Horatier ist der Dichtung angehörig, die vielleicht den gerichtlichen Hergang in peinlichen Dingen, namentlich die Provocation oder Berufung an das Volk, durch ein Beispiel aus der frühesten Zeit des Staates deutlich machen wollte.

Ancus Marcius ehrt den Tarquinius Priscus.

4. Ancus Marcius.

Ancus Marcius, den nach dem Tullus die Wahl des Volkes mit der königlichen Würde bekleidete, war ein Enkel des verehrten Numa und ihm an Weisheit und friedlicher Gesinnung ähnlich. Er beförderte Viehzucht und Ackerbau und bemühte sich, den Gewerbfleiß zu heben und Handel und Verkehr zu Land und zu Wasser zu beleben. Aber Rom war schon zu sehr in die Fehden mit den Nachbarn verwickelt, so daß man die Friedliebe des Königs für Schwäche hielt und diese auf Kosten der Rechte und des Besitzthums der Römer zu benutzen suchte. Latiner, Sabiner, die stets feindseligen Etrusker und selbst die Volsker der südlichen Ebenen und Gebirge erhoben die Waffen gegen eine Stadt, die aller Nachbarn Unabhängigkeit bedrohte.

In seiner Bedrängniß fand der König einen kühnen unternehmenden Mann in Rom selbst, mit dessen Hülfe er allen Feinden die Spitze bot. Dieser war ein tuskischer Lucumo aus der reichen Stadt Tarquinii. Man nannte ihn gewöhnlich deshalb den Tarquinier oder Lucius Tarquinius und, zur Unterscheidung von seinem Sohne, Priscus, d. h. den Alten. Sein Vater Demaratus soll aus Korinth nach Tarquinii übergezogen sein und sich daselbst verheirathet haben. Auch seine kluge und hochstrebende Frau Tanaquil war eine Tarquinierin von hoher Geburt. Da sie nun wahrnahm, daß ihr Gemahl wegen seiner ausländischen Herkunft von den höheren Ehrenstellen ausgeschlossen wurde, rieth sie ihm, nach Rom überzusiedeln, wo Verdienst und Tüchtigkeit ohne Ansehen der Person und Geburt volle Geltung erlange. So zog Tarquinius mit Schätzen und zahlreichen Clienten, Freunden und Sklaven in die Tiberstadt über. Als sich das Ehepaar mit dem ansehnlichen Gefolge dem Janiculum näherte, kreiste, wie erzählt wird, ein Adler über ihnen, kam näher und näher und erfaßte, dicht über dem Lucumo schwebend, dessen Hut. Statt aber die Kopfbedeckung davon zu führen, setzte er sie nach einigen Umkreisungen dem Eigenthümer wieder auf. Daraus schloß Tanaquil, ihr Gemahl werde einst die höchste Würde in Rom erlangen, und so zog er freudig in die Stadt ein. Hier erwarb er sich durch seinen Reichthum, wie durch seine Freundlichkeit, durch guten Rath, wie durch tapfre That die Gunst des Volkes und des Königs. Als nun der Krieg ausbrach, übertrug man ihm die oberste Ehrenstelle nach der königlichen, nämlich die des Anführers der Reiterei (Magister equitum). Als solcher that er die ersprießlichsten Dienste. Der Kampf aber mit der Bundesgenossenschaft von Latium war hart und langwierig; doch wurden Städte erobert, Schlachten gewonnen und besonders das Gebiet am Ausflusse der Tiber behauptet. Man gründete daselbst später die Hafenstadt Ostia. Weitere Vortheile gewährte der Friede nicht.

Es war aber hohe Zeit, daß beide verwandte Stämme ihren blutigen Hader beilegten; denn die Sabiner drangen verheerend an der Tiber herunter, und ihre Fortschritte bedrohten Rom, wie Latium. In diesem Kampfe war es besonders der etruskische Lucumo, der die Entscheidung herbeiführte. Denn in der Schlacht, wie auf dem Rückzug oder bei der Verfolgung bot er überall mit seinen Reitergeschwadern den Feinden die Spitze, durchbrach, zersprengte ihre Reihen und nöthigte sie endlich, in ihre Gebirge zurückzukehren, wo sie von den Reitern nicht erreicht werden konnten.

Ancus Marcius hatte die Verfolgung der Sabiner dem tapfern Tarquinier überlassen und sich gegen die wilden Volsker gewendet, die bereits in mehreren Abtheilungen gegen Rom anrückten. Er schlug, was ihm entgegen kam, in die Flucht und lagerte sich mit großer Macht vor Veliträ, der wichtigsten Stadt des volskischen Landes. Da jeder Entsatz vereitelt wurde, so baten die Einwohner um Frieden. Sie erhielten ihn; doch mußten sie zugleich in ein Trutz- und Schutzbündniß mit dem Könige treten, wodurch die Verbindung der volskischen Städte gegen Rom aufgelöst wurde.

Jetzt vereinigten sich wieder die beiden siegreichen Helden, Ancus und Tarquinius, um den Vejentern Einhalt zu thun, die mit den stammverwandten Fidenaten gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde Fidenä erobert. Als man nach bisherigem Verfahren die Bürgerschaft nach Rom abführte, setzten sich die Vejenter in der leeren Stadt fest und machten sie zum Stützpunkt ihrer weiteren Unternehmungen. Nach manchem Wechsel des Kriegsglücks wurde sie jedoch zum zweiten Mal erstürmt und der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Damit hatte der König auch diesen Krieg glücklich zu Ende geführt, da die Etrusker nicht wagten, fernerhin die Tiber zu überschreiten. Er überhäufte jetzt seinen tapfern Waffengefährten Tarquinius mit großen Ehren und ließ ihn Theil nehmen an den königlichen Auszeichnungen und an allen Geschäften im Frieden. Er aber folgte jetzt freilich schon im vorgerückten Alter seinen friedlichen Neigungen, sorgte für gesetzliche Ordnung, setzte die oben bemerkte Gründung von Ostia in's Werk und beförderte den Verkehr und Gewerbfleiß, wie überhaupt den Wohlstand der Bürger. Das Volk nannte ihn deshalb aus Dankbarkeit den Guten; besonders am Aventin, wo sich die geringeren Bürger, angesiedelt hatten, war er, wie ein Vater, geliebt und verehrt. Als er starb, hatten seine beiden Söhne noch nicht das mündige Alter erreicht. Daher mußte man für sie einen Vormund bestellen und ersah dazu den verdienstvollen etruskischen Lucumo. Daß derselbe diese Stellung benutzte, um die Königswahl auf sich zu lenken, war natürlich, und so erreichte er das Ziel seiner Wünsche, er ward König.

In Ancus Marcius stellt die Sage den Freund und Förderer des niederen, noch unberechtigten Bürgerstandes auf. Sie schreibt ihm die Ausführung vieler volksthümlichen Anordnungen zu, aber auch die Führung glücklicher Kriege, durch welche namentlich der Landstrich am linken Ufer der Tiber bis zum Meere gewonnen wurde. Was das Werk mehrerer Generationen war, drängt die Ueberlieferung in den kurzen Zeitraum der Dauer seiner Regierung zusammen. Jene Anordnungen und Kriege sind gewiß historisch. Die Römer bezwangen die Landschaft bis zum Meere, zerstörten die Städte Politorium, Tellenä u. a., ließen aber die Bewohner, als zinspflichtige Leute ihre Aecker bauen. Die Eroberung von Fidenä ist jedenfalls aus der beglaubigten Geschichte hierher versetzt worden; denn diese Stadt erscheint nach wie vor unter den Feinden des römischen Namens. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit soll Ancus Marcius am Fuße des Capitols das Staatsgefängniß erbaut haben. Es ist zum Theil in den Felsen gearbeitet und noch gegenwärtig vorhanden. Seiner Construction nach gehört seine Erbauung in die Zeit der Könige; allein da der untere Theil, das sogenannte Tullianum, dem Servius Tullius zugeschrieben wird, so kann Ancus nicht der Erbauer sein. Das Tullianum war ein Quellhaus; es bildete mit dem oberen Theil ein Ganzes und ward wol gleichzeitig mit der Tarquinischen Cloaken-Anlage erbaut.

5. Lucius Tarquinius Priscus (der Alte).

Lucius Tarquinius Priscus erlangte, was ihm bei seinem Einzug in Rom der Adler angezeigt, was ihm sein Weib prophezeit hatte. So märchenhaft die Sage hier auftritt, so erscheint doch die Reihenfolge der Begebenheiten dem Wesen der menschlichen Natur, wie der historischen Entwickelung angemessen. In Rom war nämlich von Anfang an die Bürgerschaft aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt. Fremde Einwanderer fanden nicht bloß Schutz und eine Zufluchtstätte, sondern auch Auszeichnung, wenn sie Proben von Tüchtigkeit ablegten. Denn wie sehr immerhin die alten Geschlechter auf ihre Standesvorzüge hielten: so weit ging ihr Stolz und ihre Selbstsucht in Rom nicht, daß sie dem fremden Verdienste die Thüre verschlossen.

In diese Stadt tritt, reich an Schätzen, an Einsicht und Lebensweisheit, wie an kriegerischer Tugend, vornehmlich aber voll Glauben an eine glänzende Zukunft, der etruskische Lucumo, und ihm zur Seite steht eine hochstrebende dabei kluge und in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau. Ist es unter diesen Umständen unglaubhaft, daß der muthige Mann, der sich im Frieden und im Krieg tüchtig erweist, das Ziel seines Ehrgeizes erlangt? Indessen haben Geschichtsforscher wie Niebuhr, Mommsen und Schwegler die Abstammung des ersten Tarquinius von dem korinthischen Demaratus und seine Uebersiedelung von Tarquinii überhaupt verworfen. Sie nehmen an, er sei von Geburt ein Latiner gewesen, vielleicht von der Tribus der Lucerer, und zwar vornehmlich weil in Rom ein Geschlecht (Gens) der Tarquinier bestand, weil die Zeitrechnung, welche die Tradition annimmt, unmöglich ist, und weil endlich die religiösen und staatlichen Schöpfungen nicht auf tuskischen, sondern auf griechischen Einfluß hinweisen. Es könnte indessen jenes tarquinische Geschlecht erst durch die eingewanderten Tarquinier entstanden sein, und der kühne und staatskluge König erkannte gewiß mit richtigem Blick die Vorzüge der griechischen Bildung vor der tuskischen, zumal da in ganz Latium der hellenische Einfluß durch Verkehr mit Cumä und Massilia überwiegend war. Was endlich die Zeitrechnung betrifft, so möchten wir darauf kein großes Gewicht legen, indem die Annahmen der Tradition in dieser Beziehung nur Hypothesen sind. Mag es sich aber damit so oder anders verhalten, so kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß Tarquinius in Rom König war, daß er seine Herrschaft weit ausbreitete und großartige Werke anlegte. Wir lassen für unsere Ansicht die Begebenheiten selbst reden, die wir, der Ueberlieferung folgend, darstellen.

Obgleich die Nachbarn Roms in den frühern Kriegen die starke Hand des Tarquiniers schon gefühlt hatten, waren sie doch bereit, beim Regierungswechsel die mächtig um sich greifende Stadt mit allen Kräften zu bekämpfen. Vielleicht aber wurden auch von Rom aus die erhaltenen Vorrechte über die Gebühr ausgebeutet, so daß die andern Völker, ihre Unterjochung voraussehend, gezwungen waren, das Aeußerste für ihre Freiheit zu wagen.

Während der Rüstung zu den bevorstehenden Kämpfen suchte der König die einflußreichsten Männer unter den Neubürgern und besonders seine Anhänger und bisherigen Kampfgenossen aus dem geringeren Volke durch ihr eignes Interesse an sich und an den Staat zu fesseln. Er ernannte daher hundert Väter neu aufgenommener oder emporgekommener Familien zu Mitgliedern des Senats, wodurch diese ehrwürdige Körperschaft auf 300 Glieder gebracht wurde. Seine Wahl muß sehr glücklich gewesen sein, da von keinem Widerspruch berichtet wird. Schwerer ward es ihm, seine tapfern Kriegsgefährten in die Ritterschaft einzuführen. Bisher bestand dieselbe aus sechs Centurien, jede zu hundert Mann, die nach den alten Stämmen des Volkes, den Ramnern, Titiern und Lucerern benannt wurden. Er wollte ihnen drei neue hinzufügen, die nach seinem Namen genannt werden sollten. Ob dieser Neuerung verlangten die Altbürger, daß deshalb eine Frage an die Götter gestellt werde.

Zu dem schwierigen Geschäft wurde Attus Nävius ersehen, ein weit und breit berühmter Augur und Wunderthäter. Er hatte schon als Knabe die Gunst der Götter erfahren; er fand nämlich durch Offenbarung des Vogelflugs ein verlornes Schwein und dann die zum Dankopfer gelobte größte Taube. Als er darauf seine Studien in der Prophetenschule eines kunstverständigen Etruskers vollendet hatte, gab er Proben, die an seiner Untrüglichkeit nicht mehr zweifeln ließen. Das sollte auch Tarquinius erfahren. Der Seher verkündigte nämlich, nachdem er seine Beobachtungen angestellt hatte, die Vermehrung der Ritterschaft sei dem Willen der Götter zuwider. Der König fragte darauf den Propheten, ob ein anderes Vorhaben, das ihm sehr am Herzen liege, ausführbar sei. Nävius zog abermals seine Linien und hinterbrachte, alle Zeichen seien günstig, der König solle getrost an's Werk gehen. Auf diese Versicherung holte Tarquinius ein Scheermesser hervor, indem er lachend bemerkte, er habe damit einen Schleifstein zerspalten wollen. Der Augur ließ sich jedoch durch das Lachen des Königs und der umstehenden Menge nicht irre machen. Er forderte den Ersteren auf, mit fester Hand den Schnitt zu versuchen, da die Götterstimme nicht trügen könne. Tarquinius folgte der Aufforderung, und — die Lacher verstummten, der Zweifel verwandelte sich in Glauben — das Messer zertheilte den Stein ohne Mühe und schnitt noch tief in die königlich Hand ein. Indessen muß der Glaube des Königs doch nicht so felsenfest gewesen sein, denn er gab sein Vorhaben keineswegs auf, sondern brachte es nur in anderer Weise zur Ausführung. Er fügte nämlich zu den alten Centurien keine neuen, aber er verdoppelte die Mannschaft und nannte die jungen Ritter die zweiten Ramner, Titier und Lucerer. Nunmehr konnte er eine wohl geübte und bewährte Ritterschaft von 1200 Mann in's Feld führen, an deren Spitze er selbst in der Stunde der Gefahr den schwankenden Sieg entschied. Zugleich war er bei Durchführung seiner Entwürfe der Abstimmung des Senates versichert. Denn diese Körperschaft stand so sehr unter seinem Einfluß, daß sie nur Werkzeug war, durch welches er das Volk für seine Pläne stimmte, während er die Entwürfe selbst zu Hause mit seiner staats- und weltklugen Tanaquil besprach.

Durch solche Vorkehrungen und Hülfsmittel hielt sich der König für hinreichend gestärkt, um seine weitschichtigen Eroberungspläne durchzuführen, und er that dies mit vieler Umsicht und Energie. Er wendete List und Gewalt, gewinnende Güte und grausame, niederbeugende Härte an, um sein Ziel zu erreichen, während die losen Verbindungen der feindlichen Völker wenig geeignet waren, der Kraft, Einheit und Beharrlichkeit seiner Bestrebungen erfolgreichen Widerstand entgegen zu setzen. Zuerst galt es den Latinern. Nach mehreren glücklichen Gefechten erstürmte er die Stadt Apiolä, zerstörte sie, verkaufte die Einwohner, die dem Schwert entronnen waren, in Sklaverei und kehrte mit großer Beute nach Rom zurück, wo er durch glänzende Spiele und Feste das Volk für weitere Unternehmungen gewann. Die bewiesene Strenge schüchterte andere Städte ein. Sie ergaben sich dem anrückenden Heer und erhielten dafür ohne Schmälerung ihrer Rechte Bundesgenossenschaft.

Dagegen traf das hartnäckige Corniculum das Loos gänzlicher Zerstörung. In der Nähe von Fidenä kam es endlich zu einer mörderischen Schlacht gegen das Bundesheer von Latium, das nach langem Zögern zusammengekommen war. Das Treffen blieb unentschieden; allein die Latiner gingen darauf wieder aus einander; der König fuhr fort, Städte zu erobern. Dies schreckte den ganzen Bund aus seiner Unthätigkeit auf. An der alten, heiligen Bundesstätte zu Ferentinum kamen die Abgeordneten zusammen, beschlossen allgemeine Rüstung und erhielten Zusagen wirksamer Hülfe von etruskischen und sabinischen Städten. Es erfolgten zwei Schlachten, von denen die erste unentschieden blieb, die zweite den König in das größte Gedränge brachte. In der höchsten Noth setzte er sich kühn an die Spitze der Ritterschaft und durchbrach, in den Vorderreihen kämpfend, den entgegen stehenden Flügel. Darauf, als derselbe aus dem Felde geschlagen war, fiel er dem übrigen Heer in den Rücken, wodurch der Sieg vollständig ward. Jetzt sanken die Burgen und Städte Latiums, bis der Bund um Frieden bat und die Vorherrschaft Roms anerkannte.

Thätiger, als die Latiner, aber nicht glücklicher bewiesen, sich die Sabiner und Etrusker gegen den Eroberer. Sie waren einst mit großer Heeresmacht auf beiden Seiten der Tiber bis unterhalb der Einmündung des Anio vorgerückt. Da ließ Tarquinius Flöße und künstlich hergerichtete Brander den letzteren Strom hinunter treiben. Als dadurch die Brücke, welche beide feindliche Lager verband, in Feuer aufging und das Kriegsvolk zum Löschen herbeieilte, fiel er über die erschrockenen Feinde her, hieb Alles nieder, was Widerstand leistete, und verheerte Land und Städte, so daß zuerst Etrurien, dann auch das Sabinerland ihn als Vorstand und Bundeshaupt anerkannte. Nunmehr erstreckte sich seine Herrschaft vom Arno bis in die Volsker-Ebene und von der Meeresküste bis tief in die Thäler und Berge des Apennins.

Unter dem Kriegslärm, im Sturme der Schlachten war der König gealtert, aber er wollte nicht in träger Ruhe der Früchte seiner Siege genießen, vielmehr gedachte er nun sein Rom, das einst ihn, den heimatlosen Fremdling, gastlich aufgenommen hatte, mit königlicher Pracht zu schmücken, daß es wür-

dig sei, die erste Stadt des neuen Reiches zu heißen. Daher entwarf er weit aussehende Anlagen zur Befestigung, wie zur Verschönerung der Stadt und endlich zur Trockenlegung der Niederungen zwischen den Hügeln. Eine gewaltige Ringmauer sollte die verschiedenen Quartiere umschließen, ein prächtiger Tempelbau das Capitolium krönen, und durch unterirdische Canäle sollte die Trocknung des Bodens bewerkstelligt werden.

Tarquinius Priscus, fremde Metallarbeiter in ihrer Werkstelle aufsuchend.

Das erste Werk schien bei der Machtstellung Roms nicht eben drängend; daher begnügte man sich damit, die Linien zu bezeichnen, vielleicht auch Gräben und Erdaufwurf zu ziehen. Zu den andern Anlagen dagegen wurden tuskische Meister berufen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch griechische Künstler in Thätigkeit gesetzt wurden, um Götterbilder und verschiedene Zierrathen für den capitolinischen, wie für andere Tempel in Thon und Erz auszuarbeiten. Zunächst wurden durch die berufenen Künstler Gewerbe und Handwerke gefördert. Da fanden sich besonders Metallarbeiter, Waffenschmiede ein, welche mancherlei Geräthschaften kunstreich anzufertigen verstanden. Der König ermunterte sie, trat selbst in ihre Werkstätten und besah ihre Arbeiten.

In früherer Zeit hatte man in Latium keine bildlichen Darstellungen der göttlich verehrten Wesen. Dem frommen Glauben genügten Attribute oder Abzeichen der Gottheit. Ein Kieselstein, dem der zündende Funke entlockt wird, bezeichnete den Blitze schleudernden höchsten Gott, eine Lanze den Mars,

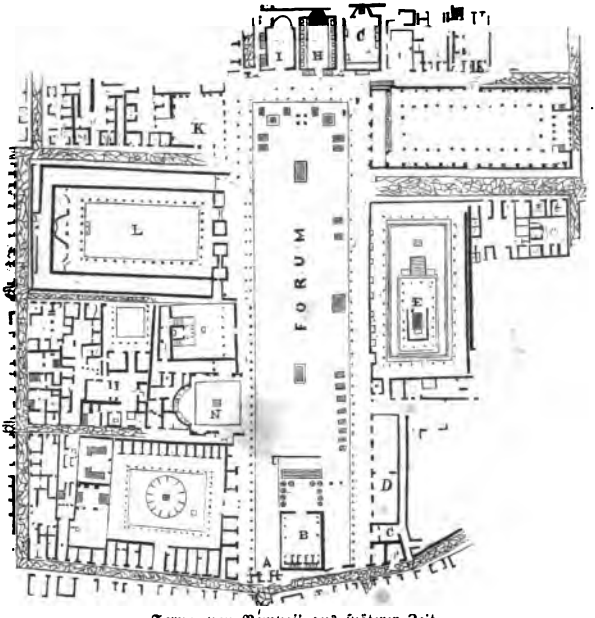
eine Mörserkeule, wie solche zum Zermalmen des Getreides gebraucht wurde, den Pilumnus, den Beschützer und Förderer des Ackerbaues. Die troischen Heiligthümer, die man zu Lavinium aufbewahrte, bestanden gleichfalls nur in Waffen und Gefäßen. Neben diesen Sinnbildern hatte man wol auch roh gearbeitete Idole von Holz und Thon mit menschlich geformten Köpfen und Armen, wie sie den alten Hellenen genügten; allein künstlerisch gearbeitete Götterstatüen ließ zuerst Tarquinius Priscus verfertigen. Sie waren freilich noch in der alten, starren, eckigen Form gehalten, welche die tuskische Kunst niemals überwunden hat; diese war aber zu jener Zeit auch in Griechenland vorherrschend, weshalb die Sage von einer Einwanderung der korinthischen Meister Euchir und Eugrammos (Schönhand und Schönzeichner) mit Demaratus, dem Ahnherrn des Tarquiniers, nach Etrurien an sich nicht gerade Unglaubhaftes berichtet.

Jedenfalls scheint es außer Zweifel zu sein, daß sich zuerst unter Tarquinius eine rege Künstlerthätigkeit in Rom entfaltete. Er bedurfte aber vieler kunstverständigen Meister, um auf dem Capitol den stolzen Tempelbau zu errichten, den er beabsichtigte. Das Capitol ist nämlich ein steil aufsteigender Höhenzug, der sich erst von Norden nach Süden und dann weiter nach Westen erstreckt. Die nördliche und westliche Spitze ragen ansehnlich über den mittleren Rücken hervor, und auf der letzteren sollte der Tempel sich erheben. Zu dem Ende mußte zuerst eine Ebene um den kegelförmig zulaufenden Felsen geschaffen werden. Es wurden daher gewaltige Mauern, die sich rechts und links an die tarpejische Klippe anschlossen, von unten auf bis zur Höhe der Felsenspitze geführt, der Zwischenraum aber mit Gußwerk von Mörtel und zerbröckeltem Gestein, zum Theil auch mit Erde ausgefüllt. Gleichzeitig mit diesem Riesenwerk unternahm der König die Entwässerung der städtischen Niederungen.

In alten Zeiten hatte die zwischen die Hügel eindringende Tiber stehende Wasser gebildet, so daß die Verbindung zwischen dem Palatin und Aventin durch eine Fähre unterhalten werden mußte. Der Gott Vertumnus hatte den Strom in seine natürliche Gränze eingeschränkt; Sümpfe und Seen aber zwischen den Höhen verhinderten den Anbau und verursachten oft Seuchen.

Durch Ueberführung mit Erde und Schutt suchte man schon unter Romulus dem Uebel abzuhelfen; allein diese Mittel erwiesen sich als unzureichend, da die Versumpfung durch das von den Bergen herabströmende Wasser, sowie beim Anschwellen der Tiber durch Quellwasser genährt wurde. Sofort unternahm der König den Bau der großen Cloake, der mit Recht den Riesenwerken Aegyptens und Indiens an die Seite gesetzt wird, da er noch jetzt, nach Jahrtausenden, unzerstört erhalten ist, obgleich Erdbeben und die Verwüstungen endloser Kriege und innerer Zerwürfnisse daran gerüttelt haben. Südlich vom Forum und Capitol wurde der Eingang angelegt. Derselbe nahm nicht nur mehrere Quellen auf, sondern auch Gräben und kleinere Cloaken, die zur Entwässerung des Forums und selbst der entfernten Subura (der unteren Stadt) zwischen Esquilin und Quirinal dienten. Von diesem Punkte zieht sich die

Cloaca maxima (größte Cloake) zum Theil tief unter dem Boden in einer gewundenen Linie nach dem Flusse, wo sie durch einen dreifach gewölbten Bogen ausmündet. Sie besteht in einem 13 Fuß hohen und 9 Fuß breiten Tonnengewölbe, das aus ungeheuren Quaderstücken ohne Mörtelverbindung so kunstreich und dauerhaft ausgeführt wurde, daß bis jetzt noch nicht ein Stein aus den Fugen gewichen ist. Eine andere Cloake diente zur Entwässerung des Thales zwischen dem Palatin und Aventin. Sie nimmt noch jetzt den Bach Maranna auf, der diesen Stadttheil versumpfte. Auf dem durch diese Anlagen gewonnenen Boden wurden nördlich das römische Forum, der Markt- und Versammlungsplatz des Volkes, südlich zwischen Palatin und Aventin der große Circus für festliche Spiele und Uebungen eingerichtet.



Forum von Pompeji aus späterer Zeit.

Das Forum umschlossen hölzerne Hallen mit Eckpfeilern. Hinter denselben waren Buden für Gewerbtreibende, namentlich auch die der Schulmeister und der Fleischer, was wegen späterer Ereignisse bemerkt werden muß. Seitwärts, in östlicher Richtung, stieß an den Markt das Comitium, der öffentliche Platz für gerichtliche und andere öffentliche Verhandlungen, wo das Volk, in Curien getheilt, abstimmte. Hier stand an der nördlichen Seite die große Curie oder das Haus, wo der Senat zusammenkam, an der südlichen Altar und Tempel der Vesta, gleichsam der Mittelpunkt und Herd der Stadt. Das Forum, wie es gegenwärtig ist, haben wir auf einem früheren Tonbilde dargestellt. Die obenstehende Abbildung zeigt das restaurirte Forum von Pompeji aus späterer Zeit, dem, wie andern Plätzen der Art, das römische zum Vorbild diente. Auf unsrer Abbildung befindet sich bei A der Hauptzugang, daneben bezeichnen B und weiter oben E Tempel, C ein öffentliches Gefängniß, D Magazine, F Basiliken, G H I K andre öffentliche Gebäude, L Kolonnaden, M Mercurs-Tempel, N priesterliches Gebäude.

Zu jener Zeit war das Forum viel einfacher ausgeführt, eben so der Circus. Er hatte die Form einer ursprünglich auf beiden Seiten abgerundeten Rennbahn, die eine Erhöhung für das schaulustige Volk umschloß. Den Senatoren und Rittern waren bestimmte Plätze eingeräumt, wo sie sich auf zwölf Fuß hohen Gabeln bedeckte Sitze von Rohrgeflecht aufstellen ließen.

Gewiß beabsichtigte Tarquinius, die letzteren Anlagen in demselben großartigen Style auszuführen, welcher sich in seinem Cloaken- und Tempelbau ausspricht; aber diese allein verschlangen schon die ansehnlichen Schätze seiner Kriegsbeute und die Jahreseinnahmen. Er verschob daher die Ausführung auf spätere Zeiten; denn er dachte nicht, daß ihm nur vier Jahre friedlicher Wirksamkeit vergönnt wären. Der Tod ereilte ihn, ehe er die angefangenen Werke vollenden konnte, wie solches die Sage berichtet.

In den ersten Zeiten des Latinerkrieges wurde nämlich nach tapferer Gegenwehr die Stadt Corniculum in der Landschaft zwischen der Tiber und dem Anio mit stürmender Hand erobert. Da fiel in Vertheidigung der Mauern Spurius Tullius, ein Mann edeln Geschlechts. Seine durch Schönheit und Tugend ausgezeichnete Gemahlin Ocrisia mußte als Gefangene dem siegreichen König in sein Haus folgen, wo sie bald eine Freundin der Königin wurde. Nun hatte diese einstmals nach einem Opfer eine wunderbare Erscheinung am Herde des Hauses. Als kundige Seherin erkannte Tanaquil sogleich das Verlangen des Laren der Familie, oder des Herdgottes Vulcan und weihete ihm die edle Ocrisia. In Folge dieser Verbindung gebar Letztere einen Sohn, den man Servius Tullius nannte. Als nach mehreren Jahren der Knabe im Atrium eingeschlafen war, umloderte eine Flamme sein Haupt, daß das Wunder fast anzusehen war, wie eine feurige Krone. Ocrisia und zuschauende Diener wollten erschrocken hinzueilen, um die Flamme zu löschen; aber Tanaquil wehrte ihnen; denn sie verstand den Willen der Himmlischen, die das Kind zu großen Dingen bestimmt hatten. Von der Zeit an widmete sie, vereint mit der Mutter, dem Knaben alle Sorgfalt, und unter ihrer Leitung wuchs er zum blühenden, viel versprechenden Jüngling heran, der dem Könige in seinen Schlachten tapfer zur Seite stand und oft an der Spitze der Reiterschaaren die Schlacht entschied. Tanaquil gab ihm eine ihrer Töchter, ihr Lieblingskind, zum Weibe und verband ihn dadurch noch fester mit ihrem Hause. Nun fiel es nicht auf, daß er oft die Stelle des alternden Königs im Senat und in den Volksversammlungen vertrat, ja, das Volk liebte ihn wegen seiner Freundlichkeit und Milde und vertraute ihm wegen seiner unparteiischen Gerechtigkeit allerwegen.

Mit dieser Bevorzugung des Emporkömmlings waren besonders die Söhne des früheren Königs Ancus Marcius unzufrieden. Sie hatten bisher ruhig auf den Tod des eingedrungenen Tarquiniers gewartet, weil sie sich der Nachfolge für versichert hielten; nun aber erkannten sie, daß sie bei längerer Zögerung durch die wachsende Liebe des Volkes zu dem Sohne der Sklavin auf immer von dem Throne ausgeschlossen würden. Da beschlossen sie die Ermordung des Königs. Zwei verwegene Männer ihres Anhangs mußten

daher, als römische Landleute verkleidet, mit Holzärten auf den Schultern, vor der königlichen Wohnung lärmenden Streit erheben. Der alte Tarquinius trat sofort aus dem Atrium, um seinem Amte gemäß die Streitenden zu begütigen, oder Recht zu sprechen. Während er aber den einen der zornigen Männer anhörte, führte der andere einen tödtlichen Streich auf seinen Kopf.

Die That war geschehen, aber die eigentlichen Urheber des Mordes hatten davon keinen Gewinn. Denn obgleich das Volk zusammenströmte, das königliche Haus in der größten Bestürzung war, verlor die kluge Tanaquil nicht einen Augenblick die Besonnenheit. Sie ließ den sterbenden Gatten in ein abgesondertes Gemach tragen, verband die Wunde, wehrte die Eindringenden ab und trat endlich mit ihrem Liebling Servius Tullius heraus unter die Menge, wo sie verkündigte, daß der König sich erholt und verordnet habe, sein bisheriger Gehülfe solle einstweilen seine Stelle in den Geschäften der Verwaltung vertreten, bis er selbst genesen sei. Ohne Widerrede kam die Bürgerschaft auf den Ruf der Herolde zusammen.

Servius Tullius saß auf der sella curulis, dem elfenbeinernen Königsstuhl, den einst mit dem goldnen Hauptschmuck und dem Scepter die besiegten Etrusker dem Reichsoberhaupt verehrt hatten. Lictoren oder Beilträger umgaben ihn; zuverlässige Männer in kriegerischer Rüstung waren umher vertheilt. So hielt er Gericht über die Söhne des Ancus, welche die öffentliche Stimme der Anstiftung des Königsmordes beschuldigte. Als dieselben der öffentlichen Vorladung nicht Folge leisteten, sprach er Verbannung und Acht über sie aus. Weitere Verfolgung ließ er nicht eintreten, da man erfuhr, daß sie zu den Volskern entwichen seien, wo sie ohne Anhang und Ansehen ein kümmerliches Leben führten und endlich spurlos verschwanden. Durch diese und andere Amtsthätigkeiten gewöhnten sich Volk und Senat an den neuen Oberherrn, den man schon bisher wegen seiner Einsicht und Thatkraft ehrte.

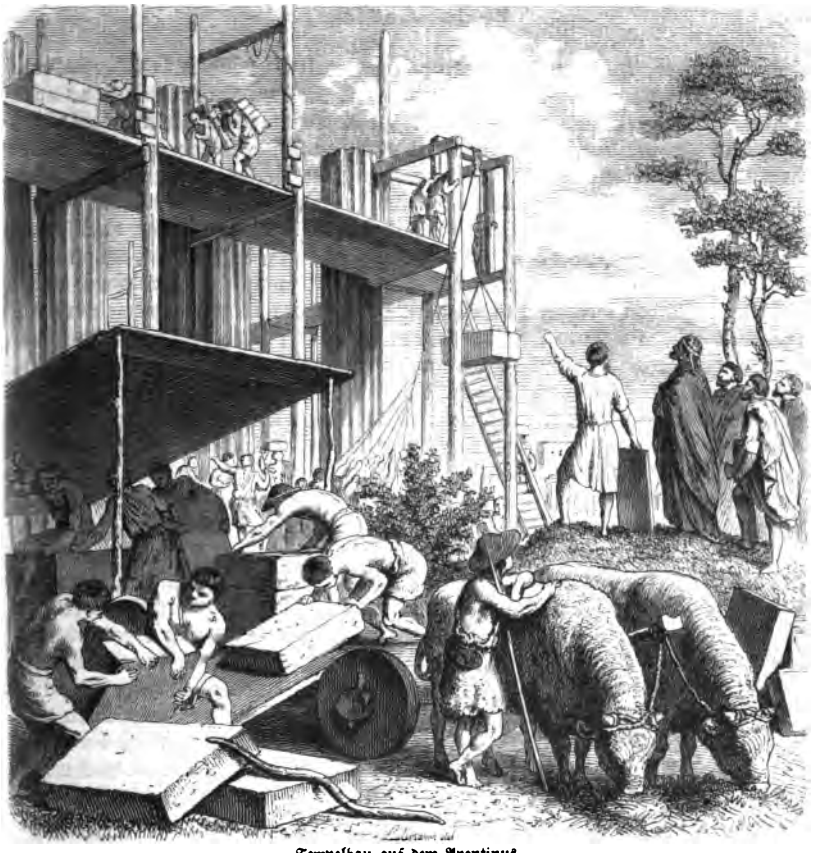
Als endlich Tanaquil für gut fand, den erfolgten Tod des Königs bekannt zu machen, war die Bürgerschaft so sehr an ihren Liebling gewöhnt, daß sie denselben einmüthig in seiner Würde bestätigte.

Wir sehen hier abermals, wie der Tradition nach eine edle Weiblichkeit in die Geschicke des kriegerischen Volkes der Römer eingreift, wie sich dieses Volk willig der Führung einer einsichtsvollen Frau überläßt, die, mit edler Selbstverläugnung ihre eignen Söhne, den herrischen Lucius und den gutmüthigen, aber schwachen Aruns übergehend, den Mann auf den Thron erhob, der mit kriegerischem Geschick Verstand und Herzensgüte verband.

Die Verehrung für diese Frau war in Rom um so allgemeiner, als sie zugleich mit allen Tugenden einer römischen Matrone geschmückt war. Spindel und Rocken hielt sie für die schönsten Zierden des Weibes, und Niemand that es ihr in Handhabung dieser Geräthschaften zuvor. Sie spann und webte mit eigner Hand ihrer Tochter die bräutliche Tunica, welche noch in später Zeit bewundert wurde, und stand in Zucht und Ehren dem königlichen Haushalt vor, wie sie mit Verstand und Sachkenntniß den Rath der Männer zu leiten

wußte. Wegen so vieler Verdienste stellten die Römer nach ihrem Tode eine Bildsäule von ihr in dem Tempel des sabinischen Gottes Dius Sancus auf; aber man nannte sie Gaja Cäcilia entweder aus Verwechselung mit einer berühmten Vestalin dieses Namens, oder weil sie den Namen in Rom angenommen hatte. Wenn der Sage hier eine Thatsache zu Grunde liegt, so scheint das Letztere wahrscheinlicher; denn nur von ihr, der züchtigen, fleißigen Hausfrau, konnte die schöne Sitte herrühren, daß die Braut am hochzeitlichen Tage zu dem Bräutigam zu sagen pflegte: „Wo du Gajus bist, will ich Gaja sein."

Die Erzählung von dem ersten Tarquinius lehrt, daß er nicht durch die herkömmliche Wahl zur Herrschaft gelangte. Vielleicht war er, mochte er nun aus Etrurien stammen, oder der Tribus der Lucerer angehören, durch eine Staatsumwälzung emporgekommen. Der Bericht von der Wunderthat des Attus Nävius und der Verdoppelung der Ritter-Centurien läßt auf den Widerstand der alten Geschlechter gegen seine Neuerungen schließen. Er beabsichtigte eine Organisation der ganzen ungeordneten Volksmasse, wollte den drei alten Stämmen der Rammer, Titier und Lucerer aus der zahlreichen Volksmasse neue hinzufügen, konnte aber den Widerstand der Geschlechter nicht überwinden. Er mußte sich damit begnügen, in die alten Tribus, Curien und Gentes die vornehmsten Familien der Masse einzureihen. Diese neuen Bürger standen übrigens den alten an Ansehen und Einfluß nach und hießen Väter der mindern Geschlechter (**Patres minorum gentium**) im Gegensatz zu den Vätern der älteren Geschlechter (**Patres majorum gentium**). Aehnlich verhielt es sich mit der Verdoppelung der Ritter-Centurien, wo die Zahlen durchaus unhistorisch und durch Folgerungen aus dem wirklich Vorhandenen entstanden sind. Die hundert Glieder, die der König dem Senate beifügte, gehörten allem Anscheine nach dem Stamme der Lucerer an, die, wie es scheint, bisher nicht vertreten waren. Diese Tribus, die vornehmlich aus latinischen Elementen bestand, trat überhaupt jetzt mehr in den Vordergrund, und die von ganz Latium verehrten drei obersten Götter Jupiter, Juno und Minerva ließ Tarquinius auf dem Capitol als Gottheiten des Staates aufstellen, um durch gemeinschaftlichen Gottesdienst die Volksstämme zu einem Ganzen zu verschmelzen. Interessant dürfte Schwegler's Erklärung über die Entstehung der Mythe von Attus Nävius sein, die wir hier beifügen. Auf dem Comitium befand sich ein Puteal, d. i. eine Brunneneinfassung, beschattet von einem Feigenbaum. Nicht weit davon war die eherne Statüe eines Mannes, der das Haupt verhüllt. Es ging die Sage, unter dem Puteal sei ein Schleifstein und ein Messer vergraben. Man hatte hier wahrscheinlich einen Blitz bestattet. Denn der Ort, wo der Blitz einschlug, galt für heilig und wurde, um ihn vor Entweihung zu bewahren, mit Mauerwerk umgeben; man pflanzte einen heiligen Feigenbaum dabei und vergrub einen keilförmigen Stein, vielleicht auch einen Stahl darunter. Später gerieth die Blitzbestattung in Vergessenheit und man dichtete die Mythe von Attus Nävius, um den erfolgreichen Widerstand der Geschlechter gegen die Neuerungen des Königs anzudeuten.



Tempelbau auf dem Aventinus.

6. Servius Tullius.

Sobald sich die Kunde von dem Tode des gewaltigen Tarquiniers unter den Nachbarvölkern verbreitete, setzten sich diese in Bereitschaft, ihre alte Unabhängigkeit wieder herzustellen. Der neue König erkannte mit Sorgen die allgemeine Bewegung gegen Rom. Er beschloß, ihr zuvorzukommen, und berief zuerst Abgeordnete der latinischen Städte zu einer Versammlung. Indem er hier den Zustand der Dinge klar darstellte, zeigte er zugleich mit gewinnender Rede, wie Rom und Latium in einem geschlossenen Ganzen zusammenhalten müßten, um dem Abfall und Andrang der feindlichen Stämme gewachsen zu sein. Zu dem Ende schlug er einen gemeinschaftlichen Tempelbau und ein jährliches, gemeinschaftliches Bundesfest auf dem hohen Aventinus vor. Auf dieser 576 v. Chr.

Höhe, sagte er, wo schon viele Latiner angesiedelt seien, solle das Heiligthum der mächtigen Naturgöttin Diana sich erheben, die ganz Latium in den heiligen Hainen von Ferentinum verehrte; von dieser Stätte reiche der Blick hinüber nach dem Tempel des Jupiter Latiaris auf dem Albaner-Berge und umfasse das Gesammtgebiet der beiden stammverwandten Völker; da würden Römer und Latiner erkennen, daß auf ihrer Einigung ihre Macht und Größe beruhe. Die milde Rede des Königs fand Beifall; der Tempelbau wurde beschlossen, das Fest angeordnet; Rom und Latium blieben vereinigt.

Auf andere Weise wurden die Sabiner gewonnen, oder wenigstens ruhig erhalten. In den weidereichen Thälern der Reatina hatte nämlich ein reicher Herdenbesitzer mit Namen Antro Curiatius ein Rind von ungewöhnlicher Größe gemästet. Zu ihm sagte ein prophetischer Mann, er solle es auf dem Altare der Diana opfern, dann werde die oberste Herrschaft seinem Volke zufallen. Nun hatte Curiatius von der Herrlichkeit des neu erbauten Tempels auf dem Aventin gehört und wanderte mit seinem stattlichen Mastvieh dorthin, um es der großen Göttin zu schlachten. Als er daselbst ankam, erzählte er treuherzig dem Priester Cornelius, was ihn bewogen habe, den weiten Weg zu machen. Der aber fuhr ihn zornig an, wie er es wagen könne, mit ungewaschenen Händen ein solches Opfer zu bringen, und hieß ihn zuvor im heiligen Wasser der Tiber den irdischen Schmutz und Staub abspülen, bevor er der reinen Göttin sich nahe. Der erschrockene Bauersmann leistete Folge; allein während er am Fuße des Berges badete, schlachtete der Priester oben das fette Thier zur Ehre Diana's und, als siegverkündendes Zeichen, für Rom. Als Curiatius wieder am Tempel anlangte, fand er die Opferer schon beim Schmause und erhielt noch den Kalbskopf, den er heimtrug und seinen Landsleuten vorzeigte, um sie vom verderblichen Kriege abzuhalten. Die Sabiner hatten in der That einen guten Glauben; der Kalbskopf sammt den Zuthaten von Erzählung des Vorgangs hatte die wunderthätige Wirkung, daß er die Schwerter in der Scheide zurückhielt.

Nicht so leichten Kaufs wurde man mit den tuskischen Völkern fertig, besonders mit denen von Cäre, Veji und Tarquinii. Sie tummelten sich zwanzig Jahre lang in wechselvollen Fehden mit den Römern herum, mußten sich aber endlich in das vorige Abhängigkeitsverhältniß fügen. Indessen wurde der Krieg keineswegs mit jener Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt, wie unter Tarquinius; denn der gute König Servius Tullius fand dazwischen Zeit, Werke und Anordnungen zur Ausführung zu bringen, die wir hier näher betrachten müssen, da sie unzweifelhaft historisch sind.

Zunächst lag ihm am Herzen, die Befestigung Roms, die sein Vorgänger begonnen hatte, zu vollenden. Er ließ daher einen Graben von hundert Fuß Breite und dreißig Fuß Tiefe und einen dem entsprechenden ungeheuern Wall mit äußern Bekleidungsmauern um die ganze Stadt anlegen, wodurch zugleich die neuen Ansiedelungen auf den nördlichen Hügeln Viminalis und Quirinalis umschlossen wurden. Rom erhielt dadurch einen Umfang, der über eine deutsche

Meile betrug. Es war jetzt an Ausdehnung, wenn auch nicht an Bevölkerung, Athen in seiner blühendsten Periode gleich. Ferner setzte er die Substructionen oder Unterbauten des capitolinischen Tempels fort und führte außerdem noch andere Tempel auf, namentlich ein Heiligthum der Fortuna, der Göttin des Glücks, die ihn selbst so sehr begünstigt und in Rom Kugel und Flügel abgelegt zu haben schien, um das Füllhorn ihrer Güter über ihr Lieblingsvolk auszuschütten.

Wichtiger waren die Veränderungen, die er in der Staatsverfassung vornahm. Bisher bestand die freie Volksgemeinde aus den drei ursprünglichen Stämmen, den Ramnern, Titiern und Lucerern. Jeder Stamm war in zehn Curien oder Pflegschaften eingetheilt, von denen wiederum eine jede wenigstens in der frühesten Zeit zehn Geschlechter umschloß. Es gab demnach im Anfang 300 Geschlechter, denen die 300 Ritter, 3000 Krieger zu Fuß und seit Tarquinius dem Alten auch die 300 Senatoren entsprachen. Daß im Laufe der Zeit noch andere Geschlechter aufkamen, ist aus der bisherigen Erzählung ersichtlich. Indessen war man mit der Ertheilung des vollen Bürgerrechts sparsam, und nur besondere Verdienste mochten dazu befähigen. Nach den Curien versammelte sich die Gemeinde und übte ihre verfassungsmäßigen Rechte, wobei wahrscheinlich die Stimmen der Oberhäupter der Geschlechter entscheidend waren. Dagegen lastete auch auf den Curien die Umlage (Tributum), welche in dringenden Fällen erhoben wurde, da keine regelmäßige Besteuerung eingeführt war. Ferner ruhte auf den Curien die ganze Last des Krieges; denn die übrigen Insassen der Stadt erlegten nur ein mäßiges Kopfgeld und wurden zum Kriegsdienst nicht zugezogen.

Die Geschlechtsoberhäupter waren umgeben von größeren oder geringeren Gefolgschaften schutzbefohlener Leute, die man Clienten nannte. Diese waren ihren Schirmherren in Liebe und Ehrerbietung zugethan, unterstützten sie, wie sie konnten, und wurden dagegen in allen ihren Rechten, wie Angehörige des Hauses, beschützt. Die zahlreiche Bevölkerung, die nicht diesen Genossenschaften angehörte, erfreute sich zwar des allerdings liberalen römischen Gastrechts, war aber dem Staate gegenüber rechtlos, konnte sogar beraubt und ausgetrieben werden.

Im Laufe der Zeit hatten die alten, regierenden Geschlechter (Patricier) sich vielfach gemischt, ihre Güter vertauscht, ihre Wohnsitze verändert. Eben so war das Verhältniß der Clienten zu ihren Patronen zum Theil gelockert, oder ganz aufgelöst. Clienten und sonstige Insassen hatten ansehnliche Güter erworben. Sie bedurften nicht mehr des Schutzes, denn der Reichthum gewährt überall und zu allen Zeiten Schutz und Bevorzugung. Es ward sofort eine andere Eintheilung und entsprechende Besteuerung angeordnet, mag dies nun nach der gewöhnlichen Annahme von Servius Tullius, oder, wie gründliche Forschung darthut, von mehreren Gesetzgebern herrühren.

Man vertheilte die Gesammtbevölkerung nach der Lage der Wohnsitze und Aecker in 30 Quartiere oder Tribus, nämlich in 4 städtische und 26 Landbezirke.

Jene insbesondere hießen nach den Haupttheilen der Stadt die palatinische, esquilinische, suburanische und collinische Tribus, das heißt die Tribus des Palatinus, Esquilinus, der untern Stadt (Subura) und der Hügel Vinimalis und Quirinalis. Jedes Quartier hatte einen Vorsteher oder Tribun, der die Aufsicht über die Haushaltungen, das Gerichtswesen, die Besteuerung und das Aufgebot zum Heerbann führen mußte. Diese Anordnung war ursprünglich nur für die Staatsverwaltung wichtig; sie ordnete das ganze Volk in eine Gemeinde, ertheilte aber der Plebs noch keinen Antheil an Regierung und Gesetzgebung. Sie erhielt ihre volle Bedeutung erst in späterer Zeit, als alle Bürger, mochten sie den alten Geschlechtern, oder den Plebejern angehören, gleiche Berechtigung errangen und über Gesetze und Staatsverwaltung nach Köpfen, nicht mehr nach Curien, ihre Stimmen abgaben. Nachdem man durch diese Anordnung Einsicht in die Verhältnisse der Einzelnen erhalten hatte, wurde eine allgemeine Abschätzung des Vermögens vorgenommen. Daß man dabei keineswegs vollkommene Genauigkeit erzielte, ist ersichtlich, da namentlich die Grundstücke, welche die Patricier von den Staatsgütern inne hatten, nicht mitgerechnet werden konnten. Indessen war die Abschätzung hinreichend, um darnach eine Eintheilung der Bürger nach dem Stande des Vermögens in sechs Klassen und 193 Centurien anzuordnen und in entsprechender Weise Bürgerrechte und Bürgerpflichten, vornehmlich den Kriegsdienst, festzusetzen. Die näheren Angaben über diese merkwürdige Einrichtung weichen von einander ab. Wir folgen der gewöhnlichen Annahme, bemerken aber, daß sie wol nach und nach entstand und ausgebildet wurde und daß sie vielfachem Wechsel unterworfen war.

Die erste Klasse umfaßte alle Bürger, deren Vermögen auf 100,000 As (eine Kupfermünze) und darüber angeschlagen war. Die Bürger dieser Klasse waren in 80 Centurien eingetheilt, und außerdem zählte man dazu noch 18 Ritter-Centurien, was eine Gesammtzahl von 98 Centurien ergiebt. Als Streiter in erster Linie trugen sie die volle Bewaffnung, nämlich: Helm, runden Schild (clypeus), Panzer, Beinschienen, Speer und Schwert. — Zur zweiten Klasse gehörten die, welche 75,000 As besaßen. Sie bestanden in 20 Centurien, denen noch 2 Centurien Werkleute beigegeben waren. Sie entbehrten im Kriege den Panzer, führten aber einen langen viereckigen Schild (scutum). — Das Vermögen der dritten Klasse mußte sich auf 50,000 As für jeden Zugetheilten belaufen, und sie zählte, wie die vorige, 20 Centurien. Ihre Krieger kämpften ohne Panzer und Beinschienen. — In die vierte Klasse waren alle Bürger eingetragen, deren Vermögen auf 25,000 As geschätzt war. Auch sie bildeten 20 Centurien, denen man jedoch noch die 2 oder 3 Centurien Pfeifer und Hornisten zuzählte. Sie führten im Kriege Schwert, Speer und Schild. — Die fünfte Klasse zählte 30 Centurien. Für die Bürger dieser Abtheilung war ein Vermögensstand von mindestens 11,000 As vorgeschrieben und für den Felddienst keine andere Bewaffnung, als Wurfspieß und Schleuder. — Wer weniger Vermögen besaß, wurde der sechsten Klasse zugerechnet, die bei der Abstimmung

eine, oder nach andern Nachrichten gar keine Centurie bildete, in letzterem Falle also keine Stimme hatte.

Nach andern Angaben bestand noch eine Centurie der Aufgebotenen (accensi), deren Vermögen zwischen 1500 und 11000 As betrug, und eine andere von solchen, die weniger besaßen. Diese Abtheilungen umfaßten die nach dem Kopf Besteuerten (capite censi) und die Proletarier, die nur durch ihre Nachkommenschaft nützten. Sie führten als Waffen Schleuder und Steine und wurden im Nothfall als Ersatzmannschaft, oder als Handlanger verwendet. Die Zahl der Centurien war nach dem Verhältnisse des steuerbaren Vermögens der einzelnen Klassen zu dem Gesammtvermögen aller Klassen bestimmt, so daß also die erste Klasse mit den Rittern 98 Theile des Gesammtvermögens besaßen, die drei folgenden je 20, die fünfte aber 30 desselben aufzuweisen hatten. Nach der Zahl der Centurien wurde nun die Besteuerung der sechs Klassen geordnet und der Heerbann aufgeboten, wobei die Bürger der ersten Klasse auch Clienten und andere Angehörige in voller Rüstung stellten, da sie sonst wegen ihrer geringen Zahl und des Kampfes in den Vorderreihen bald aufgerieben worden wären.

Nach Centurien versammelte sich aber auch die Bürgerschaft bewaffnet auf dem Marsfeld und stimmte ab über die Wahl der Obrigkeit, über Erlassung von Staatsgesetzen, über Krieg und Frieden und endlich über Angeklagte, wenn diese zur Provocation oder Berufung an das Volk ihre Zuflucht nahmen. Dabei war alle Entscheidung von der ersten Klasse abhängig, sobald die Centurien derselben in Uebereinstimmung waren. Durch alle diese Bestimmungen ward eine Aristokratie des Vermögens aufgerichtet, während vorher die Geltung im Staate von der Geburt abhing; und wenn auch jetzt noch die Patricier, als die bedeutendsten Grundbesitzer und Großhändler, die Gewalt in Händen hatten, so mußte sich dieses Verhältniß doch ändern, sobald mehr und mehr geringere Bürger durch Thätigkeit in ihren Geschäften, oder durch Kriegsbeute sich Besitz erwarben.

Wenn man die ungeheuren Summen bei der Schätzung des Vermögens in Erwägung zieht, so muß man eine sehr hohe Meinung von dem in Rom vorhandenen Reichthum erhalten; allein es fragt sich dabei, welchen Werth das Asgeld hatte. Hier weichen nun die Angaben sehr von einander ab, und auch die sorgfältigen Untersuchungen, welche gelehrte Männer, wie Niebuhr und Böckh, anstellten, stimmen keineswegs überein, indem ersterer den Werth von 100,000 As zu 10,000 attischen Drachmen, letzterer denselben zu 27,777, also fast auf das Dreifache, berechnet. Ursprünglich hatte in Rom und besonders in Etrurien und Latium der As das Gewicht ungefähr von einem Pfund. Eine solche Pfundmünze, die starke Geldbeutel erforderte, betrug, nach Niebuhr, an Werth $^6/_{10}$ von einer Drachme, die man nach unserm Gelde etwa zu 26 Kr. ($7\,^1/_2$ Sgr.) annehmen kann. Nach dieser Annahme würde sich das Vermögen eines römischen Bürgers der ersten Klasse auf 60,000 attische Drachmen = 26,000 Gulden berechnen, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Indessen hatte man

damals in Mittelitalien großen Ueberfluß an Erz, einer Mischung von Kupfer und Zinn, woraus die Asse geprägt wurden, indem theils die Kupferminen in Etrurien, theils der Verkehr mit Cypern solches Metall reichlich lieferte. Es ist daher wohl möglich, daß bei der Abschätzung der Bürgerschaft jene großen Summen sich ergeben haben, ohne daß sie im Vergleiche mit dem Silbergeld in Athen den hohen Werth gehabt hätten. Indessen machen andere Angaben diese Annahme unwahrscheinlich. Der Preis eines Ochsen wird nämlich 100 Jahre später zu 100 As, der eines Schafs zu 10 As, der eines Modius Weizen zu 1 As angegeben, zu den Zeiten des Servius Tullius mußten diese Preise noch viel niedriger sein. Ferner galt in noch späterer Zeit ein Besitzstand von 10,000 schweren oder Pfund-Assen für Reichthum; dieses war aber das erforderliche Vermögen in der fünften Klasse, oder vielmehr noch etwas weniger, während doch dieselbe Klasse dem Proletariat nahe stand. Daher sind bei der Schätzung Asse von geringerer Währung verstanden, wie solche in der Folge bei vermindertem Kupferzufluß geprägt wurden, und wir werden nicht irren, wenn wir den As zu $^1/_{10}$ Drachme annehmen, also das für die erste Klasse erforderliche Vermögen zu 100,000 As = 4333 Gulden. Nach dieser Berechnung war das Vermögen der ersten Bürgerklasse zu Rom immer noch bedeutend höher, als das derselben Klasse in Athen zu Solon's Zeit, indem letzteres 6000 Drachmen = 2600 Gulden betrug. Es läßt sich dieser Unterschied aus dem Ueberfluß an Erz und besonders aus den glücklichen Kriegen der Römer mit ihren Nachbarn erklären, indem die gewonnene Beute die Sieger für ihre tapfern Thaten und ihr vergossenes Blut reichlich belohnte. Uebrigens ist hier überhaupt nicht von Schätzung des baaren Vermögens die Rede, sondern von Grundbesitz, den man ungefähr zu diesem Werthe anschlug.

Noch viele andere Verdienste werden dem guten Könige Servius Tullius zugeschrieben. Er erleichterte auf jede Art die Lage des Volkes, kaufte viele geringere Leute aus der Knechtschaft los, in die sie durch Schulden gerathen waren, wie einst Solon in Athen gethan hatte. Er vertheilte Staatsländereien unter sie, daß sie sich ansässig machen und in die ihnen gebührenden Bürgerrechte eintreten konnten. Er ordnete Maß und Gewicht, wodurch Handel und Verkehr aufblühten, und endlich soll er zuerst die Prägung von Silbergeld eingerichtet haben. Daß ihn dafür das Volk liebte und verehrte und ihn als seinen Beschützer gegen die Anmaßungen und den Druck der Patricier betrachtete, war natürlich. Letztere dagegen, voll Mißmuth über entzogene Vorrechte, sahen in ihm nur den Emporkömmling, den Sohn einer Sklavin, der die verachtete Plebs gegen ihre vermeintlichen Rechte in Schutz nehme, und traten ihm überall feindlich entgegen. Er aber, im Vertrauen auf seine himmlische Beschützerin Fortuna, die ihn oft mit ihrem persönlichen Besuche beehrt haben soll, fuhr in seinen volksfreundlichen Bestrebungen fort und hatte sogar, wie angedeutet wird, den Plan, die königliche Regierung abzuschaffen und eine republikanische mit frei gewählter Obrigkeit einzurichten.

Da erwuchs, so berichtet die graue Sage, im Schooße seines eignen

Hauses der Frevel, der ihm, dem ehrwürdigen Greis, Verderben bereitete. Tarquinius der Alte hatte zwei Söhne hinterlassen, deren sich Servius mit väterlicher Liebe annahm. Der ältere von ihnen, Lucius, war hochstrebend, kühn, unbändigen Sinnes. Er gedachte mit Unmuth daran, daß er durch einen Eindringling von der Herrschaft ausgeschlossen sei. Sein jüngerer Bruder Aruns, von sanfter, fügsamer Gemüthsart, bewies stets seinem königlichen Beschützer die schuldige Ergebenheit. Servius Tullius gab ihnen seine Töchter zur Ehe, die beide Tullia hießen, und zwar die sanfte ältere dem Lucius, die herrschsüchtige jüngere dem Aruns. Er hoffte durch diese Verbindungen die, welche im ungebändigten Trotze der bestehenden Ordnung zu widerstreben drohten, zu sänftigen; aber er irrte. Bald erkannten und verbanden sich die Gleichgesinnten und opferten ihre Ehegenossen, deren friedliche Denkungsart sie verachteten, ihrer verbrecherischen Leidenschaft. Ueber den Leichnamen des Arnus und der älteren Tullia reichten sich Lucius Tarquinius und die jüngere Tullia die Hände zur Vermählung, auf der kein Segen ruhte.

Der greise König vermochte weder diese Verbindung zu hindern, noch die ränkevollen Umtriebe, durch welche Lucius seinen Untergang heibeizuführen suchte, zu verhüten. Letzterer sammelte bald Schaaren loser Leute durch Freigebigkeit und Versprechungen um sich her, während ihn zugleich eine ansehnliche Partei unter den Patriciern begünstigte. Zwar mißglückte sein erster Versuch, den ehrwürdigen König von der Herrschaft zu entfernen; er mußte sich vor dem erbitterten Volke durch eilige Flucht retten, als Servius mit herzgewinnender Rede und mit der Macht der Wahrheit gegen ihn auftrat. Zur Erntezeit aber, während die ehrsamen Bürger auf dem Felde beschäftigt waren, unternahm er einen zweiten Angriff. Er berief, wie wenn er schon mit der königlichen Gewalt bekleidet wäre, den Senat in die Curie, und sein Anhang folgte der Aufforderung. Er selbst, mit der Purpurtoga umhüllt, um die Stirne die Königsbinde geschlungen, umgeben von Beilträgern und bewaffneten Satelliten, begab sich in die Versammlung. Er lies sich auf dem königlichen Stuhle (sella curulis) nieder. Hier begann er seine alten Anschuldigungen gegen Servius, wie ihm derselbe die Herrschaft wider Recht und Gesetz entzogen habe, wie dieser von verächtlicher Herkunft und dazu ein Neuerer, er aber der rechtmäßige Erbe sei.

Während er noch sprach, erschien der König selbst mit geringer Begleitung und versuchte, erzürnt über die Frechheit des Eidams, denselben von dem königlichen Sitze wegzureißen. Da erfaßte ihn der junge, kräftige Mann, schleppte ihn nach dem Ausgang und stürzte ihn die Stufen hinunter. Da sich der Greis, blutig und schwankend, aufraffte, um seine Wohnung zu gewinnen, eilten ihm mörderische Helfershelfer des Tarquinius nach. Unter ihren Dolchen endete er auf offener Straße sein Leben, das für Rom so segensvoll gewesen war.

Unterdessen wartete die stolze Tullia mit Ungeduld auf Nachricht vom Gelingen des mit ihrem Gemahle verabredeten Planes. Sie fuhr endlich selbst nach der Curie. Der Rosselenker hielt an, als er den königlichen Leichnam

quer über der Straße liegen sah; sie aber hieß ihn die Pferde antreiben, und achtete es nicht, daß von den zermalmenden Hufen der Leib ihres Vaters zerfleischt, daß die Räder ihres Wagens vom Vaterblute geröthet wurden.

So erzählt die Sage grauenvoll, gleich jener welche um das Königshaus der Atriden zu Mykenä klingt; es scheint aber in ihr mehr geschichtliche Thatsache zu Grunde zu liegen; denn sie entbehrt jener poetischen Färbung der hellenischen Mythe, die jederzeit aus dem Frevel die Rache hervorwachsen läßt, bis die Gräuel gebüßt sind, oder bis eine reine Menschennatur und die Hülfe der Gottheit die Sühnung herbeiführt. Natürlich wird hierdurch nicht geläugnet, daß in der Erzählung von Servius Tullius Vieles unsicher, schwankend, sagenhaft ist. Es liegt ein Bruchstück von einer Rede des geschichtskundigen Kaisers Claudius vor, worin nach tuskischen Urkunden seine Herkunft aus Etrurien behauptet wird. Jener unter Romulus genannte tuskische Häuptling Cäles Vibenna oder Vivenna soll nämlich nicht damals, sondern zur Zeit des ersten Tarquinius gelebt und sich mit seiner Söldnerbande in Etrurien herumgetummelt haben. Nach seinem Tode, berichtet Claudius, sei ein gewisser Mastarna an die Spitze der Freischaar getreten und habe sich endlich, von feindlicher Uebermacht gedrängt, nach Rom zurückgezogen, wo er endlich unter dem Namen Servius Tullius zur Herrschaft gelangt sei. Indessen tragen alle Thaten, Gesetze und staatliche Einrichtungen, die man dem guten Bürgerkönig zuschreibt, nicht das Gepräge der starren tuskischen Adelsherrschaft. Man hat daher die Vermuthung aufgestellt, er könne einen Haufen Tyrrhenner angeführt haben, die noch in vereinzelten Banden einen verzweifelten Guerilla-Krieg wider die Uebermacht der Rasener führten. Indessen wenn auch allerdings zu verschiedenen Zeiten etruskische Schaaren nach Rom übersiedelten, so läßt sich doch in keiner Weise die Identität jenes Mastarna mit dem Bürgerkönig beweisen, und es ist wahrscheinlicher, daß er ein Mann des Volkes war, der vielleicht durch irgend eine staatliche Umwälzung aus der Plebs zur königlichen Würde gelangte.

Tarquinius Superbus entledigt sich seines Schwiegervaters Servius Tullius.

7. Lucius Tarquinius Superbus.

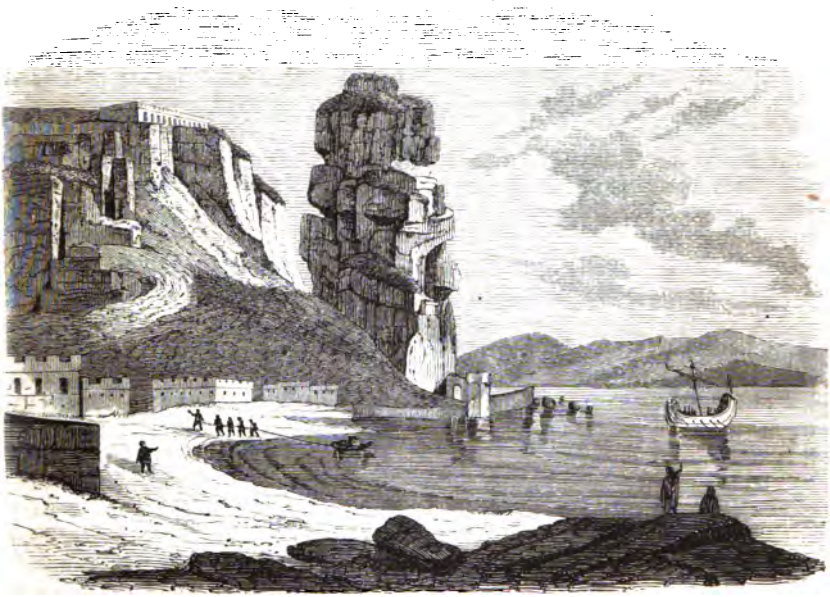
Die Geschichte hat diesen siebenten und letzten König Roms mit dem Beinamen Superbus, das heißt: der Stolze, der Herrschsüchtige, bezeichnet, und es läßt sich nicht abläugnen, daß dies mit Recht geschehen ist, wie viel Uebertreibung man auch auf Rechnung der sagenhaften Ueberlieferung setzen mag. Alle Angaben stimmen darin überein, daß er mit Verachtung göttlicher und menschlicher Rechte eine Herrschaft übte, die jede heilsame, der Willkür entgegenstehende Schranke zu beseitigen wußte. Er umgab daher seine Person nicht blos mit den königlichen Lictoren oder Beiträgern, sondern auch mit einer besonderen Leibwache von handfesten Leuten, die Nachts seinen Palast und am Tage seine Person beim öffentlichen Auftreten mit Schwertern und Spießen schützten. Dann schaffte er theils durch gerichtliches Verfahren, theils

durch Hinterlist und Mord die Anhänger seines Vorfahren aus dem Wege. Den dadurch verminderten Senat ergänzte er nicht, sondern er ließ ihn immer mehr zusammenschwinden und berief ihn nur selten zur Berathung, um ihn nach und nach in Vergessenheit und in Verachtung zu bringen. Er hatte dagegen einen eignen Reichsrath aus Leuten, die alle seine Schritte gut hießen und ihm bei seinem Vorgehen hülfreich zur Seite standen. Daß mit dieser Willkürherrschaft namentlich die Patricier unzufrieden waren, daß sie sich in ihren Erwartungen sehr getäuscht sahen, war eine gerechte Strafe für ihren an Servius Tullius geübten Verrath. Indessen lastete die eiserne Zuchtruthe des Königs nicht minder schwer auf dem übrigen Volke. Es wurde zu Frohnden und andern schweren Leistungen angehalten, und jedes Murren und selbst jeder Seufzer wurde mit größter Strenge geahndet.

Uebrigens zeigte der König den hochstrebenden Sinn seines Vaters. Nicht über Rom allein wollte er die Herrschaft üben, sondern über ein weit ausgedehntes Reich; und da, wie gewöhnlich, die unterworfenen Völker beim Wechsel des Oberhauptes ihre Nacken vom ungewohnten Joche der Abhängigkeit frei zu machen suchten, bezwang er sie mit List und niederbeugender Gewalt. Zuerst rührten sich die Sabiner in ihren Bergen und verweigerten Anerkennung des römischen Machthabers. Tarquinius suchte vorerst die latinische Genossenschaft enger mit Rom zu verbinden, ehe er gegen die abgefallenen Stämme die Waffen anwendete. Seine einzige Tochter gab er daher dem Octavius Mamilius zur Ehe, der über Tusculum mit fürstlicher Macht herrschte und in ganz Latium großes Ansehen genoß. Darauf berief er die Boten der latinischen Städte an den alten Versammlungsort im heiligen Haine von Ferentinum, wo die göttlich verehrte Quelle Ferentina, aus dunkler Grotte hervorsprudelnd, einem stillen, von Waldhöhen umschlossenen Weiher zuströmt. Hier, im Schatten des Waldes, tagte die Versammlung; der König aber erschien erst spät. Als er nun zum Bündniß gegen die feindlich gesinnten Völker aufforderte, fand er Widerspruch. Turnus Herdonius, ein kühner und vielvermögender Mann von Aricia, beschuldigte ihn offen, er strebe nach Unterdrückung der latinischen Freiheit. Tarquinius war anfangs bestürzt; aber am zweiten Tag klagte er den Gegner der Verrätherei an und fand durch bestochene Zeugen Mittel, ihn zu verderben. Darauf ward der alte Bund erneuert und ein allgemeines Aufgebot beschlossen.

Ehe Letzteres zur Ausführung kam, lud der König die Herniker und Volsker zu gleicher Verbindung ein. Jene nahmen den Vorschlag einmüthig an, von diesen aber zeigten sich nur zwei Städte, Ecetra und Antium, dazu bereit. Sofort ward weiter festgesetzt, daß jährlich ein großes, allgemeines Bundesfest auf dem hohen Albanerberg über den Trümmern von Alba Longa mit Opfern, Spielen und fröhlichem Schmausen gefeiert werden solle. Diese Anordnung blieb lange Zeit in Kraft; das Fest (Feriae latinae) bewährte sich als ein Bindemittel für die Genossenschaft, und auf der Höhe ward ein Tempel dem Jupiter Latiaris erbaut, der, weithin über Berge, Thäler und Ebene

schauend, die Verbündeten an ihre Gemeinschaft erinnerte. Daß diese latinischen Ferien schon längst, schon in grauer Vorzeit bestanden, ist unbezweifelt; ihre Stiftung wurde dem mythischen König Faunus zugeschrieben. Tarquinius vermittelte aber den Eintritt Roms in die Genossenschaft und seinen Vorsitz bei dem Feste.



Anrur, Stadt der Volsker.

Nach diesen Vorgängen ward die Gesammtmacht des Bundes aufgerufen. An der Spitze derselben rückte der König gegen die feindlich gesinnte, reiche Volsker-Stadt Suessa Pometia vor. Die Bürgerschaft, die auf offenem Felde dem Heere zu begegnen wagte, wurde geschlagen, ihre Stadt bestürmt und nach großem Widerstand erobert. Eine ansehnliche Beute fiel den Siegern in die Hände. Sie rückten aber noch weiter im volskischen Lande vor, gewannen Anrur am äußersten Ende und legten zur Bändigung des hartnäckigen Volkes die Kolonien Signia und Circeji an. Ohne sich Ruhe zu gönnen, wandte sich der König zurück, ließ Rom links, die Albaner-Berge rechts liegen, überschritt den Anio und überraschte die Sabiner, welche sich endlich nach langem Zögern aufgemacht hatten, dem bedrohten Suessa Pometia durch Einfälle in Latium Hülfe zu leisten. Ihre in zwei Haufen getheilte Macht erlag dem Angriffe der vereinigten Bundesgenossen und ward fast gänzlich aufgerieben. Nach solchen Niederlagen unterwarfen sich nicht nur die Sabiner, sondern auch

18103/

die Etrusker fügten sich in das vorige Abhängigkeitsverhältniß. Reich an Ehren und erbeuteten Schätzen kehrte Tarquinius in die Hauptstadt zurück, nachdem er das Bundesheer entlassen hatte.

Aber bald rief ihn ein anderer Feind in die Waffen, der nur wenige Meilen von Rom lagerte. Es war die Stadt Gabii im Herzen von Latium selbst, die auf eigne Faust die Fehde begann. Der König, der nicht die Bundesmacht aufbieten wollte, rückte mit seinen römischen Heerhaufen gegen sie an. Er fand aber große Schwierigkeiten. Die Stadt lag nämlich am nördlichen Rande der Albaner-Berge auf einem langen Kraterrücken. Sie konnte wegen ihrer ausgedehnten Lage und der steilen Bergwände weder eingeschlossen, noch regelmäßig bestürmt werden. Außerdem hatten sich mit den kriegerischen Bürgern Vertriebene aus Rom selbst und tapfere Flüchtlinge aus Suessa Pometia vereinigt, die mit Muth und Geschick Ausfälle und Streifzüge durch Berg und Wald und oft bis an die Thore von Rom ausführten. In dieser Verlegenheit nahm der König seine Zuflucht zur List, da er mit Gewalt nichts ausrichtete. Sein ältester Sohn Sextus, den er öffentlich zurückgesetzt und mißhandelt hatte, begab sich nämlich, als Ueberläufer, in die Stadt. Er ward willig aufgenommen; denn man traute dem Tyrannen jede Gewaltthätigkeit selbst gegen seine eignen Kinder zu.

Sextus zeichnete sich bald durch tapfere Thaten aus; alle seine Unternehmungen waren so sehr vom Glücke begünstigt, daß ihm endlich die oberste Befehlshaberstelle übertragen wurde. Nunmehr schickte er, wie verabredet war, einen ergebenen Sklaven an seinen Vater, der denselben fragte, was weiter geschehen solle. Der König, der Niemanden, auch dem Boten nicht traute, gab keine Antwort, sondern ging in seinem Garten auf und nieder und schlug, als ob es im Zorne geschähe, die größten und schönsten Mohnköpfe ab. Als endlich der Sklave seine Frage wiederholte, fuhr ihn jener barsch an: „Gehe deines Wegs und sage meinem übelberathenen Sohne, was du gesehen hast.“ Der Diener kehrte mißmuthig zu seinem Herrn zurück; aber Sextus, dem er treulich den Hergang berichtete, errieth die Absicht seines Vaters, daß er nämlich die einflußreichsten Bürger in Gabii aus dem Wege räumen solle, und da er in Ränken und Arglist wohl erfahren war, so gelang es ihm in der That, alle Männer, die ihm hinderlich sein konnten, zu beseitigen. Darauf öffnete er in einer stürmischen Nacht dem Könige und seinem Gewalthaufen die Thore der Stadt und der Burg. Gabii erfuhr gegen Erwarten eine milde Behandlung und blieb unter dem Oberbefehle des Sextus, der hier ein Lehnsfürstenthum errichtete.

Nun endlich gewann der König Zeit, andere Entwürfe auszuführen. Er wollte nämlich auch durch großartige Bauwerke in Rom seinen Namen berühmt machen, und dazu setzten ihn eben so seine durch Siege erworbenen Schätze, wie die Knechtung des ganzen Volkes in Stand.

Er erweiterte die Rennbahn (Circus maximus), dehnte den Cloakenbau weiter aus und machte sich endlich an's Werk, den Bau des Tempels auf dem capitolinischen Hügel auszuführen, den sein Vater begonnen hatte. Auf sein

Gebot und durch reichen Lohn angelockt, kamen kundige Meister aus Etrurien, um das Werk zu leiten; das Volk aber wurde zu hartem Frohndienst angehalten. Zuerst wurden die Substructionen, die gewaltigen Unterbauten, vollendet, wodurch man eine ebene Fläche erhielt. Darüber erhob sich auf mehreren Stufen der Tempelbau. Er bildete ein regelmäßiges Viereck, dessen Umfang 400 Fuß betrug. Die Länge übertraf die Breite der Giebelseite nur um 15 Fuß. Eine dreifache Colonnade von je sechs schlanken tuskischen Säulen bildeten die Vorhalle und trugen den nach tuskischer Bauweise übermäßig hohen und weit vorspringenden Giebel. Jede der Langseiten war mit einer einfachen Säulenreihe geschmückt, so daß in Allem 24 Säulen die drei Cellen des innern Heiligthums umgaben. Die mittlere, größte Celle war dem Göttervater, die zur Rechten der Juno, die zur Linken der Minerva geweiht. Prachtthore schlossen die heiligen Räume ab; allein bei der ansehnlichen Tiefe der Cellen waren Vorräume möglich, die der Juventus (Jugend), dem Terminus (Gränzgott) u. a. geweiht waren.

Tarquinius ließ von dem tuskischen Bildner Turianus zu Fregellä ein thönernes Bild des Jupiter Optimus Maximus (des Allgütigen und Allmächtigen) verfertigen, das er in der mittleren Celle aufstellte. Der Gott war in sitzender Sellung gebildet; er hielt in der Rechten den Blitz, in der Linken das Scepter. Es versteht sich, daß die nach etruskischer Weise ausgeführte Statüe nicht das Gepräge idealer Schönheit und Hoheit trug, wie der olympische Zeus des Phidias. Andere Bilder von Thon wurden auf den vorspringenden Dachsparren und Balkenköpfen der Giebelseite angebracht, und später ward auf dem Giebel selbst eine Quadriga (Viergespann) aufgerichtet. Bei der Herstellung dieses Kunstwerks ging es seltsam genug zu. Als man nämlich den Thon brannte, quoll das Bild so gewaltig auf, daß der Künstler das Dach des Ofens abdecken mußte, um das Werk herauszunehmen. Durch dieses Wunder verkündigten die Götter selbst die künftige Größe des römischen Volkes, wie die Sage berichtet, die auch von einem noch blutigen Menschenhaupt zu erzählen weiß, das man beim Aufgraben des Bodens am tarpejischen Felsen auffand und gleichfalls auf Roms Größe deutete.

Noch muß bemerkt werden, daß man unter dem Tempel Gänge durch Fels und Erde trieb, von welchen noch gegenwärtig mehrere erhalten sind. Es scheint dies auf Grabanlagen nach etruskischer Weise hinzudeuten, die vielleicht Tarquinius Priscus beabsichtigte. Wahrscheinlicher ist jedoch die Ansicht, daß man in diesen unterirdischen Räumen Tempelschätze niederlegte. Es soll aber auch hier, im Schooße der Erde, Tarpeja sitzen, in wunderbarer Schönheit und geschmückt mit Gold und Geschmeide, wie sie in endloser Trauer ihres Verrathes gedenkt und die unterirdischen Schätze hütet.

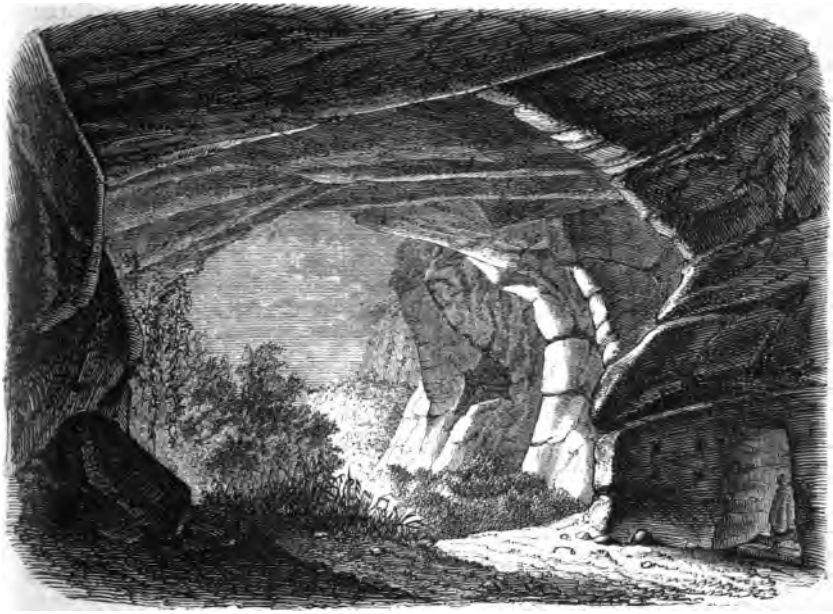
So war der Tempel beschaffen, der die Spitze des capitolinischen Hügels krönte. Wie eine Feste war der Berg mit seinen stützenden und umschließenden Mauern anzusehen; aber darüber ragte das Heiligthum empor, und sein hochstrebender Giebel blickte ernst und ehrwürdig Jahrhunderte hindurch auf die

Massen des Römervolkes herab, die sich auf dem Forum bald in Eintracht, bald in Zwietracht herumtrieben und Beschlüsse über das Wohl und Wehe von Königreichen faßten. Denn so oft der Tempel Schaden litt, oder ganz abbrannte, ward er immer wieder in seiner ursprünglichen, alterthümlichen Weise aufgerichtet.

Ueber den Bau nachsinnend, saß einst der König in dem Atrium seines Palastes. Da trat unangemeldet eine hohe, fremd gekleidete Frau zu ihm ein und bot ihm für hohen Preis neun Bücherrollen an, in denen, wie sie vorgab, das künftige Schicksal Roms aufgezeichnet sei. Tarquinius meinte, er brauche sein Geld nöthiger, es sei theure Zeit, und der Tempel mache ihm viel Kosten. Somit wies er ihr die Thüre. Sie ging, kam aber nach einiger Zeit wieder und bot ihm sechs Bücherrollen für denselben Preis an, da sie, wie sie sagte, drei verbrannt habe. Aergerlich über ihre Zudringlichkeit, fertigte er sie noch kürzer ab. Da sie jedoch bald mit drei Rollen zurückkehrte und drohte, sie werde auch diese verbrennen, wenn nicht ihre erste Forderung befriedigt werde, nahm der König die Sache ernsthaft, berief schleunig Priester und Wahrsager und erfuhr von ihnen, das Weib sei Amalthea, die Sibylle von Cumä, eine begeisterte Seherin, die an den dunkeln Wogen des Avernus (bei Neapel) in geheimnißvoller Grotte wohne. Es sei von höchster Wichtigkeit, ihre Weissagungen über Rom zu erwerben. Auf diese Auskunft bezahlte der König den geforderten Preis und befahl, daß die Bücher in einem unterirdischen Gewölbe des Capitols von eigens bestellten Beamten aufbewahrt und nur auf Geheiß des Senats bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen würden. Die Sibylle dagegen zog mit dem schweren Geldsack wohlgemuth ihres Weges nach der einsamen Klause am Averner-See. Der mythische Bericht über die Einführung der sibyllinischen Bücher, die auf die Entwickelung der römischen Religion und des römischen Volkes einen großen Einfluß übten, lehrt, daß sie aus dem griechischen Cumä herübergebracht wurden. Auch waren sie in griechischer Sprache geschrieben, und bezogen sich auf hellenische Gottheiten; deswegen gab man den beiden mit der Aufbewahrung betrauten Beamten Dolmetscher bei, die nicht blos die Uebersetzung, sondern auch die Auslegung besorgten.

Der König selbst mag indessen in diese Prophezeiungen kein allzu großes Vertrauen gesetzt haben; denn als er durch verschiedene Wundererscheinungen geängstigt wurde, als namentlich aus einer hohlen Säule im Königshause eine Schlange emporstieg, als ein Adlerpaar mit seinen Jungen von Geiern zerfleischt wurde, ließ er nicht die Bücher der Sibylle nachschlagen, sondern er bestellte eine Gesandtschaft, um bei dem berühmten Orakel zu Delphi in Griechenland sichere Auskunft zu erhalten. Zwei seiner Söhne Aruns und Titus standen an der Spitze dieser mit ansehnlichen Geschenken versehenen Botschaft. Ihnen wurde noch ein naher Anverwandter, Lucius Junius, beigesellt, der wegen seiner nur zur Schau getragenen Einfalt den Beinamen Brutus (der Blödsinnige) erhalten hatte. Sein Vater Lucius Junius, ein Eidam des

alten Tarquinius, war schon frühe als ein Opfer des argwöhnischen Tyrannen gefallen; seinen älteren Bruder hatte dasselbe Loos betroffen. Er selbst entging dem Argwohn und dem Tode nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, wenn man der Sage glauben darf, die aber hier mit sich selbst in Widerspruch ist. Denn sie berichtet zugleich, dieser dem Anscheine nach blödsinnige Brutus sei vom Könige mit der Anführung der Ritterschaft betraut gewesen, einem Amte, das im Kriege von hoher Wichtigkeit war und von dem kriegskundigen Tarquinius gewiß nur einem umsichtsvollen, erprobten Mann übertragen wurde.



Grotte der Sibylle.

Diese Gesandten, umgeben von ansehnlichem Gefolge, machten sich sofort auf den Weg. Sie bestiegen bei Ostia an der Mündung der Tiber ein für diesen Zweck gerüstetes Fahrzeug und stachen in See. Ohne weitere Abenteuer schifften sie durch die blauen Fluthen des Meeres den italischen Gestaden entlang und weiter um die Südspitze und durch das ionische Meer, bis sie endlich in den kryssäischen Busen einliefen. Unfern von den Ruinen von Kirrha betraten sie den Boden von Hellas. Am rauschenden Bergwasser aufwärts wandernd, sahen sie bald den Schnee des Parnassos glänzen und im berggumgürteten Thale die weißen Marmorsäulen des Tempels von Delphi. Sie traten in die heiligen Hallen, sie überreichten der Pythia, oder vielmehr den Priestern ihre Gaben. Da schritt auch Brutus vor und spendete unter dem

Gelächter seiner königlichen Verwandten seinen Sonderstab. Der Priester aber fand den Stock ungewöhnlich schwer, und als er im innern Heiligthum die äußere Rinde ablöste, sah er, daß derselbe mit lauterem Golde ausgegossen war. Die Königssöhne brachten nun ihre Anfrage über die Bedeutung der Sonderzeichen vor. Da ertheilte die pythische Jungfrau die seltsame Antwort: „Wenn ein Hund mit menschlicher Rede spricht, droht dem Könige Gefahr.“ Dieser Bescheid machte sie wohlgemuth; denn sie bedachten nicht, daß Brutus in seinem scheinbaren Blödsinn oft, wie ein Hund, bellte, und daß er vielleicht einmal mit menschlicher Rede den Schicksalsspruch erfüllen könne. Nunmehr thaten sie die weitere Frage, wer von ihnen einstmals die Herrschaft erlangen werde, und erhielten den Spruch: „Erbe wird sein, wer zuerst die Mutter küßt.“ Da sie den verborgenen Sinn des Orakels nicht verstanden, so beschlossen sie in brüderlicher Eintracht nach erfolgter Heimkehr ihre Mutter Tullia zugleich zu küssen. Brutus dagegen, der den Sinn des Orakels richtiger auffaßte, that, als ob er strauchle, und küßte die gemeinschaftliche Mutter Erde. Froh des wohl vollbrachten Geschäfts traten die Gesandten die Rückfahrt an und erreichten glücklich das heimische Land, wo alsbald andere Arbeiten ihrer warteten.

Sie fanden den König vollauf mit kriegerischen Rüstungen beschäftigt. Es galt der mächtigen Stadt Ardea im Lande der Rutuler, die, wie vorher Gabii, ein Sammelplatz römischer Flüchtlinge geworden war. Im Vertrauen auf ihre festen Mauern und auf ihre unzugängliche Lage auf einem steil ansteigenden Tufhügel bot sie der römischen Macht Trotz und verzagte nicht, als das feindliche Heer sie umlagerte. Der erste, stürmische Angriff ward von den muthigen Bürgern abgeschlagen; es blieb daher nichts anderes übrig, als durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen. So zog sich die Belagerung in die Länge.

Die Königssöhne und andere vornehme Römer, Genossen ihrer Vergnügungen, suchten sich durch mancherlei Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Einst saßen sie beim vollen Becher, spielten, sangen muntre Volkslieder und plauderten dazwischen. Da fiel die Rede auch auf die Frauen, wie dies unter jungen Wüstlingen und Müßiggängern oft der Fall ist. Jeder rühmte seine Ehegenossin; vor Allen aber erhob Tarquinius Collatinus die Sittsamkeit, Häuslichkeit und den Liebreiz seiner Lucretia, der Tochter des angesehenen Patriciers Spurius Lucretius. Sogleich beschloß man, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Die Pferde waren bald gesattelt und trugen ihre Gebieter zuerst nach Rom. Daselbst fand man aber die fürstlichen Frauen in lustigen Gesellschaften und ihren Haushalt unbeaufsichtigt. Ohne sich um ihr Fragen und Schmollen zu bekümmern, setzte man die Reise nach Collatia an einem zum Anio niederrinnenden Bache fort; denn daselbst residirte das mit dem Königshause verwandte Geschlecht des Tarquinius Collatinus.

Es war spät am Abend, als man in die Wohnung eintrat, wo Lucretia als Hausfrau waltete. Sie saß mitten unter ihren Dienerinnen, ihre Arbeiten leitend und selbst mit Spinnen und Weben beschäftigt, ein liebliches Bild edler

Weiblichkeit, das noch durch den Glanz ihrer natürlichen Schönheit erhöht wurde. Sie war nicht befangen, nicht überrascht durch die unerwartete Ankunft der vornehmen Gäste. Sie begrüßte den Gemahl und seine Begleiter mit der Anmuth, die dem sittsamen Weibe eigen ist, und reichte Erfrischungen dar, die der wohlgeordnete Haushalt im Ueberflusse gewährte. Nach kurzer Rast begab sich die Reisegesellschaft auf den Rückweg gen Ardea. Alle waren voll des Lobes der edlen Lucretia; aber in der Brust des Sextus Tarquinius hatte ihr Anblick ein wildes Feuer entzündet, und er war nicht gewohnt, seine Begierden zu zügeln. Einige Tage später verließ er allein das Lager unter dem Vorwande, in dem ihm untergebenen Gabii einige Geschäfte zu besorgen. Ein kleiner Umweg führte ihn nach Collatia in das Haus seines Vetters. Er ward freundlich, wie das erste Mal, aufgenommen und erhielt die gewünschte Herberge für die Nacht. Aber als das Haus in tiefen Schlaf versunken war, trat er mit gezücktem Schwerte an das Lager der Hausfrau, erstickte den Schrei ihrer Ueberraschung und drohte, sie und einen Sklaven zu ermorden und dann öffentlich auszusagen, er habe sie mit dem niedrigen Knecht im Ehebruch betroffen. Solcher Drohung öffentlicher Schande gab die Unglückliche nach, und der Wüstling sah sich am Ziele seiner Wünsche. An die Thränen geopferter Unschuld gewöhnt, nahm er hierauf von der trauernden Lucretia Abschied und ritt auf wohlbekanntem Wege zurück nach dem Heerlager, ohne Ahnung, daß eine begangene Freveltat nicht zugleich vergessen und vergeben ist, sondern daß sie fortlebt und heimlich fortarbeitet und hinübergreift in die Zukunft und an den Grundfesten rüttelt, worauf der Uebeltäter den Bau seines Glückes gegründet hat, bis dieser Bau zusammenbricht und ihn selbst unter seinen Trümmern begräbt.

Lucretia saß indessen mit ihrem Grame allein in der stillen Nacht. Ihre harmlose Jugend, ihre glückliche Ehe, der liebende Gemahl, die fröhlichen Kinder traten vor ihre Seele. Es schien ihr, daß ihr das Alles nicht mehr angehöre. Aus den verworrenen Bildern erhob sich nur ein Gedanke und gewann immer mehr bestimmte Form; es war der Gedanke des Todes, der alle Schuld versöhnt, alle Leiden zu Ende bringt. Sie wollte, sie konnte die erlittene Schmach nicht überleben. Als der Morgen anbrach, sandte sie Boten zu ihrem Vater nach Rom und zu ihrem Gatten ins Lager und ließ sie eilends nach Collatia entbieten. Sie kamen, und in ihrem Gefolge der edle Publius Valerius, später Poblicola (Volksfreund) genannt, und der gering geachtete J. Brutus. Sie fanden die Matrone im Trauergewand und erfuhren aus ihrem Munde, was vorgefallen war. Sie suchten sie zu trösten, weil nur Gewalt, nicht sündige Lust sie bezwungen habe. Die Unglückliche aber nahm keinen Trost an. „Sehet zu", rief sie aus, „was dem Verbrecher gebührt; ich, wenn auch von Sünde frei, will nicht die Ursache sein, daß eine schuldige Frau sich dereinst auf Lucretia berufe." Mit diesen Worten zuckte sie ein unter der Tunica verborgenes Messer und durchbohrte mit fester Hand ihre Brust.

Laut auf schreien Vater und Gemahl; Brutus aber, die Maske des Blödsinns abwerfend, fordert die Freunde auf, solchen Frevel nicht zu dulden, nicht länger den Nacken unter das Joch des Tyrannen zu beugen, sondern als freie Römer zu leben, oder, gleich der hochherzigen Lucretia, in den Tod zu gehen. Da schließen die vier Männer den Bund für die Befreiung ihres Vaterlandes; die Bürgerschaft von Collatia, von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, wird für den gleichen Zweck gewonnen.

Ein unabsehbarer Leichenzug setzt sich nach Rom in Bewegung. Daselbst beruft Brutus, kraft seines Amtes als Oberhaupt der Ritterschaft, das Volk auf das Forum. Es versammelt sich nach Curien, die Patricier der drei alten Stämme mit ihren Clienten, wie einst gälische Häuptlinge mit ihren Gefolgschaften. Die Leiche wird aufgedeckt, der blutige Dolch entblößt. Die Menge, der eignen Leiden gedenkend und durch die an einer edlen Römerin verübte Freveltat erbittert, stimmt dem Brutus bei, der mit beredtem Worte zur Abschaffung der königlichen Gewaltherrschaft auffordert. Sofort eilt das Volk zu den Waffen, während Tullia, die verhaßte Königin, unter der stürmischen Bewegung der Menge mit geringem Gefolge entflieht. Die Thore werden geschlossen, die Mauern gegen jeden Angriff mit Bewaffneten besetzt.

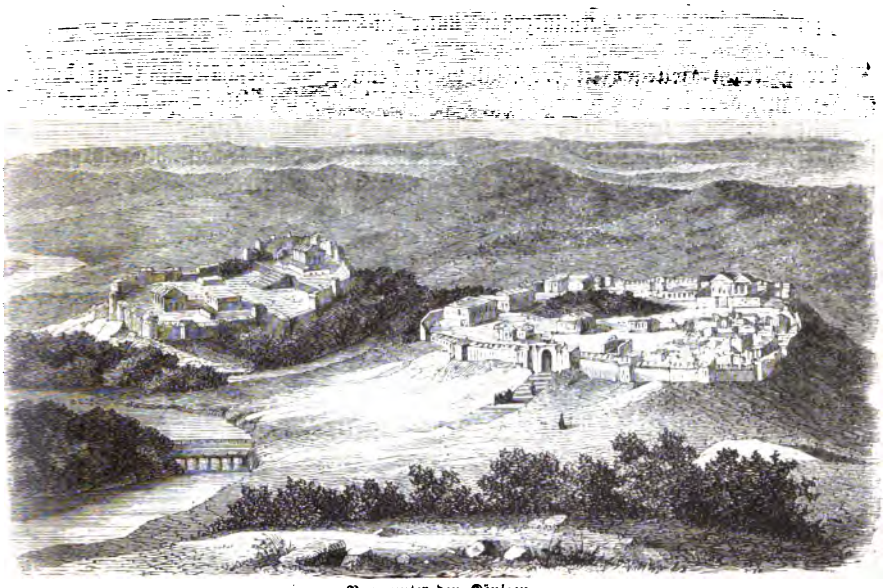
Sp. Lucretius übernimmt, als erwählter Zwischenkönig, den Oberbefehl in der aufgeregten Stadt, zugleich aber macht sich Brutus mit gleichgesinnten Männern auf den Weg in das Lager, um das Heer für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen. Schon ist die Kunde davon vorausgeeilt, schon trabt der König, im Vertrauen auf sein gutes Glück und den Wankelmuth der Menge, mit einer Schaar ergebener Anhänger auf einem andern Wege nach Rom. Er
509 v. Chr. kommt an das Capenische Thor; er findet es verschlossen. Seine Absetzung wird ihm verkündigt, Geschosse werden auf ihn gerichtet. Als er darauf in das Lager zurückkehrt, um das Heer gegen den Aufruhr zu führen, findet er dieses feindlich gesinnt und in voller Auflösung. Unter solchen Umständen bleibt ihm nichts übrig, als in dem bisher verbündeten Etrurien Schutz und Beistand zu suchen. Beides findet er mit Tullia und seinen drei jüngeren Söhnen in Tarquinii und dem mächtigen Cäre; den Sextus aber, der durch seinen Frevel den Umsturz der königlichen Macht veranlaßt hatte, ereilt das Verderben in der ihm unterthänigen Stadt Gabii. Er fällt in einem Aufruhr der Bürger von unbekannter Hand.

Historische Thatsache ist, daß L. Tarquinius Superbus der letzte König in Rom war, daß er auf eine gewaltthätige Weise, mit Hülfe der gegen den Bürgerkönig Servius Tullius erbitterten Patricier, zur Herrschaft kam, aber auch von den Geschlechtern, die er seine königliche Macht fühlen ließ, wieder gestürzt wurde. Der Druck seiner despotischen Regierung muß übrigens auch schwer auf dem geringen Volke gelastet haben, das bei den Bauten zu harten Frohnden angehalten wurde; denn es leistete gewiß aus keinem andern Grunde den Altbürgern Beistand zur Abschaffung der königlichen Regierung. Wenn sich in späterer Zeit Volksredner dahin aussprachen, der Despotismus der Könige

habe nur die Patricier betroffen, die Plebs sei aus patriotischer Theilnahme denselben in den Kampf gegen die Tyrannen gefolgt: so hatte man, wie gewöhnlich geschieht, unter dem Drucke der Gegenwart die vergangenen Leiden bald vergessen, oder man hielt sie doch für erträglicher als die, welche die herrschenden Geschlechter über ihre gering geachteten Mitbürger brachten. Was den Bericht über den Ausgang der Könige betrifft, so halten wir ihn in der Hauptsache für historisch. Denn es ist eine häufig wiederkehrende Thatsache, daß der Despot, wenn er seine Willkürherrschaft für befestigt hält, Gut und Ehre Anderer seiner Lust opfert. In unserer Erzählung ist es aber ein junger Wüstling, der, an keine Zucht gewöhnt, die Ehre einer würdigen Matrone nicht hoch anschlägt. Wir möchten an der geschichtlichen Grundlage nicht zweifeln; doch muß erwähnt werden, daß, nach Livius, Aruns, ein angesehener Mann aus dem tuskischen Clusium, die feindlichen Gallier zum Verderben seiner Vaterstadt über die Alpen führte, um sich an seinem Mündel Lucumo (Lucius), dem Verführer seiner Gattin, zu rächen. Die Gleichartigkeit der Namen mit denen der römischen Königssöhne zeigt, daß die römische Tradition Manches aus tuskischen Berichten herüber genommen hat.

Welche Ansicht man nun von den sagenhaften Berichten über die ersten Zeiten des römischen Volks haben mag, so viel geht unwiderleglich daraus hervor, daß sich Rom unter der königlichen Regierung zu einer bedeutenden Macht erhoben hatte. Sein Gebiet war ansehnlich erweitert, die benachbarten Völker, namentlich die Latiner, Herniker, ein Theil der Etrusker und Volsker zu einer Bundesgenossenschaft gezwungen, die mehr oder weniger ein Abhängigkeitsverhältniß bedingte. Ansehnliche Städte, wie Collatia, Signia, Circeji u. a., waren mit römischen Bürgern bevölkert, wodurch die feindlichen Stämme im Zaum gehalten wurden. Handel und Verkehr hatten sich erweitert, und selbst der Seehandel, von Ostia aus betrieben, war nicht unansehnlich, da sogar mit dem mächtigsten Seestaat jener Zeit, mit Karthago, bald nach Vertreibung der Könige ein Vertrag über die gegenseitige Schifffahrt abgeschlossen wurde. Der Vertrag ist aufbewahrt und gewiß nicht untergeschoben. Er bestimmt unter Anderm, daß die Städte Ardea, Antium, Laurentum, Circeji, Terracina, wie die übrigen Latiner, soviele den Römern unterthan seien, von den Karthagern nicht geschädigt würden. Die römische Herrschaft erstreckte sich demnach über die ganze südliche Meeresküste und Volsker-Ebene bis an das Vorgebirge der Circe, hatte folglich einen größeren Umfang, als die Tradition angiebt. Indessen waren alle diese Erfolge nur durch die Thätigkeit der Könige hervorgerufen worden; Glanz und Ansehen umstrahlten nur das Oberhaupt des Staates. Rom selbst trat in die Dunkelheit zurück, sobald nicht mehr ein Alleinherrscher an der Spitze stand, der während einer langen Regierung weitaussehende Pläne beharrlich verfolgte. Dagegen war auch diese rasch aufstrebende Herrschaft nur durch die Tüchtigkeit des Staatsoberhauptes bedingt; sie war eine vorübergehende Erscheinung, wenn die Könige, im unbestrittenen Besitze, sich dem Genusse in die Arme warfen. Das aber ist

der gewöhnliche Gang der Dinge, und Rom hätte keine Ausnahme gemacht. Das Königthum war, wie das Decemvirat, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]archie; die Demokratie hätte die Ochlokratie herbeigeführt, was immer der Fluch und Widersinn der [illegible] Gemeinwesen war. Der [illegible] Römer glaubte, der Staat, [illegible] [illegible] [illegible]. Er [illegible] sich mit seinem [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] Geist und Sitte mit Füßen zu treten; seine Sitten [illegible] [illegible] und [illegible] ihn noch in [illegible] Uebermuthe. Er würde [illegible] [illegible] der [illegible], oder der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Hause [illegible] und [illegible] und mit ihm das [illegible] [illegible] vom Untergange schnell [illegible] sehen. Rom aber sollte zu einer Weltmacht heranwachsen; darum mußten die Bande [illegible] Alleinherrschaft [illegible]; darum bildete sich in seinem Schooße eine Verfassung, welche, die [illegible] Kräfte des Volkes in sich schließend, unter allen äußeren und inneren Stürmen ihr Ziel vor Augen behielt; darum entwickelte es seine Mittel und Eigenthümlichkeiten nach allen Seiten und nahm bereitwillig Fremdartiges in sich auf, wenn es ihm nützen konnte, verschmelzte es aber mit seinem eignen Wesen, so daß es als sein Eigenthum in Wirksamkeit trat. So blieb das römische Volk unter allem Wechsel dasselbe, und sein letztes Ziel war die Weltherrschaft. Was über den Gränzen von Mittelitalien lag, was jenseits des Meeres sich regte und bewegte, ließ zwar anfangs den Römer noch unbekümmert. Doch langsam, Schritt für Schritt, dehnte er sein Reich aus, und in demselben Maße erweiterte sich sein Gesichtskreis und die Begierde nach Besitz, die ihn tausend Gefahren, wie dem Tod entgegenführte.



Rom unter den Königen.

II.

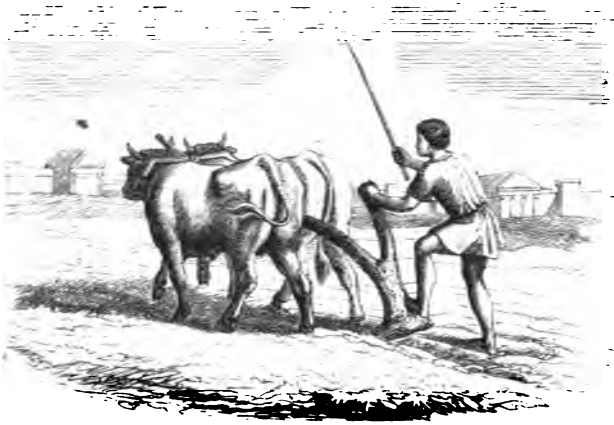
Kulturzustand unter den Königen.

Sie sitzen und berathen; sie bau'n ihr Ackerfeld,
Und schreiten sie zu Thaten, ist jeder Mann ein Held.

Leben und Staat.

Bei diesem geschichtlichen Abschnitt ist es passend, den Römer in seiner Häuslichkeit, auf dem Forum und endlich im Lager näher zu betrachten. An seinem häuslichen Herde war er nach dem Gesetze unbeschränkter Herr, wie über Sklaven, so über Gattin und Kinder. Ihr Leben und Tod stand in seiner Hand. Die Sklaven konnte er durch ihre Freilassung von der Abhängigkeit lösen, die Familienglieder nicht. Letztere blieben ihm untergeben, bis er starb, dann trat der älteste Sohn an seine Stelle; doch konnten auch die andern Söhne unabhängige Haushaltungen begründen. So unbillig und schneidend diese gesetzlichen Bestimmungen auch scheinen, so hatten sich doch die ehelichen Verhältnisse in Wirklichkeit ganz anders gestaltet. Die römische Matrone war ihrem Gatten ebenbürtig, stand ihm als Rathgeberin zur Seite, war Vorsteherin des Haushalts, wie das Weib in der griechischen Heroenzeit. Der Mann erhob sich nicht durch geistige Bildung über seine Ehegenossin, wie dies in

der ſpäteren Hellenenzeit der Fall war; denn ſeine Beſchäftigung auf dem Feldgut, oder im rauhen Kriegslager gab ihm dazu keine Gelegenheit. Eben ſo milde war das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern. Dieſe wuchſen unter väterlicher und mütterlicher Zucht heran und waren dann darauf hingewieſen, die Wohlfahrt des patriarchaliſchen Haushalts durch ihrer Hände Arbeit zu fördern, durch ihre kriegeriſchen Thaten zu Ehren zu bringen.



Altrömiſcher Pflug früheſter Periode.

Der freie Römer beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Feldbau, wobei ſeine Frau, ſeine Kinder und Sklaven, wenn er deren hatte, behülflich ſein mußten. Er ſelbſt beſorgte das Säen und Pflügen und bediente ſich zu dem letzteren Geſchäft eines ſehr einfachen Pfluges, der nur aus zwei Hauptheilen beſtand, nämlich aus der hölzernen, doch mit Eiſen beſchlagenen Pflugſchar und dem zurück und nach oben gebogenen Krummholz. Dieſes einfache Werkzeug, das, wie zum Theil heute noch faſt überall in Italien, von Ochſen gezogen wurde, genügte ihm, das Feld zu beſtellen. Da man in der älteſten Zeit von Eggen nichts wußte, ſo half man entweder mit der Hacke nach, oder man pflügte in verſchiedenen Richtungen. Außer dem Ackerbau wurden Jagd und Fiſcherei nicht zum Vergnügen, ſondern als Erwerbsmittel betrieben. Wald und Feld, Flüſſe und Bäche lieferten reichliche Beute und waren den Bürgern frei gegeben, alſo nicht Vorrecht der Könige, oder des Staates. Den Wolf und das Hochwild bekämpfte der kühne Jäger mit dem zum Wurf und Stoß geeigneten Speer; kleineres Wild, Geflügel und Fiſche berückte man mit Schlingen und Netzen.

Altrömiſcher Pflug ſpäterer Periode.

Jagd und Fischerei.

Einfach, wie die Lebensweise, war auch die Kleidung des Römers. Mann und Weib trugen die Tunica von weißer Wolle, einen meist ärmellosen Leibrock, der nicht völlig bis zu den Knieen reichte. So verrichteten sie ihre häuslichen Geschäfte und ihre Feldarbeiten. Wenn sie aber in der Stadt Geschäfte hatten, im Senat, oder bei Volksversammlungen auf dem Forum, so hüllten sie sich in die Toga, ein Stück weißes, wollenes Tuch in Form eines Halbkreises, das sechs Ellen lang und vier Ellen breit war. Die Zipfel desselben wurden mit der linken Hand zusammengehalten, der rechte Arm blieb frei. Kleinen Kindern genügte die Tunica, größere erhielten die Toga mit einem Purpursaum (**toga praetexta**). Nach vollendetem fünfzehnten Lebensjahr ward der Knabe auf dem Forum in feierlicher Versammlung mit der männlichen Toga bekleidet und ermahnt, sie stets würdig zu tragen. Dann zog man mit ihm in den Tempel auf dem Capitol, wo er dem Schutze der Götter empfohlen wurde, und weiter in den Tempel der Juventus (Jugend), wo man seinen Namen in das Verzeichniß der wehrhaften jungen Mannschaft eintrug. — Eine Toga prätexta mit breitem Purpursaum war die Amtstracht hoher obrigkeitlicher Personen, besonders der Könige. Bei letzteren war diese Toga noch mit eingewobenen Palmblättern von Goldfäden verziert, wenn sie, als Sieger, an der Spitze des Heeres ihren Einzug hielten. Auch die stolze Königin Tullia und andere vornehme Frauen am Hofe des letzten Tarquinius versahen das einfache Römer-

gewand mit reichen Zierrathen und trugen wahrscheinlich schon die Palla, ein weites, wallendes Gewand mit kostbaren Stickereien. — Eine Kopfbedeckung war nicht üblich; nur auf Reisen, oder beim Betrieb der Gewerbe trug der Römer den Pileus, einen breitkrämpigen Filzhut, das Zeichen des freien Mannes, dessen sich der Sklave nur während der Feier der Saturnalien bedienen durfte. An diesen festlichen Tagen stolzirte der arme, leibeigene Knecht mit dem Pileus auf dem Kopfe unter den Freien umher und saß mit ihnen beim fröhlichen Gastmahle; denn das Fest war ja eine Erneuerung des Traumes von einer glückseligen Zeit allgemeiner Freiheit und Gleichheit und harmloser Unschuld, einer Zeit, die niemals gewesen ist und niemals eintreten wird.

Der freie Römer gönnte dem Sklaven seinen kurzen Traum; ihm gehörte die Wirklichkeit. In seine faltenreiche Toga gehüllt, schritt er nach der Curie, wo der versammelte Senat die Wohlfahrt und Gesetze des Staates berieth, oder nach dem Forum, wo das Volk in Curien oder Tribus darüber abstimmte. Das Volk aber bildete im engeren Sinne des Wortes noch immer die alten Geschlechter, deren Häupter zu Anfang des Staates sich zu einem Senate von hundert Gliedern vereinigt hatten. Später wurden der Rathsversammlung eben so viele Häupter des sabinischen Stammes der Titier oder Tatienser und vielleicht unter Tarquinius Priscus eine gleiche Zahl des dritten Stammes, der albanischen Lucerer, beigesellt. Zur Beschlußfassung über wichtige Staatsangelegenheiten, über die Wahl obrigkeitlicher Personen, zur Bestätigung der Königswahl traten die Geschlechter selbst zusammen; denn die Versammlung in Curien war nur eine Versammlung der Geschlechter, deren Stimmen durch ihre zahlreichen Clienten und Angehörigen verstärkt wurden. Auf ihr Urtheil konnte jeder Patricier sich berufen, wenn es sich um Geld-, Freiheits- und Todesstrafe handelte. Dies wichtige Recht der Provocation oder Appellation an eine Versammlung von Gleichen (Pairs) stand nicht den Plebejern zu; aber sie erlangten es mit der Zeit, als sie durch Vermögen und Kriegsthaten an Bedeutung gewannen. Da fingen sie an, sich in Tribus zu selbständigen Berathungen zu versammeln, und in diesen Versammlungen waren die Geschlechter nicht vorherrschend, weil sie nur nach dem Census, dem Vermögensstand, zur Abstimmung berechtigt waren. Schon der erste Tarquinius hatte, wie wir berichtet, aus ihrer Mitte Ritter-Centurien gebildet, denen der Zutritt in den Senat offen stand; die Servianische Gesetzgebung, die, wie jede Gesetzgebung des Alterthums, nur den im Laufe der Zeit entstandenen Gebräuchen Maß und Regel gab, heiligte das Recht der Plebejer, sich auf die Versammlung der Centurien zu berufen. Diese gesetzliche Bestimmung war besonders ein Schutz gegen die Härte der Schuldgesetze. Es war nämlich jedem Gläubiger erlaubt, den Zinsfuß zu bestimmen, Zins von Zins einzufordern und den säumigen Schuldner, wenn sein Vermögen zur Zahlung nicht hinreichte, seiner Freiheit zu berauben, ja, ihn der grausamsten Mißhandlung preiszugeben. Servius Tullius hatte zwar Leibes- und Freiheitsstrafen wegen Schulden überhaupt untersagt; allein immerhin war die Berufung an die Versammlung

der Centurien von hoher Wichtigkeit. Unter dem letzten Tarquinius hatte man dieselbe zum Theil beseitigt, die grausamen Schuldgesetze aber, wenn es dem Vortheile des Despoten und seines Anhangs gemäß schien, wieder in Geltung gebracht. Nach seiner Vertreibung hatte man zwar, um die ganze Bevölkerung für die neue Verfassung zu gewinnen, die Rechte der Plebejer hergestellt; allein sobald die regierenden Geschlechter sich in der Herrschaft gesichert sahen, wußten sie die alten Gesetze in ihrer ganzen Strenge wieder aufzurichten und betrachteten alle bisherigen Milderungsversuche als sträfliche Anmaßungen. Sie glaubten dabei in ihrem guten Rechte zu sein. Denn sie waren die Nachkommen und Erben jener ersten Siedler, die sich auf dem Palatin, Quirinal und Cölius anfangs als getrennte Volksstämme niedergelassen und später zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt hatten. Daß die Rasener und sabinischen Titier als Eroberer erschienen waren, läßt sich mit Grund annehmen. Sie unterwarfen die ansässigen Bauern und herumstreifenden Hirten, behandelten sie aber nicht als Heloten, sondern nahmen sie, wie Angehörige des Hauses in ihren Schutz. Daher entsprang das freundliche Verhältniß der Patrone und Clienten, das oft noch herzlicher war als dasjenige, welches zwischen Eltern und Kindern bestand. Der Client hatte keine staatsbürgerlichen Rechte; allein der Patron vertrat ihn vor Gericht, vor der Gemeinde, bei gottesdienstlichen Handlungen und zog ihn auch wol, als seinen Dienstmann, zur Heeresfolge. Landbesitz zu erwerben, mochte dem Clienten lange Zeit unmöglich sein, da die Eroberer alles Grundeigenthum unter sich getheilt hatten und als Erbgüter in unveräußerlichem Besitz hielten. In der Folge mußte sich dieses Verhältniß ändern.

Die Plebs oder Gemeinde ist spätern Ursprungs. Sie umfaßte die Bevölkerung eroberter und zerstörter Städte und war in ihrem Grundbesitz und in bürgerlichen Rechten belassen worden. Die Plebejer führten vor Gericht ihre Sache selbst, hatten aber keinen Antheil an der Staatsverwaltung. Sie lassen sich mit den lacedämonischen Periöken vergleichen, wohnten aber nicht, wie diese, in abgesonderten Landstädten, sondern in demselben Verband mit den Altbürgern. Daher gelangten sie im Verlaufe der Zeit mit diesen zu gleichen Rechten. In den Kriegen bildeten sie, als Grundbesitzer, den Haupttheil des Fußvolks; in den Centuriat-Versammlungen gewannen sie mehr und mehr Bedeutung durch ihr Vermögen. Indessen waren noch im Anfange der Republik die Befugnisse und Wirksamkeit dieser allgemeinen Gemeindevertretung sehr beschränkt. Sie durfte nur mit Ja und Nein über Gesetzesvorlagen des Senats und über die von demselben zur Wahl vorgeschlagenen Magistratspersonen abstimmen; es fand keine Discussion statt, und schließlich behielt die Curien-Versammlung der Patricier das Bestätigungsrecht. Sie konnte die Beschlüsse der Centurien annehmen oder verwerfen. Auf diese Art war die mehr oder minder freie Bewegung der Gemeinde von Senat und Curien abhängig. Sie glich einer unmündigen Person, deren guten Willen die Vormünder zu erhalten suchten, deren Zustimmung zu wichtigen Maßregeln sie nach Belieben einzu-

gewand mit reichen Zierrathen und trugen wahrscheinlich schon die Palla, ein weites, wallendes Gewand mit kostbaren Stickereien. — Eine Kopfbedeckung war nicht üblich; nur auf Reisen, oder beim Betrieb der Gewerbe trug der Römer den Pileus, einen breitkrämpigen Filzhut, das Zeichen des freien Mannes, dessen sich der Sklave nur während der Feier der Saturnalien bedienen durfte. An diesen festlichen Tagen stolzirte der arme, leibeigene Knecht mit dem Pileus auf dem Kopfe unter den Freien umher und saß mit ihnen beim fröhlichen Gastmahle; denn das Fest war ja eine Erneuerung des Traumes von einer glückseligen Zeit allgemeiner Freiheit und Gleichheit und harmloser Unschuld, einer Zeit, die niemals gewesen ist und niemals eintreten wird.

Der freie Römer gönnte dem Sklaven seinen kurzen Traum; ihm gehörte die Wirklichkeit. In seine faltenreiche Toga gehüllt, schritt er nach der Curie, wo der versammelte Senat die Wohlfahrt und Gesetze des Staates berieth, oder nach dem Forum, wo das Volk in Curien oder Tribus darüber abstimmte. Das Volk aber bildete im engeren Sinne des Wortes noch immer die alten Geschlechter, deren Häupter zu Anfang des Staates sich zu einem Senate von hundert Gliedern vereinigt hatten. Später wurden der Rathsversammlung eben so viele Häupter des sabinischen Stammes der Titier oder Tatienser und vielleicht unter Tarquinius Priscus eine gleiche Zahl des dritten Stammes, der albanischen Lucerer, beigesellt. Zur Beschlußfassung über wichtige Staatsangelegenheiten, über die Wahl obrigkeitlicher Personen, zur Bestätigung der Königswahl traten die Geschlechter selbst zusammen; denn die Versammlung in Curien war nur eine Versammlung der Geschlechter, deren Stimmen durch ihre zahlreichen Clienten und Angehörigen verstärkt wurden. Auf ihr Urtheil konnte jeder Patricier sich berufen, wenn es sich um Geld-, Freiheits- und Todesstrafe handelte. Dies wichtige Recht der Provocation oder Appellation an eine Versammlung von Gleichen (Pairs) stand nicht den Plebejern zu; aber sie erlangten es mit der Zeit, als sie durch Vermögen und Kriegsthaten an Bedeutung gewannen. Da fingen sie an, sich in Tribus zu selbständigen Berathungen zu versammeln, und in diesen Versammlungen waren die Geschlechter nicht vorherrschend, weil sie nur nach dem Census, dem Vermögensstand, zur Abstimmung berechtigt waren. Schon der erste Tarquinius hatte, wie wir berichtet, aus ihrer Mitte Ritter-Centurien gebildet, denen der Zutritt in den Senat offen stand; die Servianische Gesetzgebung, die, wie jede Gesetzgebung des Alterthums, nur den im Laufe der Zeit entstandenen Gebräuchen Maß und Regel gab, heiligte das Recht der Plebejer, sich auf die Versammlung der Centurien zu berufen. Diese gesetzliche Bestimmung war besonders ein Schutz gegen die Härte der Schuldgesetze. Es war nämlich jedem Gläubiger erlaubt, den Zinsfuß zu bestimmen, Zins von Zins einzufordern und den säumigen Schuldner, wenn sein Vermögen zur Zahlung nicht hinreichte, seiner Freiheit zu berauben, ja, ihn der grausamsten Mißhandlung preiszugeben. Servius Tullius hatte zwar Leibes- und Freiheitsstrafen wegen Schulden überhaupt untersagt; allein immerhin war die Berufung an die Versammlung

der Centurien von hoher Wichtigkeit. Unter dem letzten Tarquinius hatte man dieselbe zum Theil beseitigt, die grausamen Schuldgesetze aber, wenn es dem Vortheile des Despoten und seines Anhangs gemäß schien, wieder in Geltung gebracht. Nach seiner Vertreibung hatte man zwar, um die ganze Bevölkerung für die neue Verfassung zu gewinnen, die Rechte der Plebejer hergestellt; allein sobald die regierenden Geschlechter sich in der Herrschaft gesichert sahen, wußten sie die alten Gesetze in ihrer ganzen Strenge wieder aufzurichten und betrachteten alle bisherigen Milderungsversuche als sträfliche Anmaßungen. Sie glaubten dabei in ihrem guten Rechte zu sein. Denn sie waren die Nachkommen und Erben jener ersten Siedler, die sich auf dem Palatin, Quirinal und Cölius anfangs als getrennte Volksstämme niedergelassen und später zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt hatten. Daß die Rasener und sabinischen Titier als Eroberer erschienen waren, läßt sich mit Grund annehmen. Sie unterwarfen die ansässigen Bauern und herumstreifenden Hirten, behandelten sie aber nicht als Heloten, sondern nahmen sie, wie Angehörige des Hauses in ihren Schutz. Daher entsprang das freundliche Verhältniß der Patrone und Clienten, das oft noch herzlicher war als dasjenige, welches zwischen Eltern und Kindern bestand. Der Client hatte keine staatsbürgerlichen Rechte; allein der Patron vertrat ihn vor Gericht, vor der Gemeinde, bei gottesdienstlichen Handlungen und zog ihn auch wol, als seinen Dienstmann, zur Heeresfolge. Landbesitz zu erwerben, mochte dem Clienten lange Zeit unmöglich sein, da die Eroberer alles Grundeigenthum unter sich getheilt hatten und als Erbgüter in unveräußerlichem Besitz hielten. In der Folge mußte sich dieses Verhältniß ändern.

Die Plebs oder Gemeinde ist spätern Ursprungs. Sie umfaßte die Bevölkerung eroberter und zerstörter Städte und war in ihrem Grundbesitz und in bürgerlichen Rechten belassen worden. Die Plebejer führten vor Gericht ihre Sache selbst, hatten aber keinen Antheil an der Staatsverwaltung. Sie lassen sich mit den lacedämonischen Perióken vergleichen, wohnten aber nicht, wie diese, in abgesonderten Landstädten, sondern in demselben Verband mit den Altbürgern. Daher gelangten sie im Verlaufe der Zeit mit diesen zu gleichen Rechten. In den Kriegen bildeten sie, als Grundbesitzer, den Haupttheil des Fußvolks; in den Centuriat-Versammlungen gewannen sie mehr und mehr Bedeutung durch ihr Vermögen. Indessen waren noch im Anfange der Republik die Befugnisse und Wirksamkeit dieser allgemeinen Gemeindevertretung sehr beschränkt. Sie durfte nur mit Ja und Nein über Gesetzesvorlagen des Senats und über die von demselben zur Wahl vorgeschlagenen Magistratspersonen abstimmen; es fand keine Discussion statt, und schließlich behielt die Curien-Versammlung der Patricier das Bestätigungsrecht. Sie konnte die Beschlüsse der Centurien annehmen oder verwerfen. Auf diese Art war die mehr oder minder freie Bewegung der Gemeinde von Senat und Curien abhängig. Sie glich einer unmündigen Person, deren guten Willen die Vormünder zu erhalten suchten, deren Zustimmung zu wichtigen Maßregeln sie nach Belieben einzu-

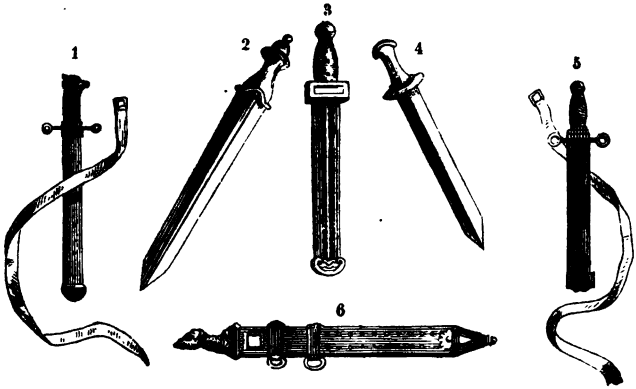
holen pflegten, um endlich doch das zu thun, was ihnen selbst räthlich schien. Sie thaten dies Alles aber im Namen der Götter, da ihnen allein gottesdienstliche Handlungen und Priesterthümer zustanden. Ueber alle wichtigen Staatshandlungen wurden Auspicien vorgenommen, d. h. die göttliche Willensmeinung im Vogelflug und in andern Vorbedeutungen erforscht. Der Staat, seine Gesetze, seine Institutionen, seine Wohlfahrt beruhten nach dem frommen Glauben der Römer auf göttlicher Autorität, und vielleicht gründete sich auf diesen Glauben die bewundernswürdige Stetigkeit der allmählichen Entwickelung der römischen Verfassung.

Der feste Halt und Grundpfeiler des Staates war und blieb unter allen Veränderungen und Umwälzungen der Senat, eine Versammlung der angesehensten Hausväter, die ursprünglich von der Altbürgerschaft erwählt und mit Vollmacht betraut waren, das Staatsoberhaupt und das Volk zu berathen. Diese ehrwürdige Körperschaft war zwar von den Königen abhängig, allein, da die ganze Altbürgerschaft hinter ihr stand, nicht ohne Kraft zum selbständigen Handeln. Ihr Ansehen mußte steigen, als nach Vertreibung der Könige wechselnde und verantwortliche Magistrate an deren Stelle traten. Plebejer waren, wie bereits angeführt, während der Königszeit in ihre Mitte aufgenommen worden und hießen conscripti, beigeschriebene oder berufene Väter; doch war die Zahl derselben noch zu gering, als daß die Plebs wirksam darin vertreten worden wäre. Es wird davon noch später die Rede sein.

2. Kriegswesen.

Aus dem Volksgewühl auf dem Forum wenden wir uns nordwärts nach der Ratumenischen Pforte. Rechts blickt die sanft ansteigende Höhe des Quirinal, links die Burg von dem steilen capitolinischen Hügel herab. Wir treten in's Freie und übersehen die ausgedehnte Niederung des Marsfeldes, die der Tiberstrom in einem weiten Bogen begränzt. Auf dieser Ebene versammelt sich die Bürgerschaft in voller Waffenrüstung nach Centurien. Hier wird gemäß der Servianischen Gesetzgebung über Krieg und Frieden abgestimmt, soweit solches der Senat in seiner Berathung für statthaft erklärt hat. Hier, oder im Lager selbst werden nach der nämlichen Ordnung die Testamente der Krieger, die in's Feld rücken, als gültig anerkannt, oder als ungesetzlich verworfen. Ist die Versammlung eine Musterung für den Feldzug, so finden sich nur die Centurien der Leute vom siebenzehnten bis zum sechsundvierzigsten Lebensjahre ein, da die Centurien der älteren Männer bis zum sechzigsten Lebenjahre zur Vertheidigung der Stadt verpflichtet sind. Man sieht hieraus, daß man bei der römischen Heerordnung nicht an eine regellose Menge denken darf, wie bei den asiatischen Heeren, sondern daß man ein gegliedertes, wohlgefügtes Ganzes vor sich hat. Die Aufstellung ist nicht die der späteren Legionen mit ihren Unterabtheilungen, sondern die der altgriechischen Phalanx. Da mögen nun die Glieder weniger künstlich geordnet und weniger geschickt in

Bewegungen sein, als die der Spartaner, deren einziges Geschäft der Krieg war; aber diese kriegerischen Bürger sind doch gewöhnt, ihre Ordnung zu erhalten, ihre Waffen zu handhaben, dem Commando der Befehlshaber zu gehorchen, nach dem Klange der Hörner und der Tuben (Trompeten) vorzurücken, oder sich zurückzuziehen. Für das Gefecht haben sie das in der Folgezeit so furchtbar gewordene römische Schwert noch nicht angenommen; ihre Schwerter sind nur zum Hieb eingerichtet, einschneidig, selten zweischneidig, und ohne Spitze. Schwerter, wie überhaupt die Angriffswaffen wurden von den Waffenschmieden aus Erz verfertigt. Das Metall wurde nicht geglüht, sondern kalt gehämmert, wodurch es einen hohen Grad von Härte erlangte.



Römische Schwerter aus verschiedenen Perioden.

1. Das kurze Schwert des Veliten.
2. Das lange Schwert des Reiters.
3. Schwert aus der Kaiserzeit.
4. Kürzeres hispanisches Schwert des Fußsoldaten.
5. Schwert mit Partisane und Tragriemen (balteus).
6. Schwert in der Scheide (aus Pompeji).

Zur Zeit der Könige und noch lange nachher kämpften die römischen Krieger fast ausschließlich mit dem Speer, um die Entscheidung herbeizuführen, und dieser ist auch die geeignetste Waffe für die Aufstellung in langen, geschlossenen Linien und bei einer Tiefe von zehn Mann. Der Krieger der vorderen Reihen, der vorzugsweise bestimmt ist, den feindlichen Waffen die Brust entgegen zu bieten, steht in voller, glänzender Rüstung. Der metallene Helm ohne Visier, dessen Seitentheile bis auf die Schultern herabreichen, deckt sein Haupt, der vier Fuß lange Schild von Holz und Stierhaut, den ein eherner Buckel mit starker Spitze schmückt, seine linke Seite. Seine Brust umgiebt der Pänzer von starken über einander geschlungenen Riemen (lorica), die manchmal mit ehernen Schuppen bedeckt sind. Vier Riemen mit metallenen Kettchen beschützen seine Schulter, sechs ähnliche Riemen seinen Unterleib, eine eherne Schiene sein rechtes Bein, das vom Schilde keinen Schutz hat. Unter dieser Rüstung trägt der Soldat die anschließende Tunica, über derselben das Sagum, einen Mantel von grober Wolle, den er jedoch während des Kampfes ablegt.

Gelächter seiner königlichen Verwandten seinen Wanderstab. Der Priester aber fand den Stock ungewöhnlich schwer, und als er im innern Heiligthum die äußere Rinde ablöste, sah er, daß derselbe mit lauterem Golde ausgegossen war. Die Königssöhne brachten nun ihre Anfrage über die Bedeutung der Wunderzeichen vor. Da ertheilte die pythische Jungfrau die seltsame Antwort: „Wenn ein Hund mit menschlicher Rede spricht, droht dem Könige Gefahr.“ Dieser Bescheid machte sie wohlgemuth; denn sie bedachten nicht, daß Brutus in seinem scheinbaren Blödsinn oft, wie ein Hund, bellte, und daß er vielleicht einmal mit menschlicher Rede den Schicksalsspruch erfüllen könne. Nunmehr thaten sie die weitere Frage, wer von ihnen einstmals die Herrschaft erlangen werde, und erhielten den Spruch: „Erbe wird sein, wer zuerst die Mutter küßt.“ Da sie den verborgenen Sinn des Orakels nicht verstanden, so beschlossen sie in brüderlicher Eintracht nach erfolgter Heimkehr ihre Mutter Tullia zugleich zu küssen. Brutus dagegen, der den Sinn des Orakels richtiger auffaßte, that, als ob er strauchle, und küßte die gemeinschaftliche Mutter Erde. Froh des wohl vollbrachten Geschäfts traten die Gesandten die Rückfahrt an und erreichten glücklich das heimische Land, wo alsbald andere Arbeiten ihrer warteten.

Sie fanden den König vollauf mit kriegerischen Rüstungen beschäftigt. Es galt der mächtigen Stadt Ardea im Lande der Rutuler, die, wie vorher Gabii, ein Sammelplatz römischer Flüchtlinge geworden war. Im Vertrauen auf ihre festen Mauern und auf ihre unzugängliche Lage auf einem steil ansteigenden Tufhügel bot sie der römischen Macht Trotz und verzagte nicht, als das feindliche Heer sie umlagerte. Der erste, stürmische Angriff ward von den muthigen Bürgern abgeschlagen; es blieb daher nichts anderes übrig, als durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen. So zog sich die Belagerung in die Länge.

Die Königssöhne und andere vornehme Römer, Genossen ihrer Vergnügungen, suchten sich durch mancherlei Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Einst saßen sie beim vollen Becher, spielten, sangen muntre Volkslieder und plauderten dazwischen. Da fiel die Rede auch auf die Frauen, wie dies unter jungen Wüstlingen und Müßiggängern oft der Fall ist. Jeder rühmte seine Ehegenossin; vor Allen aber erhob Tarquinius Collatinus die Sittsamkeit, Häuslichkeit und den Liebreiz seiner Lucretia, der Tochter des angesehenen Patriciers Spurius Lucretius. Sogleich beschloß man, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Die Pferde waren bald gesattelt und trugen ihre Gebieter zuerst nach Rom. Daselbst fand man aber die fürstlichen Frauen in lustigen Gesellschaften und ihren Haushalt unbeaufsichtigt. Ohne sich um ihr Fragen und Schmollen zu bekümmern, setzte man die Reise nach Collatia an einem zum Anio niederrinnenden Bache fort; denn daselbst residirte das mit dem Königshause verwandte Geschlecht des Tarquinius Collatinus.

Es war spät am Abend, als man in die Wohnung eintrat, wo Lucretia als Hausfrau waltete. Sie saß mitten unter ihren Dienerinnen, ihre Arbeiten leitend und selbst mit Spinnen und Weben beschäftigt, ein liebliches Bild edler

Weiblichkeit, das noch durch den Glanz ihrer natürlichen Schönheit erhöht wurde. Sie war nicht befangen, nicht überrascht durch die unerwartete Ankunft der vornehmen Gäste. Sie begrüßte den Gemahl und seine Begleiter mit der Anmuth, die dem sittsamen Weibe eigen ist, und reichte Erfrischungen dar, die der wohlgeordnete Haushalt im Ueberflusse gewährte. Nach kurzer Rast begab sich die Reisegesellschaft auf den Rückweg gen Ardea. Alle waren voll des Lobes der edlen Lucretia; aber in der Brust des Sextus Tarquinius hatte ihr Anblick ein wildes Feuer entzündet, und er war nicht gewohnt, seine Begierden zu zügeln. Einige Tage später verließ er allein das Lager unter dem Vorwande, in dem ihm untergebenen Gabii einige Geschäfte zu besorgen. Ein kleiner Umweg führte ihn nach Collatia in das Haus seines Vetters. Er ward freundlich, wie das erste Mal, aufgenommen und erhielt die gewünschte Herberge für die Nacht. Aber als das Haus in tiefen Schlaf versunken war, trat er mit gezücktem Schwerte an das Lager der Hausfrau, erstickte den Schrei ihrer Ueberraschung und drohte, sie und einen Sklaven zu ermorden und dann öffentlich auszusagen, er habe sie mit dem niedrigen Knecht im Ehebruch betroffen. Solcher Drohung öffentlicher Schande gab die Unglückliche nach, und der Wüstling sah sich am Ziele seiner Wünsche. An die Thränen geopferter Unschuld gewöhnt, nahm er hierauf von der trauernden Lucretia Abschied und ritt auf wohlbekanntem Wege zurück nach dem Heerlager, ohne Ahnung, daß eine begangene Frevelthat nicht zugleich vergessen und vergeben ist, sondern daß sie fortlebt und heimlich fortarbeitet und hinübergreift in die Zukunft und an den Grundfesten rüttelt, worauf der Uebelthäter den Bau seines Glückes gegründet hat, bis dieser Bau zusammenbricht und ihn selbst unter seinen Trümmern begräbt.

Lucretia saß indessen mit ihrem Grame allein in der stillen Nacht. Ihre harmlose Jugend, ihre glückliche Ehe, der liebende Gemahl, die fröhlichen Kinder traten vor ihre Seele. Es schien ihr, daß ihr das Alles nicht mehr angehöre. Aus den verworrenen Bildern erhob sich nur ein Gedanke und gewann immer mehr bestimmte Form; es war der Gedanke des Todes, der alle Schuld versöhnt, alle Leiden zu Ende bringt. Sie wollte, sie konnte die erlittene Schmach nicht überleben. Als der Morgen anbrach, sandte sie Boten zu ihrem Vater nach Rom und zu ihrem Gatten ins Lager und ließ sie eilends nach Collatia entbieten. Sie kamen, und in ihrem Gefolge der edle Publius Valerius, später Poblicola (Volksfreund) genannt, und der gering geachtete J. Brutus. Sie fanden die Matrone im Trauergewand und erfuhren aus ihrem Munde, was vorgefallen war. Sie suchten sie zu trösten, weil nur Gewalt, nicht sündige Lust sie bezwungen habe. Die Unglückliche aber nahm keinen Trost an. „Sehet zu", rief sie aus, „was dem Verbrecher gebührt; ich, wenn auch von Sünde frei, will nicht die Ursache sein, daß eine schuldige Frau sich dereinst auf Lucretia berufe." Mit diesen Worten zuckte sie ein unter der Tunica verborgenes Messer und durchbohrte mit fester Hand ihre Brust.

Laut auf schreien Vater und Gemahl; Brutus aber, die Maske des Blödsinns abwerfend, fordert die Freunde auf, solchen Frevel nicht zu dulden, nicht länger den Nacken unter das Joch des Tyrannen zu beugen, sondern als freie Römer zu leben, oder, gleich der hochherzigen Lucretia, in den Tod zu gehen. Da schließen die vier Männer den Bund für die Befreiung ihres Vaterlandes; die Bürgerschaft von Collatia, von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, wird für den gleichen Zweck gewonnen.

Ein unabsehbarer Leichenzug setzt sich nach Rom in Bewegung. Daselbst beruft Brutus, kraft seines Amtes als Oberhaupt der Ritterschaft, das Volk auf das Forum. Es versammelt sich nach Curien, die Patricier der drei alten Stämme mit ihren Clienten, wie einst gälische Häuptlinge mit ihren Gefolgschaften. Die Leiche wird aufgedeckt, der blutige Dolch entblößt. Die Menge, der eignen Leiden gedenkend und durch die an einer edlen Römerin verübte Frevelthat erbittert, stimmt dem Brutus bei, der mit beredtem Worte zur Abschaffung der königlichen Gewaltherrschaft auffordert. Sofort eilt das Volk zu den Waffen, während Tullia, die verhaßte Königin, unter der stürmischen Bewegung der Menge mit geringem Gefolge entflieht. Die Thore werden geschlossen, die Mauern gegen jeden Angriff mit Bewaffneten besetzt.

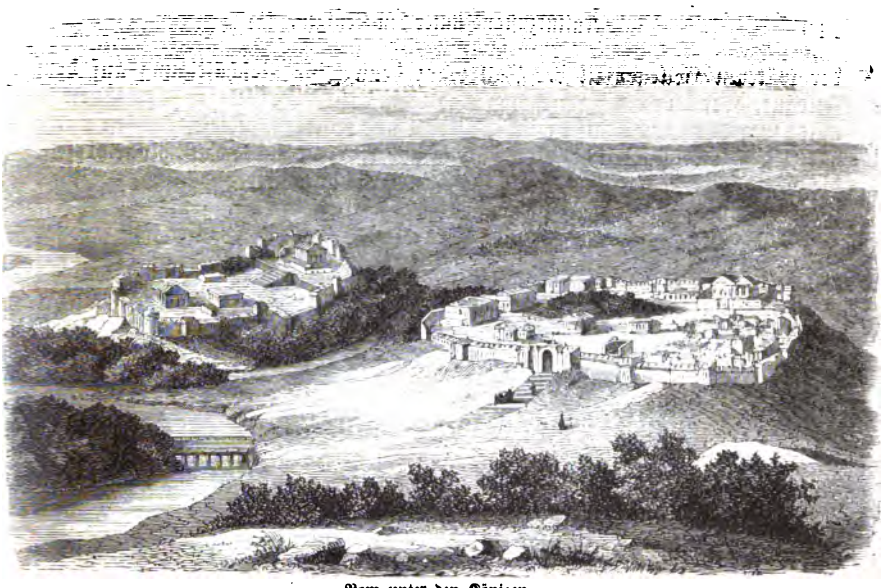
Sp. Lucretius übernimmt, als erwählter Zwischenkönig, den Oberbefehl in der aufgeregten Stadt, zugleich aber macht sich Brutus mit gleichgesinnten Männern auf den Weg in das Lager, um das Heer für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen. Schon ist die Kunde davon vorausgeeilt, schon trabt der König, im Vertrauen auf sein gutes Glück und den Wankelmuth der Menge, mit einer Schaar ergebener Anhänger auf einem andern Wege nach Rom. Er
509 v. Chr. kommt an das Capenische Thor; er findet es verschlossen. Seine Absetzung wird ihm verkündigt, Geschosse werden auf ihn gerichtet. Als er darauf in das Lager zurückkehrt, um das Heer gegen den Aufruhr zu führen, findet er dieses feindlich gesinnt und in voller Auflösung. Unter solchen Umständen bleibt ihm nichts übrig, als in dem bisher verbündeten Etrurien Schutz und Beistand zu suchen. Beides findet er mit Tullia und seinen drei jüngeren Söhnen in Tarquinii und dem mächtigen Cäre; den Sextus aber, der durch seinen Frevel den Umsturz der königlichen Macht veranlaßt hatte, ereilt das Verderben in der ihm unterthänigen Stadt Gabii. Er fällt in einem Aufruhr der Bürger von unbekannter Hand.

Historische Thatsache ist, daß L. Tarquinius Superbus der letzte König in Rom war, daß er auf eine gewaltthätige Weise, mit Hülfe der gegen den Bürgerkönig Servius Tullius erbitterten Patricier, zur Herrschaft kam, aber auch von den Geschlechtern, die er seine königliche Macht fühlen ließ, wieder gestürzt wurde. Der Druck seiner despotischen Regierung muß übrigens auch schwer auf dem geringen Volke gelastet haben, das bei den Bauten zu harten Frohnden angehalten wurde; denn es leistete gewiß aus keinem andern Grunde den Altbürgern Beistand zur Abschaffung der königlichen Regierung. Wenn sich in späterer Zeit Volksredner dahin aussprachen, der Despotismus der Könige

habe nur die Patricier betroffen, die Plebs sei aus patriotischer Theilnahme denselben in den Kampf gegen die Tyrannen gefolgt: so hatte man, wie gewöhnlich geschieht, unter dem Drucke der Gegenwart die vergangenen Leiden bald vergessen, oder man hielt sie doch für erträglicher als die, welche die herrschenden Geschlechter über ihre gering geachteten Mitbürger brachten. Was den Bericht über den Ausgang der Könige betrifft, so halten wir ihn in der Hauptsache für historisch. Denn es ist eine häufig wiederkehrende Thatsache, daß der Despot, wenn er seine Willkürherrschaft für befestigt hält, Gut und Ehre Anderer seiner Lust opfert. In unserer Erzählung ist es aber ein junger Wüstling, der, an keine Zucht gewöhnt, die Ehre einer würdigen Matrone nicht hoch anschlägt. Wir möchten an der geschichtlichen Grundlage nicht zweifeln; doch muß erwähnt werden, daß, nach Livius, Aruns, ein angesehener Mann aus dem tuskischen Clusium, die feindlichen Gallier zum Verderben seiner Vaterstadt über die Alpen führte, um sich an seinem Mündel Lucumo (Lucius), dem Verführer seiner Gattin, zu rächen. Die Gleichartigkeit der Namen mit denen der römischen Königssöhne zeigt, daß die römische Tradition Manches aus tuskischen Berichten herüber genommen hat.

Welche Ansicht man nun von den sagenhaften Berichten über die ersten Zeiten des römischen Volks haben mag, so viel geht unwiderleglich daraus hervor, daß sich Rom unter der königlichen Regierung zu einer bedeutenden Macht erhoben hatte. Sein Gebiet war ansehnlich erweitert, die benachbarten Völker, namentlich die Latiner, Herniker, ein Theil der Etrusker und Volsker zu einer Bundesgenossenschaft gezwungen, die mehr oder weniger ein Abhängigkeitsverhältniß bedingte. Ansehnliche Städte, wie Collatia, Signia, Circeji u. a., waren mit römischen Bürgern bevölkert, wodurch die feindlichen Stämme im Zaum gehalten wurden. Handel und Verkehr hatten sich erweitert, und selbst der Seehandel, von Ostia aus betrieben, war nicht unansehnlich, da sogar mit dem mächtigsten Seestaat jener Zeit, mit Karthago, bald nach Vertreibung der Könige ein Vertrag über die gegenseitige Schifffahrt abgeschlossen wurde. Der Vertrag ist aufbewahrt und gewiß nicht untergeschoben. Er bestimmt unter Anderm, daß die Städte Ardea, Antium, Laurentum, Circeji, Terracina, wie die übrigen Latiner, soviele den Römern unterthan seien, von den Karthagern nicht geschädigt würden. Die römische Herrschaft erstreckte sich demnach über die ganze südliche Meeresküste und Volsker-Ebene bis an das Vorgebirge der Circe, hatte folglich einen größeren Umfang, als die Tradition angiebt. Indessen waren alle diese Erfolge nur durch die Thätigkeit der Könige hervorgerufen worden; Glanz und Ansehen umstrahlten nur das Oberhaupt des Staates. Rom selbst trat in die Dunkelheit zurück, sobald nicht mehr ein Alleinherrscher an der Spitze stand, der während einer langen Regierung weitaussehende Pläne beharrlich verfolgte. Dagegen war auch diese rasch aufstrebende Herrschaft nur durch die Tüchtigkeit des Staatsoberhauptes bedingt; sie war eine vorübergehende Erscheinung, wenn die Könige, im unbestrittenen Besitze, sich dem Genusse in die Arme warfen. Das aber ist

der gewöhnliche Gang der Dinge, und Rom hätte keine Ausnahme gemacht. Das Königthum war, wie die Tradition lehrt, lange Zeit eine Wahlmonarchie; die Tarquinier hatten die Wahl abgeſchafft, was ihnen den Haß und Widerſtand der altberechtigten Geſchlechter zuzog. Der letzte König glaubte, der Stolz, die Widerſetzlichkeit der Patricier ſei gebrochen. Er umgab ſich mit einem glänzenden, üppigen Hof, wagte Recht, Geſetz und Sitte mit Füßen zu treten; ſeine Söhne folgten ſeinem Beiſpiele und übertrafen ihn noch in jugendlichem Uebermuthe. Da mußte vorausſichtlich unter der folgenden, oder der dritten Regierung jede Kraft, jedes Vorwärtsſtreben im königlichen Hauſe erſchlaffen und dieſes und mit ihm das geknechtete Volk dem Untergange ſchnell entgegen gehen. Rom aber ſollte zu einer Weltmacht heranwachſen; darum wurden die Bande knechtender Alleinherrſchaft gelöſt; darum bildete ſich in ſeinem Schooße eine Regierung, welche, die edelſten Kräfte des Volkes in ſich faſſend, unter allen äußeren und inneren Stürmen ihr Ziel vor Augen behielt; darum entwickelte es ſeine Mittel und Eigenthümlichkeiten nach allen Seiten und nahm bereitwillig Fremdartiges in ſich auf, wenn es ihm nützen konnte, verſchmolz es aber mit ſeinem eignen Weſen, ſo daß es als ſein Eigenthum in Wirkſamkeit trat. So blieb das römiſche Volk unter allem Wechſel daſſelbe, und ſein letztes Ziel war die Weltherrſchaft. Was über den Gränzen von Mittelitalien lag, was jenſeits des Meeres ſich regte und bewegte, ließ zwar anfangs den Römer noch unbekümmert. Doch langſam, Schritt für Schritt, dehnte er ſein Reich aus, und in demſelben Maße erweiterte ſich ſein Geſichtskreis und die Begierde nach Beſitz, die ihn tauſend Gefahren, wie dem Tod entgegenführte.



Rom unter den Königen.

II.

Kulturzustand unter den Königen.

Sie sitzen und berathen; sie bau'n ihr Ackerfeld,
Und schreiten sie zu Thaten, ist jeder Mann ein Held.

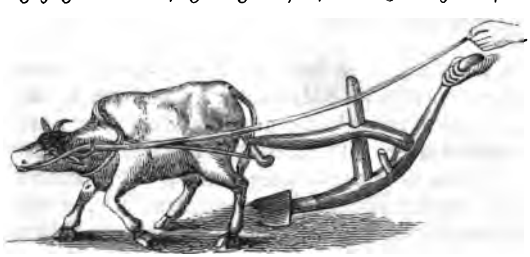
Leben und Staat.

Bei diesem geschichtlichen Abschnitt ist es passend, den Römer in seiner Häuslichkeit, auf dem Forum und endlich im Lager näher zu betrachten. An seinem häuslichen Herde war er nach dem Gesetze unbeschränkter Herr, wie über Sklaven, so über Gattin und Kinder. Ihr Leben und Tod stand in seiner Hand. Die Sklaven konnte er durch ihre Freilassung von der Abhängigkeit lösen, die Familienglieder nicht. Letztere blieben ihm untergeben, bis er starb, dann trat der älteste Sohn an seine Stelle; doch konnten auch die andern Söhne unabhängige Haushaltungen begründen. So unbillig und schneidend diese gesetzlichen Bestimmungen auch scheinen, so hatten sich doch die ehelichen Verhältnisse in Wirklichkeit ganz anders gestaltet. Die römische Matrone war ihrem Gatten ebenbürtig, stand ihm als Rathgeberin zur Seite, war Vorsteherin des Haushalts, wie das Weib in der griechischen Heroenzeit. Der Mann erhob sich nicht durch geistige Bildung über seine Ehegenossin, wie dies in

der späteren Hellenenzeit der Fall war; denn seine Beschäftigung auf dem Feldgut, oder im rauhen Kriegslager gab ihm dazu keine Gelegenheit. Eben so milde war das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern. Diese wuchsen unter väterlicher und mütterlicher Zucht heran und waren dann darauf hingewiesen, die Wohlfahrt des patriarchalischen Haushalts durch ihrer Hände Arbeit zu fördern, durch ihre kriegerischen Thaten zu Ehren zu bringen.

Altrömischer Pflug frühester Periode.

Der freie Römer beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Feldbau, wobei seine Frau, seine Kinder und Sklaven, wenn er deren hatte, behülflich sein mußten. Er selbst besorgte das Säen und Pflügen und bediente sich zu dem letzteren Geschäft eines sehr einfachen Pfluges, der nur aus zwei Hauptheilen bestand, nämlich aus der hölzernen, doch mit Eisen beschlagenen Pflugschar und dem zurück und nach oben gebogenen Krummholz. Dieses einfache Werkzeug, das, wie zum Theil heute noch fast überall in Italien, von Ochsen gezogen wurde, genügte ihm, das Feld zu bestellen. Da man in der ältesten Zeit von Eggen nichts wußte, so half man entweder mit der Hacke nach, oder man pflügte in verschiedenen Richtungen. Außer dem Ackerbau wurden Jagd und Fischerei nicht zum Vergnügen, sondern als Erwerbsmittel betrieben. Wald und Feld, Flüsse und Bäche lieferten reichliche Beute und waren den Bürgern frei gegeben, also nicht Vorrecht der Könige, oder des Staates. Den Wolf und das Hochwild bekämpfte der kühne Jäger mit dem zum Wurf und Stoß geeigneten Speer; kleineres Wild, Geflügel und Fische berückte man mit Schlingen und Netzen.



Altrömischer Pflug späterer Periode.

Jagd und Fischerei.

Einfach, wie die Lebensweise, war auch die Kleidung des Römers. Mann und Weib trugen die Tunica von weißer Wolle, einen meist ärmellosen Leibrock, der nicht völlig bis zu den Knieen reichte. So verrichteten sie ihre häuslichen Geschäfte und ihre Feldarbeiten. Wenn sie aber in der Stadt Geschäfte hatten, im Senat, oder bei Volksversammlungen auf dem Forum, so hüllten sie sich in die Toga, ein Stück weißes, wollenes Tuch in Form eines Halbkreises, das sechs Ellen lang und vier Ellen breit war. Die Zipfel desselben wurden mit der linken Hand zusammengehalten, der rechte Arm blieb frei. Kleinen Kindern genügte die Tunica, größere erhielten die Toga mit einem Purpursaum (**toga praetexta**). Nach vollendetem fünfzehnten Lebensjahr ward der Knabe auf dem Forum in feierlicher Versammlung mit der männlichen Toga bekleidet und ermahnt, sie stets würdig zu tragen. Dann zog man mit ihm in den Tempel auf dem Capitol, wo er dem Schutze der Götter empfohlen wurde, und weiter in den Tempel der Juventus (Jugend), wo man seinen Namen in das Verzeichniß der wehrhaften jungen Mannschaft eintrug. — Eine Toga prätexta mit breitem Purpursaum war die Amtstracht hoher obrigkeitlicher Personen, besonders der Könige. Bei letzteren war diese Toga noch mit eingewobenen Palmblättern von Goldfäden verziert, wenn sie, als Sieger, an der Spitze des Heeres ihren Einzug hielten. Auch die stolze Königin Tullia und andere vornehme Frauen am Hofe des letzten Tarquinius versahen das einfache Römer-

gewand mit reichen Zierrathen und trugen wahrscheinlich schon die Palla, ein weites, wallendes Gewand mit kostbaren Stickereien. — Eine Kopfbedeckung war nicht üblich; nur auf Reisen, oder beim Betrieb der Gewerbe trug der Römer den Pileus, einen breitkrämpigen Filzhut, das Zeichen des freien Mannes, dessen sich der Sklave nur während der Feier der Saturnalien bedienen durfte. An diesen festlichen Tagen stolzirte der arme, leibeigene Knecht mit dem Pileus auf dem Kopfe unter den Freien umher und saß mit ihnen beim fröhlichen Gastmahle; denn das Fest war ja eine Erneuerung des Traumes von einer glückseligen Zeit allgemeiner Freiheit und Gleichheit und harmloser Unschuld, einer Zeit, die niemals gewesen ist und niemals eintreten wird.

Der freie Römer gönnte dem Sklaven seinen kurzen Traum; ihm gehörte die Wirklichkeit. In seine faltenreiche Toga gehüllt, schritt er nach der Curie, wo der versammelte Senat die Wohlfahrt und Gesetze des Staates berieth, oder nach dem Forum, wo das Volk in Curien oder Tribus darüber abstimmte. Das Volk aber bildete im engeren Sinne des Wortes noch immer die alten Geschlechter, deren Häupter zu Anfang des Staates sich zu einem Senate von hundert Gliedern vereinigt hatten. Später wurden der Rathsversammlung eben so viele Häupter des sabinischen Stammes der Titier oder Tatienser und vielleicht unter Tarquinius Priscus eine gleiche Zahl des dritten Stammes, der albanischen Lucerer, beigesellt. Zur Beschlußfassung über wichtige Staatsangelegenheiten, über die Wahl obrigkeitlicher Personen, zur Bestätigung der Königswahl traten die Geschlechter selbst zusammen; denn die Versammlung in Curien war nur eine Versammlung der Geschlechter, deren Stimmen durch ihre zahlreichen Clienten und Angehörigen verstärkt wurden. Auf ihr Urtheil konnte jeder Patricier sich berufen, wenn es sich um Geld-, Freiheits- und Todesstrafe handelte. Dies wichtige Recht der Provocation oder Appellation an eine Versammlung von Gleichen (Pairs) stand nicht den Plebejern zu; aber sie erlangten es mit der Zeit, als sie durch Vermögen und Kriegsthaten an Bedeutung gewannen. Da fingen sie an, sich in Tribus zu selbständigen Berathungen zu versammeln, und in diesen Versammlungen waren die Geschlechter nicht vorherrschend, weil sie nur nach dem Census, dem Vermögensstand, zur Abstimmung berechtigt waren. Schon der erste Tarquinius hatte, wie wir berichtet, aus ihrer Mitte Ritter-Centurien gebildet, denen der Zutritt in den Senat offen stand; die Servianische Gesetzgebung, die, wie jede Gesetzgebung des Alterthums, nur den im Laufe der Zeit entstandenen Gebräuchen Maß und Regel gab, heiligte das Recht der Plebejer, sich auf die Versammlung der Centurien zu berufen. Diese gesetzliche Bestimmung war besonders ein Schutz gegen die Härte der Schuldgesetze. Es war nämlich jedem Gläubiger erlaubt, den Zinsfuß zu bestimmen, Zins von Zins einzufordern und den säumigen Schuldner, wenn sein Vermögen zur Zahlung nicht hinreichte, seiner Freiheit zu berauben, ja, ihn der grausamsten Mißhandlung preiszugeben. Servius Tullius hatte zwar Leibes- und Freiheitsstrafen wegen Schulden überhaupt untersagt; allein immerhin war die Berufung an die Versammlung

der Centurien von hoher Wichtigkeit. Unter dem letzten Tarquinius hatte man dieselbe zum Theil beseitigt, die grausamen Schuldgesetze aber, wenn es dem Vortheile des Despoten und seines Anhangs gemäß schien, wieder in Geltung gebracht. Nach seiner Vertreibung hatte man zwar, um die ganze Bevölkerung für die neue Verfassung zu gewinnen, die Rechte der Plebejer hergestellt; allein sobald die regierenden Geschlechter sich in der Herrschaft gesichert sahen, wußten sie die alten Gesetze in ihrer ganzen Strenge wieder aufzurichten und betrachteten alle bisherigen Milderungsversuche als sträfliche Anmaßungen. Sie glaubten dabei in ihrem guten Rechte zu sein. Denn sie waren die Nachkommen und Erben jener ersten Siedler, die sich auf dem Palatin, Quirinal und Cölius anfangs als getrennte Volksstämme niedergelassen und später zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt hatten. Daß die Rasener und sabinischen Titier als Eroberer erschienen waren, läßt sich mit Grund annehmen. Sie unterwarfen die ansässigen Bauern und herumstreifenden Hirten, behandelten sie aber nicht als Heloten, sondern nahmen sie, wie Angehörige des Hauses in ihren Schutz. Daher entsprang das freundliche Verhältniß der Patrone und Clienten, das oft noch herzlicher war als dasjenige, welches zwischen Eltern und Kindern bestand. Der Client hatte keine staatsbürgerlichen Rechte; allein der Patron vertrat ihn vor Gericht, vor der Gemeinde, bei gottesdienstlichen Handlungen und zog ihn auch wol, als seinen Dienstmann, zur Heeresfolge. Landbesitz zu erwerben, mochte dem Clienten lange Zeit unmöglich sein, da die Eroberer alles Grundeigenthum unter sich getheilt hatten und als Erbgüter in unveräußerlichem Besitz hielten. In der Folge mußte sich dieses Verhältniß ändern.

Die Plebs oder Gemeinde ist spätern Ursprungs. Sie umfaßte die Bevölkerung eroberter und zerstörter Städte und war in ihrem Grundbesitz und in bürgerlichen Rechten belassen worden. Die Plebejer führten vor Gericht ihre Sache selbst, hatten aber keinen Antheil an der Staatsverwaltung. Sie lassen sich mit den lacedämonischen Periöken vergleichen, wohnten aber nicht, wie diese, in abgesonderten Landstädten, sondern in demselben Verband mit den Altbürgern. Daher gelangten sie im Verlaufe der Zeit mit diesen zu gleichen Rechten. In den Kriegen bildeten sie, als Grundbesitzer, den Haupttheil des Fußvolks; in den Centuriat-Versammlungen gewannen sie mehr und mehr Bedeutung durch ihr Vermögen. Indessen waren noch im Anfange der Republik die Befugnisse und Wirksamkeit dieser allgemeinen Gemeindevertretung sehr beschränkt. Sie durfte nur mit Ja und Nein über Gesetzesvorlagen des Senats und über die von demselben zur Wahl vorgeschlagenen Magistratspersonen abstimmen; es fand keine Discussion statt, und schließlich behielt die Curien-Versammlung der Patricier das Bestätigungsrecht. Sie konnte die Beschlüsse der Centurien annehmen oder verwerfen. Auf diese Art war die mehr oder minder freie Bewegung der Gemeinde von Senat und Curien abhängig. Sie glich einer unmündigen Person, deren guten Willen die Vormünder zu erhalten suchten, deren Zustimmung zu wichtigen Maßregeln sie nach Belieben einzu-

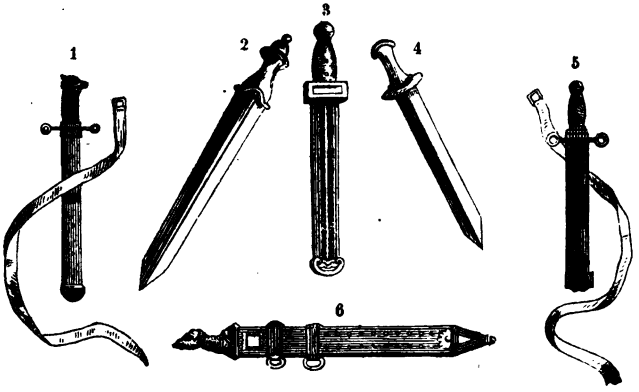
holen pflegten, um endlich doch das zu thun, was ihnen selbst räthlich schien. Sie thaten dies Alles aber im Namen der Götter, da ihnen allein gottesdienstliche Handlungen und Priesterthümer zustanden. Ueber alle wichtigen Staatshandlungen wurden Auspicien vorgenommen, d. h. die göttliche Willensmeinung im Vogelflug und in andern Vorbedeutungen erforscht. Der Staat, seine Gesetze, seine Institutionen, seine Wohlfahrt beruhten nach dem frommen Glauben der Römer auf göttlicher Autorität, und vielleicht gründete sich auf diesen Glauben die bewundernswürdige Stetigkeit der allmählichen Entwickelung der römischen Verfassung.

Der feste Halt und Grundpfeiler des Staates war und blieb unter allen Veränderungen und Umwälzungen der Senat, eine Versammlung der angesehensten Hausväter, die ursprünglich von der Altbürgerschaft erwählt und mit Vollmacht betraut waren, das Staatsoberhaupt und das Volk zu berathen. Diese ehrwürdige Körperschaft war zwar von den Königen abhängig, allein, da die ganze Altbürgerschaft hinter ihr stand, nicht ohne Kraft zum selbständigen Handeln. Ihr Ansehen mußte steigen, als nach Vertreibung der Könige wechselnde und verantwortliche Magistrate an deren Stelle traten. Plebejer waren, wie bereits angeführt, während der Königszeit in ihre Mitte aufgenommen worden und hießen conscripti, beigeschriebene oder berufene Väter; doch war die Zahl derselben noch zu gering, als daß die Plebs wirksam darin vertreten worden wäre. Es wird davon noch später die Rede sein.

2. Kriegswesen.

Aus dem Volksgewühl auf dem Forum wenden wir uns nordwärts nach der Ratumenischen Pforte. Rechts blickt die sanft ansteigende Höhe des Quirinal, links die Burg von dem steilen capitolinischen Hügel herab. Wir treten in's Freie und übersehen die ausgedehnte Niederung des Marsfeldes, die der Tiberstrom in einem weiten Bogen begränzt. Auf dieser Ebene versammelt sich die Bürgerschaft in voller Waffenrüstung nach Centurien. Hier wird gemäß der Servianischen Gesetzgebung über Krieg und Frieden abgestimmt, soweit solches der Senat in seiner Berathung für statthaft erklärt hat. Hier, oder im Lager selbst werden nach der nämlichen Ordnung die Testamente der Krieger, die in's Feld rücken, als gültig anerkannt, oder als ungesetzlich verworfen. Ist die Versammlung eine Musterung für den Feldzug, so finden sich nur die Centurien der Leute vom siebenzehnten bis zum sechsundvierzigsten Lebensjahre ein, da die Centurien der älteren Männer bis zum sechzigsten Lebenjahre zur Vertheidigung der Stadt verpflichtet sind. Man sieht hieraus, daß man bei der römischen Heerordnung nicht an eine regellose Menge denken darf, wie bei den asiatischen Heeren, sondern daß man ein gegliedertes, wohlgefügtes Ganzes vor sich hat. Die Aufstellung ist nicht die der späteren Legionen mit ihren Unterabtheilungen, sondern die der altgriechischen Phalanx. Da mögen nun die Glieder weniger künstlich geordnet und weniger geschickt in

Bewegungen sein, als die der Spartaner, deren einziges Geschäft der Krieg war; aber diese kriegerischen Bürger sind doch gewöhnt, ihre Ordnung zu erhalten, ihre Waffen zu handhaben, dem Commando der Befehlshaber zu gehorchen, nach dem Klange der Hörner und der Tuben (Trompeten) vorzurücken, oder sich zurückzuziehen. Für das Gefecht haben sie das in der Folgezeit so furchtbar gewordene römische Schwert noch nicht angenommen; ihre Schwerter sind nur zum Hieb eingerichtet, einschneidig, selten zweischneidig, und ohne Spitze. Schwerter, wie überhaupt die Angriffswaffen wurden von den Waffenschmieden aus Erz verfertigt. Das Metall wurde nicht geglüht, sondern kalt gehämmert, wodurch es einen hohen Grad von Härte erlangte.



Römische Schwerter aus verschiedenen Perioden.

1. Das kurze Schwert des Veliten.
2. Das lange Schwert des Reiters.
3. Schwert aus der Kaiserzeit.
4. Kürzeres hispanisches Schwert des Fußsoldaten.
5. Schwert mit Wurfstange und Tragriemen (balteus).
6. Schwert in der Scheide (aus Pompeji).

Zur Zeit der Könige und noch lange nachher kämpften die römischen Krieger fast ausschließlich mit dem Speer, um die Entscheidung herbeizuführen, und dieser ist auch die geeignetste Waffe für die Aufstellung in langen, geschlossenen Linien und bei einer Tiefe von zehn Mann. Der Krieger der vorderen Reihen, der vorzugsweise bestimmt ist, den feindlichen Waffen die Brust entgegen zu bieten, steht in voller, glänzender Rüstung. Der metallene Helm ohne Visier, dessen Seitentheile bis auf die Schultern herabreichen, deckt sein Haupt, der vier Fuß lange Schild von Holz und Stierhaut, den ein eherner Buckel mit starker Spitze schmückt, seine linke Seite. Seine Brust umgiebt der Panzer von starken über einander geschlungenen Riemen (lorica), die manchmal mit ehernen Schuppen bedeckt sind. Vier Riemen mit metallenen Kettchen beschützen seine Schulter, sechs ähnliche Riemen seinen Unterleib, eine eherne Schiene sein rechtes Bein, das vom Schilde keinen Schutz hat. Unter dieser Rüstung trägt der Soldat die anschließende Tunica, über derselben das Sagum, einen Mantel von grober Wolle, den er jedoch während des Kampfes ablegt.

Jede Centurie hat ihr Fähnlein, ihren Centurio (Hauptmann), dessen Helm ein Roßhaarbusch umwallt, und einen Unterhauptmann (Optio). Der Centurio führt außer seinen Waffen einen Rebstock, womit er den säumigen und ungelehrigen Soldaten Taktik einprügelt.

Neben oder vor der Phalanx stellt sich die Ritterschaft auf. Es ist leichte Reiterei, die gewohnt ist, ohne Sattel und Steigbügel auf trefflichen Rossen den Feind zu verwirren. Ihre Schutzwaffen sind Helm, länglich runder Schild und breiter Ledergurt mit Metallbeschläg; zum Angriffe dienen Lanze, oder ein Speer mit zwei Spitzen zum Stoß und Wurf und ein kurzes, breites Schwert, das erst später mit einem langen Degen vertauscht wird. Sie läßt sich nicht mit den gepanzerten macedonischen und thessalischen Reiterschaaren vergleichen, die Alexander's Schlachten schlugen; denn zum Frontangriff auf die speergerüstete Phalanx ist sie völlig unbrauchbar; aber sie wirkt im Einzelnkampf, oder durch Anprall in Masse, überflügelt den Feind, bricht von der Seite oder im Rücken ein und verfolgt endlich, wenn der Sieg entschieden ist, die flüchtigen Schaaren bis zur Erschöpfung.

So ist die kriegerische Macht beschaffen, die gleichsam vor unsern Augen auf dem Marsfeld gemustert wird, um das gesunkene und überall angefochtene Ansehen der jungen Republik Rom wieder aufzurichten. Zunächst ist sie darauf hingewiesen, die bedrohte Existenz des jungen Staates zu sichern. Erst nach schweren Kämpfen für den heimischen Herd schreitet sie siegreich zu Eroberungen fort. In der geschilderten Rüstung kämpft sie auf dem offenen Schlachtfeld, in Vertheidigung ihrer eignen Mauern und Wälle, wie bei dem Angriffe auf die feindlichen Städte. Letztere wurden entweder durch Hunger bezwungen, oder durch Ersteigung mittelst Anwendung von Sturmleitern. Wahrscheinlich wendete man bei solcher Gelegenheit auch die einfachen Sturmbalken (Aries) mit Metallkopf an, der, von kräftigen Männern getragen, Thore und Pallisaden niederwarf. Das Heerwesen veränderte sich in der Folge; es nahm andere Formen und Waffen nach den Umständen an; aber unwandelbar blieb der römische Muth, das Vertrauen auf Rom und seine Götter und die Bereitwilligkeit, für das Vaterland jedes Opfer zu bringen.

Brutus verurtheilt seine Söhne. (Nach Guillon.)

Dritter Abschnitt.

Rom als Freistaat.

Erste Periode,

bis zum Decemvirat, 509—449.

I.

Vorherrschaft der Geschlechter.

Den Nacken gebeugt, du trotziges Volk; die Könige hast du vertrieben,
Doch sind dir Tyrannen im eigenen Schooß mit Geißel und Ketten geblieben.

Die Consuln.

Es ist eine auf Erfahrung gegründete Wahrheit, daß die Dinge in der Natur und Menschenwelt sich allmählich, nur Schritt für Schritt, entwickeln, daß namentlich, was groß werden und von langer Dauer sein soll, nur langsam zu seiner Größe heranwächst. Die Geschichte des römischen Volkes bestätigt diese Thatsache. Es thut mit Mühe und Noth seine ersten Schritte; es ist oft in Gefahr, durch Zwietracht in seinem eignen Schooße zu zerfallen, oder durch die Uebermacht äußerer Feinde überwältigt und aus der Reihe der

Nationen ausgetilgt zu werden, die berufen sind, auf die Geschicke des Menschengeschlechts einen dauernden Einfluß zu üben. Es überwindet, es geht aus jedem Umsturz siegreich hervor durch unverzagten Muth, festes Ausharren, durch kluge Benutzung des günstigen Augenblicks und endlich durch das, was das Alterthum Schicksal, der christliche Glaube Vorsehung nennt.

Der König, das bisherige Staatsoberhaupt, war für immer seiner Würde entsetzt und aus den Gränzen des Staates verwiesen. Die Absetzung war zunächst auf Betrieb seiner nahen Anverwandten erfolgt, die mit dem gesammten Volke unter dem despotischen Drucke des Tarquinius schweres Unrecht erduldet hatten. Diese Männer gehörten den verschiedenen Stämmen an, aus denen die Gesammtheit bestand, nämlich Spurius Lucretius den Ramnern, Publius Valerius den Titiern, Tarquinius Collatinus den Lucerern; Junius Brutus wird von mehreren Geschichtschreibern den Plebejern zugezählt, da in der Folge die Männer dieses Namens Männer des Volkes waren; allein da er mit der königlichen Familie in Verwandtschaft steht und hohe Staatsämter begleitet, so möchten wir mit Schwegler diesen von der Sage verherrlichten Mann den Altbürgern beizählen.

Die gewöhnliche Erzählung, das Volk sei nach erfolgter Ausschließung des Königs in Centurien zusammengetreten und habe zwei Consuln (Collegen) mit königlicher Macht auf ein Jahr zu Vorstehern der Republik erwählt, ist nicht wahrscheinlich. Denn eine Verfassung gestaltet sich nur nach und nach, und es liegen andere Nachrichten vor, nach denen die ersten Vorsteher in den frühesten Zeiten Prätoren (Befehlshaber) genannt wurden. Vielleicht standen jene vier Männer gemeinschaftlich, oder abwechselnd dem Staatswesen vor; vielleicht auch hatte man nach dem Vorbilde mehrerer latinischen Städte einen Dictator gewählt, etwa den Tarquinius Collatinus, als den nächsten Anverwandten des vertriebenen Staatsoberhauptes. Die Ungewißheit, die hier im Betreff der Namen vorliegt, darf uns nicht kümmern, denn die Sache bleibt dieselbe, und wir lassen gleich die ersten Oberhäupter der Republik unter dem ruhmvollen Namen Consuln auftreten. Sie und mit ihnen der Senat und die alten Geschlechter überhaupt gewährten dem plebejischen Stande jede mögliche Erleichterung, räumten ihm bereitwillig alle Rechte der Servianischen Gesetzgebung ein, namentlich die Befreiung von Knechtschaft wegen Schulden, die Berufung auf die Centuriat-Versammlung in peinlichen Klagsachen, wo es sich um Freiheit, um Leib und Leben handelte. Es geschah dies aber nur, so lange die Umtriebe des Tarquinius zu fürchten waren. Als dieser hoffnungslos seine Ansprüche aufgab, als die Republik und ihr Bestehen gesichert schien, da erwachte der patricische Ahnenstolz, der Stolz auf die alten Vorrechte, da entzog man dem Volke Alles, was ihm eingeräumt worden war, und zwang es in schwerere Knechtschaft, als der Tarquinier ihm auferlegt hatte.

Wir haben, der Mehrzahl folgend, 509 v. Chr. angenommen. Als Jahrestag wird von den römischen Geschichtschreibern ziemlich übereinstimmend der 24. Februar bezeichnet, weil man an diesem Tage die Königsflucht (regifugium) feierte. Indessen ist es unbezweifelt, daß dieses Fest eine Opferung, ein

Lustrations- oder Reinigungsfest schon in der Königszeit war. Der König schlachtete ein Opferthier, auf welches er die Sünden des Volkes lud, und entfloh dann eilends, damit nicht die Sündenlast wieder auf ihn und das Volk zurückkehre. Der Staat war nach der Königsflucht keineswegs rathlos. Die oberste Leitung blieb bei dem altehrwürdigen Senat, die Bestätigung der Vorschläge und Beschlüsse bei den verschiedenen Versammlungen in Curien und Centurien. Der Senat ernannte nach der Sage für jeden Tag einen Zwischenkönig, wie dies nach Ableben eines Staatsoberhauptes bisher üblich war. Unter der Leitung des Zwischenkönigs Sp. Lucretius brachte derselbe in Vorschlag, zwei Vorsteher oder Consuln zu erwählen und als solche den Junius Brutus und Tarquinius Collatinus. Das Volk, das in Centurien auf dem Marsfelde versammelt war, gab dem Antrag einmüthig seine Zustimmung. Beide Männer wurden auf die Dauer eines Jahres mit den Abzeichen und der ganzen Fülle der königlichen Macht bekleidet. Sie beriefen den Senat, saßen bei der Berathung im Purpurgewand auf dem curulischen Throne; eben so musterten sie das Heer und führten den Oberbefehl. Wenn sie sich öffentlich zeigten, schritten zwölf Lictoren vor ihnen her, welche Fasces (Stäbebündel mit Richtbeil), das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, in den Händen trugen. 509 v. Chr.

In der geschichtlichen Darstellung dieses Zeitraums spielt noch immer die Sage eine bedeutende Rolle. Doch treten aus dem Nebel der Ueberlieferung bestimmte Gestalten und Thatsachen hervor, die unläugbar der beglaubigten Geschichte angehören. Wir folgen in unserer Darstellung, wie bisher, der gewöhnlichen Erzählung. Wir werden aber auch, wo dies nöthig erscheint, manche Berichtigungen der neueren Geschichtsforschung entnehmen.

Junius Brutus.

Die neue Ordnung der Dinge war kaum einigermaßen befestigt, so mußte man seine Aufmerksamkeit der verbannten Königsfamilie zuwenden. In dem nahen Cäre, wohin sich dieselbe zuerst gewandt hatte, war ihr keine Unterstützung zu Theil geworden. Die Bürgerschaft dieser Stadt, durch Betriebsamkeit und besonders durch Seehandel zu hohem Wohlstand gelangt, wollte sich nicht um der Flüchtlinge willen in die Wagniß eines ungewissen Krieges einlassen. Der König wanderte daher mit zahlreichen Clienten und Anhängern weiter nach der mächtigen Stadt Tarquinii. Hier fand er nicht blos gastliche Herberge, sondern auch das Versprechen hülfreicher Waffen und Bündniß mit dem angesehnen Veji, das von alten Zeiten her wider Rom Groll hegte. So war er an den Ort zurückgekehrt, von welchem einst sein Vater nach der Ueberlieferung ausgegangen war, um in Rom eine neue Heimat und königliche Ehren zu erwerben. Er blieb nicht müßig. Auf seinen Betrieb ging eine Gesandtschaft nach Rom und forderte drohend Wiedereinsetzung des Königs und, als diese verweigert wurde, Herausgabe der königlichen Güter. Die Consuln beriefen die Curien zur Berathung und Abstimmung, weil man sich im Senate nicht einigen konnte. Brutus trug seine Meinung zuerst vor. Der König,

sagte er, habe durch Mißbrauch seiner Gewalt Hab und Gut verwirkt, sein bewegliches Besitzthum sei dem Staatsschatz, seine Häuser und Grundstücke dem Volke, besonders den ärmeren Classen verfallen, die durch eine solche Gabe kräftig für die Sache der Freiheit gewonnen würden. Sein College hielt dies für unbillig, für unredliche Aneignung fremden Eigenthums. Die Curien stimmten nach den drei Stämmen ab, und da geschah es, daß die Entscheidung von einem einzigen Geschlecht (gens) abhing; dieses aber war das Tarquinische, das die Angehörigen des ersten Tarquinius im Stamme der Lucerer gebildet hatten. Seine Stimme gab den Ausschlag für die Sache des Königs. Die Gesandten erhielten sofort den Auftrag, in Verbindung mit Bevollmächtigten des Senats die königliche Habe zu ermitteln und zu verwerthen, ein Geschäft, das sich nicht so schnell erledigen ließ. Unter den Gesandten waren mehrere Höflinge des vertriebenen Königs, die einst im tollen Uebermuthe geschwelgt und Zucht und Ehrbarkeit mit Füßen getreten hatten. Sie fanden unter der römischen Jugend noch viele ehemalige Genossen ihres wüsten Lebens. Da wurden die Bekanntschaften wieder angeknüpft; da gedachte man beim sprudelnden Becher der vergangenen frohen Tage und grollte der jetzt eingeführten republikanischen Nüchternheit und langweiligen Ehrbarkeit. Diese Reden erweckten den Wunsch, den König in seine Herrschaft wieder einzusetzen, und führten zu einer verbrecherischen Vereinbarung für diesen Zweck. Die Ausführung schien nicht schwer. Die Verschwornen gehörten zum Theil den angesehensten Geschlechtern an. Es waren darunter zwei Vitellier, Schwestersöhne des Collatinus, zwei andere Neffen desselben, die Aquilier, und endlich die beiden Söhne des Brutus. Ihr Anhang war groß, ihre Kühnheit dem Unternehmen angemessen. Sie wollten durch nächtlichen Ueberfall die Wächter überwältigen und dem vorher benachrichtigten König ein Thor öffnen, damit er mit auserlesener Mannschaft hereindringe. Sie sollen sogar nach der Sage den Plan verabredet haben, gleichzeitig die Consuln und andere obrigkeitliche Personen zu ermorden, um in der allgemeinen Verwirrung leichtes Spiel zu haben.

Im Hause der Aquilier waren die letzten Verhandlungen gepflogen worden. Man hatte alle mögliche Vorsicht angewendet, um das Geheimniß zu bewahren; dennoch war ein Sklave mit Namen Vindicius in sicherem Versteck Zeuge gewesen. Erschrocken über den bevorstehenden Umsturz der öffentlichen Ordnung, eilte der gewissenhafte Knecht zu dem Manne, der das allgemeinste Vertrauen genoß, zu Publius Valerius, und enthüllte das ganze furchtbare Geheimniß. Valerius, ohne die obersten Beamten in Kenntniß zu setzen, bewaffnet seine Freunde und Clienten, dringt mit ihnen in den königlichen Palast und in das Haus der Aquilier und verhaftet dort die Tarquinischen Gesandten, hier die Verschwornen. Jetzt erst, nachdem er aus eigner Machtvollkommenheit gehandelt hat, macht er die erforderliche Anzeige.

Am Morgen halten die Consuln das Blutgericht; der Senat, das Volk ist versammelt. Die Gesandten der etruriſchen Städte sind entlassen; die Verschwornen aber werden mit gebundenen Händen vorgeführt; die Lictoren um-

geben den curulischen Stuhl. Brutus hat den Vorsitz; er ist als Consul und als Vater Richter über seine Söhne. Von dem Consul können sie auf das Urtheil der Curien sich berufen; dem väterlichen Gericht sind sie unbedingt unterworfen. Der Hochverrath ist unläugbar, ihre eignen Briefe, die vorgelesen werden, liefern den Beweis. Lautlos harrt die Menge umher. Da spricht der Consul, ungerührt von den Thränen der Jünglinge, die verhängnißvollen Worte: „Lictoren, thut, was eures Amtes ist!“ Sofort werden die beiden Söhne des Brutus entkleidet, gegeißelt und enthauptet. Als der Consul die Häupter unter den blitzenden Beilen in den Staub rollen sieht, steigt er verhüllten Angesichts von der Sella herunter und entfernt sich. Collatinus tritt an seine Stelle.

Junius Brutus.

Aber derselbe hat ein menschliches Herz; er zögert mit dem Urtheil, die übrigen Gefangenen, besonders seine nahen Anverwandten, die Vitellier und Aquilier, erholen sich von ihrer Bestürzung, fordern Aufschub, um Beweise für ihre Schuldlosigkeit herbeizuschaffen; sie verlangen, daß der falsche Sklave Vindicius der Gewalt ihrer Ankläger entzogen und ihnen ausgeliefert werde. Das Begehren scheint dem Consul gerecht; schon nahen seine Lictoren, den Sklaven zu ergreifen, den die Clienten des Valerius schützend umgeben. Aber das Murren der Menge, man sagt, auch der zurückkehrende Brutus schüchtern den Richter ein; das Urtheil wird dem Volke überlassen, und dieses erkennt auf den Tod aller Verschwornen, weil es unbillig scheint, da Barmherzigkeit zu üben, wo ein Vaterherz die theuersten Opfer gebracht hat. Als das Blutgericht zu Ende war, erhielt der gewissenhafte Sklave zur Belohnung die Freiheit und das volle Bürgerrecht; auch soll zum Andenken an ihn das Wort Vindiciren eingeführt worden sein, welches die Bedeutung hatte: einen Sklaven mit Freiheit und Bürgerrecht beschenken. Daß diese Ableitung, sowie überhaupt die Erzählung von Vindicius und andere Umstände der Tradition angehören, ist hinreichend erwiesen. Die Verschwörung aber und die That des Brutus mögen gleichfalls der Sage angehören, so daß sich die geschichtliche Grundlage nicht mehr von der Dichtung unterscheiden läßt; allein wenn auch die ganze Erzählung Fiction wäre, so ist sie doch ein Erzeugniß des römischen Geistes, wurde von den Römern geglaubt und bewundert, und die That hat sich in der Geschichte der Republik wiederholt. In ihr offenbart sich der Römergeist, dessen Größe wir mit Bewunderung und Schrecken betrachten. — Es war ein Fanatismus eigner Art, der den Römer antrieb, mit Niedertretung alles menschlichen Gefühls die Größe seines Staates und dadurch seine eigne Größe zu suchen. Doch sind ähnliche Erscheinungen auch in der französischen Revolution an's Tageslicht getreten, und haben entsprechende Resultate gehabt.

Wir kehren zu unserer Erzählung zurück. Da scheint es nun, als habe Brutus nicht so ganz uneigennützig gehandelt. Er trug nämlich, angeblich aus Erbitterung über die Nachsicht seines Collegen, auf dessen Absetzung an. An-

fangs soll sich derselbe widersetzt, nachher aber auf den Rath des alten Spurius Lucretius freiwillig sein Amt niedergelegt und Rom auf immer verlassen haben. Soviel scheint gewiß, daß damals alle Tarquinier, mögen sie nun ein Geschlecht oder eine Tribus gebildet haben, das Gebiet der Republik räumten, ohne daß sie deshalb mit dem verbannten Königshause gemeinschaftliche Sache machten. Ferner wurden nach dem hochverrätherischen Versuch die königlichen Güter für verwirkt erklärt und unter die ärmeren Bürger vertheilt. Eine andere Maßregel zeigte, wie sehr man bemüht war, alle Klassen der Bürgerschaft zufrieden zu stellen und für das Interesse des Staates zu gewinnen. Die Geschlechter gaben nämlich ihre Zustimmung, daß aus den plebejischen Ritter-Centurien eine Anzahl Senatoren erwählt wurden. Der Senat, der durch die Gewaltthaten des Königs und durch die Auswanderung der Tarquinier bedeutend vermindert war, wurde dadurch wieder auf die volle Zahl von dreihundert Mitgliedern gebracht; doch hießen die neu aufgenommenen nicht Väter, sondern, wie bei einer frühern Ergänzung, Berufene (conscripti) und standen in mehrfacher Beziehung den patricischen Senatoren nach.

Unterdessen brachte der König durch seine Umtriebe die Bürgerschaft von Tarquinii und die von Veji zu dem Entschlusse, mit vereinigter Macht die römische Republik zu bekämpfen. Beide Consuln, an der Spitze der aufgebotenen jüngeren Centurien, rückten der feindlichen Rüstung über die Tiber entgegen. Der Zug bewegte sich entlang dem Saume eines ausgedehnten Waldes, den man den Wald von Arsia nannte. Bald sah man Staubwolken aufsteigen und dazwischen etruskische Helme und Lanzen blitzen. Während nun Valerius die Phalanx ordnete, setzte sich Brutus an die Spitze der Reiterei, um durch raschen Angriff die noch ungeordneten Etrusker zu verwirren. Er begegnete aber der feindlichen Reiterei, die, von Aruns, einem der Söhne des Tarquinius, geführt, in gleicher Absicht gegen die römische Macht ansprengte. Beide Anführer erkannten und begegneten sich im Getümmel des Kampfes; beide, nicht auf Abwehr, sondern nur auf den Tod des Feindes bedacht, sanken von tödtlichen Stößen durchbohrt. Darauf trafen die Phalangen auf einander und kämpften bis zum späten Abend ohne Entscheidung. Die Heere lagerten nicht weit von der Wahlstatt. In der Nacht aber hörte man geheimnißvolle Stimmen in dem Walde und lauter und lauter drang aus dem Dickicht der Ruf zu den Ohren der erschrockenen Krieger: „Den Römern gehört der Sieg; sie haben einen Mann weniger verloren.“ Da ergriff Entsetzen die Etrusker; sie flohen und ließen Gefangene, das ganze Lager und reiche Beute in den Händen der Sieger.

Valerius hielt, wie einst die siegreichen Könige, seinen triumphirenden Einzug in der Stadt. Das Haupt festlich bekränzt, in goldgestickter Purpurtoga, zog er auf einem mit vier weißen Pferden bespannten Wagen nach dem Capitol. Das Heer, Siegeslieder, mitunter auch ausgelassene Schelmenlieder singend, folgte ihm. Er stieg sodann die Stufen zum Tempel empor und legte dort seinen Kranz und die kostbarsten Beutestücke nieder. Anstatt des üblichen

Freudenfestes hielt er eine ernste Todtenfeier zu Ehren des gefallenen Brutus und schloß mit einer Trauerrede auf diesen Vorkämpfer der Freiheit.

Valerius war nun alleiniger Consul und machte keine Anstalten zur Wahl eines Amtsgenossen. Nach allen Nachrichten war er ein wohlgesinnter Mann, verständig im Rathe, kraftvoll in der Ausführung, ein Mann, der Vaterland und Volk liebte. Daß er aber ehrgeizige Absichten im Auge hatte, daß er durch seine Thaten, durch seinen Reichthum und das Ansehen seines Geschlechts, wie durch Vortheile, die er der Menge zuwandte, nach dem Vorrang im Staate strebte, geht aus Allem hervor. Indessen erkannte er bald, wie eifersüchtig das Volk, besonders die alten Geschlechter ein solches Streben betrachteten, und hielt sich in den Schranken der Mäßigung. Daher ließ er sein mit königlichem Aufwand erbautes Haus auf der hohen Velia niederreißen, als er hörte, daß man es murrend eine Zwingburg nenne, und führte einen bescheidenen Bau in der Niederung auf. Ferner befahl er, daß im Weichbilde der Stadt die Lictoren, die dem Consul vorausschritten, nur Stäbebündel, nicht mehr Beile in den Fascen führten, damit das Volk nicht an die furchtbare Gewalt über Leben und Tod erinnert würde. Desgleichen erhob er zu Gesetzen, daß in peinlichen Dingen jeder Plebejer das Recht habe, sich auf das Urtheil der Gemeinde zu berufen, daß kein Bürger wegen Schuldsachen an Leib und Freiheit gestraft werde. Er setzte Todesstrafe darauf, wenn eine Obrigkeit anders, als durch die Wahl der Centurien-Versammlung ihr Amt erlangte. Er verordnete endlich, daß ein allgemeiner Staatsschatz für Fälle der Noth angelegt, und daß die Verwaltung desselben plebejischen Männern, die man Quästoren nannte, übertragen werde. Man muß hierbei bemerken, daß die Berichte über diese Obrigkeit sehr verschieden sind und es zweifelhaft lassen, ob dieselbe im Anfange der Republik von der curulischen Quästur wirklich getrennt wurde. Die curulischen Quästoren bestanden schon unter den Königen und waren höhere Polizei-Beamte, Aufspäher von peinlichen Verbrechen, daher **quaestores paricidii** genannt. Vielleicht hatten sie auch schon die Aufsicht über den Staatsschatz der Altbürger und hießen in dieser Eigenschaft **quaestores aerarii** (Aufseher der Staatskasse). Jedenfalls unterschieden sich von ihnen die später eingeführten Quästoren im Kriege, die den Heeren folgten und das Amt der Kriegszahlmeister versahen.

Zum Danke für alle diese Anordnungen, welche die allgemeine Wohlfahrt bezweckten, ertheilte man dem Valerius den Beinamen Poblicola (Volksfreund). Darauf ließ er die Wahl eines zweiten Consuls zu, und diese fiel auf den greisen Spurius Lucretius und nach dessen bald erfolgtem Tode auf Horatius Pulvillus. Letzterer genoß die Auszeichnung, den endlich vollendeten Tempel auf dem Capitol einzuweihen. Valerius beneidete ihm diese Ehre. Auf Veranstaltung desselben wurde ihm, als er schon auf den Stufen des Heiligthums stand, die falsche Nachricht hinterbracht, sein Sohn sei in einem Gefecht gefallen. „So übergebt ihn der Erde!“ rief er den Boten zu und setzte unbeirrt die heilige Weihe fort.

Porsenna.

Besser glückte es dem Valerius mit dem Consulate; denn er wurde im nächsten und in den folgenden Jahren wiederholt gewählt. Während er sich mit heilsamen Anordnungen für des Volkes Wohlfahrt und dann und wann mit Zurückweisung feindlicher Angriffe beschäftigte, drang eine Nachricht nach Rom, die alle verständigen Männer mit schwerer Sorge erfüllte. Man erfuhr nämlich, der verbannte Tarquinius sei mit seinem Anhange nach Clusium gegangen und habe daselbst bei dem mächtigen König Porsenna gastliche Aufnahme und Beistand erhalten. Die Stadt Clusium lag auf einer Anhöhe, die sich aus einer sumpfigen Niederung erhob. Das Land senkte sich südlich, dem trägen Laufe des Clanisbaches folgend, nach der Tiber, stand aber auch nördlich nach dem Arnus offen, während Parallelketten des Apennins gegen Osten und Westen natürliche Gränzen des clusinischen Gebietes bildeten. Die Einwohner hatten durch gewaltige Bauten die Gewässer der Niederung eingefriedigt, zu rascherem Ablauf gezwungen, oder in Seen vereinigt. Im steten Kampfe mit den Elementen gekräftigt, hatten sie ihren Fleiß auf die Kultur des Bodens gewendet und die ganze Niederung in einen fruchtbaren Garten umgewandelt. Durch den Ueberfluß waren Gewerbfleiß und künstlerische Geschicklichkeit gefördert worden, was zahlreiche Werke der Architektur und der Bildhauerkunst bewiesen. Wir haben früher von den Ueberresten dieser Kunstwerke in den noch vorhandenen Grabkammern und zugleich von dem freilich verschwundenen Grabmale des Porsenna geredet. Merkwürdiger noch war nach den Beschreibungen die stolze Königsburg in Clusium. Da thronte König Porsenna's weitherrschende Macht; dahin kamen die Boten der unterworfenen Städte und Völkerschaften des oberen Etruriens mit reichen Geschenken und Steuern, dahin zahlreiche Flüchtlinge aus dem etruskischen Staat am Po, den wilde Gallierschwärme verwüsteten, und verstärkten das clusinische Reich. Auch der vertriebene Tarquinius wendete sich, wie gesagt, nach Clusium. Er erschien aber nicht mit leerer Hand, als ein armer, aufgegebener Flüchtling, sondern im fürstlichen Glanze, umgeben von ansehnlichem Gefolge; denn durch seinen Anhang in Rom und ganz Latium hatte er einen großen Theil seiner beweglichen Habe aus dem Umsturze des Königthums glücklich geborgen. Dies verschaffte ihm Eingang, sein Unglück erregte Theilnahme, seine klugen Rathschläge, seine Darstellung von dem Stolze der königsfeindlichen Republik machten ihm den Beherrscher von Clusium geneigt. Sofort ward ein allgemeiner Heereszug gegen Rom beschlossen, nicht sowol um den vertriebenen König zurückzuführen, als um neue Vasallen diesseits und jenseits der Tiber zu erwerben und durch Siege und Landerwerb den Glanz der Krone zu erhöhen. Sofort bewegte sich auf das Gebot Porsenna's die Macht des Reiches in stattlicher Rüstung zu Roß und zu Fuß und wohlgeübt, in geordneter Phalanx zu kämpfen.

Auf die Nachricht von diesen Dingen setzte man sich in Rom in Bereitschaft, dem gewaltigen Stoße zu begegnen; aber man traf überall nur halbe Maß-

regeln. Man wagte nicht, dem Feinde bis an die äußerste Gränze entgegen zu rücken, und wollte doch nicht das jenseitige Tiberufer völlig preisgeben. Man hätte den Janiculus in eine starke Burg umschaffen und das Heer diesseits der Tiber zum Schutze der Stadt aufstellen sollen.

Horatius Cocles.

Statt dessen begnügte man sich mit unbedeutenden Befestigungen und führte die Centurien zum Schutze derselben über den Fluß auf die ausgedehnte Fläche des Hügels. Die Etrusker ließen nicht lange auf sich warten. Unter dem Schmettern ihrer Hörner und weitschallendem Kriegsruf schritten sie sogleich zum Angriff. Der Sieg war nicht lange zweifelhaft; die Römer flohen in völliger Auflösung der Brücke zu, während die Feinde, stürmisch nachdrängend, zugleich mit ihnen

das jenseitige Ufer und die Stadt zu gewinnen suchten. Aber drei tapfere Männer, Horatius Cocles (Einäugig), Spurius Lartius und Titus Herminius, des alten Kriegsruhms eingedenk, boten am Uebergange mit unbezwinglichem Muthe den nachjagenden Etruskern die Spitze, daß während des verzweifelten Kampfes die Brücke abgebrochen werden konnte. Ueber das letzte Gebälk retteten sich Lartius und Herminius, und als auch dieses krachend niedersank, stürzte sich Horatius in die Fluten des Stromes und erreichte, obgleich aus vielen Wunden blutend, das befreundete Ufer, wo dem tapferen Manne Ruhm und wohlverdiente Belohnung zu Theil ward.

Indessen war das Heer der Republik geschlagen, die Bürgerschaft entmuthigt; siegreich standen die Etrusker auf der rechten Seite des Flusses und entsandten streifende Schaaren auch auf die andere Seite, wodurch mehr und mehr die Zufuhr in die Stadt gehemmt wurde. Es war umsonst, daß durch kühne Ueberfälle einzelne feindliche Schwärme zersprengt wurden; der Hunger nahm in der Stadt überhand; Krankheiten und Entmuthigung folgten.

Da faßte ein junger Römer den Entschluß, mit Aufopferung seines eignen Lebens den König Porsenna, die Seele des feindlichen Heeres, durch Mord aus dem Wege zu räumen. Mucius Scävola handelte nach den im Alterthume geltenden Grundsätzen. Er war der etruskischen Sprache kundig und schlich mit einem verborgen gehaltenen Dolche in das feindliche Lager. Er sah daselbst, wie der Sold an die Krieger ausbezahlt wurde, und erfuhr, daß der König selbst dieses Geschäft beaufsichtige. Es waren aber zwei Männer gegenwärtig, beide von königlicher Pracht umgeben und ehrfurchtsvoll von den Dienern begrüßt. Eine weitere Frage hätte ihn verrathen können; er stürzte daher, die Gelegenheit erspähend, auf den, welcher ihm der vornehmere schien, hervor und durchbohrte ihn mit sicherem Stoße. Er hatte sich aber geirrt; er hatte den Schreiber (vielleicht nach unserm Begriff Kanzler) tödtlich getroffen. In der allgemeinen Aufregung ward er ergriffen und vor den König geführt. Die That war offenbar; er sollte seine Mitschuldigen bekennen. Man drohte ihm mit der Folter; man wollte von ihm durch die Qual des Feuers das Geständniß erpressen. Da legte er den rechten Arm selbst in die Glut und ließ ihn, ohne einen Schrei des Schmerzes auszustoßen, langsam verbrennen. Der König befahl entsetzt, ihn wegzureißen und in Freiheit zu setzen, weil er selbst sich grausam bestraft habe. Darauf bemerkte der listige Römer, wie wenn es aus Dankbarkeit geschähe: es seien noch 300 Jünglinge zu gleicher That entschlossen; Porsenna solle vor ihren Dolchen sich hüten. Auf diese Nachricht schlossen die Etrusker einen billigen Frieden mit Rom.

So lautet die gewöhnliche Ueberlieferung, der jedoch eben sowol innere Gründe, als die Zeugnisse glaubhafter Geschichtschreiber entgegen stehen. Wahrscheinlich ist die ganze Historie von Mucius nur eine Dichtung, um den Namen Scävola, das heißt: einer, der links ist, zu erklären. Man wollte das Geschlecht der Scävola dadurch erheben und zugleich die Schmach der Unterjochung von Rom abwenden. Der wahrhaften Geschichte zufolge ergab sich die

bedrängte Stadt dem siegreichen Belagerungsheer auf Gnade und Ungnade. Sie mußte zum Zeichen der Unterwerfung dem König die Abzeichen der königlichen Würde überliefern, nämlich den curulischen Thron, die Purpurtoga, die goldne Krone u. a. Sie mußte ferner sein ehernes Standbild innerhalb ihrer Mauern aufstellen, sich zur Zahlung von Tribut verpflichten und den dritten Theil ihres Gebietes abtreten, namentlich die sogenannten sieben Gemeinschaften (Pagi) jenseits der Tiber, die früher etruskischen Städten gehört hatten. Wie bedeutend diese Gebietsschmälerung war, beweist der Umstand, daß man nachmals nur noch zwanzig Tribus oder Bezirke statt der früheren dreißig zählte, und daß diese erst nach und nach auf dreißig und bei weiterer Ausbreitung der römischen Macht auf fünfunddreißig anwuchsen. Zur Sicherung der Unterwürfigkeit wurden dem Könige zehn Jünglinge und eben so viele Jungfrauen aus den vornehmsten Familien, als Geiseln gestellt, und als die Mädchen unter Anführung der kühnen Clölia über die Tiber zurückschwammen, um sich der Haft zu entziehen, mußten sie wieder ausgeliefert werden. Doch soll sie der großmüthige Porsenna, ihren Muth bewundernd, freiwillig zu ihren Eltern entlassen haben. Wahrscheinlich hatten die Römer auch die Demüthigung der Entwaffnung zu ertragen; denn es sind Nachrichten vorhanden, nach denen sie verpflichtet waren, das Erz nicht mehr zu Waffen, sondern nur zu Ackergeräthschaften zu verwenden.

Nachdem auf diese Art der Beherrscher von Clusium Rom unterworfen, vermuthlich auch die Städte des unteren Etruriens in Abhängigkeit gebracht hatte, trat er den Rückzug an; doch ließ er einen Theil des Heeres zurück, um noch die Städte des latinischen Bundes mit Krieg zu überziehen. Sein Sohn Aruns führte die Schaaren über die Tiber und weiter in die Albaner-Berge. Da spiegelten sich etruskische Waffen in den stillen Wassern des Nemi-Sees, und der Kriegslärm erfüllte die Thäler von Nemi und Aricia. Letztere Stadt, auf der östlichen Kraterwand gelegen, leistete Widerstand und wurde belagert. Der Bund sendete geringen Beistand; wirksame Hülfe kam von einer andern Seite. Da lag weit im Süden, durch Berge, Thäler und Flüsse getrennt, die griechische Stadt Cumä an der Küste des fruchtbaren Campaniens, oberhalb des Vorgebirges Misenum, das den Golf von Neapel nördlich begränzt. Mächtig und volkreich blühte die Stadt, und in ihr genoß königliches Ansehen der gefeierte Held Aristodemos. Schon einmal hatte er den Etruskern mit Glück die Spitze geboten, und als er nun von ihren Fortschritten an der Tiber und in den Albaner-Bergen hörte, sammelte er seine bewährten Krieger und zog eilends dem bedrängten Aricia zu Hülfe. Die Götter selbst, belehrt uns die Sage, begünstigten den Zug und den Angriff auf die Feinde im Ariciner-Thale. Aruns, der Sohn Porsenna's, fiel in der Schlacht, sein Heer ward theils aufgerieben, theils völlig zerstreut; doch fanden die Flüchtlinge auf römischem Boden Schutz und Pflege. Diese Treue, vielleicht aber noch mehr der Verfall der Macht von Clusium trug dazu bei, das Joch, das die Römer niederbeugte, zu erleichtern und endlich ganz zu beseitigen. Es blieb davon

nichts übrig, als die Redensart: die Güter des Königs Porsenna versteigern, wenn öffentliche Grundstücke veräußert wurden. Man leitete diese sonderbare Form daher ab, daß Porsenna der ausgehungerten Stadt die reichen Vorräthe seines Lagers zurückgelassen habe, die nun versteigert worden seien.

Was die Erzählung von Porsenna betrifft, so ist dieser König jedenfalls historisch, und es dürfte schwer zu erweisen sein, daß der Name, weil er mehrmals auch in andern etruskischen Städten wiederkehre, überhaupt einen König bezeichne. Dagegen unternahm er seinen Heereszug gewiß nicht, um den verjagten Tarquinius in seine Herrschaft wieder einzusetzen; denn in dem Friedensschlusse ist von dem Tyrannen gar nicht die Rede. Vielleicht war der Zug hauptsächlich gegen Campanien gerichtet, und nur der Widerstand, den Rom und Latium leisteten, nöthigte das Heer hier zu einem längeren Aufenthalte.

Der tyrrhenische Krieg wird gewöhnlich in das Jahr 505 v. Chr. gesetzt; er war aber zuverlässig später, doch jedenfalls vor 494, da um diese Zeit die durch Gebietsverlust um ein Drittheil verminderten Tribus wieder um eine vermehrt wurden. Ueberhaupt ist die Zeitbestimmung in dieser Periode noch keineswegs zuverlässig, weshalb wir solche nur selten angeben. Eben so unsicher sind die Volkszählungen, wenn sie auch nicht absichtlich gefälscht sind, da wir nicht wissen, ob nicht ganze Volksstämme, wie die Herniker, darin mitbegriffen sind. Sie waren durch Verträge den römischen Bürgern gleich gestellt und wurden bei der Schätzung gewöhnlich mit gerechnet. Es werden uns aus dieser Zeit drei solcher Volkszählungen berichtet, von denen die erste 130000, die zweite 150000, die dritte 110000 Bürger ergab. Das geringe Ergebniß der letzten mochte vielleicht eine Folge des etruskischen Krieges sein. Indessen sind diese Zahlen für den Umfang der Republik fast unglaublich; Rom hätte bei einer solchen Bevölkerung ein Heer von mehr als 50—60000 Mann gegen Porsenna aufbringen können, wenn es auch nur, wie gesetzlich war, die Centurien der jüngeren Bürger aufbot; eine solche Macht aber wäre wohl hinreichend gewesen, den Etruskern die Spitze zu bieten.

Krieg gegen Latium.

Die Lage der Republik war nach dem verderblichen Kriege sehr trostlos. Die ganze Gemarkung lag wüste, die Schutzwehren und befestigten Kolonien waren gebrochen, oder abgefallen; die feindseligen Nachbarn konnten, wie es schien, der Stadt ohne große Mühe Meister werden. Zum Glücke bestanden diese Völker aus ziemlich losen Bundesgenossenschaften, die langsam zum Entschluß und noch langsamer zur Ausführung schritten. In der Stadt dagegen herrschte große Eintracht. Die vornehmen Geschlechter suchten auf jede Art die Bedrängnisse der Gemeindegenossen zu erleichtern, da sie wohl einsahen, daß nur durch gemeinsames Zusammenhalten ihr eignes Ansehen sich wieder aufrichten könne. Auch lebte Valerius Poblicola noch, der es sich zum Stolz rechnete, ein Freund der Bürgerschaft zu sein.

Zuerst entstand wieder Hader mit den Sabinern, die wiederholt Anfälle wagten, aber weil sie wahrscheinlich vereinzelt angriffen, mehrmals bedeutende Niederlagen erlitten. Ein höchst angesehener Mann dieses Volkes, Attus Clausus oder, wie er bei den Römern genannt wurde, Appius Claudius, aus Regillum wanderte während des Krieges mit bedeutenden Schätzen und mehreren tausend Clienten und Zugehörigen nach Rom und erhielt daselbst Wohnung, Ackerland und sogar Sitz und Stimme im Senat. Wahrscheinlich bildete er mit seinem Anhang die oben bemerkte einundzwanzigste Tribus. Er, wie seine Nachkommen, zeichnete sich stets durch Härte und Stolz aus, wie die Valerier durch volksfreundliche Gesinnung; doch verdankte der Staat dem Geschlechte der Appier auch manche treffliche Einrichtung und besonders eine Straße nach Unteritalien (via Appia), deren Anlage noch jetzt bewundert wird.

Durch diesen und andern Zuwachs, sowie durch Erfolge im Krieg erstarkte allmählich der Staat; aber wie sich die Gefahren von außen verminderten, erhoben auch die regierenden Geschlechter wieder ihre Häupter, gedachten ihrer Ahnen, suchten ihren Reichthum geltend zu machen und übten manchen Druck auf die gering geachtete Gemeinde, in deren Verband doch auch vermögende Männer und ahnenreiche Geschlechter aus andern Städten einbegriffen waren. Der volksfreundliche Valerius war todt, betrauert und vermißt von der Bürgerschaft; seine Gesetze wurden geschickt umgangen und in Vergessenheit gebracht. Man ging aber dabei allzu rasch und schonungslos zu Werke, so daß die Gemeinde schwierig ward und Widerstand wagte. Hierzu kam, daß ein Krieg bevorstand, der eben so gefährlich schien, wie der etruskische. Es war der mit dem großen Bunde von Latium. Tarquinius hatte schon längst durch seinen Eidam Mamilius, dem Machthaber von Tusculum, den Bund gegen Rom aufzuregen gesucht; nun aber erschien er selbst mit Geld und gewinnender Rede, um den Krieg zwischen den verwandten Völkern zu entflammen. Seine und der Seinigen Bemühungen hatten Erfolg; unter dem Vorwand, Rom habe den feindseligen Etruskern nach ihrer Niederlage vor Aricia Beistand geleistet, erklärten die dreißig Städte der Bundesgenossenschaft den Krieg.

In dieser schwierigen Lage der Republik rathschlagte der Senat hin und her, was zu thun sei. Die Valerier riethen zu Schuldenerlaß und Nachgiebigkeit gegen die dürftige Menge; Appius Claudius und Genossen schlugen strenge Maßregeln vor. Da gedachte man der Einrichtung in den latinischen Bundesstädten, wo in Zeiten dringender Gefahr ein Dictator gewählt wurde, das heißt eine Obrigkeit, die, mit mehr als königlicher Macht ausgerüstet, über Ehre und Gut, Leib und Leben aller Bürger zu gebieten hatte. Man beschloß, zu dieser äußersten Maßregel seine Zuflucht zu nehmen, und zwar sollte der Senat selbst das Recht der Wahl haben, der große Rath der Curien sie bestätigen, einer der Consuln den Gewählten mit der hohen Würde auf sechs Monate bekleiden. In dieser Weise verfuhr man auch in der Folge, wenn die Ernennung eines Dictators nothwendig schien; da jedoch oft die Gefahr zur Beschleunigung drängte, so begnügte man sich später damit, daß der Senat die

Person bezeichnete, der Consul aber dieselbe zur Dictatur berief. In noch späterer Zeit nahmen die Consuln das Recht der Ernennung allein in Anspruch, und der Senat behielt nur die Befugniß, sie zur Wahl zu bevollmächtigen. Der Dictator wurde demnach ohne Mitwirkung der Centurien und der Tribus gewählt; daher fand von seinen Verfügungen keine Berufung an diese Versammlungen statt. Daß sich hingegen die Curien eine Verwendung für ihre Angehörigen vorbehielten, oder nachmals in Anspruch nahmen, ist wahrscheinlich.

Die Wahl des Senats fiel auf einen der Consuln, den Titus Lartius, einen energischen, doch gemäßigten Mann. Unter dem Vortritt von vierundzwanzig Lictoren, aus deren Fasces die furchtbaren Beile hervorstarrten, erschien er auf dem Forum. Die ganze Volksmenge gerieth bei diesem Anblick in Schrecken; jede Widersetzlichkeit hörte auf; die Musterung des Heeres ging in Ruhe und Ordnung vor sich. Der Dictator aber strafte nicht das Vergangene, sondern rückte mit bedeutender Macht gegen die Latiner in's Feld, die bei Tusculum lagerten. Es kam nur zu unbedeutenden Gefechten, dann ward ein Waffenstillstand geschlossen, und Lartius legte sogleich nach seiner Rückkehr in die Stadt die ungewöhnliche Würde nieder.

Wir haben schon erwähnt, daß die Dictatur wahrscheinlich gleich nach der Königsflucht eingeführt wurde. Weil aber diese unumschränkte Gewalt der Freiheit gefährlich schien, hatte man sie wieder beseitigt und zwei höchste obrigkeitliche Würdenträger ernannt, die Prätoren oder Consuln. Aus der nächstfolgenden Zeit wird nur eine seltsame Begebenheit berichtet, die offenbar eine zu Ehren der römischen Matronen erfundene Sage ist. Nach dieser Angabe wurde die Uebereinkunft getroffen, daß die an Latiner verheiratheten Römerinnen und eben so die latinischen Frauen, welche in Rom verheirathet waren, mit ihren Töchtern zu Eltern und Angehörigen zurückkehren dürften. Da sollen denn nur zwei latinische, dagegen alle römische Matronen von der Erlaubniß Gebrauch gemacht haben. Solche und andere friedliche Vorgänge füllten, wie erzählt wird, die Zeit des Waffenstillstandes aus, dann aber erhob sich der Kriegslärm wieder in den Ebenen und albanischen Bergen. Die Heere rückten in's Feld, Städte wurden erobert; in Rom war man für den Ausgang so besorgt, daß man abermals einen Dictator erwählte und zwar den einen der beiden Consuln, den Aulus Postumius. Entweder er, oder, was wahrscheinlicher, die Ritter-Centurien ernannten einen Reiteranführer (magister equitum), der mit großer Vollmacht ausgerüstet und nur dem Dictator verantwortlich war. Darauf wurde die Musterung vorgenommen, und drei Heerhaufen rückten in's Feld, während ein vierter zum Schutze der Stadt zurückblieb.

Schlacht am See Regillus.

495 v. Chr. Südwärts, nach den albanischen Bergen, ging der Marsch. Man hoffte Tusculum auf dem nördlichen Gebirgskamm zu erreichen und zu berennen, ehe die Gesammtmacht der lässigen Bundesstädte Latiums sich vereinigt hätte. Als man aber die Vorhöhen erstieg, sah man in dem ziemlich ausgedehnten Thale,

das den kleinen See Regillus umschließt, das latinische Heer gelagert. Der Thätigkeit des Tarquinius und seines Eidams Mamilius war es gelungen, die ganze Mannschaft des Bundes in Bewegung zu setzen, und diese Macht war so bedeutend, daß der römische Dictator es nicht für rathsam hielt, von der Höhe herunterzusteigen. Erst als die Nachricht von feindseligen Bewegungen der Volsker einlief, nahm er die angebotene Schlacht an. Er selbst befehligte das Mitteltreffen, dem kriegskundigen Tarquinius gegenüber, sein Reiteranführer Aebutius führte den linken Flügel gegen Mamilius, der Consul Virginius den rechten gegen Titus, den noch allein übrigen Sohn des Tyrannen. Die Heere wurden sofort handgemein und kämpften mit äußerster Erbitterung, ohne daß sich das Glück auf die eine, oder die andere Seite geneigt hätte. Durch Waffenschmuck und kühnen Muth ausgezeichnet, erkennen sich die Führer der Schaaren gegenseitig und treffen im Schlachtgetümmel auf einander. Der Speer des Dictators wirft den alten Tarquinius nieder, den die Seinen nur mit Mühe dem Tode entreißen. Dagegen durchbricht der tapfere Mamilius die Vorderreihen der Römer und durchbohrt, obgleich selbst verwundet, den Aebutius, der sich ihm entgegen stellt. Marcus Valerius Maximus, an die Stelle des Gefallenen tretend, hat ein gleiches Schicksal. Publius und Marcus Valerius, die edeln Söhne Poblicola's, suchen die Leiche des Oheims und seinen makellosen Schild zu beschützen; aber auch sie fallen unter dem mörderischen Schwerte des Helden von Latium. In dieser Noth wendet sich der Dictator flehend zu den Göttern, und nicht umsonst. Er sieht zwei Männer von überirdischem Ansehen auf weißen Rossen über das Gefilde dahersprengen. „Seht dort", ruft er den weichenden Schaaren zu, „die Götter selbst kommen uns zu Hülfe! Sie sind es, die Dioscuren Castor und Pollux! Sie schweben uns voran nach dem latinischen Lager." Diese Worte gehen von Mund zu Mund durch die wankenden Reihen; auch die Latiner vernehmen sie und kehren ihre Blicke rückwärts nach ihrem Lager. In diesem entscheidenden Augenblick langt der Dictator mit der Blüte der Ritterschaft auf dem linken Flügel an. Die Reiter steigen von den Pferden und hemmen das Vordringen der Feinde. Als hierauf der tapfere Mamilius von Titus Herminius, vielleicht dem Gefährten des Horatius Cocles, zum Tode verwundet wird, als auch Titus Tarquinius auf dem andern Flügel von unbekannter Hand fällt, ist der Sieg entschieden. Er hat aber so viel Opfer gekostet, daß die Sieger nicht wagen, weiter in die Berge von Latium vorzudringen, sondern zufrieden mit dem Ruhm und der Beute des eroberten Lagers, nach wenigen Tagen den Rückzug antreten. Ihnen vorausgeeilt waren schon die göttlichen Tyndariden, die den Sieg verliehen. Sie waren schon am Tage der Schlacht in Rom erschienen, hatten im heiligen Wasser der Quelle Juturna Blut und Staub abgewaschen und das Geschehene verkündigt.

„Dieser Riesenkampf", bemerkt der Geschichtsforscher Niebuhr, „schließt das Lied der Tarquinier, und ich bin überzeugt, nicht fehl zu rathen, daß im alten Gedicht in dieser Noth der Helden das ganze Zeitalter unterging, welches unter sich gekämpft hatte seit des Sertus Verbrechen." Wir können ihm aber

hierin nicht durchaus beistimmen; wir möchten bezweifeln, daß in dem prosaischen Rom überhaupt ein solcher zusammenhängender Heldengesang, oder auch nur eine solche Heldensage vorhanden war. Die Erzählung von der Schlacht am Regillus mag viel Sagenhaftes, viele poetische Ausschmückungen enthalten; aber an sich ist die Darstellung keineswegs so unglaubhaft und ungereimt, wie man neuerdings anzunehmen geneigt ist, und selbst das Zusammentreffen der Führer, wenn man darauf Gewicht legt, dürfte nicht eben unerhört sein. Sie waren durch glänzende Waffen und Tapferkeit hervorragend und weithin erkennbar, wie der persische Feldherr Mardonius bei Platää. Außerdem waren die Heere gewiß nicht so zahlreich, wie angegeben wird, nämlich 25000 Römer und 40000, oder gar 70000 Latiner, noch kämpften sie in so geschlossenen Reihen, wie die spartanische Phalanx. Der Kampf ist ein Handgemenge, Mann gegen Mann. Die Entscheidung herbeizuführen, treten die Führer an die Spitze, dringen, von tapferen Männern umgeben, in die Massen der Feinde ein, feindliche Helden werfen sich ihnen entgegen; die ganze Wuth des Streites sammelt sich um sie, von ihrem Sieg oder Tod hängt die Entscheidung ab. Wenn man sich eine Schlacht jener Zeit auf diese Weise vorstellt, wird man die Erzählung von der am Regillus nicht ohne Weiteres in das Gebiet der Fabel verweisen.

Eine Folge des gewaltigen Kampfes zwischen den beiden verwandten Volksstämmen war ein im nächsten Jahre geschlossenes Bündniß; wodurch dieselben in eine enge Verbrüderung traten. Rom blieb die vorherrschende Stadt, die Latiner aber erhielten gleiche Rechte mit den Römern und wenigstens zum Theil, wie die Herniker, römisches Bürgerrecht. Der alte Tarquinius, seiner Söhne, vielleicht auch der meisten seiner Anhänger beraubt, zog sich nach Cumä zu dem daselbst herrschenden Aristodemos zurück und beschloß sein wechselvolles Leben, ohne einen weiteren Versuch gegen Roms Freiheit zu machen.

Unterdrückung der Plebejer.

Die erkämpfte Freiheit und überhaupt alle errungenen Vortheile kamen übrigens nur den herrschenden Geschlechtern zu Gute. Sie hatten die königliche Gewalt abgeschafft, die darauf folgende dictatorische beseitigt, das der Freiheit gefährliche Geschlecht der Tarquinier zur Auswanderung genöthigt. Aus ihrer Mitte war das ruhmvolle Geschlecht der Valerier hervorgegangen, das während einer Reihe von Jahren fast ununterbrochen die oberste Leitung des Staates in Händen hatte. Ihre Häupter, oder Abgeordneten bildeten endlich die bei Weitem überwiegende Mehrzahl im Senat, von dessen Gutdünken die Anträge an die Gemeinde abhingen. Die Plebejer dagegen hatten zu wenig Einsicht, um Rechte anzusprechen und auszuüben. So lange es dem gemeinen Manne nicht an das tägliche Brod, an Leib und Leben ging, ließ er den Dingen ihren Lauf, ohne sich Unruhe zu machen. Erst wenn er sich an seinen nothwendigsten Bedürfnissen bedroht sah, rührte er sich, murrte und suchte das Joch von seinen Schultern zu schütteln. Dann aber, als er einmal in Bewegung war, lieh er den vermögenden und einsichtsvollen Männern seines Standes, die seine Rechte

und seine Macht kannten, ein williges Ohr und that einen Schritt nach dem andern, bis er zu gleicher Berechtigung mit den alten Geschlechtern gelangte. Der größte Theil der Plebejer, selbst die, welche den städtischen Tribus zugetheilt waren, bestand aus ehrsamen Bauern, die sich von ihrem Vieh und dem Ertrage ihrer Hufen ernährten. Durch das Unglück der etruskischen Eroberung, durch Verwüstung des römischen Gebiets und die fortwährenden Feldzüge waren sie genöthigt gewesen, bedeutende Summen aufzunehmen. Diese Aufnahme geschah durch förmlichen Vertrag vor Zeugen und in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person. Die erbetene Summe wurde dargewogen, und der Schuldner verpfändete dagegen Vieh, Ackerland, Sklaven und, wenn dies nicht ausreichte, sich selbst nebst seinem nächsten Eigenthum, Weib und Kindern. Konnte er in der ausbedungenen Frist die Rückzahlung nicht leisten, so wurde wol mit Genehmigung des Gläubigers die Frist verlängert, aber gegen Zinsen, die so unmäßig waren, daß man die später festgesetzte Normalhöhe von zwölf Procent für eine große Erleichterung hielt. Wer also sich und sein Eigenthum verpfändet hatte, war Nexus; wurde er aber wegen Zahlungsunfähigkeit dem Gläubiger wirklich als Schuldknecht zugesprochen, so war er Addictus und jeder Zwangsarbeit und Mißhandlung preisgegeben. Die Verpfändeten (Nexi) konnten noch immer im Besitze ihres Ackerlandes sein, ihre Bürgerrechte ausüben, Kriegsdienste selbst in den Centurien höherer Klassen verrichten, aber sie waren doch wegen der schnellwachsenden Schuld in beständiger Gefahr, zugesprochen zu werden. Dergleichen geschah an jedem Gerichtstag, ja, es wird erzählt, daß die Häuser der meisten Patricier gleichsam Schuldthürme gewesen seien, in welchen ehemals freie, tapfere Bürger als Schuldknechte unter den Geißeln ihrer Peiniger geseufzt hätten. Daß solche Gräuel von reichen Plebejern nicht begangen wurden, mag wol seinen Grund in der von ihrer Verfolgung möglichen Appellation an die Tribus-Gemeinde haben, wodurch ihrem Wucher Gränzen gesetzt wurden, während es den herrschenden Geschlechtern gelungen war, die Berufung gegen ihre eignen Ansprüche nach und nach zu beseitigen.

Eine weitere Ursache davon, daß hauptsächlich Patricier und nicht auch reiche Plebejer als Gläubiger und Peiniger der geringen Leute erscheinen, dürfte in der Beschaffenheit des Vermögens zu suchen sein. Die angesehenen Plebejer besaßen wol ausgedehntes Grundeigenthum und stimmten daher in den Centurien der ersten Klasse, aber sie waren und blieben Landwirthe und hatten keine müßigen Kapitalien. Die Patricier dagegen dachten nicht daran, ihren Grundbesitz zu vermehren, da sie das Gemeindeland zur Benutzung hatten. Sie beschäftigten sich aber mit dem Großhandel zu Land und zu Wasser. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie schon mit eignen Schiffen einen nicht unbedeutenden Verkehr nach Cumä und vielleicht bis nach Sicilien betrieben. Sie kamen dadurch in den Besitz großer Kapitalien, die sie auf die gewinnreichste Art anzulegen suchten. Daß sie dabei als unbarmherzige Wucherer und Blutegel der armen Bauern auftraten, zeigt uns wieder jene Härte und Rücksichtslosigkeit des römischen Charakters, die wir schon mehrmals hervorgehoben haben.

Untergang der Fabier.

II.

Widerſtand der Plebejer.

Es wurde bereits bemerkt, wie mittels der Dictatur die erſte Aufregung des Bürgerſtandes unterdrückt worden war. Solche Mittel konnten aber auf die Dauer nicht ausreichen, da nach Abwendung der äußern Gefahr der patriciſche Wucher und der auf dem gemeinen Manne laſtende Druck fortwährend zunahm. Unter dem Conſulate des milden Servilius und des harten Appius Claudius brach die dumpfe Gährung in offenbare Widerſetzlichkeit aus. Erſterer rieth zu milden Maßregeln, namentlich zum Erlaß der Wucherzinſen, Letzterer

meinte, es sei dem nichtswürdigen Gesindel zu wohl, man müsse die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung bringen. Die jüngeren, um den Ausgang unbesorgten Patricier stimmten diesem bei; jener fand Anhang unter den älteren Männern, denen das Gesammtwohl am Herzen lag. Der Senat schwankte in seiner Entschließung. Da kam die Nachricht, Feinde seien verwüstend in das Gebiet der Stadt eingefallen, und man beschloß den Krieg als das tauglichste Mittel, nicht nur die Feldmarken zu beschützen, sondern auch die müßige Menge zu beschäftigen. Das Volk war schwierig und widersetzte sich der Anwerbung; doch gelang es dem Virginius, durch sein Ansehen und lockende Versprechungen, hinreichende Mannschaft zu sammeln. Die feindlichen Plünderer waren von dem rauhen Stamme der Volsker, die damals mit jugendlicher Kraft aus ihren alten Wohnsitzen, den pontinischen Ebenen und den daran gränzenden Gebirgen, hervorbrachen, um sich weiter auszubreiten. Die ungeordneten Schwärme konnten dem Angriffe nicht widerstehen, und bald kehrte der siegreiche Consul in die Stadt zurück, wo inzwischen die Eintracht noch nicht hergestellt war. Während man aber haderte, verkündigten Flüchtlinge, daß die Volsker mit wohlgerüsteter Heeresmacht anrückten. Jetzt mußte die Bürgerschaft aufgeboten werden, und die gemeinsame Gefahr schien alles Widerstreben zu besiegen. Da drängte sich plötzlich ein alter Mann, abgemagert, mit zerrissenem Gewande, in die Versammlung und zog durch laute Klagen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er entblößte seinen von Geißelhieben zerfleischten Rücken und erzählte, wie er in zwanzig Feldzügen, zum Theil als Centurio, für das Vaterland ruhmvoll gekämpft habe und nun in seinem Alter sammt seinen beiden Söhnen in Schuldknechtschaft geschleppt und Tag für Tag schmählich mißhandelt worden sei. Der Anblick und die Rede erfüllte alle Herzen mit Theilnahme und zugleich mit Zorn gegen die unbarmherzigen Peiniger. Wildes, aufrührerisches Geschrei forderte Abschaffung der Schuldgesetze; man drohte, den Senat zu bestürmen; Appius Claudius, der mit unbeugsamer Strenge seine Amtsgewalt üben wollte, konnte kaum sein Leben retten. Man gedachte der vielen Bürger, die, gleich dem alten Krieger, im Kerker schmachteten; man erzählte von Geißelhieben und blutigen Striemen und fragte, ob man um solcher Kleinodien willen die Vaterstadt vertheidigen solle; ob es nicht besser sei, dem Feinde die Thore zu öffnen, der dem armen Volke eine mildere Knechtschaft aufbürden werde, als die gerühmten Väter. Erst nachdem die Wuth des Volkes erschöpft war, hörte man auf Servilius, der Abhülfe von Seiten des Senats versprach und nach längerer Berathung die augenblickliche Befreiung aller Schuldknechte und für alle Bürger Aufhebung jeder gerichtlichen Verfolgung während des Feldzuges zusicherte. Jetzt ging die Musterung des Heeres ruhig vor sich. Mehrere Siege, reiche Beute, welche der Feldherr dem Heere überließ, und fröhliche Feste waren die Folgen dieser Nachgiebigkeit. Bald aber kehrte mit der Ruhe von außen der alte Wucher und die Unbarmherzigkeit gegen die verschuldeten Leute zurück. Scenen wucherischer Härte auf der einen Seite und ungesetzlichen Widerstandes

auf der andern wiederholten sich noch öfters. Der Senat nahm endlich, da die Widersetzlichkeit sein Ansehen verhöhnte, zur Wahl eines Dictators seine Zuflucht; aber nur die Beliebtheit des zur höchsten Würde berufenen Manius Valerius und seine Versprechungen konnten die Menge zum Gehorsam und zum Kriegsdienst bewegen. Er erfocht Siege, feierte einen Triumph, mußte aber, von dem harten Sinne des Appius Claudius und den Drohungen seines Anhanges erschreckt, vor dem Volke erklären, daß er unvermögend sei, die versprochene Erleichterung zu gewähren.

Volkstribunen.

Der scheinbare Sieg der Adelspartei gab der Sache eine ganz unerwartete Wendung. Noch standen nämlich zwei abgesonderte Heerhaufen im Feld, die unter den Consuln gefochten hatten. Als diese die Nachricht von den Vorgängen in der Stadt erhielten, ward weder Kriegszucht, noch Ehrfurcht vor dem Feldherrn geachtet. Die Consuln mit ihrem Gefolge mußten vor den erbitterten Kriegern entfliehen, die patricischen Obersten wurden verjagt, die Schaaren vereinigten sich, erwählten andere Hauptleute und einen tapferen, erfahrenen
494 v. Chr. Mann, den Sicinius Bellutus, zum obersten Führer. Unter seiner Leitung zogen sie mit aufgepflanzten Fahnen und Standarten über den Anio und schlugen auf einer isolirten Anhöhe ein Lager auf. Dieser Hügel erhebt sich ziemlich steil auf der Seite des Flusses und beherrscht jenseits eine weite Hochebene. Man nannte ihn seit jenem Ereigniß den mons sacer, d. h. den heiligen oder auch nach der doppelten Bedeutung des Wortes den verfluchten Berg. Zu den Ausgewanderten sammelten sich bald bewaffnetes Landvolk und Leute aus der Stadt und zwar nicht eben verächtliches Gesindel, sondern ehrsame Männer, die Zucht und Ordnung bewahrten. Man berieth sich, was weiter zu thun sei. Es standen drei Wege offen; man konnte sich entweder mit andern Völkern vereinigen, oder einen selbständigen Staat gründen, oder die Waffen gegen die Vaterstadt kehren und daselbst mit Gewalt eine neue, für die Bürgerschaft günstige Regierungsform einrichten.

Die letztere Maßregel schien den schnellsten Erfolg zu versprechen. Denn in der Stadt herrschte die größte Verwirrung; da standen die Parteien gerüstet einander gegenüber. Die plebejische Bürgerschaft hatte den Aventin und die Esquilien, ihre hauptsächlichsten Wohnsitze, besetzt, die Geschlechter den Palatin, Quirinal und das Capitol. Der fürchterliche Bürgerkrieg schien unvermeidlich, der Ausgang zweifelhaft. Denn die Patricier waren keineswegs ein schwaches, leicht zu bewältigendes Häuflein. Sie hatten Tausende von Clienten und Zugewandten zur Verfügung, und wenn auch diese, meist unkriegerische Handwerker und Handelsleute, den wehrhaften Bürgern und Bauern nicht gewachsen sein mochten, so waren sie selbst die streitbarsten Männer, gewohnt, die Legionen anzuführen und in den Vorderreihen voran zu kämpfen. Daher forderten die jüngeren Patricier, von Uebermuth und Verachtung der

Plebs erfüllt, daß man die widerspenstigen Haufen vom Boden der Republik verjage und eine fügsamere Bevölkerung von zugewandten Orten und aus Latium berufe. Daß vor Allen Appius Claudius für diese Meinung seine Stimme erhob, lag in seinem harten, unbeugsamen Charakter; aber die Weisheit des Alters und der gereiften Erfahrung behielt im Senate die Oberhand. Man erwählte zuerst zu Consuln gemäßigte Männer, was freilich auf ungesetzliche Weise durch Abstimmung nach Curien, statt nach Centurien, geschah. Darauf wurden zehn Gesandte ernannt, die dem ausgewichenen Volke billige Vorschläge machen sollten. Als dieselben im Lager auf dem heiligen Berg ankamen, versammelte sich die aufgeregte Menge um sie, und einer von ihnen, Menenius Agrippa, der beim Volke beliebt war, erzählte in einfacher Weise eine Fabel, wie sich die Glieder des menschlichen Leibes einst gegen den müßig schwelgenden Magen verschworen hätten, daß sie ihm nicht mehr dienstbar sein, ihm nicht mehr den täglichen Tribut liefern wollten, und wie in Folge dieser Meuterei sie selbst mit dem Magen zu Grunde gegangen seien. Offenbar bezeichnete er mit diesem Gleichniß nicht den Senat und die Gemeinde, sondern die Reichen, die sich vom Marke des Volkes nährten und doch zum Gedeihen des Staates unentbehrlich schienen, und die geringen Leute, die, obgleich belastet, in ihrer Stellung ausharren müssen, wenn sie nicht mit dem zerrütteten Staate untergehen wollen. Als hierauf die Gesandten Verzeihung und Vergessen des Geschehenen und wahrscheinlich auch Erlaß der Schulden der Bedürftigen und Befreiung der gefangenen Schuldknechte anboten, zeigte sich die Menge bereit zur Rückkehr. Dem widersetzten sich die Führer, namentlich Sicinius und L. Junius Brutus. Sie meinten, ein solcher Schuldenerlaß sei nur eine Abhülfe für den Augenblick; an der Wurzel müsse das Uebel angegriffen werden. Man vereinigte sich endlich dahin, die plebejische Bürgerschaft solle künftig eigne Beschützer, oder gewissermaßen Vormünder haben, die ihre Rechte vertheidigten, nachtheilige Gesetze abwehrten und besonders Verfolgte in Schutz nähmen, damit über sie nur von einem plebejischen Gerichte geurtheilt werde. Sie sollten nicht obrigkeitliche Personen des Staates sein, nicht Richter, sondern Stellvertreter der Gemeinde gegen Anmaßungen der bevorzugten Geschlechter. Dies ist die Entstehung der in der Entwickelung Roms so wichtigen Volkstribunen. Der Name war nicht neu; denn seit der Servianischen 493 v. Chr.
Gesetzgebung hatte jede Tribus, wie wir am betreffenden Orte bemerkt haben, einen Tribun, der die Polizei in seinem Bezirk verwaltete und die Besteuerung und Aushebung für den Kriegsdienst ordnete. Ein solcher Vorsteher war jedoch den Patriciern gegenüber ohne Bedeutung, da man mit ihm eben so verfahren konnte, wie mit dem gemeinen Mann. Ein Volkstribun war dagegen unantastbar; wer ihn verletzte, war dem Gesetze verfallen, konnte ohne Gericht von jedem Bürger getödtet werden; wer ihn hinderte das Volk zu versammeln und zu demselben zu reden, mußte eine namhafte Bürgschaft stellen und sich nach einem späteren Gesetze dem Gericht und Urtheil des Volks unterziehen. Die Volkstribunen, anfänglich zwei, dann fünf und endlich zehn, wurden eine

Zeitlang von den Centurien gewählt, doch immer aus der Plebs, nicht aus den alten Geschlechtern. Dagegen besaßen die Curien das Bestätigungsrecht, was freilich, wenn die Gemeinde einig war, keine große Bedeutung hatte. Später fiel dieses Recht ganz weg, und die Wahl wurde von den Tribus vorgenommen. Nach andern Angaben wurde die Wahl der Tribunen gleich anfangs von Sonderversammlungen der Plebejer nach Tribus vorgenommen und bedurfte nicht der Bestätigung der Curien. Um volksfeindliche Beschlüsse zu verhüten, saßen die Tribunen am Eingange des Senats und sprachen im betreffenden Falle: veto (ich verbiete), ein Wort, welches so berühmt geworden ist, daß es bis auf unsere Zeit in sehr vielen Staatsverfassungen Anwendung erlangt hat. Dieses Veto war eine mächtige Schranke gegen drückende Verordnungen, die noch häufig im Senate vorgeschlagen wurden, und jeder einzelne Tribun hatte das Recht, weitere Berathung dadurch zu hindern. Ferner waren den Tribunen Diener beigegeben, die eben so unverletzlich wie sie selbst waren; auch standen unter ihrer Leitung die plebejischen Aedile, denen das Bauwesen, die niedere Gerichtsbarkeit in den Bezirken, die Anordnung der plebejischen Spiele und die Aufsicht über den durch gesetzliche Geldstrafen gesammelten Schatz zustand. Dieser Schatz, sowie die Kanzlei der Aedile, befand sich im Ceres-Tempel am Aventin, oberhalb des Circus. Hier, wo hauptsächlich Plebejer wohnten, war auch der Mittelpunkt ihrer Gottesverehrung; denn Ceres, die Beschützerin der Feldfrüchte, wurde vornehmlich von der Plebs verehrt, da sich diese zumeist mit Ackerbau beschäftigte.

Das Tribunat, eine Obrigkeit, welche Senatsbeschlüsse, Volksversammlungen, überhaupt den Gang der Staatsverwaltung hindern und unter dem Schutze ihrer Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit selbst Verbrechen begehen konnte, mußte mit der Zeit zum Umsturze der Verfassung führen. Bei dem politischen Verstande der Römer diente es aber auch Jahrhunderte dazu, die gesetzliche Fortbildung der Verfassung möglich zu machen und gewaltsame Ausbrüche der gegenseitigen Erbitterung zu verhüten.

Groß war die Freude über die wiederhergestellte innere Eintracht. Man feierte frohe Feste in der Stadt, dann that man einen Einfall in das Land der feindselig gesinnten Volsker und kehrte, mit Ehre und Beute beladen, zurück. Beide Consuln, Cominius und Spurius Cassius, hielten einen Triumph. Unter ihrem Consulat wurde auch Vertrag und dauerndes Bündniß mit Latium geschlossen und zwar nach folgenden Bestimmungen: „So lange Himmel und Erde stehen, soll Friede sein zwischen Römern und Latinern. Keins dieser Völker soll das andere mit Krieg überziehen, noch Fremde dazu aufreizen, noch fremden Heeren sichere Straße gegen die Verbündeten eröffnen, sondern wem Schaden geschieht, dem soll das andere Volk Beistand leisten. Was im gemeinschaftlichen Krieg an Beute gewonnen wird, das mögen sie zu gleichen Theilen besitzen. Besondere Klagen müssen binnen zehn Tagen an dem Orte erhoben werden, wo der Zwiespalt aufgekommen ist. An diesem Bunde soll nichts verändert werden, es sei denn, daß es den Römern und den vereinigten

Latinern beliebe." Der Vertrag räumte zugleich den verbündeten Völkern das Recht zur Abschließung von Ehebündnissen unter einander, sowie das der Niederlassung in dem einen, oder dem andern Staate ein. Er wurde von Cassius auf dem Aventin zu Rom, von Cominius auf dem Albaner-Berge beschworen. Es war ein Schutzbündniß, das zugleich die Rechte der beiden Genossenschaften wahrte. Seiner Natur nach war es auf Angriffskriege nicht anwendbar; daher hören wir seltener von Vereinigung der Heere. Es scheint aber, als ob im Kriege eine Unterordnung der Latiner stattgefunden habe. Denn wir finden nicht leicht einen latinischen Feldherrn mit dem Oberbefehle beauftragt, wohl aber, daß die Latiner, als aufgebotene Bundesgenossen, unter römischer Führung mit den Legionen in's Feld ziehen, während die Römer unter ihren eignen Consuln zum Schutze des verbündeten Landes bei verschiedenen Gelegenheiten ausrücken. Erfocht der latinische Dictator an der Spitze seiner Latiner einen Sieg, so zog er im Triumph auf den Albaner-Berg; der siegreiche römische Befehlshaber betrat das Capitol; doch kommen in späterer Zeit auch Fälle vor, wo Consuln unter dem Jubel versammelter Latiner zum albanischen Heiligthum emporstiegen.

Durch die Verbrüderung mit Latium war Roms Macht nach außen ansehnlich gewachsen, während zugleich die wiederhergestellte Ruhe und Eintracht im Innern den Staat kräftigte. Aber alles Entstandene strebt nach Ausbreitung und Erweiterung, und es konnte nicht fehlen, daß auch das Tribunat nach höherer Geltung trachtete. Seine Bedeutung aber war geraume Zeit nur gering. Die Tribunen gewährten wol in einzelnen Fällen den verfolgten Schuldnern einigen Schutz; allein auf den Gang der Staatsverwaltung und Gesetzgebung hatten sie keinen merklichen Einfluß. Es scheint sogar, daß die Patricier in den Versammlungen der Centurien durch ihre Clienten und Angehörige die Wahl der Tribunen zu ihrem Vortheil zu leiten verstanden. Es kommen nämlich nur selten Fälle vor, wo das Veto der Tribunen gegen Senatsbeschlüsse angewendet wurde, obgleich Ereignisse und Eingriffe in die Verfassung eintraten, die dazu aufforderten.

Spurius Cassius.

In der Darstellung der nun folgenden geschichtlichen Thatsachen gehen wir von der herkömmlichen Ordnung ab und folgen dem naturgemäßen Gange der Begebenheiten, wie Niebuhr denselben entwickelt hat. Da finden wir zunächst Streitigkeiten zwischen den Patriciern selbst, vielleicht zwischen den alten und den minderen oder später aufgenommenen Geschlechtern. Die Curien verurtheilten, was ohne Beispiel war, neun Männer ihres Standes zum Feuertod, und dieses Urtheil ward im Circus, wo sonst die römische Jugend ihre festlichen Spiele feierte, zum Schrecken des Volkes vollstreckt. Ob die Gerichteten nach unerlaubten Vorrechten strebten, ob sie vielleicht nur des plebejischen Standes sich annahmen, bleibt ungewiß. Andere Untersuchungen

machen die ganze Begebenheit zweifelhaft. Nach ihnen ist in den Stellen römischer Autoren, welche man darauf bezieht, nur von einer Leichenverbrennung die Rede. Neun Kriegstribunen, welche in einer Schlacht gefallen waren, sollen zur ehrenvollen Auszeichnung im Circus ihre Ruhestätte erhalten haben. Wir möchten dieser Auffassung beistimmen.

Dagegen ist der traurige Ausgang des Spurius Cassius eine unbezweifelte Thatsache. Dieser ausgezeichnete Mann, der den Vertrag mit Latium zu Stande gebracht hatte, war dreimal Consul gewesen, dreimal sieggekrönt zum Capitol emporgestiegen. Während seines dritten Consulats hatte ihn das Vertrauen des Volkes berufen, eine feste Einigung mit den dazu bereitwilligen Hernikern abzuschließen. Er hatte dieses Bündniß unter denselben Bedingungen zu Stande gebracht, wie das mit Latium, so daß nunmehr die drei Völker unter billigen Rechten mit einander verbunden waren. Unter den hauptsächlichsten Bestimmungen des Vertrags war auch die, daß die Verbündeten ihre wichtigsten Feste, besonders das uralte Nationalfest Latiums, die **Feriae Latinae**, gemeinschaftlich feierten. Auf der höchsten Kuppe der Albaner-Berge (**monte cavo**), wo das Heiligthum des Jupiter Latiaris weithin über Berge, Thäler und Ebenen schaute, kamen die Bundesgenossen zusammen und brachten ihre Beiträge an Lämmern, Käse, Kuchen, Milch und dergleichen zum Festschmaus. Dann schlachtete der latinische Dictator, später der römische Consul den weißen Opferstier der Bundesgottheit und vertheilte das Opferfleisch unter die Kantone. Im ganzen Bundeslande herrschte während dieser festlichen Tage Gottesfriede; die Arbeiten ruhten, die Theilhaber trieben sich in fröhlichen Mummereien herum, schmausten, wiegten sich in Schaukeln, die man an den Bäumen des Haines befestigt hatte. Die Opferstücke verbrannte man in der letzten Nacht auf hochgeschichteten Altären im Freien, und die lodernden Flammen verkündigten den Völkern des Bundes den Schluß des großen Festes.

Wohl mag bei solchen festlichen Gelegenheiten der Stifter des Dreivölkerbundes oft mit Ehren genannt worden sein. Sp. Cassius aber, ein Mann von großer Befähigung, suchte noch in anderer Weise der Ehre würdig zu werden, womit ihn seine Mitbürger umgaben. Er warf seine Augen auf das weit ausgedehnte Gemeindeland, das der Staat in Folge seiner auswärtigen Erwerbungen besaß. Es schien ihm ein geeignetes Mittel, um bei gerechter Vertheilung der Noth der Armen abzuhelfen. Die Patricier hatten bisher nach Gutdünken zu ihrem eignen Vortheil darüber verfügt, so daß ansehnliche Güter entstanden waren, die von Vater auf Sohn forterbten, obgleich der Staat seine Rechte darauf stets wieder in Anspruch nehmen konnte. Ausgedehnte Strecken wurden als Weideland zumeist von den Reichen benutzt. Andere Stücke besaßen auch wol Plebejer entweder durch gesetzmäßige Erwerbung, oder indem sie unbenutzte Wüstungen urbar machten; aber sie waren auf gütlichem Wege, oder durch Gewalt zum großen Theil von ihren mühsam bearbeiteten Aeckern wieder verdrängt worden. Von dem Gemeindelande mußte nach dem Gesetze Zins, oder auch der Zehnte entrichtet werden, und diese

Einnahme wurde von Zeit zu Zeit in Pacht gegeben, trug jedoch nicht viel ein, da die patricischen Besitzer sich der Abgabe zu entziehen wußten.

Unter diesen Verhältnissen trat Sp. Cassius mit dem berühmt gewordenen Ackergesetz vor die Versammlung der Centurien. Er machte den Vorschlag, das Gemeindeland in gerechter Weise zu vertheilen. Allgemeiner Beifall folgte seiner Rede. Indessen hatten auch die Curien ihre Stimme abzugeben, und hier war die Erbitterung über den Urheber des drohenden Vorschlags eben so groß, wie dort die Zustimmung. Da man kein anderes Mittel in Händen hatte, die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, so brachte man selbst ein ähnliches Gesetz entweder über Vertheilung der Staatsländereien, oder des von denselben entrichteten Pachtzinses in Vorschlag und erwählte, als es angenommen war, zehn Männer, um die Ausführung vorzubereiten. Man sorgte aber dafür, daß die Sache in die Länge gezogen und endlich ganz beseitigt wurde. Für den Augenblick war die plebejische Gemeinde beruhigt; allein nun erhob sich der Sturm gegen den Urheber des Vorschlags. Die Quästoren in peinlichen Dingen, (quaestores paricidii), die man wol als öffentliche Ankläger wegen Staatsverbrechen bezeichnen kann, zogen ihn zur Verantwortung und stellten ihn vor das Gericht der Curien. Er wurde angeklagt, er habe beabsichtigt, das Gemeindeland zu gleichen Theilen an Römer, Latiner und Herniker zu vergeben. Daraus ward weiter gefolgert, er habe sich mit Hülfe der dadurch gewonnenen Bundesgenossen zum Staatsoberhaupt erheben wollen. Die Klage ward vor die Versammlung der Curien gebracht, die natürlich im Sinne der Blutrichter Cäso Fabius und Lucius Valerius das Urtheil sprachen. Er ward hingerichtet, sein Haus geschleift, seine Habe zum Vortheil des Staates verkauft. Kein Bürger, kein Tribun wagte für ihn ein Wort der Vertheidigung, ob ihn gleich die plebejische Gemeinde noch lange betrauerte. Möglich daß er nach hohen Dingen strebte, nach einer Macht, die ihn über das Parteigewühl erhob; aber bewiesen ward ihm keine Schuld. Die Curien opferten ihn ihrem Haß; dafür erhob sich bei allen späteren Bürgerkämpfen sein Ackergesetz, wie ein Schreckbild, gegen sie und entriß ihnen eine angemaßte Bevorzugung nach der andern.

Die Fabier.

Indessen war die Zeit einer Gleichstellung der Bürger noch weit entfernt. Stolz erhoben vielmehr die Abkömmlinge der alten Stämme ihre Häupter über alle, die sich nicht gleicher Abkunft rühmen konnten, und traten ihre wohlerworbenen Rechte mit Füßen. Zunächst versuchten sie die Wahl der Consuln an sich zu reißen. Gesetzlich wurde dieselbe von den Centurien vorgenommen und dann von den Curien bestätigt. Diese gesetzliche Art zu wählen ward, wie einige Geschichtsforscher annehmen, von den trotzigen Altbürgern verändert. Ohne auf Widersprüche zu achten, kehrte man nämlich die Ordnung um; die alten Geschlechter wählten, die Versammlung der Centurien, wo ihr Einfluß nicht

gering war, genehmigte. Man erhob aber, um sicher zu gehen, den Cäso Fabius, einen Mann aus dem angesehensten und zahlreichsten Geschlecht auf den curulischen Stuhl und neben ihm den weniger bekannten Lucius Aemilius. Man berief auch in den darauf folgenden sechs Jahren Fabier zur consularischen Würde. Nach einer andern, sachgemäßeren Auffassung war eine solche Verletzung der Verfassung gar nicht erforderlich. Der Senat hatte das Recht, die zu erwählenden Würdenträger vorzuschlagen. Die Altconsuln leiteten vor ihrem Rücktritt die Wahlhandlung; sie verwarfen alle Stimmen, die, dem Vorbeschluß des Senats entzogen, auf unliebsame Männer fielen. Manchmal enthielten sich dann die Plebejer der Abstimmung; allein dies hinderte nicht die Wahl, sondern dieselbe ward in einem solchen Falle von den Geschlechtern und ihren Anhängern vorgenommen und erhielt hierauf durch Genehmigung des Senats und der Curien Gültigkeit. Indessen schon im dritten Jahre erhob sich kräftiger Widerstand; die Tribunen erkannten ihre Pflicht und die Bedeutung ihres Amtes, und einer von ihnen forderte die Ausführung des Ackergesetzes und hinderte die Aushebung zum Krieg. Die Consuln dagegen verlegten ihr Tribunal außerhalb der Bannmeile der Stadt, wo die Tribunen keine Gewalt hatten, und zwangen durch Geldbußen und Güterberaubung die junge Mannschaft zur Heeresfolge. Die widerwilligen Schaaren wurden jedoch geschlagen, auch vereinigten sich die nach Abschaffung der königlichen Würde in den Senat aufgenommenen Geschlechter mit den Plebejern. Daher ward endlich das Abkommen getroffen, daß die Centurien frei, ohne an den Vorschlag des Senats gebunden zu sein, den einen der beiden Consuln wählen sollten. Es war der erste Schritt zur Gleichberechtigung der Stände.

Ehe man diese Einigung schloß, wuchs der Unmuth des Volkes in bedenklicher Weise und pflanzte sich auf die Heere fort, die wider ihren Willen ins Feld geführt wurden. Die Folge davon war eine Niederlage des Cäso Fabius während seines zweiten Consulats. Jetzt erkannten die Fabier, wie bei längerem Beharren auf der unseligen Bahn die Grundfesten des Staates erschüttert würden. Sie näherten sich dem Volke, das ihnen dafür erkenntlich war. Nun erfochten sie in einer heißen Schlacht den Sieg, nahmen die Verwundeten in ihre Häuser auf, empfahlen das Ackergesetz und achteten es nicht, daß ihre Standesgenossen sie abtrünnige Verräther nannten. Bald sahen sie sich von Haß umgeben. Die Adelspartei widersetzte sich ihnen mit größerer Erbitterung, als den Tribunen, deren Amt den Schutz des Volkes und seiner Rechte zum Zweck hatte. Da erkannten sie, wie schwer es sei, die Anfeindungen des bevorzugten Standes zu ertragen, und faßten einen Entschluß, der ihres angestammten Heldenmuthes würdig war. In Feindesland, im Gebiete von Veji, wollten sie zur Abwehr verheerender Einfälle eine Niederlassung gründen. Es waren 306 waffenfähige Fabier, die mit Weibern und Kindern, mit Freunden und Clienten, zusammen gegen 5000 Seelen, vom Quirinal, ihrem Stammsitze, herunter, durch die carmentalische Pforte und weiter über die Tiber zogen. Sie gelangten an das Flüßchen Cremera, das, von Veji herab-

kommend, seine Wasser durch die Tufhügel der Ebene dem Hauptstrome zuführt. Auf einem der Hügel machten sie Halt und legten ein stark verschanztes Lager an. Kühn durchzogen sie die feindlichen Marken und vergalten den Vejentern reichlich ihre häufigen Plünderungen des römischen Gebiets. Ihr Muth, ihre Kriegszucht und Waffenübung machten sie den Feinden furchtbar. In Verbindung mit einem consularischen Heere siegten sie sogar in einer großen Schlacht. Sie schienen unüberwindlich; allein die Vejenter rüsteten sich im folgenden Jahre mit gesammter Macht und warben dazu zahlreiche etruskische Söldner. Dennoch wagten sie nicht die Feste selbst anzugreifen, sondern legten in waldiger Gegend dem heldenmüthigen Häuflein einen Hinterhalt. Die kühnen Männer sahen sich auf einem Streifzuge plötzlich von allen Seiten umringt und fielen alle im mörderischen Gefecht nach dem tapfersten Widerstande. Nur ein Fabier, der in Rom zurückgeblieben war, so erzählt die Ueberlieferung, soll dem Untergange entronnen sein; von ihm aber leitete das später wieder aufblühende Geschlecht seine Abstammung her. Nach diesem Siege erstürmten die Etrusker das Lager an der Cremera, wo die zurückgebliebenen Weiber, Kinder, Freigelassenen und Sklaven unter ihren Waffen erlagen; darauf schlugen sie den Consul, der mit seinem Heere in der Nähe gestanden, aber keine Hülfe gebracht hatte. Jetzt stand ihnen kein Hinderniß mehr im Wege; sie rückten mit stolzer Zuversicht vor und lagerten auf dem Janiculum; das die erschrockene Besatzung geräumt hatte. Hier beherrschten sie nicht nur den Fluß, so daß die Zufuhr in die Stadt gehemmt war, sondern sie gingen auch auf das andere Ufer über, wo die reiche Ernte kurz zuvor eingethan war. Ansehnliche Herden und gefüllte Speicher fielen ihnen daselbst in die Hände, während das Landvolk sich nach Rom flüchtete. Als sie aber bis vor die Thore streiften, erlitten sie mehrmals empfindlichen Verlust. Durch den Erfolg ermuthigt und von der Noth gedrängt, wagten nun die Römer ihrerseits den Uebergang. Sie erstürmten, von zwei Seiten andringend, das Janiculum und erfochten einen vollständigen Sieg. Nach einer zweiten Schlacht in der Nähe von Veji ward ein Friede auf vierzig Jahre geschlossen.

Innere Kämpfe.

Nach glücklich überstandener Gefahr nahmen die Tribunen, auf Gleichstellung des Gesammtvolkes bedacht, ihre Bestrebungen gegen den bevorzugten Stand wieder auf. Sie hatten bisher schon einzelne Männer, die sich gegen die Rechte der Plebs Vergehungen zu Schulden kommen ließen, vor Gericht gezogen; jetzt gingen sie einen Schritt weiter, erklärten, daß Vergehungen gegen den Staat auch der Gemeinde schädlich seien, und forderten darüber Verantwortung. Sie klagten daher den Titus Memmius an, daß er den Untergang der Fabier verschuldet habe. Die Klage wurde vor den Curien erhoben, und wie bereitwillig auch diese waren, den Standesgenossen frei zu sprechen, so

forderte doch die Gerechtigkeit ein Opfer. Er wurde in eine Geldbuße von 2000 As verurtheilt. Die Buße war geringfügig, betrug nur die Jahreslöhnung eines Reiters; allein sie begründete das Recht der Gemeindevertreter, Männer des höchsten Ranges zur Rechenschaft zu ziehen. Eine andere Klage gegen Servilius, den Sieger auf dem erstürmten Janiculum, daß er nutzlos Bürgerblut vergossen habe, blieb ohne Erfolg; der erfochtene Sieg sprach laut für den tapfern Mann. Dagegen zog der Tribun Genucius frühere Consuln vor das Gericht der Tribus, weil sie die Ausführung des Ackergesetzes gehindert hätten. Es war dies eine Gemeindeangelegenheit und gehörte darum vor die Tribus-Versammlung. Wohl konnten Senat und Curien Einsprache thun; allein die herrschende Partei wählte einen andern Ausweg. Als nämlich die Menge auf dem Forum versammelt war und auf den kühnen Vertheidiger ihrer Rechte wartete, erschien er nicht. Man sandte Boten in sein Haus und fand ihn todt auf seiner Lagerstätte. Die Patricier erklärten frohlockend, die Götter hätten den Frevler gerichtet; die Bürger aber sprachen von Meuchelmord und erkannten mit Schrecken, daß kein Haupt mehr sicher sei, da die Ruchlosigkeit selbst die geheiligte Person eines Tribuns geopfert habe. Während der allgemeinen Bestürzung ward von den Consuln die Aushebung und Musterung des Heeres vorgenommen.

Kein Widerspruch erhob sich; Volk und Tribunen waren eingeschüchtert. Da ward ein tapferer Mann, Publilius Volero, der bisher als Centurio in mancher Schlacht gefochten hatte, unter den gemeinen Kriegern aufgerufen. Er widersprach; die Lictoren, welche ihn ergreifen sollten, schleuderte er mit starker Faust von sich und zog sich unter die umstehenden Haufen zurück. Diese nahmen sich seiner an; das Getümmel und Geschrei wuchs; mit zerbrochenen Fasces und blutigen Köpfen flüchteten die Lictoren vor der wüthenden Menge; Consuln, Senatoren und wer sonst vom patricischen Stande anwesend war, mußten ihrem Beispiele folgen.

Im nächsten Jahre ward Publilius selbst zum Tribun gewählt. Uneingedenk des erlittenen Unrechts, aber auch ungeschreckt durch die Dolche der Meuchelmörder, that der wackere Mann den Vorschlag, daß künftig die Tribunen von der in Tribus versammelten Gemeinde zu erwählen seien. Als am folgenden Dingtage darüber abgestimmt werden sollte, hatten die Patricier, besonders die Jugend, großen Theils ihren Standort in den Comitien auf der andern Seite der Rostra (Rednerbühne) verlassen und sich mit zahlreichen Clienten unter die plebejische Gemeinde gemischt. Die verschiedenen Tribus waren durch gespannte Seile abgesondert; die hochgebornen Herren wurden daher ersucht, in die ihnen vorbehaltenen Räume einzutreten. Sie weigerten sich, erhoben lautes Gezänk und Raufereien und hinderten dadurch Ansprache und Abstimmung. Am nächsten Markttag, der das Landvolk wieder in die Stadt führte, mußte der Vorschlag, als ein ganz neuer, eingebracht werden, und die Abmehrung darüber konnte erst am dritten Dingtag erfolgen. An diesem erhob sich abermals Zank und Streit, bis die untergehende Sonne die

Verhandlungen schloß. Dann ward das Heer aufgeboten; die Plebejer mußten in's Feld rücken; die Clienten der Patricier aber hatten in den Tribus die Mehrheit, wenn Bürger und Bauern den Fahnen folgten. So ging das Jahr hin. Indessen ward Publilius wieder erwählt, und nun half der Widerstand der Patricier nicht länger. Die Ernennung der Tribunen und zugleich die der Aedile durch die Gemeindeversammlung wurde zum Gesetz erhoben. Ein anderer Vorschlag, den Publilius in Verbindung mit seinem gleichgesinnten Collegen Cajus Lätorius machte, war von noch größerer Tragweite. Er sollte der Gemeinde das Recht und die Vollmacht verleihen, nicht blos über ihre eignen Angelegenheiten, sondern auch über die des Staates gültige Beschlüsse an den Senat und die Curien zu bringen. Bisher hatte sie dieses Recht schon vielfach geübt, allein der Consul konnte ihre Vorschläge und Gesuche unberücksichtigt lassen. Ward aber der Antrag der Tribunen zum Gesetz erhoben, so wurden die wichtigsten Staatsangelegenheiten vor der bewegten Volksgemeinde verhandelt und ihre Beschlüsse mußten im Senate besprochen, genehmigt, oder verworfen werden. Wie schwer es war, dem allgemeinen Volkswillen offenbaren Widerstand entgegen zu setzen, das hatte man bisher erkannt. Daher wählten die Curien den Mann, der rücksichtslos die Bevorzugung seines Standes verfocht, der bereit war, sein Leben dafür einzusetzen, den Appius Claudius. Mit Entschiedenheit traf er Maßregeln am Dingtag, um den Beschluß zu hindern. Streit und Raufereien erfüllten das Forum. Der Consul schickte seine Lictoren ab, die Volksvertreter zu ergreifen. Da erhob sich der Aufruhr, die Schranken wurden niedergeworfen, die Lictoren verwundet, der Consul, der, von patricischen Jünglingen umgeben, die Aufrührer züchtigen wollte, ward von seinem vernünftigen Collegen fortgeführt; das Volk besetzte das Capitol. 471 v. Chr.

Ein verheerender Einfall der Volsker und Aequer verhütete den Bürgerkrieg. Die waffenfähige Mannschaft ward aufgeboten und leistete Folge, da die Noth drängte. Im Felde war der Consul unbeschränkter Gebieter; da ließ er die verachtete Menge seine Macht fühlen. Bald verbreitete sich im Lager das Gerücht, er wolle das ganze Heer seinem wüthenden Hasse opfern, es, wie zur Schlachtbank, in ungünstiger Stellung dem Feinde entgegenführen. Als nun die Legionen zum Ausrücken geordnet wurden, wichen sie rückwärts, anfangs langsam und in Ordnung, endlich aber, da die feindlichen Schaaren vorrückten und die Nachhut drängten, in wilder, unheilvoller Flucht. Waffen, Fahnen und Standarten wurden weggeworfen; unter den Flüchtlingen würgten schonungslos die Waffen der Verfolger, bis Ermüdung und der anbrechende Abend der Flucht und der Verfolgung ein Ziel setzten. Die wehrlose Menge sammelte sich; aber unter ihr erschien mit drohender Miene Appius Claudius. Die wohlbewaffnete, von der Niederlage nicht entehrte Ritterschaft war um ihn versammelt und bereit, seinen Befehlen Nachdruck zu geben. Sofort ließ er jeden Centurio, der die Waffen eingebüßt hatte, und jeden durch das Loos betroffenen zehnten Mann ergreifen. Die Häupter der Ergriffenen fielen unter dem Beile; das Blut überströmte die Lagerstätte; der Consul schwelgte in der 470 v. Chr.

Sättigung seiner Rache. Unter solchen Umständen war nicht weiter an einen Feldzug zu denken; man mußte das offene Land den Feinden überlassen und hinter den festen Mauern der Stadt Sicherheit suchen. Als das Jahr des Consulats um war, wurde Appius vor der Gemeinde auf Leib und Leben angeklagt. Er aber stand, ungebeugt von der Gefahr, trotzig und drohend dem Volke gegenüber, wie in den Tagen seiner Macht. Er bat nicht um Schonung, sondern behauptete die Gerechtigkeit seiner Amtsführung. Mit demselben Trotz ging er in den Kerker und starb darin, vielleicht durch eigne Hand, vor dem festgesetzten Gerichtstag.

Dieser Ausgang des trotzigen Verfechters der alten patricischen Rechte hat viel Aehnlichkeit mit dem Ende des gleichnamigen Decemvirs, dessen wir später erwähnen werden. Man dürfte daher nicht irren, wenn man annimmt, dieselbe Begebenheit sei von den römischen Geschichtschreibern zweimal erzählt worden, und vielleicht war der Appius Claudius, dessen starren, rücksichtslosen Charakter wir geschildert haben, der nämliche, der später als Decemvir eine traurige Berühmtheit erlangte.

Um diese Zeit ward von dem Tribun Icilius das Gesetz in Vorschlag gebracht und durchgeführt, daß, wer die Tribunen in ihren Amtshandlungen gewaltsam unterbreche, der Bestrafung durch die Gemeinde verfallen sei. Man hoffte dadurch künftigen Störungen vorzubeugen; allein man kannte den harten Sinn der Machthaber nicht, die eben so sehr an ihrer bevorzugten Stellung festhielten, wie der gemeine Mann an dem täglichen Brod. Schon die nächste Zeit, die unsägliches Unglück über Rom brachte, sollte dies beweisen.

Coriolan.

Damals ragte unter allen Patriciern durch tapfere Thaten, stolzen Muth und Geringschätzung der Gemeinde Cajus Marcius hervor. Seines alten Geschlechtes würdig, kämpfte er in den langwierigen Kriegen mit den Volskern und fesselte oft den wankenden Sieg an die römischen Fahnen. Einst wurde Corioli, eine volskische Stadt auf vorspringender Höhe des Albaner-Gebirgs, von einem consularischen Heere belagert. Entsatz rückte von Antium heran, die kriegerische Bürgerschaft that einen unerwarteten Ausfall, der Schrecken der Ueberraschung verbreitete sich unter den Legionen. Da sammelte Marcius mit lautem Ruf erprobte Krieger um sich her, durchbrach, zersprengte, Allen vorankämpfend, die anstürmenden Schaaren und drang mit den Flüchtlingen in die offenen Thore der Stadt. Jeder Widerstand ward überwältigt, die nächsten Häuser gingen in Flammen auf; das Winseln der Sterbenden, das Jammergeschrei der Weiber und Kinder verkündigte den Sieg der römischen Waffen. Draußen aber auf offenem Felde dauerte der Kampf mit dem volskischen Heere noch unentschieden fort. Da verließ Marcius mit seiner Schaar die von Schwert und Flammen halb zerstörte Stadt und drang in die Reihen der feindlichen Streiter. In fest geschlossener Ordnung rückten die kühnen

Männer unwiderstehlich vor. Ihre blutigen Gewänder, ihre funkelnden Blicke verbreiteten Entsetzen, ihre Waffen den Tod. Die ganze volskische Macht suchte ihr Heil in schimpflicher Flucht und überließ die Wahlstatt und die Ehre des Sieges den römischen Legionen. Auf dem Schlachtfeld aber begrüßte das Heer den heldenmüthigen Mann, der zweimal die Entscheidung herbeigeführt hatte, mit dem Ehrennamen Coriolanus, und als der Consul seinen triumphirenden Einzug in Rom hielt, pries man nicht seinen Ruhm, sondern den des tapfern Cajus Marcius Coriolanus.

Wie gefeiert aber auch sein Name war, so verweigerte man ihm doch das Consulat. Man scheute seinen Stolz und seine Härte gegen den gemeinen Mann. Er ließ jedoch nicht ab von seinem trotzigen Sinn; er zog sogar einstmals, als das Volk den Feldzug verweigerte, auf eigne Faust mit Clienten und alten Kriegsgenossen in das feindliche Land und kehrte mit reicher Beute zurück, die er unter seine Getreuen vertheilte. Bei dieser und andern Gelegenheiten sprach er seine Geringschätzung gegen die plebejische Gemeinde unverhohlen aus und besonders that er dies in einer schweren Hungersnoth, da die geringen Leute die hohen Fruchtpreise nicht aufbringen konnten und dem fürchterlichen Mangel fast erlagen. Der Senat ließ Getreide aufkaufen, auch kamen aus befreundeten Städten Siciliens reichliche Spenden. Er berathschlagte sodann über unentgeltliche Austheilungen an die unbemittelten Bürger und über die festzusetzenden niederen Preise. Dagegen erhob sich Coriolan. Er meinte, wenn die Plebs die alten Preise wolle, so solle sie auch das alte Recht wieder herstellen und ihre schwatzhaften Vertreter abschaffen. Die jüngeren Glieder der Versammlung stimmten ihm bei; es entstand Zwiespalt im Senat, der die Berathung zu keinem festen Entschlusse kommen ließ. Indessen hatten auch die Tribunen auf ihren bescheidenen Sitzen an der Thüre der Curie die Rede gehört und brachten sie mit Uebertreibungen am nächsten Dingtage vor das Volk. Wenn es jenem rasenden Menschen nachgehe, riefen sie, so könne die ganze Gemeinde in Hunger und Elend umkommen. Er verlange die Vertreter derselben gebunden in seinen Händen zu haben; in ihm sei dem Volke ein neuer Henker erstanden, der ihm nur zwischen Tod und Knechtschaft die Wahl lasse. Unter dem Zustimmen der Menge setzten sie ihm den Gerichtstag fest, wo er sich verantworten solle. Noch verachtete er die Drohungen der Tribunen, indem er höhnisch fragte, ob sie zu Vorstehern der Plebejer, oder auch der Patricier bestellt seien; allein die Sache ward ernst. Die zahlreichen Clienten und Freunde des Marcischen Geschlechts versuchten vergeblich die Gemeinde am Dingtage zu stören, vergeblich legten die angesehensten Senatoren Fürbitten ein. Da er nun selbst nicht erschien, so ward von zwölf Tribus gegen neun seine Verurtheilung ausgesprochen. Er aber hatte schon von Mutter, Weib und Kindern und dem theuren Vaterhause Abschied genommen und war auf dem Wege nach Antium, um bei den feindlichen, oft bekämpften Volskern Schutz und Rache zu suchen. Schweigend wanderte er auf bekannter Straße gen Antium, wo der vielvermögende, reiche Attius Tullius im fürstlichen Ansehen lebte.

Er war ihm oft im Kriege ein ehrenwerther Gegner, im Frieden ein lieber Gastfreund gewesen; jetzt trat er, als ein armer Flüchtling, bittend in die fürstliche Halle und setzte sich an das Herdfeuer, in den Schutz der Laren des Hauses, die dem Hülfsbedürftigen Gewährung verhießen. Bald ward ihn Tullius gewahr, erkannte ihn und führte ihn zu dem Ehrensitze, wo beim festlichen Mahle, unter traulicher Wechselrede die Vorfälle in Rom besprochen wurden. Beide Männer waren darüber einverstanden, daß man die verhaßte Stadt mit Krieg überziehen müsse, um Rache zu nehmen für altes und neues Unrecht. Schon in nächster Zeit fand sich eine Veranlassung dazu, und freudig rüsteten sich die kriegerischen Volsker in der weiten Ebene am Meere und in den rauhen Bergen, die das Trerusthal begränzen. Sie hofften Sieg, weil der gefeierte Held Coriolan ihren Fahnen zu folgen bereit war. Derselbe stand aber nicht allein, sondern um ihn sammelten sich andere Verbannte aus Rom, die während der innern Unruhen gleiches Schicksal erduldet, die jetzt gleiche Unbilden zu rächen hatten, kühne, verzweifelte Männer, ohne Heimat, ohne Hoffnung, als in den Waffen, zu jedem Aeußersten entschlossen. Das vereinigte Heer setzte sich in Bewegung; es rückte vor Circeji, das, an einem einsamen, in's Meer vortretenden Felsen gebaut, beharrlichen Widerstand leistete. Die starken Mauern waren nicht niederzuwerfen; aber der Hunger erzwang die Uebergabe. Im nächsten Feldzug wurde die Macht Latiums gebrochen, das flache Land verheert, die Städte theils durch List und Einverständniß, theils mit stürmender Hand genommen. Die Furcht vor Coriolan lag auf Städten und Völkern, denen er sich feindlich nahte, und lähmte ihren Widerstand. Er rückte endlich mit gesammter Macht bis an den Cluilischen Graben vor, wo einst die Horatier und Curiatier gekämpft hatten, 5000 Schritte von den Thoren Roms. Er gab die Aecker und ländlichen Wohnsitze der Plebejer der Plünderung Preis, die seiner Standesgenossen ließ er verschonen. Dieses Verfahren erregte Argwohn in der Bügerschaft, und als das Aufgebot zum Heerbann erging, murmelten die Plebejer, der Senat stehe mit ihrem Todfeind in Verbindung, man wolle sie, gleichwie Schlachtvieh, zur grauenvollen Opferung führen. Mißtrauen, Muthlosigkeit waren allgemein; die Aufstellung einer hinlänglichen Macht zur Bekämpfung des siegreichen Feindes unmöglich. Unter solchen Umständen schien die Eroberung und Plünderung der Stadt, vielleicht die Niedermetzelung der gesammten Bürgerschaft bevorzustehen. Noch stand der Weg gütlicher Unterhandlung offen. Der Senat beschloß, die Gemeinde bestätigte die Zurückberufung Coriolan's, seine Wiedereinsetzung in alle Rechte, Ehren und Güter. Fünf Consulare (gewesene Consuln) überbrachten dem trotzigen Manne diesen Beschluß. Er aber forderte nicht nur seine, sondern auch der sämmtlichen Verbannten ehrenvolle Zurückberufung, ferner Abtretung früherer Eroberungen und Bürgerrecht für die ganze volskische Nation und setzte zur Entschließung eine Frist von dreiunddreißig Tagen. Diese Bedingungen waren hart; wenn man sich ihnen unterwarf, so machte man ihn und seine im langen Elend verwilderten Genossen zu Herren der Stadt und

mußte sich der schmählichsten Behandlung gewärtigen. Die drohende Gefahr beugte den Stolz des Senats, er beschloß, zur demüthigen Bitte seine Zuflucht zu nehmen. Noch einmal erschienen die Consulare im feindlichen Lager; Coriolan aber hörte sie nicht an, sondern forderte Unterwerfung. Denselben Bescheid erhielt eine zweite Gesandtschaft der zehn ehrwürdigsten Glieder des Senats.

Die Frauen Roms vor Coriolan.

Eben so bedeutete er die Priester, die, gehüllt in ihre Amtstracht, vor dem harten Manne erschienen. Als darauf das volskische Heer näher rückte, erhob sich in der Stadt lautes Jammern der Weiber und Kinder, die den Einbruch der Feinde in jedem Augenblicke erwarteten.

Aber während die Männer weder Muth hatten, die Waffen zu ergreifen, noch andern Rath wußten, beschlossen die edeln Matronen, einen Versuch zu

ihrer und des Vaterlandes Rettung zu machen. Im langen Zuge wallten sie nach dem feindlichen Lager. Man meldete dem Feldherrn die seltsame Gesandtschaft; er befahl, sie zurückzuweisen, weil er mit Männern, nicht mit Weibern verhandle. Als ihm aber einer seiner Vertrauten bemerkte, er habe unter den Matronen seine Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia mit seinen zwei Knäblein erkannt, da hieß er sie hereinführen. Er eilte ihnen entgegen und wollte die greise Mutter in die Arme schließen. Sie verwehrte es ihm, sie fragte, ob sie zu dem Feinde, oder zu dem Sohne gekommen, ob sie als Gefangene, oder als Mutter in dem Lager sei, ob sie mit seiner Gattin und seinen Kindern unter den Mordwaffen sterben solle, wenn er in der erstürmten Vaterstadt seinen Einzug halte, oder ob er, als Sohn, Gatte und Vater, zu ihrem Schutz bereit, die heimatliche Stadt schonen und ehren werde. Als darauf Volumnia und die Kinder ihn umfaßten, als die Frauen alle auf den Knieen laute Wehklagen erhoben, da konnte er nicht widerstehen. „Mutter", sprach er, „bei dir stand die Wahl zwischen dem Sohne und der Vaterstadt; du hast diese gerettet, aber mich wirst du niemals wiedersehen." Nachdem er sich hierauf den Umarmungen der Seinigen und ihrer Liebe und Dankbarkeit kurze Zeit erfreut hatte, entließ er sie. Dann brach er das Lager ab und führte das Heer zurück. Er selbst blieb bei den ihm befreundeten Volskern und sah die Heimat niemals wieder.

Dies ist die Sage von Coriolan, wie römische Geschichtschreiber sie erzählen. In ihren Grundzügen dürfte sie nicht zu bezweifeln sein; allein man hat sie mit vielen Ausschmückungen und Zusätzen ausgestattet. Ein Abzug des volskischen Heeres ohne Entschädigung ist gegen alle Geschichte. Vielleicht wollte man dadurch dem römischen Stolze schmeicheln, daß man die Erfolge der mächtig vordringenden ausonischen Völker einem Sohne Roms und nicht der Tapferkeit feindlicher Feldherren zuschrieb. Die Vermittelung der Matronen dürfte dagegen historisch sein; ob auch die Erzählung von seiner Mutter und Gattin, lassen wir auf sich beruhen.

Bedrängnisse Roms.

470 v. Chr. In den schweren Kriegen, welche etwa von 470 an Latium und Rom bedrängten, erhielten die feindlichen Völker Alles, was der Held der Sage forderte, und noch mehr. Zwar nach dem unglücklichen Feldzuge des Appius Claudius ward noch mit wechselndem Erfolg um Antium gekämpft; die Römer eroberten sogar diese wichtige Stadt des volskischen Landes; allein später war ihnen das Glück der Waffen entschieden zuwider. Die mit den Volskern verbündeten Aequer brachen aus ihren Bergen hervor und setzten sich auf dem Algidus fest, einer ausgedehnten, vielfach zerrissenen Hochebene des nordöstlichen Kraterrandes der Albaner-Berge, wo dunkle Eichenwaldungen mit unfruchtbaren Blößen von Steingeröll abwechselten. Von hier aus verbreiteten sich ihre leicht gerüsteten Schaaren plündernd über das latinische und römische

Gebiet. Der Consul Spurius Furius, der ihnen entgegenrückte, ward in seinem Lager berannt. Als er einen Ausfall that, entrann er zwar selbst verwundet dem Gemetzel, sein Bruder aber mit auserlesener Mannschaft erlag den zwischen Wäldern und Felsen hervorbrechenden Feinden. Zur rechten Zeit langte noch Entsatz an, um das Lager zu retten; aber das andere consularische Heer hatte unterdessen großen Verlust erlitten, und abermals überzogen plündernde Horden das offene Land. Die Bauern flüchteten in die Stadt, wo bei der Anhäufung von Menschen und Thieren zuerst eine Viehseuche, dann eine furchtbare Pest ausbrach. Nicht blos die geringen Leute, sondern auch Ritter und Senatoren, Tribunen, Priester und beide Consuln raffte das entsetzliche Uebel dahin. Die Stadt war verödet; eine allgemeine Muthlosigkeit lag auf den Ueberlebenden. Die Feinde streiften bis an die Thore; vielleicht hielt sie nur die Furcht vor Ansteckung ab, die schlecht verwahrten Mauern zu ersteigen. Aus dem verheerten Lande rückten Volsker und Aequer in das reiche, wohl angebaute Latium. Die Latiner erlitten eine mörderische Niederlage, dann fielen Corbio, Satricum, Carventum, Pedum, selbst Lavinium und viele andere Städte in feindliche Gewalt. Auch Antium erlag dem allgemeinen Sturm; die römischen Kolonisten mußten weichen, die Bürger schlossen sich freudig ihren Landsleuten an. Die ganze Eidgenossenschaft von Latium ward zertrümmert und ihr Gebiet zum großen Theil von den Siegern besetzt. Aus dem drohenden Umsturz rettete sich das hart bedrängte Rom nur durch die Trennung des feindlichen Bündnisses. Die Volsker schlossen einen Frieden, wodurch ihnen ihre Eroberungen und zugleich gemeinschaftliches Bürgerrecht mit den Römern zugesichert wurden; die trotzigen Aequer, von den Sabinern unterstützt, beharrten im Kriege. Es wurden wol zuweilen Waffenstillstände geschlossen, allein sie waren nicht von Bestand; die Raub- und Plünderungszüge begannen immer von Neuem.

Ungeachtet der äußern und innern Bedrängnisse ruhte in Rom selbst der Zwiespalt nicht. Der Gemeinde schien die Bevorzugung der alten Geschlechter unerträglich. Besonders herrschte in den gerichtlichen Angelegenheiten eine große Ungleichheit. Die Geld- und Freiheitsstrafen, die gegen Patricier angewandt werden konnten, waren genau festgesetzt; die geringen Leute waren der richterlichen Willkür preisgegeben. Da ward der Wunsch nach geschriebenen Gesetzen laut, und der Tribun Terentillus Arsa gab dem Verlangen der Gemeinde Ausdruck, indem er um 462 den Antrag auf Abfassung eines billigen und gleichmäßigen Gesetzbuches stellte. Dem widersetzten sich die Geschlechter mit aller Macht und mit der alten Taktik. Damals genoß unter ihnen, wie unter den Plebejern der durch Kriegsthaten und Rechtschaffenheit ausgezeichnete Lucius Quinctius Cincinnatus großes und gerechtes Ansehen. Er baute mit eigner Hand seine Aecker, er war leutselig gegen den geringen Mann, er hatte mehrmals in schwierigen Lagen durch Rath und That Hülfe geschafft. Dabei lebte er mit seiner würdigen Hausfrau Racilia, seinen Kindern und Sklaven in patriarchalischer Eintracht; besonders aber liebte er seinen Sohn Cäso

462 v. Chr.

Quinctius, den die Natur selbst zu ihrem Liebling erkoren und mit allen Gaben eines antiken Helden geschmückt zu haben schien. Wenn der hochgewachsene, männlich schöne Jüngling in der Toga oder im Panzer daherschritt, so zog er durch die Kraft und Anmuth in seinen Bewegungen Aller Blicke auf sich. Er schien zum Herrschen geboren und hätte einen Thron mit Glanz und Ruhm umgeben; aber in einer Republik waren sein kühner, stolzer Sinn und seine Ansprüche ihm und dem Vaterlande verderblich. Als der Vorschlag des Terentillus die Erbitterung des bevorzugten Standes erregte, stellte sich Cäso an die Spitze gleichgesinnter Jünglinge, um die Abmehrung der Gemeinde zu hindern. Mit höhnischen Worten, mit Schlägen und Wunden mißhandelten sie die geringen Leute und jagten sie endlich sammt ihren Tribunen mit blutigen Köpfen aus einander. Wahrscheinlich geschah dies an solchen Dingtagen, an welchen sich das Landvolk nicht zahlreich betheiligt hatte. Als aber die Tribus an einem Markttage zusammenkamen, appellirten die Volksvertreter an die Menge und die robusten Fäuste der Bauern. Dies gab der Sache eine andere Wendung; denn selbst Cäso und seine Genossen wagten nicht gegen das erbitterte Volk ihre Störungen zu wiederholen. Der Tribun Volscius, der noch andere Unthaten berichtete, klagte den vornehmen Rädelsführer auf den Tod an, und derselbe mußte bis zum nächsten Dingtage zehn Bürgen stellen, von denen jeder 3000 As zu hinterlegen hatte. So blieb die Versammlung ungestört, in gesetzlicher Haltung. Cäso war indessen durch die Verhandlungen zur Besinnung gekommen. Er sah ein, daß es hier auf seinen Kopf abgesehen war. Er hatte sein Leben oft im Gewühle der Schlacht gewagt; allein es war ein Anderes, unter dem Beile des Henkers zu bluten. Er entschloß sich sofort, der Ungewißheit ein Ende zu machen; er ließ Vater, Vaterland und Bürgen im Stich und entwich in nächster Nacht aus der Stadt. Der redliche Cincinnatus zahlte die Bürgschaft, was einen großen Theil seines Vermögens wegnahm; denn seine unbescholtene Rechtschaffenheit galt ihm mehr als Vermögen.

Cincinnatus.

Indessen dauerten die Unruhen wegen des Terentilischen Gesetzvorschlags fort. Die patricische Jugend benahm sich vorsichtiger, aber nicht weniger widersetzlich. Kein Einzelner that sich besonders hervor; alle waren mit Clienten und andern Anhängern unter den Tribus verbreitet; sobald nun des Vorschlags, oder auch nur des Terentillus Erwähnung geschah, erhob sich erst da und dort, dann allmählich in der ganzen Versammlung ein dumpfes Murren, das immer mehr anschwoll, wie das Getöse bei zunehmendem Gewittersturm, darauf Gezänke, Scheltworte, Geschrei über empfangene Stöße und Fußtritte, bis das Getümmel jede Verhandlung unmöglich machte. Die ganze Bürgerschaft war fortwährend in krampfhafter Aufregung. Dazu kamen Seuchen, Erderschütterungen, Nachrichten von einem furchtbaren Ausbruch des Aetna, Wunderzeichen am Himmel, namentlich Feuerflammen, die wie streitende Heere anzusehen waren, vielleicht nichts anderes als ein Nordlicht. Unter Sorgen und Angst verbrachte man Tag und Nacht. Da wurden einstmals die Bürger durch Trom- 460 v. Chr.
petenschmettern und feindliches Feldgeschrei vom Capitol herab aus dem Schlafe geweckt. Sie stürzten auf die Straße; der Ruf: Feinde auf dem Capitol! Verrath! Der Consul Cajus Claudius hat dem schrecklichen Cäso und seinen Helfershelfern die Thore geöffnet! verbreitete sich überall. Flüchtlinge, die dem mörderischen Ueberfalle entronnen waren, vermehrten den Argwohn. Stimmen vom Capitol forderten die Sklaven und geringen Bürger zur Hülfe auf, verkündigten eine allgemeine Freiheit und Gleichheit. Als es Tag ward, besetzte die Gemeinde den Aventin und die Esquilien. Sie weigerte sich aber, zu den Fahnen zu schwören, obgleich man jetzt erfuhr, daß Herdonius, ein reicher und mächtiger sabinischer Häuptling mit zahlreichem Anhang und römi-

schen Verbannten den nächtlichen Ueberfall ausgeführt habe. Erst nachdem der volksfreundliche Consul P. Valerius Poblicola sein Wort verpfändete, daß die Gemeindeversammlung künftig ungestört, die Abmehrung über das Terentilische Gesetz unbehindert sein solle, leistete das Volk den Fahneneid und folgte dem Aufgebote zum Sturm auf das Capitol. Der Kampf war heiß und blutig; auf den Stufen des capitolinischen Tempels fiel der tapfere Valerius an der Spitze der siegenden Cohorten und mit ihm die Hoffnung der Gemeinde. Die Burg war erobert, aber die Patricier dachten nicht mehr daran, das Wort des Consuls zu halten; vielmehr ward Lucius Cincinnatus ungesetzlich von den Curien zur consularischen Würde erhoben. Man beschloß, durch einen neuen Feldzug die müßigen Leute zu beschäftigen, und deshalb die Comitien auswärts zu halten, wo die tribunicische Gewalt außer Kraft sei. Diese Maßregeln riefen allgemeine Widersetzlichkeit hervor und konnten nicht zur Ausführung kommen. So dauerten Beschwerden und Unruhen fort.

In den nächsten Jahren nahm der schwere Krieg mit den Aequern die Kräfte des Staates in Anspruch. Der Consul Minucius ward nach verschiedenen nachtheiligen Gefechten in den waldigen Gegenden des Algidus eingeschlossen. Das gesammte Heer schien dem Untergange geweiht; daher schritt man zur Ernennung eines Dictators. Die Wahl fiel jetzt allgemein auf den würdigen Lucius Quinctius Cincinnatus. Derselbe befand sich jenseits der Tiber, wo er in der vaticanischen Feldmark eine ländliche Wohnung und ein sehr bescheidenes Gütchen besaß. Er führte den von Ochsen gezogenen Pflug und war nach Sitte der Ackerleute nur mit der knappen Tunica bekleidet, als die feierliche Gesandtschaft des Senats zu ihm herantrat. Er grüßte die Männer, deren Ernst ihm anzeigte, daß sich etwas Wichtiges ereignet habe. Sie forderten ihn auf, in anständiger Kleidung die Aufträge des Senats zu empfangen. Sofort begab er sich in seine Behausung, wusch sich von Händen und Angesicht den Schweiß und Staub und legte die Toga um, die seine Hausfrau ihm darreichte. Dann ging er würdevoll, wie es dem Römer ziemte, den Abgeordneten entgegen. Aus ihren Händen empfing er die Abzeichen der höchsten Gewalt und folgte ihnen sogleich, indem er noch seiner Hausfrau beim Abschiede zurief: „Racilia, sorge für das Hauswesen; denn die Ernte wird spärlich ausfallen.“ An der Tiber erwartete ihn eine festlich geschmückte Barke, begrüßten ihn Vetter und Clienten und auch drei seiner Söhne, nicht aber sein Liebling Cäso, der verbannt in freudloser Fremde lebte, oder vielleicht in der Bande des Herdonius gefochten hatte und gefallen war. Mit zahlreichem Gefolge hielt er seinen Einzug in die Stadt; aber schon vor Anbruch des nächsten Tages nahm er auf dem Forum Musterung vor. Wer die Waffen führen konnte, mußte sich rüsten; Schanzpfähle wurden gehauen, Lebensmittel bereitet, die Buden geschlossen, Geschäfte und Gerichtsverhandlungen eingestellt: so befahl der Dictator, und so mußte geschehen. Sobald diese Vorkehrungen getroffen waren, setzten sich die Legionen in Marsch; Lucius Aebutius, gleich redlich, kriegserfahren und arm, wie Cincinnatus, befehligte die Reiterei, der Dic-

tator das ganze Heer. Mit entfalteten Fahnen, aber ohne das kriegerische Schmettern der Tuben und Hörner, schritt man eilends vorwärts, während die Krieger einander zur Beschleunigung ermahnten, weil die Mitbürger schon drei Tage eingeschlossen seien. Um Mitternacht gelangte man an den Algidus und begann sogleich die Einschließung des äquischen Heeres mit Graben, Wall und Pfahlwerk. Als das Nothwendigste vollendet war, erhoben die Legionen lautes, herausforderndes Kriegsgeschrei, das zum Schrecken der Feinde, zur Freude der bedrängten Mitbürger die nächtliche Stille unterbrach. Sofort erhob sich ein wilder Kampf in der Dunkelheit. Die eingeschlossenen Römer fielen aus ihrem Lager heraus; die Aequer boten ihnen die Spitze und suchten zugleich die engenden Schranken zu durchbrechen. Die Sonne stieg über die dunkeln Waldgebirge herauf; sie beleuchtete das blutige Gefilde und zeigte den Feinden ihre hoffnungslose Lage. Da sank ihnen der Muth, da begehrten sie nur das nackte Leben zu retten. Dies ward ihnen verwilligt, aber unter der harten Bedingung, daß sie, aller kriegerischen Ehren beraubt, unter dem Joche durchgehen sollten. Sofort wurden zwei Speere in den Boden gesenkt, ein dritter quer darüber befestigt, und die Aequer mußten ohne Rüstung und Wehre unter dem Joch und zwischen den eine Gasse bildenden Römern, von Spott und Hohn verfolgt, ihren Marsch nehmen. Ihre Obersten blieben als Gefangene zurück, um den Triumph des siegreichen Dictators zu zieren und dann für den muthwillig begonnenen Krieg zu büßen; auch wurde die Uebergabe der Stadt Corbio vorbehalten. Mit reicher Beute an Waffen, Rossen und Gepäck zog das römische Heer in Rom ein und feierte in Liedern den Sieg und den ruhmvollen Feldherrn, der zum Capitol emporstieg, wo er der schirmenden Gottheit Dankopfer darbrachte. Ehe Cincinnatus seine Dictatur niederlegte, zog er den Ankläger seines geliebten Cäso, den ehemaligen Tribun Volscius, vor die Curiat-Comitien, wo er zur Verbannung verurtheilt wurde, weil er einen römischen Bürger an Eigenthum und Ehre geschädigt habe. Vor dem Ansehen des Dictators mußte die Stimme des Volkes schweigen; Volscius verließ Haus, Hof und Heimat und wanderte in die Fremde.

In sechzehn Tagen hatte Cincinnatus seine Aufgabe gelöst und legte die dictatorische Gewalt nieder, um den Bau seiner bescheidenen Hufe wieder aufzunehmen. Die Sage ist geschäftig gewesen, den Bericht von seinen kriegerischen Thaten auszuschmücken, ohne sich um Unwahrscheinlichkeiten und innere Widersprüche zu kümmern. Indessen läßt sich doch ein glänzender Sieg der römischen Waffen nicht in Abrede stellen, da von dieser Zeit an die Aequer zwar immer wieder auf dem Algidus erscheinen, aber doch die römischen Marken nicht mehr zu bedrängen vermögen.

III.

Decemvirat.

Willst du Gesetz aufbauen, sei
Du selbst Gesetz dir, werde frei
Von blinder Gier der Leidenschaft,
Sonst trifft dich des Gesetzes Kraft.

Bürgerliche Gesetzgebung.

457 v. Chr. Sobald die Kriegsnoth einigermaßen beseitigt war, begann wieder der Kampf zwischen den Ständen mit erneuerter Heftigkeit. Zunächst erhielten die Plebejer das Recht, statt fünf Tribunen deren zehn zu wählen. Sie erlangten dadurch allerdings ausgedehnteren Schutz gegen patricische Bedrückungen; allein auf der andern Seite ward auch die Einmüthigkeit des Collegiums dadurch erschwert. Im folgenden Jahre ward der Vorschlag des Tribunen Lucius Icilius angenommen, daß der Berg Aventin unter die Gemeindeglieder vertheilt und denselben erblich eingeräumt werde. Es befanden sich in diesem Bezirk ein Tempelhain und viele Staatsländereien, welche die Patricier bisher, wie andere Staatsgüter, inne gehabt und auf eigne Rechnung bewirthschaftet hatten. Letztere mußten jetzt zum Vortheile der ärmeren Gemeindeglieder auf ihren angemaßten Besitz verzichten, hofften aber dadurch, das Cassische Ackergesetz, das ihnen weit größern Verlust drohte, beseitigt, oder wenigstens in unbestimmte Ferne gerückt zu haben.

Auf ähnliche Art suchten sie den Terentillischen Gesetzesvorschlag zu umgehen. Die Consuln Spurius Tarpejus und A. Aternius stellten nämlich den Antrag und ließen ihn durch ihre Standesgenossen in den Curien zum Gesetz erheben, daß die Strafgewalt der Consuln und übrigen Beamten künftig bestimmt normirte Gränzen haben und nicht über den Betrag von zwei Schafen und dreißig Rindern steigen solle. Vorher waren die Strafen namentlich gegen Plebejer dem freien Ermessen der Beamten überlassen und konnten bis zur gänzlichen Verarmung der betreffenden Bürger erhöht werden; nach dem Aternischen Gesetz mußten die Bußen mit dem Betrage für ein Schaf beginnen und durften bei fortgesetzter Widerspenstigkeit nur täglich um den gleichen Werth bis zu der festgesetzten höchsten Buße gesteigert werden.

Diese und andere Verwilligungen, die man dem Drange der Gemeinde nach politischer Gleichheit machte, waren indessen nur unzulängliche Nothbehelfe. Der Senat, wenigstens der verständige Theil desselben, der den Aufbau eines soliden Staatskörpers unter allen äußern und innern Stürmen fest im Auge behielt, sah ein, daß es auf dem bisher verfolgten Wege nicht gelingen werde. Die Curiat- und Tribut-Comitien standen sich, wie feindliche

Heere, einander gegenüber und vereitelten oft die Ausführung heilsamer Beschlüsse. Die Consuln und übrigen Beamten waren mit großer Vollmacht ausgerüstet; allein die Tribunen, geschützt durch ihre Unverletzlichkeit, griffen in die Verwaltung des Staates, in die Rechtspflege ein und waren beständig geschäftig, die Staatsbeamten zur Verantwortung zu ziehen. Als nun die Gemeinde auf ihre Forderung geschriebener, festnormirter Gesetze immer wieder zurückkam, suchte man ihr begreiflich zu machen, daß durch ein geschriebenes Landrecht das Amt der Tribunen, der Schutz, den sie dem Volke gegen richterliche Ueberschreitungen gewährten, überflüssig werde. Die Plebejer scheinen darauf eingegangen zu sein; daher zögerte man nicht länger mit der Ausführung.

Vorerst erwählte der Senat drei seiner würdigsten Glieder zu Gesandten an andere Staaten, deren staatliche und rechtliche Einrichtungen als zweckmäßig bekannt und geeignet schienen, bei Abschaffung eines allgemeinen Gesetzbuches zu Rathe gezogen zu werden. Die Gesandten reisten auf einem prachtvoll ausgerüsteten Staatsschiffe ab. Sie besuchten zunächst die griechischen Städte in Unteritalien, wo sie manche heilsame Belehrung empfingen. Namentlich wurden sie mit dem weisen Epheser Hermodoros bekannt, der ihnen nicht nur durch seinen Rath, sondern auch durch Uebersetzung griechischer Verordnungen und Schriften behülflich war. Deswegen soll in der Folge seine Bildsäule auf dem römischen Forum aufgestellt worden sein. Von Italien wendeten sich die Abgeordneten nach dem eigentlichen Griechenland, um daselbst von den verschiedenen Verfassungen Einsicht zu nehmen und das für Rom Brauchbare auszuwählen. Damals aber genoß unter allen Staaten Athen durch seine Thaten in den Perserkriegen, wie durch volksthümliche Verfassung, hohe Bildung und blühenden Zustand gerechten Ruhm. In dieser Stadt hielten die Gesandten längere Rast. Sie lernten die Verwaltung des Staates und die Rechtspflege genau kennen, waren aber nicht blind gegen die Nachtheile, welche die maßlose Demokratie mit sich brachte. Daher nahmen sie wol in der Theorie von mancher heilsamen Anordnung Kenntniß; allein in der Ausführung gaben sie der italischen Weise, wie sich dieselbe besonders in ihrer Vaterstadt entwickelt hatte, den Vorzug. Die Gesetzgebung der Völker des Alterthums pflegte überhaupt nicht auf unerprobte Theorien das Gebäude des Staates und des bürgerlichen Rechts aufzubauen, sondern auf Erfahrung, auf den Gang der Volksentwickelung, auf bestehende und bewährte Gesetze. Sie wurde ferner der Weisheit eines Mannes, oder eines Ausschusses von weniger Männern anvertraut, die das Vertrauen des Volkes besaßen, weil man von ihnen mehr Uebereinstimmung und erprobte Einsicht erwartete, als von einer durch Geburt oder Wahl dazu berufenen Menge.

Bereichert an Kenntnissen und Erfahrungen kehrten die Gesandten nach 452 v. Chr.
Rom zurück. Es scheint, daß man hier noch immer über die Ausführung des Terentillischen Vorschlags nicht einig war; denn sie verzögerte sich bis in das folgende Jahr. Da wurde nun endlich der Beschluß gefaßt, einem Collegium

von zehn Männern die Staatsregierung mit unumschränkter Machtvollkommenheit und zugleich die Abschaffung allgemein gültiger Gesetze zu übertragen. Glieder dieser obersten, außerordentlichen Behörde waren die beiden Consuln des Jahres, die Quästoren des peinlichen Rechts und endlich sechs von den Centurien erwählte Patricier; sie gehörten demnach alle dem bevorzugten Stande an, und ihre Gewalt war um so größer, als das Schutzrecht der Tribunen, sowie jede Berufung oder Provocation an die Comitien für die Dauer ihres Amtes aufgehoben blieb. Die Plebejer übertrugen vertrauensvoll die höchste Macht den zehn Männern oder Decemvirn, da sie die Mehrzahl derselben wegen ihrer volksfreundlichen Gesinnung ernannt und daher von ihnen ein gerechtes, ihren Bedürfnissen entsprechendes Gesetzbuch erwarteten. Auch war ihnen die Begutachtung, die Annahme, oder Verwerfung desselben in den Centuriat-Comitien vorbehalten.

Die neue Obrigkeit entsprach in der That den gehegten Erwartungen. Wie in früherer Zeit die Zwischenkönige, führte einer der Decemvirn fünf Tage lang den Vorsitz und die oberste Gewalt und überließ sie alsdann dem zweiten und so fort. Der Vorsitzende allein hatte die Abzeichen der höchsten Würde; nur vor ihm schritten die Lictoren mit der Fasces einher; die übrigen begnügten sich mit einem Diener oder Weibel und bildeten bei richterlichen Amtshandlungen die Beisitzer. Auf diese Art suchten sie die Bürger mit den ungewöhnlichen Formen der Regierung zu versöhnen. Eben so trugen alle ihre Anordnungen und Beschlüsse das Gepräge der Milde und Billigkeit, und wenn dennoch ein Vorsitzender ein hartes, mißliebiges Urtheil gesprochen hatte, so konnte man von seinem Ausspruch an den Nachfolger appelliren, der jedem rechtlichen Einwand Rechnung trug. Dadurch wurde der Schutz und die Vermittelung der Tribunen für den geringen Mann überflüssig, und er gewöhnte sich allmählich daran, diese volksthümliche Obrigkeit gänzlich zu entbehren, was natürlich dem Wunsche der Patricier durchaus entsprach.

Eine nicht weniger lobenswerthe Thätigkeit entfalteten die Decemvirn in dem ihnen aufgetragenen Geschäft der Gesetzgebung. Sie zogen die schriftlichen Notizen und mündlichen Berichte der oben bemerkten Gesandtschaft zu Rathe, benutzten ihre eigene Kunde von den bestehenden Gesetzen und Bedürfnissen des Staates und sonstige Vorarbeiten und brachten in kurzer Zeit zehn Tafeln zu Stande, auf welchen die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen über Verwaltung und Verfassung, über öffentliches und Privatrecht in allgemein verständlicher Weise aufgezeichnet waren.

Appius Claudius.

Der Mann, der sich bei dem schwierigen Geschäft der Gesetzgebung durch Thätigkeit, Kenntnisse und gereifte Erfahrung besonders verdient machte, war Appius Claudius. Er, dem alten, volksfeindlichen Geschlechte entsprossen, schien seinen Vorfahren durchaus unähnlich. Jedem, auch dem geringsten Bürger

zugänglich, suchte er die Lasten der bedrängten Volksklasse zu erleichtern. Wie die frühern Appier der Schrecken der Gemeinde waren, so hatte man jetzt Ursache, seine Freundlichkeit, Billigkeit und Gerechtigkeit zu rühmen. Auf seinen Antrag wurden die Gesetzestafeln öffentlich ausgestellt, damit jeder Bürger, der etwas dabei zu erinnern fände, seine Anstände und Bemerkungen aussprächе. Diese Notizen wurden hierauf von den Gesetzgebern berathen und, wenn sie begründet und heilsam schienen, in einer letzten Bearbeitung berücksichtigt. Nachdem solches geschehen war und der Senat seine Zustimmung ausgesprochen hatte, unterbreiteten die zehn Männer die Tafeln der Abstimmung der Centurien. Da hier nicht über Einzelnheiten, sondern nur über Annahme oder Verwerfung des Ganzen votirt wurde: so erfolgte erstere ohne Anstand; die Curien aber bestätigten unter glücklichen Auspicien die Gesetzgebung, die nun auf eherne Tafeln eingegraben und, als feste, unveränderliche Norm für Regierungsbeamte, Richter und Volk, auf dem Comitium angeschlagen wurden.

Großes hatten die Decemvirn geleistet; durch ihre Gesetzgebung waren die bisher getrennten Stände, die, wie feindliche Völker, einander gegenüber gestanden hatten, zwar nicht zur völligen Einheit verschmolzen, aber doch in den meisten Stücken gleichgestellt und zum gemeinsamen Handeln vereinigt.

Die Gesetze der zehn, nachmals zwölf ehernen Tafeln sind uns allerdings in ihrer Vollständigkeit nicht aufbewahrt; allein wir kennen doch Einzelnheiten, die auf den Inhalt schließen lassen. Sie umfaßten vornehmlich Bestimmungen, durch welche eine Ausgleichung der Stände angebahnt und die erbitterten innern Kämpfe verhütet werden sollten. Wir führen einige von diesen gesetzlichen Vorschriften hier an.

In peinlichen Fällen des Hochverraths, Mordes, oder der Vergehung gegen einen der Stände, wo bisher von den Curien, oder den Tribus auf Tod, oder Verbannung erkannt worden war, wurde die Gerichtsbarkeit auf die Comitien der Centurien übertragen. Deswegen kommen in der Folge, wenn die Tribunen Klage führten, nur Erkenntnisse auf Geldbußen vor. Ferner wurden die Patricier, die bisher in die Tribus nicht eingeschrieben waren, denselben nunmehr gesetzlich zugetheilt. Dadurch gestalteten sich die Comitien der Tribus, die ursprünglich nur die Plebejer umschlossen, zu wirklichen Volksversammlungen, und ihre Beschlüsse mußten allgemeine Gültigkeit erlangen. Wenn die Plebejer dadurch manche Nachtheile hatten, so wurde dies durch Umgestaltung der Centurien ausgeglichen. Nach der Servianischen Verfassung hatte die erste Klasse, die der Reichen mit Einschluß der Ritterschaft, 98 Centurien. Sie war dadurch den vier, oder fünf andern Klassen bei der Abstimmung überlegen. Die Decemvirn setzten fest, daß die Centurien den Tribus entsprechen sollten. Nicht mehr die gesammte Bürgerschaft wurde nach dem Vermögen in fünf Klassen eingetheilt, sondern jede Tribus, und jede dieser Unterabtheilungen bildete wieder zwei Centurien, so daß die Tribus deren zehn umschloß. Es gab damals überhaupt 17 Tribus, später kamen die 4 städtischen und in der Folge noch 14 andere hinzu. Diese 35 Tribus bildeten daher 350, oder mit Einschluß der fort-

bestehenden 18 Ritter- und 5 Arbeiter-Centurien die Gesammtzahl von 373 Centurien.

In Absicht auf Verkehr, Kauf und Verkauf, Abtretung des Eigenthums, Besitz durch Verjährung und andere Rechte fand ebenfalls eine völlige Gleichstellung der beiden bisher feindlichen Stände statt. Auch das Nachbarrecht, Bestimmungen über Benutzung öffentlicher Wege, Verordnungen gegen übermäßigen Aufwand wurden in den Kreis der Gesetzgebung gezogen und zugleich das Maß der Strafen für einzelne Vergehungen bestimmt angegeben. Im Allgemeinen wurde das Recht der Wiedervergeltung oder der Sühne durch Buße festgesetzt. „Wer eines Andern Glied verstümmelt, soll den gleichen Schaden leiden, wenn nicht eine friedliche Uebereinkunft abgeschlossen wird," so lautete das Gesetz. Für einen widerrechtlich abgehauenen Baum war eine Buße von 25 As verordnet, für einen ausgeschlagenen Zahn eine solche von 300 As. Das Verbrechen falscher Zeugnisse, verleumderischer Ehrenschändung, Bestechung der Richter wurde mit Geißelhieben bestraft, die unter Umständen bis zum Tode des Schuldigen fortgesetzt werden konnten.

Milder waren die Bestimmungen, wenn es sich um die Freiheit eines Menschen handelte. War derselbe im Besitze der Freiheit, so durfte er darin bis zur ausgemachten Sache nicht gekränkt werden. Auch mußte ihn bei anscheinend gleichen Rechten der Richterspruch im Besitze des edelsten Gutes erhalten. Die zehn Tafeln enthielten indessen noch keineswegs die vollständige Gesetzgebung; namentlich fehlten Bestimmungen über Eheverbindungen zwischen Patriciern und Plebejern, über Schuldknechtschaft, Benutzung des Gemeindelandes und ähnliche Verhältnisse, die bisher den innern Zwiespalt veranlaßt und genährt hatten. Deshalb beschloß man, auch für das folgende Jahr Decemvirn zu erwählen. Die Patricier waren besonders mit dieser Regierungsform sehr zufrieden. Sie hatten das Uebergewicht in dem Rathe der zehn Männer; sie hofften, die neue Behörde werde sich behaupten, an die Stelle des vielfach in seinem Ansehen beschränkten Consulates treten und die Berufung an die Gemeinde, sowie das verhaßte Volkstribunat verdrängen. Um solchen Preis gaben sie zu, daß drei, oder wahrscheinlich die Hälfte der Decemvirn dem plebejischen Stande entnommen wurden.

Die Leitung des Wahlgeschäfts war dem Appius Claudius übertragen worden. Bisher hatten die Magistrats-Personen, die den Wahlen vorstanden, wol tauglich scheinende Männer vorgeschlagen, auch Stimmen, die auf andere Personen fielen, kurzer Hand verworfen, sich selbst aber niemals unter die Bewerber gedrängt. Anders verfuhr Appius. Er schritt unter der Menge umher, drückte den gemeinen Leuten die Hände, sprach leutselig mit ihnen und erklärte, wie er nichts sehnlicher wünsche, als die Gesetzgebung zur Beglückung des ganzen Volkes zu vollenden. Am Wahltage aber nannte er sich selbst unter den Bewerbern und schlug außerdem Leute vor, die unbedeutend, oder auf irgend eine Weise von ihm abhängig waren. Vergeblich bewarben sich die Quinctier, Manlier, sein eigner Oheim Cajus Appius und andere angesehene Männer

des Adels um die höchste Würde; sein Einfluß bei dem Volke war so groß, daß seine Vorschläge mit großer Mehrheit angenommen wurden.

Die neuen Decemvirn, unter denen außer Appius der plebejische Spurius Oppius und der Altconsul Quintus Fabius hervorragten, traten ihr Amt unter großen Erwartungen des ganzen Volkes an. Es zeigte sich aber bald, daß der Mann, der durch Geburt und geistige Ueberlegenheit in dem Collegium überwiegenden Einfluß besaß, seine Mitbürger bitter getäuscht hatte. Er, Appius Claudius, legte jetzt die gleißnerische Maske der Popularität ab und zeigte sich als einen würdigen Sprößling seines Hauses, als einen Koryphäen der stolzen Adelspartei, als den schonungslosesten Verfechter ihrer Ansprüche, aber nicht um die alten Geschlechter in ihre angesprochenen Vorrechte wieder einzusetzen, sondern um sich selbst damit zu bekleiden und mit unbeschränkter Macht über das geknechtete Volk zu herrschen. Sein Ansehen, seine Kühnheit und Entschiedenheit, der Antheil endlich, den er seinen Collegen an der angemaßten Gewaltherrschaft gab, machte diese zu getreuen Bundesgenossen; die patricische Jugend aber sammelte sich bereitwillig um die oberste Behörde, wie einst um die Könige; sie gab ihr größeren Glanz und gewährte ihr zugleich Schutz gegen die zum Widerstande geneigte Menge. Es scheint sogar, daß die Geschlechter überhaupt die gewaltthätige Regierung nicht ungern sahen, da ihnen die Hoffnung unbenommen blieb, zur gelegenen Zeit die consularische Würde mit Umgehung des verhaßten Tribunats wieder aufzurichten. 450 v. Chr.

Die Decemvirn gelangten demnach unter sehr veränderten Umständen und mit ganz andern Absichten, als die ersten, zur obersten Gewalt. Es geschah dies wahrscheinlich am 15. Mai, dem Tage, an welchem wenigstens in späterer Zeit die Magistrate wechselten. Jeder einzelne der neuen Würdenträger erschien in Begleitung von zwölf Lictoren, aus deren Fasces die furchtbaren Beile blitzten. Schon der Anblick der 120 Beiträger, welche die Straßen durchschritten und das Forum erfüllten, setzte die Bürgerschaft in Schrecken; bald folgten Thaten, welche die allgemeine Besorgniß rechtfertigten. Die polizeiliche und richterliche Gewalt wurde mit unerhörter Willkür und Härte geübt. Die Machthaber wußten ihre eignen Gesetze nach ihrem despotischen Sinne zu deuten; jede Einrede, jeder Widerspruch wurde mit schweren Geldbußen gestraft, jeder Anschein von Widersetzlichkeit mit Vermögens-Confiscation, bald auch blutig geahndet. Der Schutz der Tribunen, die Berufung an die Gemeinde waren beseitigt, die Appellation von dem Ausspruche des einen Decemvirs an den des andern hatte nur ein verschärftes Urtheil zur Folge. Das Volk beugte sich stumm, rathlos, führerlos, ohne Hoffnung, ohne That unter das Joch der selbstgewählten Zwingherren. Der Senat sah ruhig, zum Theil schadenfroh, der Knechtung der Menge zu und achtete es nicht, daß er selbst nur selten, oder gar nicht zur Berathung berufen, noch weniger die Volks-Comitien versammelt wurden. Noch entschiedener zeigte, wie eben bemerkt, die patricische Jugend ihre volksfeindliche Gesinnung, indem sie sich um die curulischen Stühle der stolzen Purpurträger schaarte und den Gewalthabern als Stütze und Sicherheits-

wache diente. Dafür empfing sie, als Mieth- und Blutgeld, einen Antheil an den von der verhaßten Plebs erpreßten Geldbußen.

Während die Decemvirn im Vollbesitze der ungerechten Herrschaft schwelgten, setzten sie nach Bequemlichkeit ihre gesetzgeberischen Arbeiten fort. Sie brachten noch zwei Tafeln zu Stande, die zwar weder den Centurien zur Beistimmung, noch den Curien zur Bestätigung unterbreitet wurden, doch aber gesetzliche Geltung erlangten. Diese Tafeln, welche die Gesetzgebung abschlossen, enthielten, wie zu erwarten war, weit unbilligere Bestimmungen, als die zehn früheren. Das grausame Schuldrecht ward hier in seiner ganzen Härte und Ausdehnung aufgeführt, doch aber dem Wucher durch Festsetzung der Zinsen auf 10 Procent einigermaßen gesteuert. Die Ehe zwischen Patriciern und Plebejern, die auch bisher häufig geschlossen worden war, konnte natürlich nicht untersagt werden; allein sie sollte fortwährend der Confarreation, das heißt der religiösen Weihe, entbehren; nicht der Oberpriester, nicht der Flamen Dialis sollte, wie bei patricischen Ehen, die Opfer schlachten, den Segen der Götter erflehen, das Haupt der Braut mit dem Schleier verhüllen, sondern nur unter Privat-Formalitäten, gleichsam ohne Sang und Klang, schlossen die Verlobten den Bund auf Lebenszeit, und die daraus entsprossenen Kinder folgten der geringeren Hand, traten also in den Stand der Plebejer. Eben so ungünstig für Letztere war das Gesetz in Betreff der Vertheilung der Staatsländereien; die Gemeinde blieb nach wie vor davon ausgeschlossen. Man ersieht hieraus, daß diese Verordnungen geeignet waren, die zwischen den Ständen bestehende Kluft zu erweitern und ihr auf die Dauer gesetzliche Kraft zu geben, daß demnach die Decemvirn nicht die Gleichstellung der Stände, die Wohlfahrt des Gesammtvolkes im Auge hatten, sondern die Wahrung der patricischen Vorrechte. Man kann sich daher nicht wundern, daß die Geschlechter ihrem Treiben ruhig zusahen und das Fortbestehen dieser außerordentlichen Obrigkeit nicht ungern geschehen ließen.

Mit Ungeduld erwarteten dagegen die Plebejer und namentlich ihre Führer den Ablauf des Amtsjahres; allein der 15. Mai ging vorüber, und die Zwingherren behaupteten ihren Posten; das Volk aber, an Gehorsam gegen das Gesetz gewöhnt, leistete keinen Widerstand, that keine Einsprache, da nach römischem Recht eine Magistratur so lange Bestand hatte, als noch nicht förmliche Niederlegung erfolgt war.

Schweigend ertrug die Bürgerschaft den Druck der Gewaltherrschaft, die sie durch thörichtes Vertrauen selbst hervorgerufen hatte. Die Plebejer sahen mit Grauen die blinkenden Beile, wenn die Lictoren den regierenden Herren voranschritten, oder auf dem Forum ihre curulischen Throne umgaben. Sie lernten unter die strenge, schonungslose Regierung den republikanischen Nacken beugen. Unter allerlei Vorwänden wurden Abgaben auferlegt, Geldbußen erhoben, Züchtigungen, selbst Hinrichtungen verfügt; man sah kein Ende dieser Plagen ab. Zu den innern Uebeln aber gesellten sich bald auch äußere; denn flüchtige Landleute verkündigten, die wilden Aequer hätten wieder ihr

altes Heerlager auf dem Algidus bezogen, verwüsteten die römischen Marken und bedrohten die Bundesstadt Tusculum, während die Sabiner von einer andern Seite mit großer Heeresmacht im Anzuge seien.

Anfangs waren die Decemvirn in Zweifel, was unter diesen Umständen zu thun sei. Sollten sie, wie es das zu Recht bestehende Herkommen forderte, den Senat berufen, damit dieser die Anwerbung der erforderlichen Heeresmacht beschließe, oder auf eigne Hand die Musterung vornehmen? Sie wußten, daß nicht alle Glieder dieser ehrwürdigen Versammlung unter ihr despotisches Regiment sich willig fügten, daß man hier vielleicht Dinge zur Sprache und zur Geltung bringen werde, die ihren Anmaßungen ein Ziel setzen könnten. Auf der andern Seite fürchteten sie, auf Widersetzlichkeit zu stoßen, wenn sie auf eigne Faust die Musterung vornähmen. Vielleicht überwog endlich der dem römischen Charakter eigenthümliche Zug, möglichst auf gesetzmäßigem Wege vorzuschreiten, alle Bedenklichkeiten; der Senat wurde zusammenberufen.

Als die Machthaber in die Curie traten, erschracken sie über die Leere in dem Sitzungssaale, wo sonst die Väter das Wohl des Staates berieth en. Nur wenige Senatoren hatten sich eingefunden; ihre geringe Zahl war unzureichend, einen gültigen Beschluß zu fassen. Die Bürger, die auf dem Forum in zahlreichen Gruppen zusammenstanden, freuten sich; sie glaubten, die Glieder des hohen Rathes protestirten durch ihr Ausbleiben gegen das Regiment ihrer Unterdrücker. Diese waren derselben Meinung und schickten Mahn- und Strafboten von Haus zu Haus. Da erfuhren sie nun, die Väter hätten sich auf das Land zurückgezogen, um daselbst ihre Güter zu verwalten, da man ihnen die Mühe der Staatsverwaltung entzogen habe. Sofort ergingen eilende Ladungen an die Säumigen, sich nächsten Tages in der Curie einzufinden; und nun leisteten sie ohne Widerrede dem Befehle Folge.

Unter den versammelten Vätern ragten aus den alten, dem Volke befreundeten Geschlechtern der Valerier und Horatier zwei Männer, Lucius Valerius Potitus und Marcus Horatius Barbatus, besonders hervor, die sich durch Einsicht und Gerechtigkeit die Achtung ihrer Standesgenossen, wie der übrigen Bürgerschaft erworben hatten. Als nun Appius Claudius in seiner Eröffnungsrede die Gefahren des auswärtigen Krieges schilderte und verlangte, es solle ohne Verzug über Aushebung und Rüstung des Heeres abgestimmt werden, erhoben sich jene Männer und erklärten unverzagt, einst habe man den Uebermuth und die Gewalt eines Königs nicht ertragen, sondern durch einmüthigen Aufstand abgeschafft; jetzt habe man es mit zehn Tarquiniern zu thun, die sogar im Rathe der Väter die freie Rede zu verbieten wagten. Was vormals geschehen sei, könne und werde sich wiederholen und mit um so größerer Berechtigung, als die Decemvirn widerrechtlich ihr Amt fortführten, das mit dem 15. Mai abgelaufen sei. Gegen diese und andere kühne Reden entbrannte der Zorn der Machthaber, die bisher keinen Widerspruch erfahren hatten. Vergeblich suchte der rechtliche Cajus Claudius, der Oheim des Appius, zu vermitteln und schlug vor, zur Wahrung des Ansehens des Senates gegen angemaßte

Gewalt keinen Beschluß zu fassen. Schon schritten Lictoren vor, den Valerius zu ergreifen; schon rief dieser auf der Schwelle der Curie die Bürger zu Hülfe: da umfaßte ein anderer Senator den Appius und beschwur ihn, den Bürgerkrieg nicht zu entfesseln. Vor diesem Aeußersten scheute sich selbst der trotzige, sonst rücksichtslose Zwingherr; er gestattete die freie Berathung. Nunmehr gab es scharfe Reden gegen das willkürliche Regiment; man forderte von den Decemvirn Niederlegung ihres Amtes, Rechtfertigung ihres bisherigen gesetzwidrigen Treibens. Dagegen machte die Vertheidigung geltend, nicht jetzt sei es Zeit zu hadern, da äußere Feinde fast vor den Thoren der Stadt ständen; vielmehr müsse man trachten, die feindliche Kriegsmacht vom Boden der Republik zu vertreiben; dann könne man eine passende Gelegenheit abwarten, um ohne Aufsehen die alte, bewährte Consular-Verwaltung zu erneuern, die durch Mäßigung und genaue Beobachtung der Gesetze das Volkstribunat in Vergessenheit bringen werde. Die letzteren Gründe überwogen; die Mehrzahl der Senatoren, besonders die jüngeren stimmten bei, es wurde der Beschluß gefaßt, daß die Musterung des Heeres vorgenommen werden solle.

Das führerlose Volk, dem keine Berufung zustand, folgte dem Aufgebot; zwei Heere rückten in's Feld, um die heimischen Marken zu beschützen. Die zehn Männer verglichen sich dahin, daß acht von ihnen, darunter der im Krieg erprobte Quintus Fabius den Oberbefehl über die Legionen, Appius Claudius und Spurius Oppius dagegen die städtische Verwaltung, die Bezähmung der widerspenstigen Menge übernehmen sollten.

Es war ein trauriger Anblick, als die auf dem Marsfeld gemusterte Jugend in's Feld rückte. Muthlos, niedergeschlagen, ohne Vertrauen zu den Führern folgten die Krieger den Feldzeichen; kein Jubel, kein begeisternder Zuruf, wie sonst in den Tagen der Freiheit, ward gehört, kein Götterzeichen verkündigte Glück und siegreiche Heimkehr.

Fabius mit drei Genossen führte das eine Heer an der Tiber aufwärts gen Eretum, wo die Sabiner lagerten, und griff den Feind sogleich an; allein er mußte nach kurzem Kampfe weichen und sich begnügen, in einem verschanzten Lager den nachdrängenden Verfolgern Einhalt zu thun. Unglücklicher war der Verlauf in den Waldgehegen des Algidus. Die kriegerischen Aequer warfen in einem hitzigen Treffen jeden Widerstand nieder, eroberten das römische Lager und scheuchten die flüchtigen Schaaren unter großem Blutvergießen vor sich her. Ohne Fahnen, zum Theil ohne Waffen suchte das geschlagene Heer Schutz hinter den festen Mauern des verbündeten Tusculum, das ihm bereitwillig seine Thore öffnete. Die Sieger dagegen durchstreiften das flache Land, wo Flammen und Rauch, aus den angezündeten Wohnungen aufsteigend, Mord und Gräuel jeder Art und das Jammergeschrei des flüchtenden Landvolks ihre verwüstenden Züge bezeichneten.

Auf diese schreckhaften Nachrichten trat sogleich der Senat, der Ladung der Decemvirn folgsam, einmüthig zusammen. Alle Glieder der ehrwürdigen Körperschaft verzichteten auf Widerstand gegen die Zwingherren, sie dachten

nur daran, das Vaterland sicher zu stellen und seinen Ruhm und Einfluß wieder aufzurichten. Ohne Widerrede wurde der Beschluß gefaßt, neue Legionen zu den Waffen zu rufen. Die älteren, noch waffenfähigen Leute besetzten Mauern und Thore der Stadt; die jüngeren rückten in's Feld zur Verstärkung der geschlagenen Heere, die sofort wieder angriffsweise verfuhren.

Unter allen Kriegern ragte damals durch Waffengewandtheit, ungewöhnliche Körperkraft und rücksichtslosen Muth der plebejische Centurio Lucius Siccius Dentatus hervor. Niemals hatte er dem Feinde den Rücken zugekehrt, oft mit geringer Macht ganze Haufen in die Flucht getrieben. Viele Narben an Haupt und Brust bezeugten eben so seine Tapferkeit, wie erbeutete Rüstungen und Ehrenkränze. Auch in der letzten unglücklichen Zeit war er nicht mit den muthlosen geschlagenen Cohorten geflohen, sondern hatte auf dem Rückzuge die Flüchtlinge gedeckt, beim Angriff in den Vorderreihen gestritten. Aber eben so trotzig tadelte er die Willkürherrschaft der Machthaber und hatte unter seinen Waffenbrüdern nicht Hehl, daß man wieder Tribunen wählen und nöthigen Falls zu einer abermaligen Auswanderung seine Zuflucht nehmen müsse. Solche Reden versammelten bald eine große Menge unzufriedener, gleichgesinnter Leute um ihn; aber sie zeigten auch den Befehlshabern, von welcher Seite ihnen Gefahr drohe. Diese beriethen sofort, was zu thun sei. Gern hätten sie den verwegenen Mann öffentlich, zum abschreckenden Beispiel für Andere, durch einen Richterspruch aus dem Wege geräumt; allein wer sollte die Schwerter der kriegerischen Rotten in der Scheide halten, wenn der allverehrte Held zum Richtplatz geschleppt wurde! Sie wählten einen andern Ausweg. Er erhielt Befehl, mit mehreren Cohorten die feindliche Stellung zu erspähen. Die Mannschaft war klüglich aus der ersten Klasse gewählt, die zumeist aus Patriciern bestand und dem Decemvirat mit ganzer Seele ergeben war. Siccius zog vorsichtig durch Busch und Wald, um von dem Feinde nicht bemerkt zu werden. Wie er nun wohlgemuth auf bekannten Pfaden dahin schritt, hörte er seine Begleiter heimlich flüstern. Er kehrte sich um und erblickte überall mordgierige Mienen und Waffen. Kein Ausweg war zu sehen, keiner von seinen Genossen stand ihm zur Seite. Er aber, Flucht und vergebliche Bitte verschmähend, wollte als ein tapferer Mann und nicht ungerächt sterben. Mit furchtbaren Streichen traf er die andringenden Mörder. Rings um ihn her lagen ihre Leichen, bis er endlich selbst, von Kampf und Wunden erschöpft, den Todesstoß empfing. Als die blutige That vollbracht war, als der kühnste Streiter des Heeres todt hingestreckt lag, wagten die Meuchler nicht länger zu verweilen. Sie kehrten eilends in's Lager zurück und verkündigten, Siccius sei mit andern Waffenbrüdern nach heißem Kampfe durch einen schlau gelegten feindlichen Hinterhalt gefallen. Allgemein war die Trauer um den tapfern Hauptmann; aber seine Cohorte und zahlreiche Freunde brachen sogleich ohne Befehl auf, die Leiche, die dem Hohne der Sabiner preisgegeben schien, heimzuholen, damit sie ehrenvoll, wie es sich für einen solchen Mann gezieme, bestattet werde. Als man auf dem Kampfplatze anlangte,

sah man mit Erstaunen um den Erschlagenen nur Römer, erlegt, wie der Augenschein lehrte, durch seine Waffen, keine Leichen, nicht einmal eine Spur vom Feinde. Nun war die Frevelthat entdeckt; die Mannschaft kehrte zurück; sie verkündigte, was geschehen war; sie wollte den todten Leib nach Rom führen, das Volk zur Rache aufrufen; allein die Befehlshaber, umgeben von Beiträgern und patricischen Trabanten, hinderten den Ausbruch des allgemeinen Unwillens, und der Kriegseid, den man noch für unverletzlich hielt, verwehrte, das Schwert gegen die Heerführer zu ziehen. Daher gährten Zorn und Wuth in den Gemüthern fort, wenn auch äußerlich die Ruhe erhalten wurde.

Wir sind hier der gewöhnlichen Annahme gefolgt; andere Schriftsteller berichten verschieden, und die Sage mag Manches verändert haben. In der Hauptsache ist das Ereigniß nicht zu bezweifeln, gleichwie eine andere Begebenheit, welche die ruchlose Gewaltherrschaft der Decemvirn bezeichnet.

Appius Claudius und Spurius Oppius waren, wie wir oben gesehen haben, in der Stadt zurückgeblieben, um Gericht zu halten und überhaupt die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Wer eine unbeschränkte Machtvollkommenheit besitzt, will auch genießen und seine Lüste nicht beschränkt sehen. So wandelte auch den Appius, obgleich nach den meisten Berichten schon in höherem Alter, die Lust an, ein junges Mädchen plebejischen Standes in seine Gewalt zu bekommen. Virginia, die Tochter des Lucius Virginius, war schön und sittsam, ihr Vater ein ehrbarer und vermögender Mann, der sich schon im Kriege ausgezeichnet hatte und damals als Centurio mit dem Heere zu Felde lag. Versprechungen und Verlockungen mußten bei einer unbescholtenen Jungfrau aus ehrenwerthem Hause vergeblich sein; der Decemvir beschloß daher von dem guten Willen seiner Freunde und von seiner Amtsgewalt Gebrauch zu machen. Auf sein Geheiß und nach getroffener Verabredung übernahm sein ihm ganz ergebener Client Marcus Claudius das verruchte Kupplergeschäft. Virginia besuchte nämlich, obgleich schon erwachsen und mit dem ehemaligen Tribun Lucius Icilius verlobt, eine der Schulen, die auf dem Forum eingerichtet waren. Als sie eines Tages fröhlich und harmlos nach ihrem elterlichen Hause zurückkehrte, wurde sie von einem ihr ganz fremden Mann festgehalten. Sie erschrack; als aber der Fremde ihr mit rauher Stimme befahl, ihm zu folgen, weil sie seine ihm entwendete Sklavin sei, stieß sie ein lautes Geschrei aus. Es war auf offener Straße; die Vorübergehenden sammelten sich um die Gruppe; die Schönheit und Sittsamkeit des Mädchens gewann schnell die Herzen; und als man gar den Namen ihres Vaters und ihres Verlobten erfuhr, fehlte nicht viel, so hätte man den gewaltthätigen Appius mit einer Tracht Schläge abgelohnt. Der aber sagte keck, er berufe sich auf Gesetz und Recht; man solle ihm nur zum Richter folgen; da werde er Beweise liefern, daß die Jungfrau seine Sklavin und nicht die Tochter des Virginius sei. Man betrat das Forum, wo Appius zu Gericht saß. Die Volksmenge, theils von Mitleid, theils auch nur von Neugierde bewogen, hatte indessen immer mehr zugenommen; sie bedeckte alle Räume um das Tribunal, während Leute, die

mit Virginius und seinem Hause befreundet waren, sich auf den Weg machten, um die nächsten Anverwandten und natürlichen Vertheidiger des Mädchens zur Stelle zu schaffen. Der Kläger sagte mit dreister Stirne aus, Virginia sei die Tochter einer seiner Sklavinnen. Sie sei bald nach ihrer Geburt aus seinem Hause entwendet und in das ihres angeblichen Vaters gebracht worden, wo sie widerrechtlich als freie Römerin erzogen werde. Das Alles könne er durch Zeugen beweisen. Er bat den Richter, ihm zu seinem Eigenthum zu verhelfen.

Nach altem, von den zwölf Tafeln bestätigtem Herkommen war ein Mensch, den man als leibeigenen Sklaven in Anspruch nahm, bis zum Schlusse des gerichtlichen Verfahrens frei und in seinem Recht, wenn er hinlängliche Bürgschaft stellte. Dem Gesetze vertrauend, erwarteten die Vertheidiger des Mädchens ruhig die Entscheidung des Richters. Allein Appius wußte eine andere Auslegung. Er that den Ausspruch: Wäre die Jungfrau selbständig, so müsse sie gegen geleistete Sicherheit bis zur ausgemachten Sache in ihrem bisherigen Stande belassen werden. Da sie aber unter der Gewalt ihres angeblichen Vaters stehe, sei eine Bürgschaft nicht zulässig; der Bürger, der den Anspruch erhebe, habe sie vielmehr in Gewahrsam zu nehmen, so lange das Endurtheil noch nicht erfolgt sei, und er, als Richter, werde die gesetzliche Ordnung aufrecht erhalten. Wohl murrte die Menge umher über die Schmach, die der unbescholtenen Tochter eines Bürgers angethan, über die Mißhandlung, der sie preisgegeben werde; allein vor den Beiträgern des Decemvirs wichen die unbewehrten Leute zurück. Da traten aber noch zur rechten Zeit kühnere Vertheidiger dem jammernden Mädchen zur Seite. Ihr Oheim Publius Numitorius und der feurige Icilius, ihr Bräutigam, drängten sich durch die Lictoren, und der letztere rief laut die Quiriten zu Hülfe gegen die unerhörte Gewaltthat, und nicht vergebens; die Aufregung nahm zu; Freunde, Genossen, muthige Männer jedes Standes und Alters umstanden drohend das Mädchen und die Vertheidiger. Sofort erwog der Decemvir, daß ihn weise Zögerung sicherer ans Ziel führen, daß die Aufregung über Nacht sich beruhigen werde. Er hoffte, am folgenden Morgen, umgeben von seinem bewaffneten Anhang, mit leichter Mühe die Widersetzlichkeit zu brechen. Daher sprach er begütigend, gleichsam aus väterlicher Nachsicht, Virginia möge gegen hinlängliche Bürgschaft bis zum nächsten Tage bei den Ihrigen bleiben; dann werde er, ob ihr Vater anwesend sei, oder nicht, das Urtheil sprechen und ihm Geltung verschaffen. Während man sich von allen Seiten zur Bürgschaft vordrängte und lange darüber verhandelte, sprengten schon auf des Icilius Wink zwei Freunde auf schnellen Rossen nach dem Lager, um den Vater zur Rettung der Tochter zu berufen. Dieser stürmte nach leicht erlangtem Urlaub mit gleicher Eile nach Rom und vermied glücklich die Boten des Decemvirs, die abgesandt waren, ihn auf seinem Posten zurückzuhalten.

Am Morgen erschien Appius mit trotziger, zuversichtlicher Miene im Vertrauen auf seine Lictoren und zahlreiche Clienten in Waffen. Sein Blick fiel aber auf den nicht minder entschlossenen Virginius, der mit seiner Tochter

schon vor dem Tribunal wartete, während das Forum von Männern und Frauen bedeckt war. Er wunderte sich, daß der Centurio gegen seinen geheimen Befehl gekommen war; er hörte drohende Worte der Bürger und Wehklagen der Matronen, welche in dem Loose der Jungfrau ein Geschick erkannten, das auch ihnen und ihren Töchtern bevorstehen konnte. Ohne darauf zu achten, befahl der Richter seinem Soldknecht Marcus Claudius die Klage vorzubringen. Es scheint nicht, daß er auch nur die falschen Zeugen desselben vertreten ließ, oder die Beweisführung des unglücklichen Vaters anhörte. Von wüthender Begierde entflammt und seiner Macht vertrauend, sprach er vielmehr das Mädchen dem Kläger als Sklavin zu. Umsonst suchten Vater, Oheim, Bräutigam, die umstehenden Haufen die Ausführung des Urtheils zu hindern; die bewaffneten Schergen scheuchten die Menge mit rauher Gewalt zurück; sie bemächtigten sich ihres zitternden, jammernden Opfers, um es dem Claudius zu überliefern. Da trat der Vater, seinen Schmerz bemeisternd, noch einmal vor den Richterstuhl. Er bat um die einzige Gunst, mit seiner vermeintlichen Tochter und ihrer gleichfalls anwesenden Amme ein letztes Wort reden zu dürfen. Dies schien ganz ungefährlich; der Decemvir ertheilte die nachgesuchte Erlaubniß. Jener aber führte sein Kind zur Seite, ergriff ein in der Nähe liegendes Schlächtermesser und stieß es der Tochter in die Brust, indem er ausrief: „So gebe ich dir die Freiheit.“ Lautlos brach die ermordete Jungfrau zusammen; er aber, mit Blut bespritzt, mit dem Blute seines Kindes, das blutige Messer in der Hand, die Augen starr, wie im Wahnsinn, brach sich Bahn durch die bewaffneten Rotten, durch Feinde und Freunde und alle die Haufen, welche das Forum erfüllten. Viele folgten ihm nach durch die Straßen der Stadt und weiter durch Feld und Wald nach dem Algidus, wo das Heer lagerte. Von Zeit zu Zeit rief er: „Appius Claudius, das Blut der Unschuld kommt über dich!“ und es klang, wie eine Mahnung zur Rache, und die Straßen Roms und Feld und Wald hallten davon wider. Man stieß unterwegs auf eine Legion Ersatzmannschaft; bei dem Anblicke des seltsamen Zuges lösten sich die Reihen, und fast die Hälfte der Cohorten schloß sich an, fragend, schaudernd beim Anhören des Berichtes. So gelangte man ins Hauptquartier. Die Krieger strömten zusammen; sobald man aber den Zusammenhang der Ereignisse begriffen, von dem unerhörten Vorfalle genaue Kenntniß erhalten hatte, hemmte nicht mehr der Befehl der Machthaber, noch der Fahneneid; die Standarten wurden aufgerichtet, das ganze Heer setzte sich in Bewegung, der Marsch ging nach Rom, auf den Aventin, wo die plebejische Bevölkerung vorzugsweise wohnte.

Nicht weniger stürmisch war es inzwischen auf dem Forum hergegangen. Icilius und Numitorius hoben die blutige Leiche der Jungfrau empor, daß die andrängende Menge die schöne, früh gebrochene Jugendblüte sehen konnte. Sie riefen auf zur Freiheit, zum Umsturz der Tyrannenherrschaft. Umsonst suchten die Lictoren mit schonungsloser Gewalt die Haufen zu zerstreuen; ihre Fascen wurden zerbrochen, sie selbst geschlagen, zu Boden geworfen; kaum retteten sie das nackte Leben.

Tod der Virginia.

Appius zog sich nach dem Comitium der Patricier zurück; dort redete er von den Stufen des Vulcanals herab zu der adeligen Jugend, die bisher seine Macht gestützt hatte; aber der Schrecken war über sie gekommen; vor dem Sturme, der von dem Forum näher und immer drohender herüberbrauste, entwichen die sonst so vermessenen Jünglinge; er selbst, Alles verloren gebend, floh verhüllten Hauptes, um sich vor der Rache in irgend einem Versteck zu bergen.

Oppius, der andere städtische Decemvir, berief indessen den Senat zur Berathung. Horatius und Valerius sprachen laut für die mißhandelte Bürgerschaft, für Wiederherstellung des Tribunats; allein man fürchtete die Folgen erzwungener Nachgiebigkeit, Anklagen auf Leben und Tod. Man konnte keinen Entschluß fassen. Mittlerweile war auch das zweite Kriegsheer angelangt.

Es hatte sich mit den Waffenbrüdern und den übrigen Plebejern vereinigt und zwanzig Tribunen als Obrigkeit erwählt. Die Patricier dagegen sammt ihren Clienten, von ihrer Bestürzung sich erholend, besetzten den Palatin und das Capitol. Die ganze Stadt starrte von Waffen; ein Blutbad, die Gräuel des Bürgerkriegs schienen unvermeidlich. Solches erwägend, sendeten die Väter Abgeordnete nach dem Aventin mit dem Auftrage, durch Versprechungen und Drohungen das Volk zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Die Abgeordneten kehrten bald mit der Botschaft zurück, die Bürgerschaft wolle nur mit Horatius und Valerius verhandeln, die solle man beauftragen. Aber die Volksfreunde weigerten sich, die Sendung zu übernehmen, wenn nicht die Decemvirn ihr Amt niederlegten und das Tribunat wieder hergestellt werde.

In der allgemeinen Unsicherheit trat ein wohldenkender, verständiger Mann, der ehemalige Tribun Marcus Duilius, unter seine Mitbürger und zeigte ihnen den Weg, der zum gewünschten Ziele führen konnte. Der Ausgang des Kampfes sei ungewiß, sagte er, jedenfalls beiden Theilen verderblich. Man müsse mit Weib und Kind die Stadt verlassen und zum zweiten Male auf dem heiligen Berge ein Lager aufschlagen. Die stolzen Väter würden sich dann, wenn Rom verödet sei, wol zur billigen Nachgiebigkeit entschließen; thäten sie es aber nicht, so stehe es dem Volke frei, sich eine neue Heimat aufzusuchen. Der Vorschlag wurde, wie eine Erlösung aus großem Elend, freudig aufgenommen und sofort zur Ausführung gebracht. Die Legionen in blanken Waffen, mit hochgetragenen Feldzeichen voran, Greise, Weiber und Kinder in der Mitte, Veteranen-Cohorten als Nachhut: so bewegte sich der Zug vom Aventin herunter über das Velabrum und Forum an den Burgen der Patricier vorüber nach dem Thore und auf bekannter Straße weiter nach dem heiligen Berg, wo in bester Ordnung Lagerung genommen wurde.

Nach dem Lärm und Getümmel war es mit einem Male in der Stadt still geworden. Aber es war eine unheimliche Stille. Die meisten Häuser standen leer, wie ausgestorben; geisterhaft klang der Wächterruf auf den Capitol und Palatin, der Schritt der Lictoren, welche den Decemvirn voran nach der Curie zogen. Daselbst saßen die Väter versammelt zu Rathe. Ihr Stolz sträubte sich vergeblich gegen die herrische Noth, die zur Nachgiebigkeit mahnte. Nach langen Verhandlungen wurden die Volksfreunde Valerius und Horatius bevollmächtigt, sich zu der abtrünnigen Bürgerschaft zu begeben, um ihre Forderungen entgegenzunehmen. Die Gesandten wurden freundlich empfangen. Icilius, der erwählte Sprecher der Gemeinde, setzte ihnen auseinander: man begehre Widerherstellung des Amtes der Volkstribunen, der Provocation oder Berufung an das Volk, Verzeihung und gänzliche Vergessenheit des Aufstandes und endlich Auslieferung der Decemvirn, die für ihre Frevelthaten durch Feuer vom Leben zum Tode zu bringen seien. Die Gesandten billigten die ersteren Forderungen; sie beanstandeten aber die letzte. Wenn das Werk der Versöhnung, der staatlichen Herstellung gelingen solle, meinten sie, dürfte nicht grausame, ungesetzliche Rache eingeflochten werden. Bürgerliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz

sei das höchste Gut, das man erstreben möge; niemals dürfe man Unrecht mit Unrecht vergelten, wenn man Eintracht und Frieden aufrichtig wünsche. Einer späteren Verfolgung der Schuldigen auf dem Wege des Rechts stehe kein Hinderniß entgegen. Diese Worte der Wahrheit fanden Anklang; man überließ den Gesandten auf die von ihnen gebilligten Bedingungen mit dem Senate die Uebereinkunft anzubahnen.

Als die Botschafter in der Curie über den Erfolg ihrer Sendung Bericht abstatteten, verstummte jeder Widerspruch. Die Zehnmänner erklärten sich bereit, ihr Amt niederzulegen. Doch sagte Appius, die Zukunft ahnend, die Gemeinde verschiebe nur den Kampf, bis man ihr die Waffen überliefert habe. Der Haß verlange ein blutiges Opfer; er sei bereit, es zu bringen. Nach dem Beschlusse des Senats legten hierauf die Machthaber ihr Amt nieder, und 449 v. Chr. eben so übernahm der Oberpriester (**Pontifex maximus**) den Auftrag, die Wahl der Tribunen zu leiten und zu weihen. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen rückte die Gemeinde in derselben Ordnung, wie sie ausgezogen war, wieder in die Stadt, begrüßte freudig die heimischen Penaten und besetzte darauf den Aventin. Schon war daselbst der Oberpriester, um die Wahl der Volkstribunen anzuordnen. Mit großer Stimmenmehrheit wurde Lucius Virginius, der Vater der geopferten Jungfrau, dann ihr Verlobter Lucius Icilius und ihr Oheim Publius Numitorius mit dem Schutzamt der Gemeinde betraut. Nach ihnen erhielten die meisten Stimmen Cajus Sicinius, der wohlverdiente Marcus Duilius und noch fünf andere unbescholtene Männer.

Auf dem Marsfeld, das vom Capitol und Quirinal auf der einen Seite, von der Tiber auf der andern begränzt wird, breitete sich zunächst am Capitol ein grüner Anger aus, den man die Flaminische Wiese nannte. Daselbst pflegten die Plebejer ihre Spiele zu feiern und auch zu Berathungen sich zu versammeln. Dahin beriefen die Tribunen die Gemeinde nach Tribus. Zuerst stellte Icilius den Antrag, daß die Strafosigkeit der Urheber des Aufstandes, sowie der Theilhaber daran durch Volksbeschluß festgesetzt werde. Es war dies eine Bestätigung dessen, was die Väter bereits zugestanden hatten, und wurde ohne Widerrede zum Gesetz erhoben. Dasselbe geschah mit dem Vorschlage des Duilius, der Zwischenkönig (**Interrex**) solle durch die Centurien zwei patricische Consuln erwählen lassen. Vielleicht kam erst jetzt der Name Consuln auf, da man früher die obersten Würdenträger des Staates Prätoren genannt hatte. Sie sollten künftig nicht willkürliche Herrscher, sondern Männer sein, die den Staat gemeinschaftlich durch Rath und That leiteten. Der Vorschlag des Tribuns ward von der Gemeinde angenommen und auch für die Folgezeit als Norm festgestellt. Sofort trat das Volk in Centurien zusammen und erhob mit großer Mehrheit die beliebten und wohlverdienten Männer L. Valerius und M. Horatius zu Vorstehern des Staates, die Centurien aber, denen die Bestätigung zukam, wagten keinen Widerspruch gegen den Willen des Volkes. Denn über ihnen schwebte die Furcht der Anklage auf Leib und Leben, die wegen der letzten Vorgänge erhoben werden konnte. Diese Furcht

wurde noch vergrößert durch die Anwendung, welche die neuen Consuln von ihrer Gewalt machten. Sie ließen nämlich durch die Centurien den Beschluß fassen, daß ein von der Tribus-Versammlung genehmigtes Gesetz dem der Centurien gleich zu achten sei. Für beide Arten von Gesetzen war demnach noch die Genehmigung der Väter vorbehalten. Dagegen beweisen spätere Vorgänge, daß auch der Senat Beschlüsse von Wichtigkeit erst vor die Gemeinde brachte, damit sie durch deren Genehmigung Gesetzeskraft erhielten. Ein zweites von den Consuln hervorgerufenes Gesetz betraf die Wahl der Magistratspersonen, die, vielleicht mit Ausnahme der Dictatoren, niemals ohne Mitwirkung des Volkes stattfinden sollte, ein drittes die Unverletzlichkeit der Tribunen und Aedilen, wie sie schon vor den Decemvirn bestanden hatte. Noch fand man eine Verfügung nothwendig, daß Senatsbeschlüsse, die bisher oft zum Nachtheile des Volkes unterdrückt, oder verfälscht worden waren, künftig von den plebejischen Aedilen im Ceres-Tempel, dem Schatzhaus der Gemeinde, aufbewahrt werden sollten.

Uebrigens kamen jetzt auch in Betreff der Rechtspflege und der bürgerlichen Eintheilung und Berechtigung die Vorschriften des Zwölftafelgesetzes zur Ausführung. Nach denselben sollten nicht mehr die patricischen Curien und die plebejischen Tribus, wie feindliche Volksstämme, in getrennten Lagern einander gegenüber stehen, sondern allmählich zu einem Ganzen verschmelzen. Darum verloren sowol Curien, wie Tribus, die unbeschränkte Gewalt in peinlichen Dingen. Sie durften, wenn die Tribunen Klage führten, nur auf Geldbußen erkennen. Ueber Schädigung eines der beiden Stände, über Hochverrath, Mord führten die Consuln, später die Prätoren die Untersuchung; den Centurien aber kam es zu, nach Anhören des richterlichen Vertrags das Urtheil zu fällen. In gewöhnlichen Fällen folgten sie dann wol der Ansicht des erfahrenen Richters; handelte es sich aber um einen verfolgten Mitbürger, um Leib und Leben eines Vertheidigers der Bürgerrechte, so konnte keine Macht im Staate ihre Entscheidung verändern. Da die Beschlüsse der Tribus Gesetzeskraft erhielten, wäre es Unbilligkeit gewesen, die Patricier davon auszuschließen. Sie wurden daher, wie schon bemerkt, in die Bezirke eingeschrieben und hatten darin, obgleich in der Minderzahl, durch Reichthum und Anhang eine nicht unbedeutende Stellung. Was die Centuriat-Verfassung betrifft, so blieb die alte Servianische Eintheilung noch geraume Zeit in Gültigkeit. Sie sicherte dem Adel, wenn er vom Glanze des Reichthums umgeben war, sein bisheriges Uebergewicht. Erst später gewöhnte man sich an die Bestimmungen des Zwölftafelgesetzes, nach dessen Normen nicht mehr die Gesammtbevölkerung, sondern die einzelnen Tribus im Verhältniß des Vermögens in fünf Klassen und zehn entsprechende Centurien zerfielen. Nunmehr hatten die Kapitalisten und großen Grundbesitzer keine andere Bevorzugung, als die der leichtern Vereinigung, welche durch die geringere Zahl der Glieder und das gemeinschaftliche Interesse bedingt wurde. Man ersieht aus dem Bisherigen, daß in Rom kein Stillstand war, daß der dem römischen Volke eigenthümliche Geist ohne Unterlaß nach neuen Formen rang,

durch welchen er für den Gesammtleib des Staates ein behagliches Dasein zu gründen hoffte.

Nach den gründlichen Forschungen Niebuhr's gestaltete sich in der Folge die Verfassung und Eintheilung der Bürger noch anders. Die Klassen hörten ganz auf, was wol durch das Sinken des Geldwerthes und den wachsenden Reichthum veranlaßt wurde. Alle Bürger, die über 4000 As und unter einer Million besaßen, wurden als gleich geachtet. Jede Tribus stimmte mit zwei Centurien, einer der Jüngern und einer der Aeltern. Die Freigelassenen wurden den vier städtischen, zuletzt stimmenden Tribus zugetheilt. Die sechs Ritter-Centurien blieben den Patriciern vorbehalten. In den zwölf plebejischen Ritter-Centurien hatten diejenigen Bürger Stimmrecht, deren steuerbares Vermögen eine Million überstieg. Männer aus den mit dem römischen Bürgerrecht beschenkten Städten wurden vor der Abstimmung in eine Tribus gewiesen. So war man allen Ständen möglichst gerecht geworden und hatte sich in den Stand gesetzt, die gesammte Wehrkraft des Staates in den spätern, schweren Kriegen aufzubieten. Indessen bestanden noch geraume Zeit die Versammlungen der Tribus und der Centurien neben einander. Auf diese Art hatten einstweilen die streitenden Parteien eine leidliche Uebereinkunft getroffen; aber ungesühnt war noch immer das Blut der ermordeten Jungfrau. Es schrie um Rache, und der Vater, der Bräutigam, die übrigen Tribunen, die ganze Gemeinde vernahmen den Ruf unter dem Geräusche des Tages auf dem Forum und in der Stille der Nacht. Die Zeit war gekommen, ihm Folge zu geben nicht durch gesetzwidrige Vergeltung, sondern auf dem Wege des Rechts.

Virginius selbst, der schwergekränkte, tiefgebeugte Vater, berief den Appius Claudius vor den Stuhl des ordentlichen Richters. Der Angeklagte erschien, umgeben von jungen Patriciern, wie er sonst im Glanze seiner Würde einherzutreten gewohnt war. Er bedachte nicht, daß er, der Gewalt beraubt, durch Anmaßung nur den Haß schüre. Sofort erhob der Tribun in seinem und seiner Amtsgenossen Namen die Klage: er übergehe die andern Frevelthaten des Beklagten; ein Verbrechen aber, daß er eine freie Bürgerstochter zur Sklaverei verurtheilt habe, fordere Bestrafung, und wenn er nicht vor dem Richter das Gegentheil beweise, so lasse er ihn jetzt, bis die Gemeinde entscheide, in Kerkerhaft bringen. Diese Drohung beugte den Trotz des Angeklagten. Er rief die andern Tribunen um Schutz an; sie aber schwiegen. Er berief sich auf das versammelte Volk; aber nur ein dumpfes Murmeln, daß die Götter gerecht seien, daß der sich auf die Gemeinde berufe, der die Berufung unterdrückt habe, antwortete dem schuldbewußten Manne. Die Weibel aber ergriffen ihn trotz seines Widerspruchs und schleppten ihn fort in den schauerlichen Kerker, die Behausung von Mördern und Dieben, wo er Zeit hatte, über seine Ruchlosigkeit nachzudenken. Die Tage, an welchen die Gemeinde über Staatsverbrechen Gericht hielt, waren damals selten. Daher suchte mittlerweile die angesehene Familie der Claudier ihr vornehmstes Glied von der Schande der Kerkerhaft zu lösen. Der greise C. Claudius, der Oheim

des Beklagten, der ihn während des Decemvirats vergebens zur Niederlegung der angemaßten Gewalt zu bewegen gesucht hatte, kam von Regillus, seinem Wohnorte, herüber. Er ging mit allen Claudiern und ihren Clienten in Trauerkleidern auf dem Forum umher und suchte die Bürger zu bewegen, daß sie das altehrwürdige Geschlecht nicht in so große Unehre bringen möchten; aber lauter sprach die Rede des Virginius, wenn er die Hand erhob, die man von der Tochter Blut roth gesehen hatte, wenn er auf die Stelle hinwies, wo die That geschehen war. Appius blieb im Gefängniß und starb darin, wie Livius berichtet, durch Selbstmord, ehe der Tag des Blutgerichts anbrach.

So entging er dem Sturze vom tarpejischen Felsen, den sein Hochverrath an der Freiheit des Volkes verdient hatte. Sp. Oppius, sein ehemaliger Amtsgenosse und Gehülfe, endete auf gleiche Weise. Die übrigen Decemvirn und M. Claudius, das elende Werkzeug des Appius, gingen in Verbannung; ihre Güter wurden eingezogen und zum Vortheil des Staates verwendet.

Der gute Fortgang der Klagen, der Rückhalt, den man an den volksthümlichen Consuln hatte, steigerte die Begierde der Tribunen, auch die übrigen Helfershelfer der gestürzten Tyrannen gerichtlich zu verfolgen. Sie warfen begierige Blicke umher, um neue Opfer der Rache für das frech vergossene Blut auszuwählen. Die Väter aber sahen mit Schrecken diese Gewalt, die das Schwert des Gesetzes gegen Alle kehrte, denen man Theilnahme an den während der Schreckenszeit begangenen Ungerechtigkeiten beimaß. Da trat M. Duilius, groß durch Weisheit, Mäßigung und uneigennützige Vaterlandsliebe, vor die Gemeinde und erklärte, er werde gegen weitere Verfolgung sein Veto einlegen; Recht und Freiheit seien gesichert, die Uebelthaten bestraft, die Manen der geopferten Jungfrau fänden jetzt, nachdem die That gesühnt sei, die Ruhe, die man der Lebenden nicht gegönnt habe.

So ging die grausame Unterdrückung in gesetzliche Freiheit aus, in Entwickelung der Volkskraft, in eine freilich scheinbare Einigung der Stände.

Tarpejischer Fels.

Häusliche Leichenfeier.

IV.

Kulturzustand der Römer in dieser Periode.

Sag' an, du stolzer Römer, kannst du auch friedlich ruhn
Und spielen, scherzen, lachen, wie andre Menschen thun?
Wie treibst du dein Geschäfte zu Haus und auf dem Feld?
Wir wollen dich besuchen in deiner eignen Welt.

Bürgerliches Leben.

Auf welche Art die Römer ihre staatliche Verfassung und Gesetzgebung unter innern und äußern Kämpfen entwickelten und weiter ausbildeten, haben wir, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, in der Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten dargestellt. Wir wenden uns zur Betrachtung des Privatlebens der Römer, ihrer Betreibung der Geschäfte und Gewerbe, des Verkehrs und Handels, der Vergnügungen und künstlerischen Versuche, soweit uns davon Nachrichten aus jener alten Zeit zugekommen sind.

Die allgemeinste und ehrenvollste Beschäftigung für den Römer war noch immer der Ackerbau. Ursprünglich bestanden wol geschlossene Güter, die den einzelnen Geschlechtern als Erb und Eigenthum zugetheilt waren und von den

Geschlechtsgenossen gemeinschaftlich bewirthschaftet wurden. Schon frühzeitig und zwar wenigstens vor Einführung der Centurien-Verfassung hatte jedoch Gütertheilung stattgefunden. Da nun hiermit Erwerb und Veräußerung der Aecker verbunden war, so mußten größere Grundbesitzer und zugleich Kleinbauern, die nur wenige Aeckerchen erb und eigen hatten, im Verlaufe der Zeit entstehen. Man nimmt gewöhnlich an, eine Bauernstelle habe nur 2 Jugeren, d. i. 2 preußische Morgen, enthalten; allein ein solcher Besitz reichte bei weitem nicht hin, eine Familie zu ernähren. Vielleicht waren diese von alten Schriftstellern erwähnten 2 Jugeren nur das Gartenland, vielleicht der bei der Gütervertheilung vorgeschriebene kleinste Grundbesitz. Man hat guten Grund, die Bauernstelle im Durchschnitt zu 20 Morgen anzunehmen. Rechnet man hierzu noch die Benutzung der Gemeindeweide für das Vieh, den Ertrag der Rebe, des gepflegten Oel- und Feigenbaums, so konnte ein fleißiger Bauer mit Frau, Kindern und Gesinde bequem und behaglich sein Auskommen haben. Die Bewirthschaftung durch Sklaven war in der Zeit, von welcher wir reden, noch nicht gewöhnlich; lieber gaben die reichen Grundbesitzer das Land, das sie nicht selbst bewirthschaften konnten, an verarmte Bauern oder andere geringe Leute, welche dadurch in ein abhängiges, doch durch Sitte und Religion geheiligtes Verhältniß zu den Grundherren kamen. Sie waren ihre Clienten, hatten Weib und Kinder, Land und Vieh, standen, natürlich gegen gewisse Leistungen, unter dem Schutze ihrer Patrone, die selten das Recht der Austreibung übten, sondern ein väterliches Regiment führten. Selbst leibeigne Knechte waren oft in ähnlichen Verhältnissen. Sie erlangten dadurch Gelegenheit, sich frei zu kaufen, wenn sie durch Thätigkeit, Sparsamkeit und Treue ihren Verpflichtungen nachkamen. So war der Ackerbau die Quelle des Wohlstandes der Bürger und die Grundfeste des Staates. Daher zog auch der Bauer freudig das Schwert, um seinen Boden gegen feindlichen Einbruch zu sichern, und wenn er, als Kolonist, in eine bezwungene Stadt eintrat, ging er als Bauer dahin; denn er erhielt nicht Geld, noch Herrschaft, sondern Aecker, um sich und die Seinen durch rüstige Arbeit zu ernähren. Fleißig und arbeitsam war aber der römische Ackersmann, mochte er ein reicher Grundherr, oder Bauer, oder nur Bittbesitzer sein. Der Gutsbesitzer, wie der geringe Mann, rechnete es sich zur Ehre, in dem Rufe eines guten Landwirthes zu stehen. Er führte Schaufel, Karst und Pflug mit geübter Hand, wie im alten Griechenland die Könige Homer's, die sich ihrer Geschicklichkeit mit Pflug und Axt rühmten.

Der Boden der latinischen und römischen Marken belohnte den Fleiß. Er war fruchtbar, doch nicht von jener Ueppigkeit, wie der in Campanien, die zum Müßiggang einlud. Der römische Bauer führte mit Fleiß und Geschick seinen einfachen, noch sehr unvollkommenen Pflug. Er zog damit die Furchen so dicht, daß die Egge entbehrt werden konnte. Seine Pflugschar bestand in frühester Zeit, wie wir wissen, in einem hakenförmig gebogenen Baumast oder einem künstlich gebogenen Holz, an dessen oberes Ende das Zugvieh gespannt

wurde, dessen unterer, zugespitzter und mit Metall beschlagener Theil bestimmt war, in die Erde zu greifen. Eine andere, rückwärts gehende Zacke diente für den Ackersmann zum Griff, um die Pflugschar in den Boden zu drücken und zugleich die Richtung der Furche einzuhalten. Man ersieht daraus, wie mühselig die Arbeit war, wie sie lange Uebung und kräftige Arme erforderte, wenn der Zweck erreicht werden sollte. In der Folgezeit brachte man wesentliche Verbesserungen an (vergl. S. 110 u. 192). Man verlängerte den erst genannten Theil, das Krummholz oder den Krümmel, wie man ihn jetzt nennt, daß er sich besser zur Deichsel eignete, man ließ denselben in ein anderes Holz ein, den Scharbaum oder die Pflugsohle, woran die metallene Schar befestigt war, weiter hinten brachte man an der Pflugsohle die Pflugsterze an, welche durch Länge und Krümmung für den Ackersmann geeigneter zum Handhaben war; als die oben erwähnte Zacke. Man fügte endlich das Streichbret (in einigen Gegenden Riester genannt) hinzu, welches, wie noch jetzt, dazu diente, die Furchen auszuweiten. Eine dritte Art des Pfluges, die aber noch später aufkam, hatte Räder und vor der Pflugschar eine Art Messer, das den harten Boden aufriß und die Arbeit erleichterte.

Mit dem von Ochsen oder Kühen gezogenen Pflug bearbeitete der Römer unverdrossen seinen Acker und gewann ihm die Früchte ab, die für seinen Haushalt erforderlich waren. Er trug bei seiner Arbeit sehr einfache Kleidung, wie wir dies schon früher angedeutet haben. Meistens ging er ohne Kopfbedeckung; doch mochte er sich auch wol gegen den glühenden Brand der südlichen Sonne mit dem Pileus (S. 112) schützen. Als Leibgewand diente, wie bereits erwähnt, die Tunica. Wegen der Morgen- und Abendkühle und der schädlichen Bodenausdünstungen legte man zuweilen zwei solcher Kleidungsstücke über einander an. Nach der ältesten Art die Toga zu tragen zog man sie straff um den Hals und schlug den Zipfel, der über die rechte Schulter ging, auch noch über die linke, so daß die Arme und der ganze Körper eingehüllt waren, oder man zog sie unter der rechten Achsel durch und ließ sie dann gleichfalls über die linke Schulter gehen, wodurch der rechte Arm frei wurde. Später, und wol schon in der abgehandelten Periode, vergrößerte man den Umfang des Zeuges, zog es über die rechte Schulter, um den rechten Vorderarm herum und dann aufwärts über die linke Schulter, wie bei der alten Art. Die rechte Hand wurde dadurch frei und es entstanden vorn ein kleiner Busen und viele Falten, die man zierlich zu ordnen suchte. Die Frauen bedienten sich derselben Kleidung, nur sorgfältiger gefaltet und die Tunica länger, bis über die Kniee und mit kurzen Aermeln. In späterer Zeit schmückten sie sich mit der Stola, einer Art weiter, bis auf die Füße herabreichender Tunica, die ein Gürtel unter der Brust und ein anderer über den Hüften zierlich umschloß. Ein besonderes Stück Zeug, das unter dem zweiten Gürtel befestigt war, reichte nach hinten, fast wie eine Schleppe bis über die Fersen herab und vermehrte die Würde der Matrone in Gestalt und Haltung. Die verschiedenen Arten der Toga und der Art sie zu tragen sind bei Abbildung römischer Bürger und Frauen vielfach dargestellt,

so daß wir hier uns enthalten, solche in besonderen Illustrationen zur Anschauung zu bringen.

Was die Fußbekleidung betrifft, so gingen die Römer nicht, wie die alten Griechen, baarfuß, sondern gebrauchten Sandalen, die mit Riemen über der Spanne des Fußes und um die Knöchel befestigt waren. Starkes Rindsleder bildete die Sohle; manchmal aber legte man noch zur Schonung des Fußes eine zweite Sohle von weichem Kalb- oder Rehfell darüber, wovon die Haare nicht weggenommen waren. Eine andere Art von Sandalen, die noch jetzt in den Gebirgen Unteritaliens gebraucht werden, hatte einen aufwärts gebogenen Rand, von welchem viele breite Riemen über den Fuß gingen, die oft kunstreich verschlungen waren. In jener Zeit, da noch jeder Bauer sein eigner Schuster war, bildeten sie wol die wärmste Fußbekleidung, die man haben konnte. Uebrigens hatte man im fünften Jahrhundert auch schon Schusterbuden, wo bequemeres Schuhwerk feil geboten wurde. Der Verkehr mit den Griechen Unteritaliens und den Etruskern mußte dazu Veranlassung geben. Dadurch kam auch die Fußbekleidung nach Rom, die man crepida nannte. Sie bedeckte durch heraufgehende Seitentheile den Fuß, ließ aber die Zehen frei. Ein zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgehen der Riemen diente zu größerer Befestigung. Indessen blieb diese Art Schuhe den Griechen vorzugsweise eigen, die sie bei öffentlichen Gelegenheiten trugen. Als man nachmals die mit Riemen befestigten Sohlen, welche bei den Griechen in Gebrauch blieben, in Rom für unanständig hielt, kamen verschiedene Arten von Schuhen und Schnürstiefeln auf. Die Senatoren trugen schwarze Stiefelchen mit einem goldnen oder silbernen Halbmond auf dem Fußblatt, die bis an die Waden reichten. Die Soldaten nahmen die caligae an, Schuhe, die den ganzen Fuß umschlossen, mit Nägeln beschlagen und oben durch Binden über und unter dem Knöchel befestigt waren. Sie wurden von besondern Schustern über den Leist gearbeitet, wie ein Grabmonument in Mailand deutlich zeigt. Eine andere Art Fußbekleidung verband die Sandale mit dem eigentlichen Schuh. Das Oberleder war in eine Reihe von Zungen geschnitten, durch welche ein breiter Lederstreifen ging, der zierlich den oberen Theil des Fußes umschlang. Der soccus läßt sich am füglichsten mit unseren Schuhen, oder

Zusammensetzung von Sandale und Schuh.

Fußbekleidung mit doppelter Sohle.

Soccus des Schauspielers.

Cothurnus.

Vorderansicht des Soccus.

Prachtstiefel.

Pantoffeln vergleichen. Er war ohne Band, daher sehr bequem, wurde aber von den Römern nur im Hause oder auf der komischen Bühne getragen. Der **cothurnus**, ein hoch heraufgehender, meist vorn geschlossener Stiefel, war eine Fußbekleidung für Jäger und auf Wanderungen durch sumpfige Gegenden. Die tragischen Schauspieler trugen ihn von rother Farbe und legten eine hohe Korksohle unter, um bei Darstellung von Heldenrollen größer zu erscheinen. Mit dem Kothurn verwandt war der kunstreich verzierte Prachtstiefel der Kaiser, auf dessen Herrichtung sogar Gold und Edelsteine verwendet wurden.

Wir haben in unserer Darstellung der römischen Bekleidung vielfach der Zeit vorgegriffen; allein theils ist es nicht möglich, die Abänderungen in den verschiedenen Perioden zu ermitteln, theils dürfte eine Zusammenfassung geeigneter sein, dem Leser ein möglichst vollständiges Bild von der allmählichen Entwickelung der äußern Formen im Leben des Römers zu geben, als wenn wir die besondern Trachten nach ihrer Entstehung aus einander halten.

Feste.

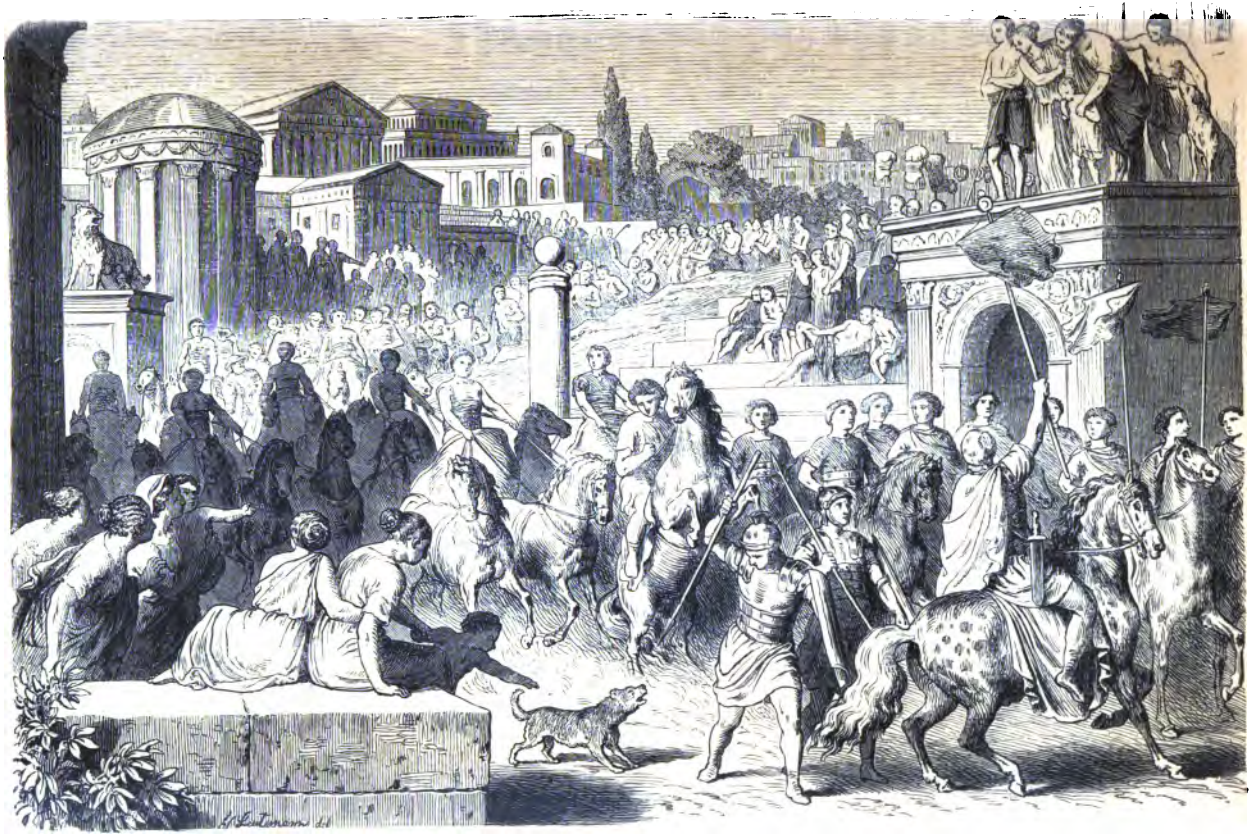
Der fleißige Ackersmann bedurfte natürlich auch der wohlverdienten Ruhe; und diese war ihm nicht blos zugetheilt, sondern auch durch die Religion festgestellt und geheiligt. Er baute vorzugsweise Spelz, später Weizen, doch auch Hülsenfrüchte, Rüben und Gemüse. Allein eben so sorgsam war er, den Oel- und Feigenbaum und besonders den Weinstock zu pflegen. Die wichtigsten Epochen in der Erzeugung und Bereitung des Weins waren für ihn Freuden- und Ruhefeste und wurden von den Priestern bestimmt. Der älteste Priester der Stadt, der Flamen Jupiter's ertheilte die Erlaubniß zur Traubenlese. Eben so gab er das Zeichen zum Weinfest, das später auf den 23. April festgesetzt wurde. Es war das Fest der dem Vater Jupiter geweihten Fastöffnung, wobei als Trankopfer Wein von beschnittenen Reben dargebracht wurde. Diese Vorschrift trug dazu bei, die Veredelung des Weinstocks zu fördern. Sodann war an jedem achten Tage Wochenmarkt; da ging der Bauer in die Stadt, verrichtete seine Käufe und Verkäufe und wohnte den Volksversammlungen bei. Längere Ruhe brachte nach ausgestellter Wintersaat der Feiermonat. Da rasteten nach dem Willen der Götter der Ackersmann, sein Gesinde und sein Zugvieh.

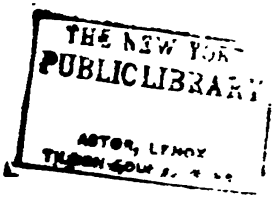
Das allgemeinste römische Fest war das Stadtfest, durchaus verschieden von dem oben beschriebenen großen latinischen Feste. Man nannte es auch „römische Spiele", und es war ursprünglich auf einen Tag beschränkt; man fügte aber nach Vertreibung der Könige, nach Errichtung des Volkstribunats und später nach Beilegung bürgerlicher Unruhen jedes Mal einen Tag zu, so daß es zuletzt vier Tage lang dauerte. Es wurde mit einem großartigen Festzug eröffnet, der sich nach dem zwischen Palatin und Aventin angelegten Circus bewegte. Voran zogen die Männer der Stadtwehr, behelmt und in voller Rüstung, dann die Jünglinge und endlich die Knaben, alle theils zu Pferd, theils zu Fuß, in rothen Tuniken mit kupfernem Leibgurt, Schwertern und

kurzen Lanzen. Hierauf kamen die Kämpfer zu Wagen, zu Roß und zu Fuß, und endlich die Tänzer. Letztere waren in zwei Schaaren getheilt, die Schafe, mit Schafpelzen bekleidet, und die Böcke in einem Ueberwurf von Ziegenfell. Jeden Zug begleiteten die ihnen zugehörigen Spielleute, Tubabläser und namentlich bei den Tänzern die Pfeifer oder Flötenspieler. War man an der Rennbahn angekommen, so ordnete sich das Volk umher, und die Spiele begannen. Den Anfang machte das Wagenrennen, wobei auf jedem Wagen ein Lenker und ein Kämpfer standen. Der Letztere mußte gewandt sein, herunter und wieder hinauf zu springen. War die Fahrt geendigt, so erschienen Reiter und zwar jeder mit zwei Pferden und geübt, mitten im Lauf sich von einem auf das andere zu schwingen. Zuletzt maßen sich die Kämpfer zu Fuß, entblößt bis auf Gürtel und Schurz, im Wettlauf, im Ringen und Faustkampf. Ein einfacher, zum Kranz gewundener Zweig belohnte die Sieger. Er wurde sehr in Ehren gehalten; man pflegte ihn sogar auf die Bahre eines verstorbenen Kämpfers zu legen. Nach Vertheilung der Preise versuchten die berittenen Knaben ihre Kunst in Quadrillen zu Pferd. Es war dies wahrscheinlich der Anfang zu dem beliebten circensischen Spiele „Troja". Ernsterer Art war die Sitte, daß bei dieser festlichen Gelegenheit tapfere Krieger die Trophäen ihrer Siege, die Rüstungen der von ihnen erlegten Gegner vor dem versammelten Volke aufstellten und mit einem Ehrenkranze belohnt wurden. Die übrige Zeit des Festes füllten die Tänzer mit Reigen und Possen aus. Mit ihnen traten auch Taschenspieler und Bänkelsänger auf, die unter Pfeifenklang vor der Menge ihre Künste producirten. Wie die Tänzer häufig in zwei Chöre getheilt waren, so trugen auch die Sänger Wechsellieder vor, wobei es an derbem Volkswitz und ausgelassener Laune nicht fehlte. Oefters vereinigten sie mit ihren Vorträgen Tanz und Musik und es entwickelten sich daraus die Anfänge scenischer Aufführungen, wie von dem Thespiskarren in Hellas das griechische Drama ausging und zu einer Herrlichkeit sich entfaltete, die freilich in dem nüchternen Rom niemals erstrebt wurde.

Poesie und Musik.

Die Wechselgesänge nannte man Fescenninen von der etruskischen Stadt Fescennia, wo sie hauptsächlich geübt wurden, die scenischen Darstellungen Atellanen von Atella in Campanien. Man unterschied noch eine dritte Art solcher Aufführungen, die Satiren oder Satyren von satura, einer Schüssel mit Eßwaaren, oder von saturi (Gesättigte), die besonders an Erntefesten gegeben wurden. Von allen diesen Spielen ist nichts auf unsere Zeit gekommen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß bei der Aufführung mimische Tänze mit Gesängen und improvisirten Wechselreden verbunden waren. Die Spieler trugen Charaktermasken von Baumrinde; da gab es einen Hanswurst, Maccus, einen gefräßigen Bucco, ein gutherziges Papachen, Pappus, feststehende Figuren, in deren Darstellung sich der bäurische Witz und die Ausgelassenheit der Jugend erschöpfte, um die Lachlust des eben nicht gewählten Publicums zu befriedigen.




THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUN

Aus solchen Anfängen hätte sich wol selbständig eine dramatische Poesie heranbilden können; allein der Römer war dazu nicht geeignet, wie wir dies schon mehrfach bemerkt haben. Er verschmähte die heitern Gaben der Dichtkunst, die Kränze auf der Bühne, bei den Spielen im Circus, oder auf dem Albaner-Berge, um auf dem Theater der wirklichen Welt durch Thaten den blutigen Lorbeer des Sieges zu pflücken. Poesie, Kunst überhaupt und selbst Wissenschaft schienen ihm mit wenigen Ausnahmen wie Kinderspiele, unwürdig des ernsten, nach Bürgerehre strebenden Mannes. Daher zog er sich von dem eiteln Zeitvertreib zurück, und auch die Jugend nahm später nur geringen Antheil, als ihre possenhaften Spiele nicht mehr genügten. Eingelernte, handwerksmäßige Kämpfer, Spieler und Sänger traten an ihre Stelle, und die lieferten im Ueberfluß die tuskischen Städte. Daher ward aus dem städtischen und den großen latinischen Feste nicht ein olympisches, wo man vor dem versammelten Latium durch körperliche und geistige Wettkämpfe um die Palme rang, sondern sie schrumpften zu Schaufesten ein, wo die Menge den bezahlten Histrionen von Handwerk lachend und Beifall klatschend zusah.

Uebrigens gab es noch andere Gelegenheiten, bei denen die Volkspoesie in ihrer freilich wenig künstlerischen Haltung hervortrat. Die Krieger sangen bei Triumphzügen Lieder zum Theil neckischen und satyrischen Inhalts. Sie verschonten den siegreichen Feldherrn nicht; seine äußere Persönlichkeit, seine Manieren und abgelauschten Schwächen waren beliebte Gegenstände des Spottes, den er geduldig ertragen mußte. Dazu kamen Spottgedichte auf bekannte Personen, worin die Geißel eben so schonungslos geschwungen wurde, wie in der attischen Komödie. Eben so häufig waren Hochzeitlieder, Tischlieder und andere. Wenn ein Gastmahl gegeben wurde, begleiteten die Knaben ihre Väter. Sie sangen daselbst Lieder zum Preise der Ahnen des Gastgebers, die in dem Hause aus früherer Zeit vorhanden und bekannt waren. Da die Gäste gewöhnlich zu demselben Geschlecht gehörten, so lauschten sie gerne auf solche Gesänge zur Verherrlichung des gemeinschaftlichen Stammes und sorgten dafür, daß die aufwachsende Jugend sie erlernte. Sie enthielten wichtige Nachrichten und wurden als Familienurkunde aufbewahrt und weiter vermehrt und vererbt. Aehnlich verhielt es sich mit den Liedern, die bei einer Leichenbestattung vorgetragen wurden. Eine Klagefrau folgte dem Zug und sang die **Nenia**, die Klage um den Verstorbenen und das Lob seiner Tugenden.

Von den Ritualgesängen einzelner Priesterschaften haben sich einige Bruchstücke erhalten. Ein solches aus einem Liede, welches die Salier bei ihren Waffentänzen sangen, lautet nach Vorberg's Uebersetzung:

„Das Mahl ist nun verzehrt von Janus heil'gen Dienern,
Der gute Schöpfer kommt, der göttliche Janus kommt."

Bei dem Feste der Ambarvalien (Flurumwandlung) im Frühjahre segnete die Brüderschaft der Arvalen unter Opfern und Absingen von Gebeten die Fluren ein. Eine noch erhaltene, vielleicht sehr gebräuchliche Gebetsformel versuchen wir hier den Worten und dem Sinne nach wiederzugeben.

Uns, o Lasen (Laren), bringt Hülfe!
Nicht die böse Seuche laß, Marmar (Mars), einstürmen auf viele.
Sei nun satt, grauser Mars!
Steh' auf der Schwelle;
Schlage nicht mehr,
Und die Semonen (Schutzgötter) rufet im Wechselgesang an,
Uns, o Marmar, bring' Hülfe!
Frohlocke, frohlocke, frohlocke, frohlocke, frohlocke!

Ein anderes Lied der Art, aber aus späterer Zeit, als die uralte Formel der Arvalbrüder und darum verständlicher, geben wir hier in dem Versmaß, wie es uns überliefert ist. Es hieß das saturnische und war wol überhaupt die Form für die alten latinischen Poesien.

Was, sorgend um die Habe, — vom Geschick betroffen,
Der Ahnherr einst gelobte, — werd' hier gelöset.
Den Zehnten weihend bringen — gerne die Kinder
Dem Hercules, dem hohen, — Gaben gewährend,
Sie rufen brünstig flehend: — Höre sie oftmals!

Es fehlte ferner nicht an Weissagungen und Zaubersprüchen aus alter Zeit. Namentlich wurden solche von einem Seher Marcius aufbewahrt und in Ehren gehalten. Eine seiner Prophezeiungen bezog sich auf die unglückliche Schacht bei Cannä. Sie kam freilich erst nach der Niederlage zum Vorschein, diente aber dazu, ähnlichen Aussprüchen Glauben zu verschaffen. Sie ist uns nur in Prosa überliefert; doch fügen wir sie nach Borberg's Uebersetzung bei, da sie uns eine Vorstellung von solchen Orakeln giebt.

„Den Fluß Canna fliehe, o Römer, auf daß nicht Fremdlinge dich zwingen, im Felde des Diomedes die Schlacht zu schlagen. Doch glauben wirst du mir nicht, bis du mit deinem Blute das Feld getränkt hast, und die Tausende deiner Erschlagnen der Fluß hinabspült in das Meer vom fruchtbaren Boden, und den Fischen und Vögeln und dem Wilde, das die Länder bewohnt, dein Fleisch zur Speise wird. Denn also hat mir Jupiter geredet."

Von den Zauberformeln, deren man sich gegen Krankheiten, zur Abhaltung des Regens, auch in böser Absicht zur Zerstörung der Saaten des Nachbars bediente, ist wenig erhalten. Manchmal waren es bloße Klangwörter ohne allen Sinn. So giebt ein späterer Schriftsteller an, man solle bei Verrenkung ein Rohr spalten, dann über dem kranken Gliede wieder zusammenfügen und die Worte sprechen: „**Hauat, hauat, hauat, ista pista sista damia badanna ustra.** Wir könnten ähnliche gedankenlose Formeln anführen, die der Aberglaube noch jetzt in unserem Vaterlande verwendet; und wenn dabei heilige Namen angerufen werden, so hat der Latiner gewiß auch dem Hexenmeister Mamers, dem schelmischen Faunus und andern Göttern ihre Rollen bei seinen Beschwörungen zugetheilt.

Wie wenig die Poesie in Rom Aufmunterung fand, wie die epischen Anfänge in den Ahnenliedern, die dramatischen in den Atellanen verkümmern mußten, beweisen verschiedene Verordnungen, durch welche Spieler und Sänger aus der Stadt verwiesen wurden. Dagegen duldete man die Tänzer

H. Leutemann del

und Pfeifer, da sie bei feierlichen Gelegenheiten, selbst bei den wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen verwendet wurden. Die Spielleute bildeten sogar, wie wir bei der Servianischen Gesetzgebung gesehen haben, eine eigne Zunft und besondere Centurie. Ihre Instrumente waren die Tibia, Pfeife, und die Tuba, die mit der Trompete in Ton und Form Aehnlichkeit hatte. Letztere bestand in einem geraden Rohr von Metall mit einem kleinen Mundstück und trichterförmiger Mündung. Ihre schmetternden Klänge riefen die Soldaten zum Angriff und zum Rückzug, sie tönten aber auch in den Tempeln, bei Leichenfeiern und andern Gelegenheiten. Noch allgemeiner war die Anwendung der Pfeife. Es gab mehrere Arten dieses Instruments. Anfänglich machte man sie aus Beinknochen, daher der Name tibia Schienbein, später von Holz und Schilfrohr. Man versah sie mit vier Löchern, die mit den Fingern der einen Hand gegriffen wurden. In der Folge fügte man mehrere Löcher hinzu. Ferner verband man zwei Pfeifen theils gleich an Länge und Ton, theils verschieden, so daß man zugleich in verschiedenen Octaven pfeifen konnte. Es kommen auch solche Instrumente vor, deren unteres Ende gebogen und erweitert war und die man zuweilen gleichfalls verdoppelte. Geübte Musiker verstanden die Kunst, auf zwei getrennten Pfeifen zu blasen, was natürlich die Mannichfaltigkeit der Töne vermehrte. Dies war mit den auch schon frühzeitig aufgekommenen Querpfeifen nicht möglich, die mittelst eines vertretenden Mundstücks geblasen wurden, sonst aber mit unsern Flöten Aehnlichkeit hatten.

Außer diesen Instrumenten wurde auch die griechische Lyra gebraucht, die man von den Hellenen Unteritaliens kennen lernte; allein sie erlangte niemals großes Ansehen, sondern galt für ein Zeichen der Verweichlichung, weshalb die Lyraspieler mehrmals mit den ausländischen Histrionen schimpflich aus der Stadt gewiesen wurden. Anders verhielt es sich mit der Gilde der Spielleute. Sie waren im Heer- und Tempeldienst unentbehrlich und erfreuten sich großer Vergünstigungen, wenn sie auch nichts weniger, als eigentliche Kunstleistungen producirten. Sie waren lustige Musikanten, wie etwa die Fiedler unserer Zeit, die bei Kirchweihen aufspielen. Sie durften an ihrem Jahresfest auf öffentliche Kosten einen festlichen Schmaus im Tempel des Jupiter halten und dann maskirt und voll süßen Weines lärmend durch die Stadt ziehen. Die strenge römische Polizei legte ein Verbot auf diese angemaßte Freiheit; aber sofort beschloß die ganze ehrenwerthe Zunft eine Auswanderung nach Art der Entweichung des Volkes auf den heiligen Berg. Sie machte sich unter Pfeifenklang auf den Weg und kam nach Tibur, wo man sich anfangs über die fröhlichen Leute freute. Als aber Rom seine theuern Spielleute zurückforderte, wagte man natürlich keinen Widerspruch, sondern suchte sie gütlich zur Rückkehr zu bewegen. Die Bande beharrte jedoch auf ihrem Vorsatz und blieb. Man nahm jetzt seine Zuflucht zur List, stellte sich einverstanden mit den werthen Gästen und setzte ihnen reichlich Speise und Trank vor. Die Künstlergesellschaft ließ sich die Bewirthung behagen; sie sprach dem Rebensaft so fleißig zu, daß zuletzt alle Glieder derselben das Gleichgewicht verlor-

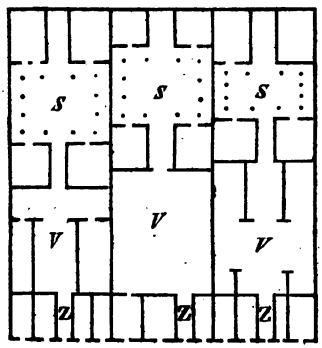
und Pfeifer, da sie bei feierlichen Gelegenheiten, selbst bei den wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen verwendet wurden. Die Spielleute bildeten sogar, wie wir bei der Servianischen Gesetzgebung gesehen haben, eine eigne Zunft und besondere Centurie. Ihre Instrumente waren die Tibia, Pfeife, und die Tuba, die mit der Trompete in Ton und Form Aehnlichkeit hatte. Letztere bestand in einem geraden Rohr von Metall mit einem kleinen Mundstück und trichterförmiger Mündung. Ihre schmetternden Klänge riefen die Soldaten zum Angriff und zum Rückzug, sie tönten aber auch in den Tempeln, bei Leichenfeiern und andern Gelegenheiten. Noch allgemeiner war die Anwendung der Pfeife. Es gab mehrere Arten dieses Instruments. Anfänglich machte man sie aus Beinknochen, daher der Name tibia Schienbein, später von Holz und Schilfrohr. Man versah sie mit vier Löchern, die mit den Fingern der einen Hand gegriffen wurden. In der Folge fügte man mehrere Löcher hinzu. Ferner verband man zwei Pfeifen theils gleich an Länge und Ton, theils verschieden, so daß man zugleich in verschiedenen Octaven pfeifen konnte. Es kommen auch solche Instrumente vor, deren unteres Ende gebogen und erweitert war und die man zuweilen gleichfalls verdoppelte. Geübte Musiker verstanden die Kunst, auf zwei getrennten Pfeifen zu blasen, was natürlich die Mannichfaltigkeit der Töne vermehrte. Dies war mit den auch schon frühzeitig aufgekommenen Querpfeifen nicht möglich, die mittelst eines vertretenden Mundstücks geblasen wurden, sonst aber mit unsern Flöten Aehnlichkeit hatten.

Außer diesen Instrumenten wurde auch die griechische Lyra gebraucht, die man von den Hellenen Unteritaliens kennen lernte; allein sie erlangte niemals großes Ansehen, sondern galt für ein Zeichen der Verweichlichung, weshalb die Lyraspieler mehrmals mit den ausländischen Histrionen schimpflich aus der Stadt gewiesen wurden. Anders verhielt es sich mit der Gilde der Spielleute. Sie waren im Heer- und Tempeldienst unentbehrlich und erfreuten sich großer Vergünstigungen, wenn sie auch nichts weniger, als eigentliche Kunstleistungen producirten. Sie waren lustige Musikanten, wie etwa die Fiedler unserer Zeit, die bei Kirchweihen aufspielen. Sie durften an ihrem Jahresfest auf öffentliche Kosten einen festlichen Schmaus im Tempel des Jupiter halten und dann maskirt und voll süßen Weines lärmend durch die Stadt ziehen. Die strenge römische Polizei legte ein Verbot auf diese angemaßte Freiheit; aber sofort beschloß die ganze ehrenwerthe Zunft eine Auswanderung nach Art der Entweichung des Volkes auf den heiligen Berg. Sie machte sich unter Pfeifenklang auf den Weg und kam nach Tibur, wo man sich anfangs über die fröhlichen Leute freute. Als aber Rom seine theuern Spielleute zurückforderte, wagte man natürlich keinen Widerspruch, sondern suchte sie gütlich zur Rückkehr zu bewegen. Die Bande beharrte jedoch auf ihrem Vorsatz und blieb. Man nahm jetzt seine Zuflucht zur List, stellte sich einverstanden mit den werthen Gästen und setzte ihnen reichlich Speise und Trank vor. Die Künstlergesellschaft ließ sich die Bewirthung behagen; sie sprach dem Rebensaft so fleißig zu, daß zuletzt alle Glieder derselben das Gleichgewicht verlor-

und in den Armen des Schlafes Sorgen und Mühen vergaßen. Die Tiburtiner luden sie sofort auf Wagen, fuhren sie nach Rom zurück, wo sie, auf dem Forum ausgeladen, den Ueberrest des Rausches ausschnarchten. Am Morgen rieben sie sich nicht wenig erstaunt die Augen, als sie ihre heimatliche Umgebung erkannten. Indessen vergaßen sie doch ihren Vortheil nicht; sie erklärten einmüthig, in entlegene Landschaften auswandern zu wollen, wenn man ihre althergebrachten Gerechtsame schmälere. Dieser Entschlossenheit wagte selbst die römische Behörde keinen Widerspruch entgegen zu setzen, sondern verwilligte der unentbehrlichen Musikanten-Zunft das Recht des Schmauses im Tempel und des Umzugs durch die Stadt.

Gewerbe und Verkehr, Leben und Tod.

Wir haben bisher von den Bauern, dem hauptsächlichsten und ehrenwerthesten Bestandtheil der römischen Bevölkerung, geredet. Es fragt sich, wie es sich mit dem Stande der Handwerker verhielt.



Plan des römischen Normalhauses.

Der Bürger wohnte noch immer in dem einfachen Hause, wie in der ersten Periode nach Erbauung der Stadt; doch hatten wol bei den Reicheren Abweichungen von dem ursprünglichen, lange Zeit unveränderlich gebliebenen Grundplan stattgefunden. Es gehört sicher der Peristyl, d. h. die nach der hintern Seite des Hauses vorgenommene Erweiterung, dargestellt auf unserer Abbildung bei S, einer späteren Zeit an. Unser Plan stellt drei an einander stoßende römische Wohnhäuser dar. Der Eingang (Prothyrum) zu denselben befindet sich bei Z, das Atrium oder Cavaedium (der oben offene Raum, wo sich die Familie versammelte), wol auch der Hofraum, bei V. Ausführlicher beschreiben wir das Haus des Römers in der folgenden Kulturepoche.

Es gab schon in alter Zeit in Rom acht Handwerkerzünfte, deren Begründung dem König Numa zugeschrieben wurde. Die Pfeifer, Goldschmiede, Kupfer- oder Waffenschmiede, Zimmerleute, Walker, Färber, Töpfer, Schuster werden als solche namentlich aufgeführt. Die Bäckerei und Arzneikunde waren noch unbekannt, eben so die Eisenfabrikation. Das Spinnen und Weben besorgten die Frauen, und Geschicklichkeit in Wollenarbeiten galt für eine der unerläßlichsten Tugenden einer römischen Matrone. Sie wurde sogar auf dem Steine bemerkt, der ihr Grab deckte, wie folgende erhaltene Inschrift beweist:

„Sie war ein Weib, durch Bescheidenheit, Rechtschaffenheit, Keuschheit, Sanftmuth, Wollenbereitung, Fleiß, Treue den Edelsten vergleichbar."

Die angeführten Gewerbe mögen ziemlich den ganzen Kreis des römischen Handwerks umschlossen haben. Sie waren nicht ohne Bedeutung, da Rom den

Handel Latiums mit den angränzenden Küsten vermittelte. Auf die römischen Messen, die von den Wochenmärkten verschieden waren, kamen die Latiner, um ihre Einkäufe und Verkäufe zu besorgen. Im Hafen von Ostia landeten mit ihren Waaren Etrusker, Hellenen von Cumä und Sicilien und, wie der noch vorhandene Handelsvertrag beweist, auch Karthager. Sie brachten Produkte aus weit entlegenen Gegenden und zogen die vorherrschende Stadt Latiums in den Weltverkehr, den sie, Stürmen und Wogen trotzend, auf zerbrechlichen Fahrzeugen betrieben. Auf eigenen Barken verkehrten endlich die reichen Grundbesitzer der römischen Marken. Sie führten den Ueberfluß ihrer Bodenerzeugnisse stromauf- und abwärts und wagten sich selbst auf die offene See, wenn der Gewinn lockte. Sie waren aber zugleich die Ursache, daß sich aus dem Handwerk kein städtischer Mittelstand entwickelte. Denn da die Zünfte kein Ausschließungsrecht hatten, sondern nur freiwillig zusammengetretene Vereine waren, so etablirten die Grund- und Geldmänner Freigelassene und andere Zugehörige in der Stadt. Sie schossen ihnen Kapitalien vor, richteten ihnen Werkstätten, Buden, Kramläden, namentlich auch Spezereiläden ein und bezogen dafür oft den besten Theil vom Geschäftsbetrieb. Da gab es geschickte Handwerker, wohl eingerichtete Kaufhäuser, bedeutende Waarenlager, die alle dem Kapitalisten mehr oder minder zinspflichtig waren. Freilich standen die abhängigen Gewerbsleute an politischen Rechten den freien Bürgern nicht gleich; allein da sie die Geldsäcke ihrer Patrone im Rückhalt hatten, konnten sie Unfälle viel leichter ertragen und zu einigem Wohlstand gelangen, wodurch sie sogar in Folge der Centurien-Verfassung Zulassung zu den Ehren des Heerdienstes und Einfluß in den Versammlungen erhielten, während außer den Pfeifern und Zimmerleuten die geringen Handwerker davon ausgeschlossen waren. Jene aber, wenn sie Ersparnisse gemacht hatten, erwarben sich Aecker und traten so in die ehrsame Bauernschaft ein, die den eigentlichen Bürgerstand bildete.

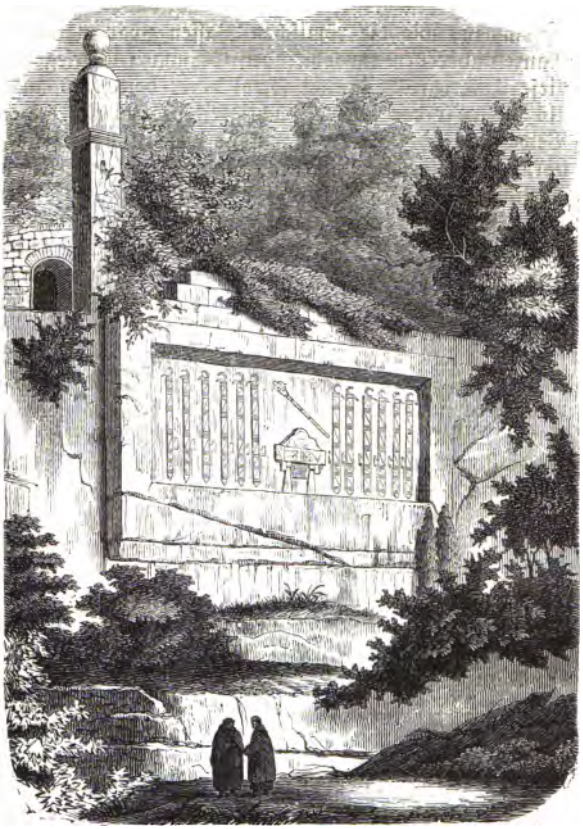
Römischer Spezereiladen. (Ausgrabungen von Pompeji.)

Den wichtigsten Bestandtheil der Waaren, welche in Rom vertrieben wurden, lieferte, wie schon bemerkt, das Ausland. Da waren in Spezereiläden ausgestellt duftende Salben, Weihrauch, Purpur; die Töpfer boten nicht blos ihre eignen Erzeugnisse feil, sondern auch Salbgefäße von orientalischem Alabaster, zum Theil in Isisform, Straußeneier mit gemalten und eingegrabenen Sphinxen, Glas- und Bernsteinperlen, welche letztere durch Austausch von Barbarenstämmen aus dem fernen Norden eingebracht wurden, Gefäße von bläulichem Schmelzglas mit Hieroglyphen, die auf Aegypten hinweisen, Vasen aus Attika, Kerkyra und besonders aus Etrurien. Noch reicher und mannichfaltiger waren die Läden der Goldschmiede mit allerlei Schmuckſachen assortirt. Es thaten sich in diesem Verkehr die großstädtischen Verhältnisse kund, die in Rom allmählich Geltung gewannen.

Diese Verhältnisse hatten indessen auf das Leben des römischen Bürgers noch geringen Einfluß. Der Ackerbau, die ländlichen Beschäftigungen erhielten noch lange Einfachheit der Sitten; und darüber wachten auch die Obrigkeiten, namentlich die bald nach dem Decemvirat eingefühten Censoren, mit solcher Strenge, daß eine des übertriebenen Luxus bezüchtigte Vestalin fast mit dem Tode bestraft worden wäre. Deswegen wurden auch die Bestattungen der Todten, von denen wir hier noch reden müssen, zwar mit großer Feierlichkeit begangen, aber ohne den ausschweifenden Pomp, den man in Hetrurien bei solchen Gelegenheiten aufwandte. War ein angesehener Bürger aus dem Leben geschieden, so machte ein Lictor öffentlich bekannt: „Jener Kriegsmann ist verstorben; wer nicht abgehalten ist, der gebe ihm das Geleite; er wird aus seinem eignen Hause weggetragen.“ Im Atrium lag die Leiche auf der mit feinem Linnen, mit purpurnen und goldgestickten Decken überkleideten Bahre. Der Verstorbene war in das Gewand gehüllt, das der höchsten von ihm bekleideten Würde zukam. Erbeutete Rüstungen und Kränze waren umher geordnet; seine Gesichtsmaske aber, die man in Wachs möglichst ähnlich nachzubilden gesucht hatte, stand in einem Schrein an einer Wand des Saales, wo auch die Masken der Ahnen mit Angabe ihrer Ehren und Würden gewöhnlich aufgestellt waren. Bei dieser Gelegenheit aber hatten mimische Künstler sie vorgebunden, um als Ahnen im Schmucke der von ihnen verwalteten Aemter zu agiren. So traten sie einher, wie wenn die Manen der Vorfahren im Fleisch erschienen wären, um den ebenbürtigen Enkelsohn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Auf reich verzierten Wagen, mit vorschreitenden Lictoren schlossen sie sich dem Leichenzug an, dem Klagefrauen, Pfeifer, Tänzer und Schauspieler voranzogen. Unter den Letzteren mußte sich eine den Verstorbenen nicht ganz unähnliche Person befinden, welche ihn durch Maske, Kleidung und Gebärdenspiel der Menge vergegenwärtigte. Hinter der Bahre her schritten die Angehörigen in ernster Trauer, in schwarzer Toga, die Söhne verhüllten Hauptes, die Töchter ohne Schleier, dann Freunde, Vettern, Freigelassene und andere Zugehörige. Der Zug ging nach dem Forum, wo Halt gemacht wurde. Daselbst richtete man die Leiche in die Höhe; die Ahnen aber stiegen von den Wagen

und ließen sich auf curulischen Stühlen nieder. Darauf hielt der Sohn, oder ein anderer Geschlechtsgenosse die Leichenrede, worin er die Thaten der Vorfahren und auch die des Verstorbenen mit gebührenden Lobeserhebungen berichtete. Alsdann schritt man weiter zur Verbrennung der Leiche, wie solche bei den Römern üblich war; siehe Seite 108. Die Asche wurde in eine Urne gesammelt und in der bereiteten Grabstätte beigesetzt. Man senkte zugleich mancherlei Geräthschaften ein; aber Schmucksachen von edeln Metallen in die Gruft zu bergen, war schon durch das Zwölftafelgesetz verboten.

Die äußere und innere Ausstattung der Gräber durfte gleichfalls gewisse Gränzen nicht überschreiten. Sie blieb wenigstens in der früheren republikanischen Zeit weit von dem nutzlosen, überschwänglichen Luxus entfernt, welchen die Etrusker auf die Ruhestätten ihrer Todten verwendeten. Oft genügte ein einfacher, mit einer Inschrift versehener Stein, um den Ort zu bezeichnen, wo ein wackerer Bürger, oder eine ehrenwerthe Matrone ruhte. Indessen gab es auch reich verzierte Grabstätten. Von dieser Art sind die Consular-Gräber bei der Franziskaner-Abtei Palazzuola, die über dem einst weitherrschenden, aber spurlos verschwundenen Alba Longa sich erhebt. Dort auf dem Berge, wo Latiums Völker sich versammelten, ruht in prächtig ausgehauenen Gräbern die Asche ehemaliger Consuln, deren Thaten doch längst verschollen sind.



Consular-Gräber von Palazzuola.

Kriegswesen.

Wir haben bisher bei Darstellung der kriegerischen Begebenheiten wahrgenommen, wie die römischen Waffen zwar manche Niederlage erlitten, im Ganzen aber den umwohnenden Stämmen überlegen waren. Sie verdankten diese Ueberlegenheit nicht sowol einer besonders ausgebildeten Kriegskunst, als vielmehr der innern Tüchtigkeit des Volkes. Denn die Taktik, wie die Bewaffnung der Römer war nicht wesentlich verschieden von der ihrer Nachbarn. Wie sie aber in Gestaltung ihrer bürgerlichen Verfassung praktische Einsicht mit kräftiger Durchführung verbanden, so thaten sie auch im Kriegswesen. Sie eigneten sich an, was sich bei Freunden und Feinden als brauchbar bewährte, und wo sie Uebelstände in ihren Einrichtungen wahrnahmen, suchten und fanden sie Verbesserungen. Die Veränderungen in den Waffen, der Aufstellung und Heerverfassung, die allmählich im Laufe der Zeit vorgenommen wurden, werden dies anschaulich machen.

Von den Kriegswagen, auf welchen die Helden bei Homer durch die Schlachtreihen stürmten, findet man in Italien keine Spur. Sie waren auch wol schwerlich in dem gebirgigen Griechenland gebräuchlich, sondern nur bei den Hellenen Kleinasiens. Dagegen stritten in ältester Zeit die kühnsten und tüchtigsten Krieger zum Theil zu Pferd voran im Vordertreffen. An die Stelle dieser Heerordnung war schon in der Königszeit die geschlossene Phalanx nach dorischer Weise getreten. Wir haben von dieser Ordnung bereits am Schlusse der Geschichte der Könige geredet. Sie bestand noch fort, aber mit wesentlichen Abänderungen, welche die spätere Taktik vorbereiteten. Nach der Centuriat-Verfassung fochten in den vordersten Gliedern die vollständig gerüsteten Krieger der ersten Klasse, dann folgten die Halbgerüsteten und endlich Leute, welche der Schutzwaffen entbehrten. Die Vorderreihen, welche den Sturm des Gefechts zu bestehen hatten, glänzten in reich verzierten, hellpolirten Waffen. Statt der Lederhelme trugen sie eherne, der runde Schild war mit Erz überkleidet, und der Riemenpanzer mit metallenen Schuppen bedeckt. Ihre Angriffswaffen waren noch immer die Lanze von mäßiger Länge und ein dolchartiges Messer, wie die dorischen Hopliten führten. Letzteres ward indessen bald mit einem kurzen, einschneidigen, doch auch zum Stoße eingerichteten Schwerte vertauscht, das zum Nachgefecht, Mann gegen Mann, geeigneter schien. Sie hießen **Principes**, die Ersten und Vorzüglichsten, die halbgerüsteten Krieger nannte man dagegen **Hastati**, d. i. Speerträger, weil sie nur mit der Lanze zu fechten pflegten. Eine dritte Abtheilung, ungeeignet zur Theilnahme am Gefechte der Phalangen, war die der Rorarier, die keine Rüstung trugen, sondern nur mit Schleudern und andern Wurfwaffen kämpften. Sie hatten ihren Namen von ros (Thau), weil ihre Geschosse wie Thautropfen niederträufelten. Außerdem bestanden Schaaren zugetheilter Leute (**Accensi**),

die als Ersatzmannschaft hinter der Phalanx aufgestellt waren und mit den Waffen der Gefallenen in die Glieder eintraten. Sie bedurften keiner großen Uebung, da sie nur die hintern Reihen verstärkten und in der Masse wirkten. In den beständigen Kriegen der Republik erkannten die Römer bald, wie wichtig es sei, einen Rückhalt von alten, erprobten Kriegern zu haben, der im entscheidenden Augenblick mit frischer Kraft eingreife und das wankende Glück an die römischen Fahnen fessele. Sie bildeten daher aus den bisher beschriebenen Abtheilungen besondere Heerhaufen schwergerüsteter, erfahrner Leute, die sie Triarier nannten. Da sie ferner zu der richtigen Ansicht kamen, man müsse mit möglichst geringer Kraft den Kampf beginnen, von den Leuten die höchste Anstrengung fordern, dann, wenn der Feind ermüdet sei, die Kraft verstärken, um ihn völlig über den Haufen zu werfen: so ließen sie die Hastaten voran treten und die Principes erst in zweiter Ordnung ihnen nachrücken. Waren im Lanzenkampfe die Reihen gebrochen, dann begannen die Principes, die in Handhabung des Schwertes vorzüglich geübt waren, die Blutarbeit mit der kurzen Waffe. Drang der Feind dennoch siegreich vor, so erscholl das Commandowort: „Surgite (auf)!“ und nun erhoben sich die bewährten Triarier, die bis dahin auf einem Knie geruht hatten, schleuderten ihre kurzen Speere auf die überraschten Gegner und griffen dann gleichfalls zum Schwert. Man machte indessen allmählich die Erfahrung, daß die Triarier im wilden Getümmel auch den eignen Leuten mit ihren Wurfwaffen Schaden zufügten, daß sie dieselben oft gar nicht in Anwendung bringen konnten; daher wurden sie wieder mit der Lanze, die Vorderreihen aber mit den Geschossen ausgerüstet. Wie man den Wurfspieß zu dem furchtbaren römischen Pilum ausbildete, wie man auch die geschlossene Phalanx in die Manipular-Ordnung mit Zwischenräumen umgestaltete, wird die Folgezeit lehren.

Die römische Phalanx war übrigens keineswegs eine ungelenke Masse, deren Glieder sich bloß durch die Art der Bewaffnung unterschieden, sondern sie zerfiel in verschiedene Abtheilungen, wodurch sie erst zum Manövriren tauglich wurde. Ein römisches Heer bestand gewöhnlich in zwei Legionen sammt den Bundesgenossen, welche an Fußvolk die gleiche Zahl, an Reiterei die doppelte stellten. Da öfters zwei solcher Heere in's Feld rückten, während das Aufgebot der Mannschaft über 45 Jahren zum Schutze der Stadt zurückblieb, so konnten auch gegen einen mächtigen Feind die beiden Heerhaufen in eine Masse zusammengezogen werden. Die Legion ward, abgesehen von den beschriebenen Waffengattungen, in fünf Treffen oder Cohorten eingetheilt, von denen jede 15 Manipel, oder 30 Centurien enthielt. Da die Centurie nach der Zahl der Tribus zur Zeit des Königs Servius 30 Mann stellte, so gab dies für die Cohorte 900, für die Legion 4500 Streiter. Rechnet man hierzu noch die Reiterei, regelmäßig 300 Mann und die Führer, so kamen nahezu 5000 Mann heraus, wie Livius die Zahl angiebt. Indessen wechselte mit der Zahl der Tribus auch die der Mannschaft. Man zählte deren in der Königszeit 30, später nur 21 und zuletzt 35, welche Zahl nicht überschritten wurde.

Was die Waffen betrifft, so waren in der Legion 600 Hastaten, 900 Principes und eben so viele Triarier zum ernsten Kampfe in der Linie gerüstet, 300 mit Wurfspießen versehene Hastaten und 900 Rorarier als Plänkler zum Angriff aus der Ferne bestimmt. Die Accensi, welche man hinzurechnen muß, mochten gleichfalls 900 Mann betragen. Jede Manipel der Schwerbewaffneten hatte zwei Centurionen (Rottmeister), und eben so viele Unter-Centurionen (Zugführer). Sie waren nicht eigentlich Officiere, sondern vielmehr Unter-Officiere, welche die Schwenkungen leiteten, am Kampfe mit Speer und Schwert Theil nahmen und durch Wort und That die Krieger ermunterten. Auch die Leichtbewaffneten und Plänkler hatten ihre Centurionen, doch in geringerer Zahl. Den Befehl über die Cohorten führten die Tribunen, Männer von Würde und Ansehen, meist senatorischen Ranges, die theils von dem Consul, theils von der Gemeindeversammlung ernannt wurden. Sie hatten die Befugniß, mit Zustimmung des Feldherrn die sämmtlichen Centurionen für den Feldzug zu erwählen. In späterer Zeit, da die Gliederung des Heeres mehr ausgebildet wurde, standen noch über ihnen die vom obersten Befehlshaber ernannten Legaten, die seine unmittelbaren Befehle überbrachten und ihm berathend zur Seite standen. Man hat sie nicht unrichtig mit den Stabs-Officieren der neuern Zeit verglichen.

Die Kriegszucht in den römischen Heeren war sehr streng. Wer sich feig oder ungehorsam bewies, ward ohne Nachsicht bestraft. Der Befehlshaber hatte das Recht, jedem seiner Untergebenen den Kopf vor die Füße legen. Er durfte ganze Cohorten decimiren, das heißt den zehnten Mann durch das Loos aussondern und hinrichten lassen. Gegen dieses Schicksal konnten weder Stand, noch Ruhm, noch auch ein erfochtener Sieg, oder die Liebe der Soldaten dem Uebertreter der Befehle Schutz gewähren. Wie nach der Sage Brutus mit Verläugnung aller menschlichen Gefühle an seinen eignen Söhnen Gerechtigkeit übte, so verwaltete der Feldherr sein Amt. Die Ruthen und das Beil des Lictors schwebten über Jedem, der die Befehle der Vorgesetzten nicht streng befolgte. Auch die Centurionen führten den Rebstock, ihr Abzeichen, nicht umsonst. Sie prügelten unbarmherzig die ungelenken Neulinge im Waffenhandwerk und auch die alten Soldaten, die ein saumseliges, oder nicht anstelliges Wesen zeigten, konnten ihre Rücken vor dem gefürchteten Rebenholze nicht bewahren.

Diese strenge Disciplin wurde nicht blos gehandhabt, wenn man dem Feinde gegenüber stand, sondern auch auf dem Marsche und im Lager. War die Lage gefährlich und erlaubte es die offene Gegend, so rückte man in der oben beschriebenen Schlachtordnung, doch unter dem Schutze vorausgesandter Plänkler vor, sonst im Agmen longum (in gedehnter Ordnung), das heißt, man ließ die Manipeln durch eine Viertelschwenkung Spitzen bilden und neben, öfters hinter einander den Marsch antreten. Dieser war anstrengend, denn ohne Rücksicht auf die Gluth der südlichen Sonne mußten die Soldaten in fünf Stunden 20,000 Schritte zurücklegen. Erforderten die Umstände den Eil-

marsch, so waren ihnen in derselben Zeit 24,000 Schritte aufgegeben, wobei sie Waffen, Brodvorrath auf 15 Tage und einige Palissaden zu tragen hatten. Erreichten sie endlich den Ort der Lagerung, so war ihnen noch keine Ruhe vergönnt. Sie mußten die Gassen des Lagers, das ein regelmäßiges Viereck bildete, nach der bestehenden Ordnung abstecken, die Lederzelte aufschlagen und vornehmlich, wie schon früher bemerkt, Graben und Wall mit darauf gepflanzten Palissaden anlegen.

Schleuderer. Fußsoldat. Lictor. Reiter.

Für alle Mühe und Arbeit, für alles vergossene Blut erhielt der Soldat in ältester Zeit keine andere Belohnung, als etwa einen Kranz von Gras, oder Olivenzweigen, wenn er sich durch tapfere Thaten ausgezeichnet hatte. Man glaubte, es sei die Pflicht des Bürgers und seine Ehre, die Waffen für die Erhaltung des Staates zu führen; ihm genüge das Bewußtsein, diese Verpflichtung in ihrem ganzen Umfang erfüllt zu haben. Indessen hatte dies, wie bereits bemerkt, den Uebelstand, daß durch die häufigen Kriege viele geringe Bürger in Schulden geriethen, was Veranlassung zu vielfacher Unzufriedenheit und innern Unruhen gab. Daher wurde schon frühzeitig Sold gezahlt; nur war diese Unterstützung keineswegs allgemein und richtete sich nach dem Bedürfniß und den vorhandenen Geldmitteln. Eine ständige Unterstützung erhielten die Ritter, die das ganze Jahr hindurch ein tüchtiges Schlacht-

roß und einen Reitknecht halten mußten. Sie empfingen die bedeutende Summe von 10,000 As für Anschaffung des Pferdes. Da ein Schaf nur 10, ein Rind 100 As kostete, so scheint jener Betrag unverhältnißmäßig; allein wahrscheinlich hatte der Reiter auch die Verpflichtung, das Pferd zu ersetzen, wenn es Schaden nahm, oder durch Alter unbrauchbar wurde. Ferner erhielt der Kavallerist 2000 As jährlich für Unterhaltung, der gemeine Lanzenträger 1000, der Befehlshaber 3000. Letztere Unterstützungen wurden jedoch, wie oben bemerkt, nur in besonders dringenden Fällen und bei zureichendem Geldvorrathe verliehen. Es steuerten nämlich für Unterhaltung der Kriegsmacht die Wittwen vermögender Bürger und reiche, vaterlose Erbinnen; ferner verwendete man hierzu wol auch theilweise die Abgaben der Aerarier, die, außer den Tribus stehend, nicht das Recht und die Ehre der Waffenführung besaßen. Ständiger Sold wurde erst später eingeführt.

Auf der Bahn der Gesetzgebung und bürgerlichen Verfassung, wie auf dem Felde, wo die Waffen entscheiden, war, wie wir gesehen haben, Rom langsam, doch ohne Stillestand vorwärts geschritten. Die folgende Periode führt uns in eine Zeit, da die Kämpfe nach Innen und nach Außen mit gleichem Erfolge fortdauern, bis ein unerwarteter Sturm aus Norden die streitenden Parteien, das ganze Volk und die Nachbarstämme mit unwiderstehlicher Gewalt überfällt und an den Rand des Verderbens bringt. Die ungeschwächte Kraft der Römer und der Genius, der ihr Geschick leitete, wendete den drohenden Untergang ab und erhob die Stadt aus ihren Trümmern, daß sie ferner ihren kühnen Gang zur Weltherrschaft fortsetzen konnte.

Späterer römischer Pflug.

Zweite Periode.

Rom als Freistaat

bis zum Abzug der Gallier.

Sie streiten, sie hadern; die Bürgerschaft
Will Recht und Gesetz sich erringen.
Da zieht fernher der Barbaren Kraft,
Das ewige Rom zu bezwingen.
Doch ob auch das keltische Kriegshorn gellt,
Und aufqualmt feurige Lohe;
Wer reißt vom Himmel das hohe
Gestirn von Rom! — Es bezwingt die Welt

I.

Innere Kämpfe.

Die unerträgliche Tyrannei der Decemvirn, besonders ihre letzten, himmelschreienden Thaten hatten die ganze Gemeinde und den bessern Theil des ersten Standes zur einmüthigen Auflehnung gegen sie und zur Wiederherstellung der früheren Zustände vereinigt. Als aber das Ziel erreicht war, gingen die verschiedenen Interessen wieder aus einander. Die Patricier suchten ihre ererbten Standesvorrechte gegen Uebergriffe zu bewahren; die angesehenen Familienhäupter unter den Plebejern, die durch Reichthum, meist auch durch

Einsicht die natürlichen Führer der Bürgerschaft waren, begnügten sich vorläufig mit der Errungenschaft; die geringen Leute, mit der Sorge um das tägliche Brod beschäftigt, hatten weder Zeit noch Aufmunterung, sich in Streit mit den Geschlechtern einzulassen. Zwar waren gerade die Letzteren durch Schulden und Wucher und durch Ausschluß vom Gemeinland benachtheiligt und hätten auf gesetzliche Bestimmungen in dieser Hinsicht dringen sollen; aber unter dem Drucke der Noth bedurften sie äußerer Anregung zu weitschichtigen, zeitraubenden Kämpfen, und diese mangelte, da ihre Führer sich zufrieden gaben. Daher zogen sie fort und fort ihre Furchen, aßen ihr Stückchen mühsam erworbenes Brod im Schweiße ihres Angesichts und ließen allenfalls am häuslichen Herd ihren Unmuth aus über die Großen und Reichen, die das Gemeinland fast ohne Abgaben benutzten und Hunderte von Rindern auf den Wiesen der Staatsländereien weiden ließen. Ihre Tribunen, die als Vorkämpfer der bedrängten Masse hätten auftreten sollen, gehörten fast immer der Klasse der Begüterten an. Sie widersetzten sich wol dem überhandnehmenden Wucher da und dort, steuerten der Anwendung der unbarmherzigen Schuldgesetze; allein diese vereinzelten Versuche schafften keine gründliche Abhülfe. Es machte sich eben hier geltend, was allerwärts der Fall ist: der Arme muß den Druck des Lebens ertragen lernen und verliert oft noch das Wenige, das er hat, während der Reiche seines Ueberflusses froh wird und ihn beständig zu vermehren sucht. Dagegen wußte auch der praktische Verstand der Römer keine genügende Abhülfe.

Anders verhielt es sich mit den Ansprüchen auf politische Berechtigung, auf äußere Gleichstellung im Staate. Wenn auch die angesehenen plebejischen Bürger sich anfangs zufrieden gaben, so konnte diese Genügsamkeit doch nicht von Dauer sein, da ihr Selbstgefühl durch unbillige Zurücksetzung täglich verletzt wurde. Sie widmeten dem Staate ihre Dienste in demselben Maße, wie der erste Stand; sie sahen daher keinen Grund, weshalb sie in der Dunkelheit verharren sollten, während die Patricier im Glanze gefeierter Thaten Auszeichnung genossen. Schon vier Jahre nach Abschaffung der Zehnmänner begannen die Bewegungen, welche völlige Ausgleichung der Stände zum Zweck hatten. Bereits im Jahre 449 waren mit den Tribunen auch plebejische Aedile wieder erwählt worden, die jenen zur Aushülfe, theils auch zur Verwaltung des Richteramtes und der Polizei in bürgerlichen Angelegenheiten bestellt waren. Man begreift wohl, daß ihre Ernennung Sache der Tribus war. Dieser Versammlung ward nunmehr auch die Wahl der Quästoren übertragen, die bisher den Consuln zugestanden hatte. Wahrscheinlich geschah dies nur mit den Kriegszahlmeistern; denn die Ernennung der städtischen Quästoren, die als Blutrichter oder Mordspürer, sowie als Verwalter der Staatskasse verordnet waren, scheint noch länger bei den Machthabern geblieben zu sein. Entscheidendere Schritte geschahen im Jahre 445. Da trat der Tribun Cajus Canulejus mit dem Gesetzesvorschlag hervor, daß das Eheverbot, welches Familienverbindungen zwischen Patriciern und Plebejern hinderte, abgeschafft werde.

Gleich darauf stellten die neun übrigen Tribunen den Antrag, die Gemeinde solle berechtigt sein, nach freiem Belieben die Consuln ohne Ansehen des Standes aus der gesammten Bürgerschaft zu wählen. Diese Vorschläge schienen, wenn sie gesetzliche Kraft erlangten, alle von den Vätern überkommenen Rechte der Geschlechter mit einem Schlage zu vernichten. Der patricische Stolz erhob sich dagegen; die Consuln Marcus Genucius und Cajus Curtius suchten mit donnernden Reden im Senat die wilden Flammen des Parteikampfes anzufachen. Sie fragten, ob es den ruchlosen Aufwieglern verstattet sein solle, alle göttlichen und menschlichen Rechte zu vermischen, ob aller Unterschied des Standes und der Person aufgehoben, das Blut der Väter durch gemischte Ehen verunreinigt, die Stimmen der Götter, die sich in den uralten heiligen Gebräuchen nur den Vätern offenbarten, künftig verachtet sein sollten. Unwillig vernahmen die Tribunen, auf ihren Bänken am Eingange der Curie sitzend, die stolzen, herausfordernden Reden. Als aber die Gemeinde versammelt war, wiederholte Canulejus die trotzigen Worte, dann führte er aus, wie der verachtete Bürger auch dem menschlichen Geschlechte und demselben Staate angehöre, gleich dem übermüthigen Patricier, wie die Geschlechter oft Fremdlinge in ihre Gemeinschaft aufgenommen hätten, während sie durch Aufrechthaltung des Eheverbots die Kinder desselben Vaterlandes als Geschöpfe niederer Art von sich zurückstießen.

Diese und andere Reden entflammten auf beiden Seiten den Streit. Schon sprach man von einer abermaligen Auswanderung nach dem heiligen Berg, oder weiter, in ein Land, wo kein dünkelhafter Adel die Rechte des freien Bürgers mit Füßen trete. Aber unter den Vätern siegte der besonnene Rath billig denkender Männer über den aufwallenden Unwillen der Jugend, die keine Rücksicht gelten ließ. Sie wichen der drängenden Noth und genehmigten den vom Volke angenommenen Vorschlag, daß künftig Eheverbindungen zwischen den beiden Ständen kein Hinderniß mehr entgegen stehen, daß sie gesetzliche Gültigkeit haben sollten. Darauf wurde ferner in Betreff des zweiten Antrags eine Uebereinkunft getroffen, welche die Zulassung der Plebejer zu den höchsten Würden des Staates festsetzte, doch aber einen Theil der patricischen Vorrechte den Vätern erhielt. Es wurde nämlich zum Gesetz erhoben, die Consuln sollten zwar auch künftig lediglich aus dem ersten Stande erwählt werden, es sei aber dem Willen und freien Beschluß der Gemeinde anheim gegeben, an ihrer Statt Kriegstribunen mit consularischer Gewalt ohne Berücksichtigung der patricischen, oder plebejischen Abkunft zu ernennen.

Durch diese Anordnungen wurden die Schranken, die bisher die Bürgerschaft in zwei feindliche Lager getrennt hatten, großentheils niedergerissen. Die Plebejer traten mehr und mehr aus der Bevormundung der Väter heraus und ebenbürtig ihnen gegenüber, da sie die Anwartschaft auf die obersten Würden im Staat erhielten. Die Ehebündnisse aber mußten die unnatürlich geschiedenen Stände allmählich unter einander vermischen und eine völlige Ausgleichung herbeiführen. Denn wenn auch eine Zeitlang die ahnenstolzen

Familienhäupter den nach ihren Begriffen ruchlosen Mischehen Widerstand entgegensetzten, so überwand doch oft genug die gegenseitige Neigung der jungen Leute das Vorurtheil, und häufiger noch that dasselbe die berechnende Klugheit. Man sah über eine dunkle Stelle in der Ahnentafel weg, wenn der Sohn, oder die Tochter durch Heirath von der magern patricischen Hufe in ein reich dotirtes Bürgerhaus übergehen konnte.

Noch sträubte sich die Adelspartei gegen den Gedanken, daß sie künftig mit der verachteten Gemeinde auf gleicher Stufe stehen solle. Sie bildete eine geschlossene Körperschaft unter geschickter Führung, der viele Mittel zur Durchführung ihrer Pläne zu Gebot standen. Diese brachte sie mit Umsicht und einmüthiger Thätigkeit in Anwendung, um die Nachtheile des abgenöthigten Vertrags möglichst unscheinbar zu machen. In der Gemeindeversammlung wurden Bestechungen, Wahlumtriebe im weitesten Umfange aufgeboten; der die Wahl dirigirende Magistrat ließ eine so große Anzahl von plebejischen Bewerbern zu, daß die Stimmen sich zersplitterten, oder er strich die Namen der beliebtesten Bürger von der Liste aus. Dazu kam die Spaltung in der plebejischen Gemeinde selbst. Der überwiegende Mittelstand der Bauern blickte mit Scheelsucht auf die Reichen, die wol nach Ehren und Würden trachteten, aber um Erleichterung der geringen Leute vom Drucke der Schuldgesetze und um Vertheilung der Staatsländereien sich nicht bekümmerten. Da dünkte es der Masse sehr gleichgültig, ob die begüterten Genossen ihres Standes, oder die ahnenstolzen Herren in der Purpurtoga und unter dem Geleite der Beiträger hoffährtig einherschritten. Kam dennoch eine mißliebige Wahl zu Stande, so mußten sich gar die Bewohner unsichtbarer Welten in's Mittel schlagen. Die Götter thaten im Vogelflug, im Blitzstrahl, in den Eingeweiden der Opferthiere ihren Willen kund. Niemand verstand ihre Sprache, als die Priester-Collegien, die aus Patriciern bestanden und die Wunderzeichen im Interesse ihres Standes auslegten. Sie erklärten im betreffenden Falle, die Götter seien der Wahl entgegen. Da stand denn die Gemeinde mit offenem Munde und ging, dem Willen der überirdischen Mächte gehorsam, unverrichteter Sache wieder aus einander und an die mühselige Arbeit um das tägliche Brod.

Durch solche Mittel gelang es den Vätern, die verhaßten Plebejer selbst von dem consularischen Tribunat auszuschließen. Sie hatten aber auch dafür gesorgt, daß dieses der Gemeinde zugängliche Amt dem Consulate nachstand. Wahrscheinlich hatten die Kriegstribunen nicht das Recht der Sella curulis, gewiß aber ist es, daß sie niemals, auch nicht nach entscheidenden Siegen, im Triumphe zum Capitol emporstiegen. Sodann ist die Zahl derselben verschieden. Anfangs werden in jedem Jahre drei angegeben, dann abwechselnd vier, oder drei, hierauf beständig sechs und sogar einige Mal acht Militär-Tribunen. Vermuthlich verwaltete der dritte Tribun das Statthalteramt und die Gerichtsbarkeit, und als man für dieses Collegium der obersten Gewalt eine größere Anzahl von Gliedern ernannte, begriff man darunter auch die Censoren, deren Amt und Einfluß zu erläutern uns noch obliegt.

Die Consuln hatten bisher selbst, oder durch ihre zahlreichen Schreiber und Unterbeamten die Musterung der Bürger, die Steuerrollen, sowie die Ueberwachung der Einnahmen und Ausgaben des Staates besorgt. Da die Patricier weitere Uebergriffe der Gemeinde, auch Anspruch auf das Consulat voraussahen, so trennten sie von diesem Amte die Verwaltung des Staatshaushalts, und bestimmten dafür eine neue Behörde, die obengenannte Censur. Sie blieb natürlich dem ersten Stande vorbehalten, und wahrscheinlich kam die Ernennung der Inhaber den Curien zu, die Bestätigung den Centurien. Anfangs waren die amtlichen Befugnisse dieser Magistrats-Personen beschränkt; daher schien es unverfänglich, die Dauer ihrer Amtsführung, gegen die sonst eingehaltene Ordnung, auf fünf Jahre auszudehnen. Später, als sie ihre Gewalt zu erhöhen wußten, bestimmte man $1^1/_2$ Jahr für ihre Geschäftsführung und überließ für die noch übrigen $3^1/_2$ Jahre den Consuln die erforderlichen Anordnungen. Ursprünglich waren die Censoren mit der Verwaltung des Eigenthums und der Einkünfte der Republik beauftragt; sie hatten die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, vielleicht auch Antheil an der Gerichtsbarkeit, ehe die Prätur errichtet war; sie führten die Listen über die Abschätzung des Vermögens, über den Senat, die Ritterschaft und die Tribus der Bürger. Die Feststellung des Tributums zur Kriegführung, das in einzelnen Fällen erhoben wurde, war Sache des Senats, die Erhebung aber besorgten die Tribunen des Staatsschatzes; daher blieb anfänglich den Censoren nur die Verwaltung des Hutgeldes von den Staatsländereien. Dagegen lag es in ihrer Amtsbefugniß, Bürger, die sich entehrender Verbrechen schuldig gemacht hatten, in Folge eines richterlichen Ausspruchs aus ihren Tribus auszustoßen und in die Klasse der Aerarier zu verweisen. Im Verlaufe der Zeit banden sie sich nicht mehr an das gerichtliche Urtheil, sondern nahmen ihre oft genug nur vom Parteigeist geleitete Ueberzeugung zur Norm für ihr inquisitorisches Verfahren. Ihrer Rüge unterlagen daher nicht blos Meineidige, Diebe, Räuber, betrügerische Vormünder, sondern auch despotische Väter, Ehegatten, falsche Clienten und Patrone, Verführer, Verschwender, Wüstlinge und andere unsittliche Personen, die selten vor Gericht gezogen werden konnten. Sie stießen Ackersleute, die ihre liegende Habe veräußert und ein anderes Geschäft errichtet hatten, aus ihrer Tribus, nahmen dagegen Aerarier, die Grundbesitz erworben, in die Liste der vollberechtigten Bürger auf. Das eigentliche Bürgerrecht konnten sie weder nehmen, noch ertheilen; das hing vom Gutachten des Senates ab; aber die Zusammensetzung der Tribus und in Folge davon die Gemeindeversammlung unterlag ihrer Controle. Sie durften Senatoren, die nach ihrem Dafürhalten unwürdig waren, durch Ausstreichen der Namen von der Liste aus dem obersten Rathe der Republik stoßen. Die Ritter zogen an einem bestimmten Tage, die Pferde am Zügel führend, an ihnen vorüber. Bei dieser Gelegenheit hatten sie die Befugniß, einem Unwürdigen zu befehlen, daß er sein Schlachtroß verkaufe. Er war dadurch wol nicht aus dem patricischen Stande gestoßen, aber doch der Ehrenrechte der Ritterschaft beraubt.

443 v. Chr.

Nicht weniger umfangreich war später ihr Einfluß auf die Besteuerung. Strenge Censoren belegten die Hagestolzen mit höhern Abgaben, legten hohe Steuern auf junge Sklaven, auf den Schmuck der Frauen, auf Wagen und andere Artikel, die zum Luxus dienten. So übten sie, je nach ihrem Charakter, bald ein heilsames Sittengericht, bald eine Tyrannei, die heutiges Tages für unerträglich gelten würde und auch damals der vornehmen Gesellschaft, besonders den Damen von gutem Ton, sehr unbequem war. Uebrigens fand dies in der vorliegenden Periode noch keineswegs Statt. Da herrschte die alte Sitteneinfalt, und censorische Rügen wegen Ueberschreitungen wurden allgemein gebilligt.

Man ersieht aus Vorstehendem, wie ausgedehnt und verwickelt die Geschäfte der Censoren waren, wie dazu lange Uebung und große Geschäftskenntniß gehörte. Wenn man nun bedenkt, daß alle fünf Jahre die Inhaber des Amts wechselten und unerfahrene Männer dasselbe überkamen, so begreift man nicht, wie Mißgriffe und Störungen vermieden werden konnten. Diesem Uebelstand war in Rom durch die schon lange bestehende Zunft der Schreiber vorgebeugt. Sie waren größten Theils Freigelassene und wurden den Staatsknechten beigezählt. Als Steuerbeamte besorgten sie die Vertheilung, Ausschreibung und Erhebung der Steuern, als Notare die Aufstellung und Registrirung der Contracte, das Ab- und Zuschreiben von erworbenen und veräußerten Gütern, als Calculatoren und Revisoren das Rechnungswesen. Alle diese Zweige der Verwaltung waren in der Republik wohl geordnet, und man macht sich eine durchaus falsche Vorstellung vom Alterthum, wenn man glaubt, dergleichen prosaisches und hausbackenes Formenwesen der Neuzeit sei damals unbekannt gewesen. Die genannten Schreiber waren Unterbeamte der Censoren, doch hatten auch die Prätoren und namentlich die Consuln Protokollisten und andere Gehülfen. Sie bezogen sämmtlich für ihre Geschäftsführung Sporteln, die mehr oder weniger ihren Mann ernährten. Sie konnten freilich von den curulischen Würdenträgern entlassen werden; aber man hütete sich wohl, erfahrene, geschäftskundige Staatsknechte zu verabschieden, da sie gewöhnlich in ihren Verwaltungszweigen weit mehr Kenntnisse besaßen, als die vorgesetzten Behörden.

Wir haben oben bemerkt, daß den Plebejern zwar dem Namen nach der Zutritt in das Colleg der consularischen Tribunen eröffnet war, daß aber die Adelspartei sie durch gesetzliche und ungesetzliche Mittel geraume Zeit davon auszuschließen wußte. Schon im ersten Jahre wurde die Wahl der Tribunen, obgleich sie Patricier waren, durch Einspruch der Priester aufgehoben und zur Ernennung von Consuln geschritten. Dasselbe geschah in den nächstfolgenden Jahren. Es ging dabei sehr stürmisch zu; eine freilich wenig verbürgte Sage meldet sogar, es seien um diese Zeit neun Tribunen unter Mitwirkung des zehnten von den Curien zum Feuertode verurtheilt worden. Mag man diese Angabe mit Recht verwerfen, so scheint es doch gewiß, daß die Patricier nicht ohne heftigen Widerstand das Uebergewicht erlangten. Indessen spielten sie die Herren und dadurch wuchs ihr Uebermuth; sie meinten, die alten Zeiten seien wiedergekehrt, da sie dem Pöbel ungestraft den Fuß auf den Nacken setzten.

Das römische Volk, sowie die Völker Italiens und Griechenlands überhaupt, wurden aber seit mehr als dreißig Jahren und bis in das folgende Jahrhundert durch schauerliche Phänomene, durch Hungersnoth und pestartige Krankheiten arg heimgesucht. Erdbeben verwüsteten Stadt und Land; man berichtete von Ausbrüchen des Aetna, von Lavaströmen; am Himmel sah man Feuerbilder, durch welche Blitze zuckten, feurige Kriegsheere, was vielleicht auf ungewöhnlich hochstehende Nordlichter zu beziehen ist. Dann folgten Dürre, Mißwachs und epidemische Krankheiten. Ein rechtes Hunger- und Kummerjahr war das von 440. Kein Regen erquickte die lechzenden Felder; die Früchte verdorrten im glühenden Sonnenbrand; eine Folge davon waren Mangel und Elend jeder Art. Man erzählt, es hätten sich geringe Leute aus Verzweiflung in die Tiber gestürzt, um den Qualen des Hungers zu entgehen. In dieser Noth bot der Senat alle Hülfsquellen des Staates auf, von denen er Linderung des Nothstandes erwarten konnte. Er gab Vorschüsse aus dem öffentlichen Schatz, legte Magazine an und ernannte aus seiner Mitte den Lucius Minucius zum außerordentlichen Präfecten über das Getreidewesen. Mit ausgedehnter Vollmacht versehen, nöthigte derselbe die Kornwucherer, ihre Vorrathskammern zu öffnen. Ferner entsandte er Unterbeamte zu Wasser und zu Land, um Früchte aufzukaufen. Indessen war die Mißernte allgemein gewesen, so daß man nur aus Etrurien einige, wenig ausreichende Aushülfe erhielt. Eben so ungenügend war die Verordnung, die täglichen Portionen, die man den geringen Leuten zu bestimmten Preisen verabreichte, zu beschränken; die Noth wuchs mit jedem Tage. Da nahm sich ein reicher plebejischer Ritter, Spurius Mälius, der bedrängten Landsleute an. Sei es, daß er selbst Kornspeculant war und auswärts große Magazine hatte, oder daß er durch Handelsverbindung mit den fruchtreichen Gebirgsgegenden dazu in den Stand gesetzt wurde, genug, er brachte große Vorräthe auf, die er theils unentgeltlich, theils zu geringem Preise vertheilte. Dasselbe that er auch im folgenden Jahr, da die Theurung noch fortdauerte. Er war der allverehrte 439 v. Chr.
Wohlthäter des Volkes, während Minucius und der ganze Senat mit ihren unzulänglichen, oft drückenden Vorkehrungen gänzlich in den Hintergrund traten.

Daß ihm die hochmögenden Herren vom Rathe für solchen Dienst schlechten Dank wußten, war vorauszusehen. Sie argwohnten, er opfere sein kolossales Vermögen nicht aus reiner Menschenliebe auf, er strebe wol gar nach dem consularischen Tribunat. Der Argwohn aber weckte den Parteihaß, und der scheute nicht vor Ungerechtigkeit zurück, nicht vor Mord und Gewaltthat jeder Art. Minucius trat zunächst mit der Klage vor den Senat, jener Spurius Mälius halte nächtliche Zusammenkünfte in seinem Hause; er habe darin Waffen zusammengebracht; es sei Verdacht vorhanden, daß er nach Erneuerung des Königthums strebe. Diese Klage schien der Rathsversammlung von großer Wichtigkeit. Man hielt die consularische Gewalt für unzureichend, die drohende Gefahr abzuwenden, und beschloß daher die Ernennung eines Dictators. Da saß noch auf seiner ärmlichen Hufe der greise Lucius Quinctius Cincin-

natus, wie eine ehrwürdige Ruine aus der Vergangenheit, aber, obgleich achtzigjährig, ungeschwächt an geistiger Kraft und umstrahlt vom Glanze wohl erworbenen Ruhmes. Oft sprach er am heimischen Herde, unter dem Schatten der väterlichen Penaten, von der glorreichen Zeit der Ahnen, oft klagte er um seinen Sohn Cäso, oft über das ruhelose Streben ehrsüchtiger Plebejer, die weder göttliches, noch menschliches Recht achteten. Seine würdige, mit ihm gealterte Gattin Racilia stimmte ihm willig bei; fühlte sie doch auch den Verlust ihres Lieblings. Als nun im Senate die Ernennung eines Dictators beschlossen ward, befand er sich gerade gegenwärtig. Da erhoben sich mehrere Glieder in der Versammlung und erklärten, der greise Held sei allein würdig und tüchtig, das höchste Amt zu bekleiden. Er weigerte sich umsonst, indem er auf sein Alter hinwies; die Väter erklärten einstimmig, der verehrte Greis habe mehr Einsicht und Kraft, als sie alle. Auch der Consul war sofort dieser Meinung und berief ihn zur Dictatur. Er betete zu den unsterblichen Göttern, sie möchten sein Alter nicht dem Staate zum Schaden oder zur Schande gereichen lassen, und bestieg die Sella curulis. Kühn und entschlossen, wie in den Tagen der blühenden Jugend, gelobte er die letzte, hinschwindende Kraft des Alters dem Vaterlande zu weihen. Dann ernannte er den Cajus Servilius Ahala, dessen rücksichtslosen Muth er kannte, zu seinem Magister equitum. Darauf ließ er des Nachts das Capitol, den Palatin und das Forum mit Bewaffneten besetzen und bestieg am Morgen, von 24 Lictoren umgeben, das Tribunal, um Gericht über den angeklagten Hochverräther zu halten. Neugierig, was diese ungewöhnlichen Anstalten bedeuten sollten, strömte die Menge herbei, darunter auch Spurius Mälius, der von der erhobenen Klage noch keine Kunde hatte. Der Dictator ertheilte dem Befehlshaber der Reiterei den Auftrag, die beschuldigten Uebelthäter vor seinen Gerichtsstuhl zu führen. An der Spitze einer bewaffneten Schaar patricischer Jünglinge trat Ahala auf den Angeklagten zu, indem er ihn aufforderte, der Ladung der höchsten Obrigkeit Folge zu leisten. Jetzt erst ging dem bedrohten Manne eine Ahnung von der Gefahr auf, die über seinem Haupte schwebte. Von dem Hasse der Adelspartei erwartete er weder Schonung, noch auch Gerechtigkeit. Er wich rückwärts, ergriff zu seiner Vertheidigung ein Fleischermesser, dann aber, die Nutzlosigkeit des Widerstandes erkennend, suchte er sich im Gedränge der ihm befreundeten Bürger zu verbergen. Ehe jedoch seine zahlreichen Anhänger sich um ihn sammeln konnten, erreichte ihn der Verfolger und traf ihn zum Tode. So war, bevor der Richter das Urtheil gesprochen, das Gericht vollzogen.

Der Dictator sprach sofort vom Tribunal herab zu der versammelten Menge, er habe über den erschlagenen Bürger wegen schwerer Klage ordentliches Gericht halten wollen, derselbe habe sich aber der Gerechtigkeit entzogen; ihm sei daher wegen Widersetzlichkeit sein Recht geschehen; der Reiteroberst dagegen habe seine Pflicht furchtlos erfüllt und sich um den Staat verdient gemacht. Bei schweren Verbrechen erhielt nämlich der Frohnbote den Auftrag, den Angeschuldigten lebendig, oder bei Widersetzlichkeit todt zu überliefern. Letzteres war mit

Mälius der Fall. War sein Anhang um ihn versammelt, so konnte er der richterlichen Macht Trotz bieten. Ferner läßt sich nicht erweisen, ob im ordentlichen Laufe des Gerichts der achtzigjährige Cincinnatus seine Hand mit unschuldigem Blute besudelt hätte. Dieses aber würde er durch einen verdammenden Ausspruch gethan haben, da weder Mälius, noch überhaupt ein römischer Bürger jener Zeit an Aufrichtung einer königlichen Gewalt, sondern einzig und allein an Eintritt in das Kriegstribunat denken konnte, wozu auch die Gesetze berechtigten. Schwerer lassen sich des greisen Dictators folgende Verfügungen rechtfertigen. Er verordnete nämlich, daß das Haus des erschlagenen Ritters niedergerissen und sein ausgedehntes Feldgut zum Vortheil der Staatskasse veräußert werde. Desgleichen zog man seine Fruchtvorräthe ein und vertheilte sie unter die Bürger, den Scheffel zu einem As. Mehrere Tribunen erhoben später vergeblich Klage wider Ahala; doch wurde er endlich in Folge eines Volksaufstandes mit der Strafe der Verbannung belegt, während das Andenken des wohlthätigen Mälius in Ehren blieb.

Der blutige Vorgang scheint in der Gemeinde einige Thätigkeit und Einmüthigkeit hervorgerufen zu haben; denn es wurden mehrere Jahre nach einander Consular-Tribunen erwählt, ohne daß es jedoch den Plebejern gelang, einen Bewerber ihres Standes in das Colleg zu bringen. Doch erneuerte sich 424 v. Chr. der Kampf der Stände um den Besitz der obersten Würde jedes Jahr. Dann griffen auch die Tribunen die noch immer unentschiedene Frage wegen Vertheilung der Staatsländereien wieder auf und erlangten, daß die Väter wenigstens den lange vergessenen Zehnten von ihrem angemaßten Besitz entrichteten. Einige Volksvertreter suchten offenbar die getheilte Gemeinde zum gemein- 417 v. Chr. schaftlichen Vorgehen zu vereinigen; daher drangen zwei derselben auf Ausführung des Ackergesetzes; allein ihre eignen Collegen thaten Einrede und hinderten die Ausführung. Sie waren von den Patriciern gewonnen, oder, was wahrscheinlicher ist, der Nothstand der geringen Bauern ging ihnen wenig zu Herzen, da sie dem behäbigen Bürgerstande angehörten. Indessen wurde doch im folgenden Jahre eine Kolonie nach der eroberten äquischen Stadt Lavici abgeführt und ihr die dortigen Ländereien zugetheilt.

Ein anschauliches Bild von den Vorgängen bei diesen sich beständig wiederholenden Zänkereien, in denen der erste Stand meist die Oberhand behielt, giebt das Jahr 410. Die Aequer drohten mit Krieg, der Consul berief zur Musterung; allein Mänius, ein Tribun, that Einsprache, weil zuvor das Ackergesetz berathen und angenommen werden müsse. Das Wortgefecht dauerte zwischen den beiden Standesführern auf offenem Felde hin und her. Da brachten erschrockene Landleute die Nachricht, der Feind habe eine nicht fern gelegene latinische Burg überrumpelt und streife sengend, brennend und plündernd durch das offene Land. Nun riefen die Consuln Götter und Menschen zu Zeugen an, daß Schimpf und Unglück auf das Haupt des Tribunen falle, weil er die Aushebung gehindert habe. Dieser aber versicherte mit gleicher Heftigkeit, alle Folgen der Zögerung, alles dadurch verursachte Unheil komme über die, welche

die Ackervertheilung hinderten, denn sobald darin Gerechtigkeit hergestellt sei, werde er selbst die Bürger zur Rüstung treiben. Schließlich schritten die andern Tribunen gegen den Collegen ein, der sich der Mehrzahl fügte, so daß die Aushebung rasch vorgenommen werden konnte. Bald rückte das Heer in's Feld, eroberte die verlorne Burg zurück, machte große Beute, erhielt aber davon wenig, oder nichts, da der Consul den gesammten Raub versteigern und in die Staatskasse abliefern ließ. Er machte dabei, wie zum Hohn, bekannt, das Kriegsvolk solle seinen Antheil erhalten, wenn es einmal williger zur Musterung sein werde. Weil der Sieg leicht erfochten war, so erhielt der Feldherr nur die Auszeichnung des kleinen Triumphs; während er aber in die Stadt einzog, sangen die Soldaten Spott- und Schelmenlieder auf den Triumphator, worin sie seine Schwächen und Mängel dem allgemeinen Gelächter Preis gaben, seinen Gegner aber, den Tribun, in den Himmel erhoben. So oft nun der Name Mänius genannt wurde, stimmte das Volk jauchzend ein. Darüber schüttelten die Väter bedenklich die Köpfe. Sie meinten, der Liebling des Pöbels könne wol gar Absichten auf das Consular-Tribunat im Schilde führen, und beschlossen für das nächste Jahr die Wahl von Consuln. Die Gemeinde
409 v. Chr. durchschaute die Absicht und erwählte dagegen zum ersten Male Plebejer zu Quästoren und zwar drei gegen einen patricischen Standes. So stritten die Parteien mit Waffen, die das Gesetz an die Hand gab, wie zwei Fechter, die sich zwar mit Erbitterung, doch nach allen Regeln der Fechtkunst bekämpfen.

Während der nun folgenden schweren Kriege gegen Veji und andere Städte dauerte der innere Streit fort. Gleichwie gegenwärtig in constitutionellen Staaten die Stände das Recht der Steuerverwilligung benutzen, um gegen die Regierungen volksthümliche Gesetze zu erzielen, so gebrauchten die Tribunen ihr Veto gegen das Aufgebot der Mannschaft. Es wurde aber um diese Zeit wegen der lang dauernden Feldzüge Soldzahlung an das Kriegsvolk eingeführt und daher fast alljährlich Kriegssteuern (Tributum) ausgeschlagen. Dies gab den Volksvertretern eine neue Waffe, indem sie die Erhebung untersagten. Sie brachten auch nach einer durch die Zwietracht der Consuln erlittenen Niederlage die Ernennung eines Plebejers zum Kriegstribun glücklich zu Stande.
400 v. Chr. Der Mann, der mit fünf patricischen Collegen die höchste Ehre theilte, war Publius Licinius Calvus. Er saß schon lange Zeit im Senat und stand wegen seiner Rechtschaffenheit und einfachen Sitten bei den Vätern, wie bei der Bürgerschaft in hohem Ansehen. Er führte sein Amt zu allgemeiner Zufriedenheit, weshalb man im folgenden Jahr fünf plebejische Consular-Tribunen und nur einen adeligen wählte. Nun endlich war die Bahn der Ehre für die gesammte Gemeinde eröffnet, und sie schritt rüstig vorwärts, um alle Schranken, welche die Stände von einander schieden, niederzuwerfen. Ehe dies aber geschah, brauste ein Sturm aus dem fernen Norden mit zerstörender Gewalt über Rom hin und schien Tribunen, Senat und Gemeinde im allgemeinen Umsturz vernichten zu wollen.

Feierliches Marsopfer vor dem Auszuge des Heeres.

II.

Kämpfe nach Außen.

Krieg gegen die Aequer, Volsker, Etrusker.

Die Völker, welche um das Tiberthal und die Albaner-Berge wohnten, waren alle kriegskundig und nach Raub und Fehde begierig. Daher fehlte es niemals an Veranlassungen zu Streitigkeiten, welche mit den Waffen entschieden wurden. Die ersten Consuln nach Abschaffung des Decemvirats, die volksthümlichen Männer Lucius Valerius und Cajus Horatius, fanden darum überall Feinde, die, das gesunkene Ansehen der Republik benutzend, ihr Gebiet bedrohten. Namentlich standen die Aequer, durch volskische Hülfsvölker verstärkt, in dem waldreichen Gebiete des Algidus, wo sie schon so oft das Waffenglück gegen Rom versucht hatten. Valerius war durch das Loos zum Führer der aufgebotenen Jugend erwählt worden. Er zog an der Spitze der ergebenen Schaaren auf bekannter Straße gegen den Feind. Der Frühling war gekommen, Veilchen blühten und dufteten auf den Wiesen, immergrüne Eichen und riesige Kastanienbäume umrauschten in den Waldgehegen die römischen Krieger; doch zeigten diese in Haltung und Miene nicht die Zuversicht, wie in früheren Jahren. Sie gedachten der unglücklichen Feldzüge unter den Decemvirn und scheuten den Muth der waffenkundigen Aequer. Der Consul bezog daher dem Feinde gegenüber ein wohlbefestigtes Lager, das er sorgfältig hütete,

ohne sich durch die Herausforderungen der Gegner zu einer Schlacht verlocken zu lassen. Als aber Letztere, des Zuwartens müde, auf Plünderung sich zerstreuten, da brach er, ehe sie sich wieder vollständig sammeln konnten, mit Heereskraft hervor und erfocht einen glänzenden Sieg. Noch entscheidender schlug der andere Consul die gleichfalls feindlichen Sabiner, die forthin das Waffenglück nicht mehr versuchten. Wahrscheinlich zog ihre kriegslustige Jugend den stammverwandten Samniten zu Hülfe, die sich damals in Campanien siegreich ausbreiteten.

Den heimkehrenden Consuln ward wegen ihrer Begünstigung der Bürgerschaft von den Vätern der Triumph abgeschlagen, auf Antrag der Tribunen aber von der Gemeinde bewilligt, was einem Appius Claudius als ein Triumph nicht über die Feinde Roms, sondern über die Väter erschien. Daß durch die Siege auch Landabtretungen gewonnen wurden, ist gewiß; aber die Errungenschaft kam der Gemeinde nicht zu Gute, sondern vergrößerte nur den Umfang der Staatsländereien. Dasselbe geschah mit einer andern Feldmark,
446 v. Chr. die man durch schnöde Rechtsverletzung erwarb. Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, und Aricia stritten nämlich um das Gelände manches Jahr und übertrugen endlich Rom das Schiedsrichteramt. Die Bürgerschaft aber urtheilte, das streitige Gebiet habe ehemals zur Gemarkung von Corioli gehört, und nahm es, als gute Beute, selbst in Beschlag. Der eigennützige Spruch rief Hader zwischen dem Adel und der Gemeinde in Ardea hervor, indem vielleicht letztere mit wenig Umsicht feindlich gegen das mächtige Rom vorgehen wollte. Die Bewerbung zweier Jünglinge verschiedenen Standes um eine plebejische Jungfrau von ungewöhnlicher Schönheit entflammte den Zwiespalt zu blutiger Gewaltthat. Beide Jünglinge lieferten sich an der Spitze ihrer Standesgenossen mörderische Gefechte in den Straßen; die Gemeinde unterlag und mußte die Stadt räumen. Sie lagerte draußen auf offenem Felde, wurde aber bald durch einen ansehnlichen Söldnerhaufen von Aequern und Volskern verstärkt, der, nach Beute begierig, zur Berennung des festen Platzes hülfreiche Hand bot. Dagegen zog eine römische Macht den ardeatischen Patriciern zum Beistand heran und umzingelte Nachts die nachlässigen Schaaren, die sich sofort ergaben und nach Ablegung der Waffen unter dem Jochgalgen durchgehen mußten. In das zum Theil verödete Ardea wurde eine römische Kolonie entsandt, an welche sich viele der aus der Stadt vertriebenen Rutuler anschlossen. Der Senat vertheilte unter die Kolonisten die oben bemerkte, widerrechtlich entzogene Feldmark, um den ungerechten schiedsrichterlichen Ausspruch aufzuheben.

Nach diesen Ereignissen sammelten die Aequer und Volsker noch einmal ihre ganze Macht auf dem Algidus gegen Roms verhaßte Uebergriffe. Sie gelobten bei den Göttern, für ihre Freiheit bis in den Tod zu kämpfen. Beide Consuln rückten sofort in's Feld; aber da sie unter einander in offenem Zwiespalt lebten, handelten sie nicht in Uebereinstimmung und erlitten wiederholte Verluste. Deswegen forderte sie der Senat zur Rechenschaft und befahl ihnen, einen Dictator zu ernennen. Stolz auf ihre Würde, weigerten sie sich, dem

Befehle Folge zu leisten, da kein Gesetz die Väter zu dem eigenwilligen Verfahren ermächtige. Jetzt aber schritten die Tribunen ein; sie erklärten, sie würden die Consuln sogleich in's Gefängniß führen lassen, wenn sie noch ferner Widerstand leisteten. Diese Drohung beugte den Uebermuth. Aulus Postumius Tubertus, ein kriegserfahrener Mann, wurde mit der dictatorischen Gewalt bekleidet. Er bot nicht blos die ganze waffenfähige Jugend auf, sondern auch Latiner und Herniker. Da die Gefahr durch das siegreiche Vordringen der Feinde immer beunruhigender wurde, so schlossen sich viele Veteranen dem Heere an, das unverweilt nach dem Algidus aufbrach. In zwei Lagern stand man der volskisch-äquischen Macht gegenüber. Letztere versuchte in einer dunkeln Nacht das kleinere Lager durch einen kühnen Ueberfall zu überwältigen, fand aber beharrlichen Widerstand. Dadurch bekam der Dictator Zeit, Gegenanstalten zu treffen. Er schickte den Bedrängten Hülfe; andere, auserlesene Cohorten ließ er zum Sturm auf das äquische Lager ausrücken; er selbst umging mit dem Gewalthaufen den Berg, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Es war ein mörderischer Kampf in der dunkeln Nacht, da keine Ordnung gehalten werden konnte. Das Feldgeschrei der streitenden Heere, das Gellen der Kriegshörner tönte schauerlich durch die einsamen Waldthäler. Als aber der Tag anbrach, sahen sich die Aequer überall von den römischen Heerhaufen umringt. Da rief sie ein tapferer Krieger, Vettius Messius, zum Kampfe der Verzweiflung. Ueberall gegenwärtig, ließ er die Reihen schließen, durchbrach die römischen Massen und suchte das sichere Lager zu erreichen. Um ihn sammelte sich die ganze Gewalt des Streites. Die römischen Führer drangen voran in's Handgemenge. Den muthigen Reiteroberſten Postumius streckte ein Steinwurf nieder, ein feindliches Schwert hieb dem Consul den Arm ab; der Dictator, dem ein Speerstoß die Schulter durchbohrte, fuhr dennoch fort, die wüthende Schlacht zu lenken. Aber Messius, Alles vor sich her zu Boden werfend, erreichte das Lager. Ihm nach stürmten die siegreichen Legionen; den Tod verachtend, erklommen sie nach einem fürchterlichen Gemetzel auf allen Seiten den Wall, und nun war des Feindes Kraft gebrochen, seine völlige Niederlage entschieden.

Diese und andere Erfolge der römischen Waffen werden von den Geschichtschreibern wol mit vielen Uebertreibungen dargestellt. Denn wenn die Berichte von niedergehauenen Kriegsheeren alle buchstäblich zu nehmen wären, so hätten die Aequer und Volsker fast gänzlich aufgerieben werden müssen. Statt dessen erscheinen sie immer wieder auf dem Kampfplatz, erobern Städte und bringen auch zuweilen den Römern empfindliche Niederlagen bei. Die häufige Wahl von Dictatoren, wozu augenblickliche Gefahr nöthigte, giebt dafür Zeugniß. Als ein solcher wird uns im Jahre 434 der bei dem Volke mit Recht beliebte Mamercus Aemilius genannt. Die feindlichen Stämme hatten wieder ringsum die Waffen ergriffen, namentlich drohte in ganz Etrurien ein allgemeines Aufgebot. Indessen verliefen diese Bewegungen fast spurlos, da die Tusker selbst von den wanderlustigen Kelten im Norden gedrängt wurden. Der Dictator benutzte daher seine Vollmacht dazu, daß er, wie oben bemerkt, 434 v. Chr.

ein Gesetz veranlaßte, durch welches die Dauer der Censur auf achtzehn Monate herabgesetzt wurde. Die Censoren stießen ihn dafür nach Niederlegung seines Amtes aus seiner Tribus in die Klasse der Aerarier und belegten ihn mit einer hohen Schatzung. Es entstand darüber ein Auflauf, der die parteiischen Sittenrichter fast das Leben gekostet hätte. Mamercus Aemilius aber unterwarf sich dem Gesetz ohne Widerrede; denn er sah wohl voraus, daß die nächstfolgenden Censoren die Verfügung wieder aufheben würden.

416 Chr. Wichtiger, als diese Maßregel, war für den plebejischen Stand die Ausführung einer Kolonie nach der den Aequern abgewonnenen Stadt Lavici. Dadurch erhielten die geringen Leute wenigstens einen Theil von den Staatsländereien, die sie mit ihrem Blute erobert hatten. Aehnliches sollte mit der erstürmten Stadt Bola geschehen; allein der Kriegstribun Marcus Postumius, der bei dem Sturme den Kriegern die ganze Beute verhieß, ließ, uneingedenk seines Wortes, die tapfern Leute mit leeren Händen abziehen, indem er den Raub für den weiten Säckel des Staates zurückbehielt. Als darauf ein Volkstribun im Senat Absendung von Kolonen vorschlug, damit die Tapferkeit des Volkes angespornt werde, rief Postumius, die Leute müßten im Kriege ihre Schuldigkeit thun, oder des Henkers Hand werde sie schon zwingen. Das trotzige Wort verbreitete sich in der Gemeinde, bald auch unter dem Kriegsvolk. Man fragte, ob der Beutedieb die Soldaten für Hunde ansehe; man stieß Drohungen und aufrührerisches Geschrei aus. Der Quästor wollte mit Strenge einschreiten; aber die Bande der Kriegszucht waren gelöst; ein Steinwurf traf ihn an den Kopf, daß er kaum durch Flucht sein Leben retten konnte. „Nun hat der Quästor, was der Imperator den Soldaten droht," rief man ihm höhnend nach. Auf den wilden Lärm eilte der Consular-Tribun herbei. Wüthend befahl er, die Rädelsführer zu fassen und zu ersäufen, und als der Widerstand, der Aufruhr wuchs, stürzte er selbst unter die Menge, um Gehorsam zu erzwingen. Aber von allen Seiten flogen Steine, bis er entseelt am Boden lag. Untersuchungen, die der Senat gegen die Meuterer anstellen ließ, wurden durch Einsprache der Tribunen verhindert. Indessen wählte man für das nächste Jahr billig denkende, der Gemeinde angenehme Männer zu Consuln, die mit möglichster Milde verfuhren. Doch büßten einige Anführer unter dem Beile für die gesetzwidrige That.

Während noch der wechselnde Krieg mit den wehrhaften Aequern und Volskern fortdauerte, erging auch der Sturm von Etrurien herüber gegen Roms wachsende Größe. Zwar erhob sich nicht der ganze tuskische Staatenbund, da, wie bereits gesagt, die wilden Keltenstämme am Po sich ausbreiteten und auch über die Gebirge in das Arnusthal streiften; aber die an Latium gränzenden Städte, vornehmlich das schon oft genannte Veji, versuchten mit den Waffen ihre bedrohte Unabhängigkeit zu behaupten. Ein durch Reichthum und Ansehen bedeutender Mann, Lars (Larth) Tolumnius, hatte sich in Veji der königlichen Gewalt bemächtigt. Er wollte nach Art der römischen Tarquinier seine Herrschaft ausbreiten und zog die Städte Fidenä und Falerii

in seinen Bund. Die Fidenaten aber waren seit geraumer Zeit in Abhängigkeit von Rom, auch durch eine längst eingebürgerte römische Kolonie mit der vorherrschenden Stadt in Verbindung. Sie vertrieben jetzt die aufgedrungenen Kolonen und schlossen sich an Veji an. Bald erschienen auch die vereinigten Heerhaufen der beiden Städte unter Anführung des Königs im Felde. Sie standen schon diesseits des Anio, als ihnen die Legionen begegneten. Nach 438 v. Chr. einem blutigen, aber wenig entscheidenden Treffen zogen sich beide Theile zurück. Jetzt wurde ein Dictator gewählt, der sofort mit Aufbietung der gesammten Wehrkraft des Staates die Feinde gänzlich aus dem Feld schlug und ihr Gebiet plündernd durchzog. Der Sieg kann indessen nicht so vollständig gewesen sein, da man keinen ernstlichen Versuch zur Eroberung von Fidenä machte. Es vergingen mehrere Jahre, ehe man an eine so weitaussehende Unternehmung denken konnte. In dieser Zeit wurde die Bürgerschaft durch häufige Erdbeben und bösartige Seuchen geängstigt, und die Feinde wagten sogar, mit wehenden Bannern bis an die Thore der Stadt vorzurücken. Die Landleute suchten Schutz hinter den Mauern, ihre Wohnungen gingen in Flammen auf, Bestürzung und Schrecken herrschten überall; aber die Wahl eines Dictators stellte Ordnung und Vertrauen wieder her. Auf die Nachricht von dieser Maßregel zogen sich die tuskischen Haufen in die Berge zurück, wo sie von den nachfolgenden Legionen in einem hartnäckigen Treffen geschlagen wurden. Der Dictator schloß nunmehr Fidenä mit Wall und Graben ein und eroberte es mit Hülfe eines künstlich ausgehauenen Minengangs unter fortgesetzten mörderischen Stürmen. Die Häupter der Aufruhrstifter fielen unter dem Richtbeil, andere unruhige Bürger wurden nach Ostia übergesiedelt; an ihrer Statt erhielt eine verstärkte römische Kolonie Sitz und Aecker in Fidenä.

Fröhlich hatten die Siedler die überwiesenen Güter angetreten, aber zu ihrem eignen Verderben; denn acht Jahre später loderte der Aufruhr von neuem 426 v. Chr. auf, und die meisten Kolonen erlagen unter den mörderischen Händen des Pöbels, der wahrscheinlich von Tolumnius heimlich aufgereizt war. Der Senat schickte darauf eine feierliche Gesandtschaft nach Fidenä, um Genugthuung und Auslieferung der Uebelthäter zu fordern. Da geschah eine blutige, unsühnbare That. Die Häupter der abtrünnigen Stadt, die sich, heilsamen Rath suchend, an das nahe Veji wandten, erhielten von dem Könige Befehl, die römischen Boten gegen alles Völkerrecht zu ermorden, und sie leisteten in ihrer Verblendung Folge. Aber das ruchlos vergossene Blut schrie um Rache, und den Ruf vernahm das römische Volk und bereitete Krieg auf Bestehen, oder gänzliche Vertilgung. Mit eilends zusammengerafften Legionen rückten sogleich drei Kriegstribunen in's Feld; indessen der Vejenter-König, der den Angriff vorausgesehen hatte, begegnete ihm mit großer Macht. Er trieb die ordnungslos anstürmenden Römer nach kurzem Kampfe in ihr Lager zurück. Die Nachricht von der schimpflichen Niederlage erregte in Rom neue Entrüstung. Die Gemeinde forderte einen Dictator, und der städtische Consular-Tribun Aulus Cornelius Cossus wählte den oben genannten Mamercus Aemilius, der

ihn selbst wieder zu seinem Reiteroberſten ernannte. Die ganze Macht des Staates wurde jetzt aufgeboten. Sie folgte willig dem Rufe; sie sammelte sich auf dem Marsfeld in voller Rüstung, Reiter und Fußknechte, alle nach Centurien geordnet, alle des Entschlusses, an den bundbrüchigen, mordsüchtigen Tuskern die gehäuften Uebelthaten zu rächen. Die Krieger machten ihre Testamente; der Oberfeldherr, umgeben von Kriegsoberſten und ehrwürdigen Prieſtern, brachte dem Sieg verleihenden Jupiter, dem Vater Quirinus und dem schirmenden Mars feierliche Opfer. Er rief die drei Schutzgötter an, daß ſie der gerechten Sache beistehen möchten, und gelobte ihnen festliche Spiele. Nachdem er die Legionen zur Tapferkeit ermahnt hatte, gab er das Zeichen zum Aufbruch.

Da Fidenä nur wenige Meilen entfernt war, so stand man bald dem Feinde gegenüber und schlug ein Lager auf, das rechts durch Berge, links durch die Tiber gedeckt war. Schon in der Nacht besetzte ein Heerhaufen einen Höhenzug, der im Rücken der feindlichen Stellung gelegen war. Am folgenden Morgen führte der Dictator das Heer zur Schlacht, während auch schon die Tusker im Anzuge begriffen waren. Letztere wichen jedoch dem ersten Stoße der im Sturmschritt vordringenden Legionen. Indessen der König Tolumnius, ein erfahrener Kriegsheld, brachte an der Spitze der Reiterei erfolgreiche Hülfe. Er stürmte bald da, bald dort gegen die drängenden Schaaren an und zersprengte sie mit tapferer Hand. Wo sein von Gold durchwirkter Königsmantel flatterte, da wichen die Römer zurück; denn um ihn waren die streitbarſten etruskischen Reiter versammelt. Voll Unmuth ersah der Reiteroberſt A. Cornelius Cossus diesen Gang des Gefechts. Unbekümmert um die eigne Gefahr stürzte er selbst in das Getümmel und warf im raschen Anprall den König vom Pferd. Dann, gleichfalls herabspringend, stieß er ihn, wie er sich aufrichten wollte, mit dem Schildrande zu Boden und durchbohrte ihn mit geschwungenem Speere. Während seine Reiter ihn deckten, hieb er dem Erschlagenen das Haupt ab und raubte seine glänzende Rüstung, die er, hoch zu Roß durch die Reihen jagend, den kämpfenden Kriegern zeigte. Bei diesem Anblick wichen die Tusker eilends gegen Fidenä, und schon hielten sich die Römer für Sieger, als plötzlich ein seltsames Schauspiel ihr Vordringen hemmte und sie mit Schrecken erfüllte. Es öffneten sich nämlich die Thore der Stadt und heraus strömten wilde, von Prieſtern geführte Banden mit lodernden Fackeln, die sie auf die siegreichen Römer schwangen. Anfangs geriethen die Legionen in Unordnung, aber der Kriegsruf des Dictators und anderer Führer, die das Gaukelspiel durchschauten, ermuthigte die wankenden Glieder. Mit verhängtem Zügel stürmten die Schaaren der Ritter in Feuer, Qualm und blitzende Lanzen, und die Legionen drangen ihnen nach. Aus Flammen und Rauch hörte man das Kriegsgeschrei und das Klirren der Waffen; bald aber sah man die Tusker in wilder Auflösung theils dem Flusse, theils der Stadt zuströmen; denn der Hinterhalt, den der Dictator in den Bergen aufgestellt hatte, war ihnen in den Rücken gefallen und hatte ihre Ordnung zersprengt. Da erlagen Tausende auf der Wahlstatt, andere verschlang der Fluß, der Ueberrest drängte in die

Thore der Stadt. Aber mit ihnen und hinter ihnen in dichten Massen drangen die Sieger ein, und das Morden hörte nicht eher auf, als bis die Hand erlahmte und die Begierde nach Beute den Blutdurst überwog. Schrecklich ging Fidenä unter; die noch übrigen Einwohner wurden als Sklaven unter die Krieger vertheilt, denen auch der größte Theil des Raubes überlassen blieb.

Der Dictator hielt an der Spitze des Heeres einen glänzenden Triumphzug, wobei die Soldaten seine und des tapfern Cossus Thaten besangen. Letzterer hing die erbeutete königliche Rüstung in dem Tempel des Jupiter Feretrius (feretrum, Todtenbahre) auf, wo auch eine ähnliche Waffenbeute von Romulus gezeigt wurde. Im folgenden Jahre wurden Erzbilder der ermordeten Gesandten auf der Rednerbühne aufgestellt, auch hielt man die angelobten Spiele mit ungewöhnlichem Aufwand. Die Nachbarn, die sich dazu in Menge einfanden, erfreuten sich reichlicher Bewirthung und wußten nach ihrer Rückkehr in die Heimat viel von der großartigen Feier zu erzählen.

Wir sind in unserer Auffassung der Zusammenstellung Niebuhr's im Ganzen gefolgt, haben namentlich zwei von Livius berichtete Schlachten in eine zusammengezogen; denn Vieles ist hier Ausschmückung der Sage. Uebrigens sah man noch in später Zeit die Statüen der Staatsboten, die Rüstung des Tolumnius (spolia opima) und die Trümmer von Fidenä, was die wichtigsten Ereignisse außer Zweifel setzt.

Noch manche Schlacht ward gegen Aequer und Volsker geschlagen, doch bewies die Erstürmung der wichtigen Stadt Anxur (Terracina), deren Plünderung die Legionen bereicherte, die römische Ueberlegenheit. Dagegen gerieth Rom in große Gefahr durch eine Verschwörung sämmtlicher Sklaven. Sie wurde jedoch rechtzeitig entdeckt und bestraft.

Abzugskanal des Albaner-Sees.

Veji.

Noch stand ungebrochen auf steilem Tufhügel, umrauscht von zwei Bächen, die sich unterhalb zur Cremera vereinigen, das stolze Veji und blickte trotzig über den Raum von nicht völlig vier Meilen nach dem weitherrschenden Rom hinüber. Eine wellenförmige Ebene breitet sich westlich und südlich von der einsamen Höhe aus, die gegenwärtig nur ein einzelner Meierhof bekrönt. Das Schweigen der Verlassenheit herrscht jetzt in der öden Fläche; kein Pflug zieht hier seine Furchen, keine Saaten reifen, kein Landmann regt die fleißigen Hände; nur an den Abhängen grünen Ginster, mächtiges Farrenkraut und wilde Reben und schlingen an dem verwitterten Tuf ihre dünnen Zweige und Ranken empor. Damals war es anders. Da wohnten, zerstreut über die Ebene, fleißige Bauern; aber sie waren nicht freie Eigenthümer, vom Staate beschützte, den Staat schützende Bürger, sondern hörige Leute, die der herrschenden Bürgerschaft zu beschwerlichen Frohnden und Zinszahlung verpflichtet waren. Deswegen leisteten sie nur als gezwungene Knechte Heeresfolge und kannten nicht den Bürgerstolz, der die Bauern der römischen Marken zu kriegerischen Thaten für das Vaterland begeisterte. Die tuskischen Städte waren nur stark durch ihre Verbindung; als die Eidgenossenschaft, gedrängt durch Angriffe von verschiedenen Seiten, aus einander fiel, gingen sie mit raschen Schritten ihrem Untergange entgegen. Dies war zunächst der Fall mit Veji. Indessen hatten doch in der letzten, mörderischen Schlacht die Römer so große Verluste erlitten, daß sie mit der etruskischen Stadt einen Waffenstillstand eingingen, der, wie

es scheint, von beiden Seiten redlich gehalten wurde. Nach Ablauf desselben begannen wieder Raubzüge, wodurch die Erbitterung immer mehr zunahm.

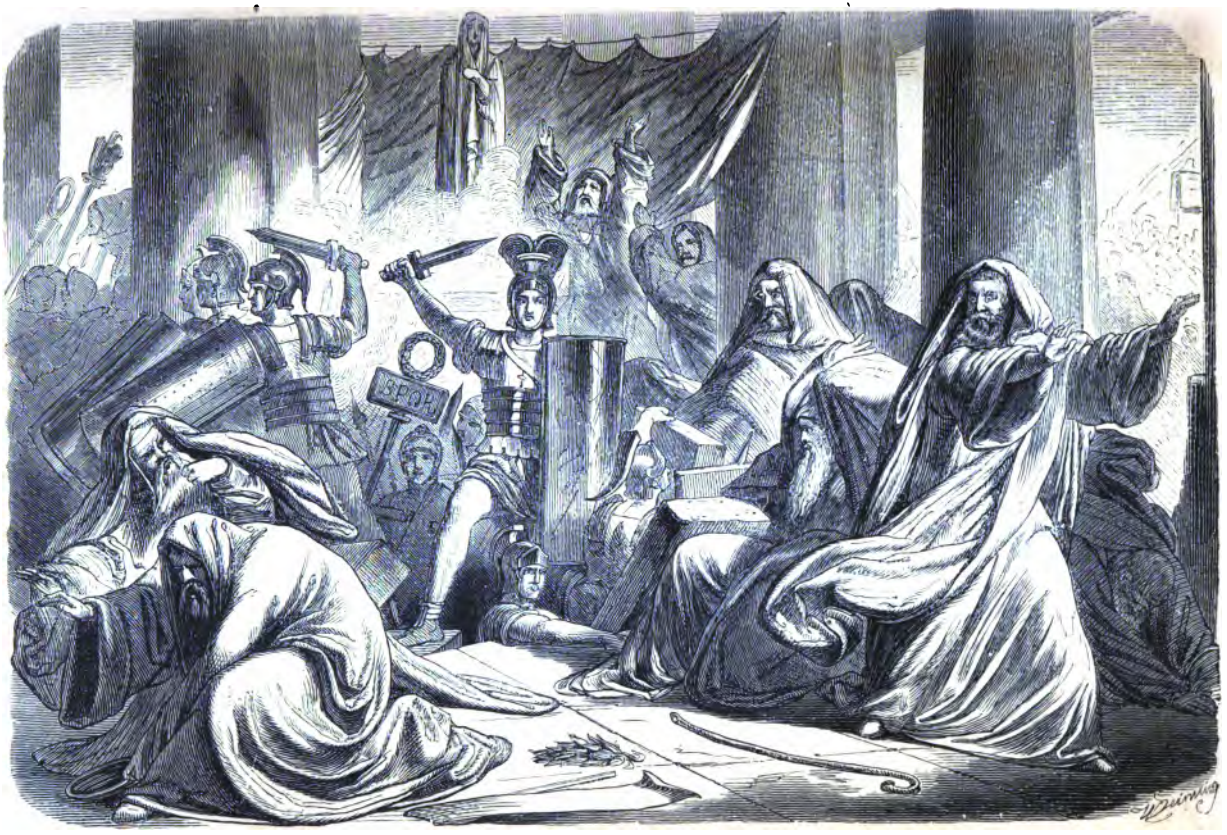
Diese Art der Kriegführung war für beide Städte äußerst nachtheilig. Denn wenn auch im Sommer die römische Macht das Feld behauptete und das feindliche Gebiet arg heimsuchte, vergalten die Vejenter die Verwüstungen mit Wucher, wenn jene in die Heimat zurückgekehrt war, und fanden mit der Beute Schutz hinter unbezwinglichen Mauern. Den Etruskern zwar blieb keine Wahl; sie mußten in dem Raubkriege ausharren; aber der umsichtige Senat in Rom dachte auf Mittel, dem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Dazu bot sich aber kein anderes dar, als die Unterwerfung, oder gänzliche Zerstörung der Nachbarstadt. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, durften die Waffen nicht ruhen, mußte ein genügendes Heer Sommer und Winter in Rüstung bleiben und den Feind bedrängen. Klar und bestimmt erkannten die Väter, was geschehen mußte, aber auch die entgegenstehenden Schwierigkeiten, den Einspruch der Tribunen, den Widerstand der Gemeinde, die ein solcher Krieg zu Grunde richtete. Dagegen stand auch vor ihren Augen das glänzende Ziel, der Ruhm, das Heil des Staates, wenn Veji endlich den römischen Waffen unterliege. Sie gedachten der Glorie die nach solchen Thaten auch sie, die Führer, umstrahlen werde, und über alle Bedenklichkeiten kleinlicher Selbstsucht sich erhebend, waren sie bereit, als wahrhafte Väter der Stadt zu handeln. Auf dem Altare des Vaterlandes brachten sie selbst zuerst den eignen Vortheil zum Opfer, damit alle Herzen begeistert, alle Bürger zu gleicher Opferfreudigkeit erweckt würden. Sie faßten den Beschluß, daß künftig der 406 v. Chr.
Krieger ständigen Sold aus der Staatskasse erhalte. Weil aber der öffentliche Schatz zu solchen außerordentlichen Ausgaben ganz unzureichend war, beschlossen sie weiter, den Zehnten von sämmtlichen Staatsländereien, dessen Entrichtung bisher gegen das Gesetz gewöhnlich umgangen wurde, desgleichen wahrscheinlich auch das Tributum von den eignen Gütern gewissenhaft einzuzahlen. Auf Wagen führten sie das schwere Asgeld (Kupfermünze), das man damals gebrauchte, vor den Augen der Gemeinde in den Staatsschatz, damit der gemeine Mann, der, gleich ihnen, sein Blut dem Staate weihte, nicht mehr darbe. Der Anblick aber erregte in der Bürgerschaft gleiche Bereitwilligkeit, und einmüthig wurde die Kriegserklärung an Veji erlassen.

Die aufgebotene, zahlreiche Mannschaft rückte in's Feld bis unter die Mauern der befehdeten Stadt. Da sich aber der Feind hinter den Bollwerken ruhig verhielt, so wurden stark befestigte Lager errichtet, in welchen zwei Legionen sammt den Bundesgenossen feste Stellung an hmen, das übrige Heer aber trat den Rückweg an. Eine Einschließung der Stadt, die eine Meile im Umfang hatte, war nicht ausführbar, aber eben so wenig vermochten die Bürger ihr Feld zu bauen. Sie müssen jedoch reichlich Zufuhr von andern etruskischen Orten erhalten haben, da während der langen Belagerung niemals von Mangel die Rede ist. Deswegen sah sich drei Jahre lang der Senat in seinen Erwartungen getäuscht. Er beharrte aber mit römischer Ausdauer

bei seinem wohlerwogenen Plan, obgleich die Tribunen oft Einsprache gegen die Winterfeldzüge und gegen Erhebung der Kriegssteuern thaten. Er verordnete die Bestürmung der feindlichen Stadt mit allen damals gebräuchlichen Belagerungswerken. Daher wurden die Lager zusammengezogen, die Mannschaft verstärkt und ein von Holzwänden eingefriedigter Erddamm mit Schirmdächern errichtet, der den Tufhügel und die Stadtmauern überragen sollte. Wenn man sich an die Werke des großen Alexander erinnert, die zur Eroberung von Tyrus führten, so wird man jene Angaben nicht unglaubhaft finden. Wol aber war damit die Erstürmung noch nicht gesichert, da man die künstlichen Wurfmaschinen, deren sich die Macedonier bedienten, und vielleicht selbst den furchtbaren Widder (Aries) noch wenig kannte. Während die Römer Tag für Tag mit ihren Arbeiten beschäftigt waren, versäumten sie die nöthige Vorsicht bei Nacht. Ihre Nachlässigkeit benutzten die Vejenter, welche lange Zeit von ihren Mauern ruhig dem Verderben drohenden Werke zugesehen hatten. Sie brachen mit Waffen und Feuerbränden durch eine Ausfallspforte in der Dunkelheit hervor, warfen Feuer in das Holzwerk, rissen den Erdschutt nieder und erschlugen die zerstreut herbeieilenden Feinde, oder stürzten sie in die Flammen, die, weithin leuchtend, die Niederlage der Belagerer verkündigten.

Die Nachricht von dem erlittenen Unfall kam, vergrößert durch das Gerücht, nach Rom. Sie setzte anfangs die Bürgerschaft in Bestürzung; allein der Senat, der sich am frühen Morgen in der Curie versammelte, bewahrte seine würdige Haltung, seinen Muth und seinen auf den Untergang von Veji berechneten Plan. Die Entschlossenheit der Väter aber rief gleiche hochherzige Gesinnung in der Bürgerschaft hervor. Die streitbare Mannschaft der ersten Klassen, die nach ihrem Vermögen dem Ritterstande angehörte, aber keine Vergütung für ein Streitroß erhielt, versammelte sich vor der Curie und erklärte einmüthig, auf eigne Kosten zu Pferd in's Feld zu rücken. Alle Väter erhoben sich zum Preise der Edeln, die Blut und Vermögen dem bedrängten Vaterlande weiheten. Die Begeisterung theilte sich den geringen Leuten mit; sie zogen Haufen bei Haufen vom Forum nach dem Rathhause und riefen laut, man solle sie gegen den Feind führen, wer und wo er auch sei; sie wollten nicht eher zurückkehren, bis Veji erobert sei. Gerührt und stolz auf den Staat, der solche Bürger hatte, blickten die Väter über die Menge hin, und in manchem Auge glänzten Thränen. Sie faßten den Beschluß, Rittern und Fußknechten sei der Dank des Vaterlandes darzubringen, allen aber solle ständiger Sold ausgezahlt werden. Darauf führten die Kriegstribunen ein Heer von Freiwilligen vor die feindliche Stadt. Sie stellten die Ueberlegenheit der römischen Waffen wieder her, nicht aber die Belagerungswerke, da von ihrem Fortgange nichts weiter berichtet wird.

402 v. Chr. Im folgenden Jahre eroberten die Volsker durch Ueberfall die früher verlorene Stadt Anxur; die Römer, die sie zu erstürmen versuchten, wurden blutig zurückgeschlagen und kamen erst durch eine lange Belagerung wieder in den Besitz. Schlimmer noch erging es vor Veji. Daselbst führten in zwei ab-



Rom I. Seite 212.

Einnahme von Veji.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX

gesonderten Lagern die Kriegstribunen Sergius und Virginius den Oberbefehl. Sie lebten in unversöhnlicher Feindschaft schon seit Jahren, handelten daher bei der Belagerung ohne Uebereinstimmung. Nun rüsteten sich damals die tuskischen Städte Capenä und Falerii, die nach dem Falle der Vejenter mit Recht für sich selbst besorgten, der stammverwandten Stadt zu Hülfe zu kommen. Sie hatten wol genaue Kenntniß von dem Stande der Belagerung; daher rückten sie mit vereinigter Macht ohne vorherige Kriegserklärung zum Entsatze heran und bestürmten das Lager des Sergius, während die Vejenter, hervorbrechend, gleichfalls ihren Angriff darauf richteten. Die Cohorten vertheidigten ihren Wall, wie sie konnten; aber sie waren ungeordnet und zum Theil muthlos, weil sie glaubten, der ganze tuskische Heerbann sei gegen sie in Waffen. Die Werke wurden erstiegen, die Römer, die sich lange Zeit gegen die Uebermacht wehrten, theils niedergehauen, theils in die Flucht getrieben. Während dieser Vorgänge stand Virginius mit seiner Macht zwar unter den Waffen, aber unbeweglich. Er hörte das Kriegsgeschrei, das Prasseln und Klirren der anprallenden Schilde, der Speere und Schwerter. Schon erblickte er Flüchtlinge, zum Theil wehrlos, zum Theil aus empfangenen Wunden blutend. Dennoch beharrte er in unbegreiflicher Ruhe; denn er wartete auf den Hülferuf seines Amtsgenossen. Sergius aber wollte lieber mit seinen Legionen untergehen, als den verhaßten Collegen zum Beistande in seiner bedrängten Lage auffordern. Es scheint, daß das Lager des Virginius stärker befestigt war, als das andere; denn sonst läßt es sich nicht erklären, warum die Tusker sich mit dem halben Siege begnügten und nach einigen schwachen Versuchen mit ihrer Beute in die Heimat zurückkehrten. Vielleicht hat es auch nur der römische Stolz verschwiegen, daß die Berennung des Platzes gänzlich aufgehoben wurde.

Beide Feldherren mußten sich im Senate verantworten. Sie überhäuften sich gegenseitig mit Beschuldigungen und Schmähungen. Der Senat aber verordnete außer der Zeit ihre Entlassung und die Wahl neuer Kriegstribunen unter welchen zum ersten Male der ruhmvolle Held Marcus Furius Camillus erscheint. Man hatte aber überall Noth: im Felde, wo im Volskerlande, gegen die Capenaten und Falisker und endlich um Veji der Krieg fortdauerte, und in der Stadt, weil daselbst das allgemeine Aufgebot und die wachsende Steuerlast den Widerspruch der Volkstribunen hervorrief. Letztere wendeten ihren Unwillen gegen die unglücklichen Befehlshaber; sie klagten dieselben vor der Gemeinde an. Da ihre Schuld offenbar war, so wurden sie in eine Buße von 100,000 schweren As verurtheilt, die ihr Vermögen zu Grunde richtete. Der Kampf gegen die äußern Feinde brachte keine Entscheidung; nur Camillus machte auf einem Plünderungszuge gegen Capenä und Falerii große Beute, die er den Soldaten überließ. In den nächsten Jahren wurden endlich, wie bereits angemerkt, auch plebejische Kriegstribunen ernannt, und sie erfochten unter den Mauern der belagerten Stadt einen großen Sieg über Capenaten, Falisker und Vejenter, die, wie früher, das eine römische Lager zu überrumpeln versuchten. Der fol-

gende Winter von ungewöhnlicher Strenge unterbrach den Fortgang der kriegerischen Unternehmungen. Die Tiber bedeckte sich mit Eis, sieben Fuß hoher Schnee überlagerte die Felder und drückte da und dort die Dächer ein. Der jählings eintretende heiße Sommer brachte Seuchen, welche Menschen und Vieh befielen. Man brachte nach Befragung der sibyllinischen Bücher den Göttern Opfer, man stellte neue Feste ihnen zu Ehren an; man wählte endlich, von den Priestern in Schrecken gesetzt, wieder patricische Tribunen und unter ihnen zum zweiten Male den Mann, der forthin bei allen kriegerischen Unternehmungen den Ausschlag gab:

Marcus Furius Camillus.

396 v. Chr. In den geheimnißvollen Tiefen der Erde arbeiten und schaffen die Geister der Natur. Neuere Forscher nennen sie Naturkräfte und haben sie in ihren verborgenen Werkstätten belauscht, Einiges von ihrem wunderbaren Walten aufgespürt und sie zum Dienste der vergänglichen Kinder des Staubes mit dem Zauberbanne der Wissenschaft gezwungen. In dem gläubigen Alterthume trug man Scheu, mit ihnen den gefährlichen Kampf zu versuchen. Man legte ihnen Persönlichkeit bei und begriff sie unter dem Namen der unterirdischen Götter. Man schrieb ihnen mit Recht die Fruchtbarkeit des Bodens, das Gedeihen, oder den Mißwachs der Früchte zu; aber sie thaten ihr Walten auch in vulcanischen Ausbrüchen, in Erderschütterungen, im Anschwellen und Sinken der Gewässer kund; sie forderten durch solche Erscheinungen Sühnung für Frevel, für Unterlassung gottesdienstlicher Handlungen; sie offenbarten endlich durch ähnliche Wunderzeichen dem kundigen Seher, was noch im Schooße der Zukunft verborgen ruhte. Eine Erscheinung dieser Art war das plötzliche Anschwellen des Albaner-Sees bis zu seinem Kraterrande, das keineswegs durch ungewöhnliche Regengüsse veranlaßt war. Nah und fern sprach man von dem Wunderzeichen und suchte seine Deutung. Solches geschah auch in Rom. Ehemals nahm man zu einem berühmten tuskischen Magus seine Zuflucht; das war aber wegen des hartnäckigen Krieges nicht thunlich. Da die sibyllinischen Bücher keine Auskunft gaben, so ordnete man eine feierliche Gesandtschaft an, die den pythischen Apollo um seinen Rath befragen sollte.

Während der Zeit lagerten die Legionen unausgesetzt vor Veji. Die Soldaten beiderseits wechselten oft tödtliche Geschosse, Drohungen, höhnische Reden mit einander; manchmal auch veranlaßte die tägliche Gewohnheit gesellschaftliche Gespräche. Da rief einstmals ein alter tuskischer Opferschauer einem römischen Kriegsknecht zu, die Römer sollten nur Mühe und Arbeit sparen; sie würden den Boden von Veji nicht eher betreten, bis der angeschwollene See abgelassen sei. Der Soldat, dem die Seherkunst der Etrusker bekannt war, lockte den bejahrten Mann durch große Versprechungen zu einer Unterredung heraus, packte ihn aber alsdann mit starken Armen und trug ihn wohlbehalten in's Lager. Hier befragte der Feldherr den Greis um die Auslegung seiner räthselhaften Worte, und dieser sagte aus, die Götter würden Veji's Heilig-

thümer nicht eher verlassen, die Stadt nicht eher den Römern preisgeben, bis diese das Albaner-Wasser nach richtiger Weise abgeleitet hätten. Wenn aber die rinnenden Wasser das Meer erreichten, dann schwebe über Rom die Hand des Verderbens. Er gab nun weiter die Art an, wie dies geschehen könne. Noch zweifelte man in Rom; aber die Gesandtschaft, die von Delphi zurückkehrte, hinterbrachte den ähnlich lautenden Ausspruch des Gottes: „Römer, hab' Acht, daß das Albaner-Wasser nicht im See gesammelt bleibe, noch auch im eignen Strome mit dem Meere sich vermähle. Ablassen sollst du es und wässernd durch die Felder leiten, daß es in Bächen aus einander fließe. Dann setze kühn auf die feindlichen Mauern den Fuß. Nach der Vollendung bring' ein Weihegeschenk in meine heiligen Bezirke und verrichte väterlichen Gottesdienst, der unterlassen, erneut werde, wie sich gebührt." — Wir haben in unserer Geschichte von Hellas Gelegenheit gehabt, über die Weisheit des pythischen Orakels zu reden, das durch Aussprüche von allgemein menschlicher Geltung nicht wenig Einfluß auf Bildung und Erziehung der Hellenen ausübte. Im vorliegenden Schicksalsspruch verläugnet sich diese Weisheit nicht. Er giebt den Römern eine riesenhafte Aufgabe. Wenn sie dieselbe lösten, so waren sie fähig und würdig, auch aus dem lange zweifelhaften Kampfe gegen die Etrusker siegkunst reich hervorzugehen.

Nachdem man in der Uebereinstimmung der tuskischen und hellenischen Prophezeiung Gewißheit erlangt hatte, ging man an das gewaltige Werk, dem Albaner-Wasser dem Götterausspruch gemäß einen Abfluß zu verschaffen. Ein Schacht wurde bis zu einer Tiefe von 432 Fuß unter den obersten Kraterrand abgeteuft, dann ein 6 Fuß hoher, 4 Fuß breiter Stolln in einer Länge von 4000 Fuß durch die harte Lavawand getrieben. Zur Aufnahme des Wassers war am äußern Ausgang eine gewölbte Kammer angebracht, aus welcher drei Rinnen in's offene Feld führten. Noch ist die merkwürdige Anlage vorhanden; mag man sie nun der vorliegenden Periode zuschreiben, oder in die Zeit der Herrschaft Alba Longa's versetzen, so giebt sie Zeugniß von der Ausdauer und Kunst der alten Bewohner Italiens.

Dem Willen der Götter war Genüge geleistet; aber die Erfüllung verzog 396 v. Chr.
noch immer. Zwei Tribunen, die gegen Capenä zu Felde lagen, wurden in einem Treffen geschlagen; der eine fiel im tapfern Kampfe, der andere entwand sich dem feindlichen Andrang und besetzte mit seinen Legionen eine günstig gelegene Anhöhe. In der mißlichen Lage nahm man in Rom seine Zuflucht zu dem alten, bewährten Mittel, der Ernennung eines Dictators, und die Wahl fiel auf den tüchtigsten Mann, auf den schon mehrfach genannten Camillus. Er ergriff die Zügel der unumschränkten Gewalt mit starker Hand. Nachdem er ohne Ansehen der Person Musterung gehalten hatte, rückte er mit großer Heereskraft vor Veji. Daselbst verstärkte er die Werke und verbot alle Plänkeleien und planlosen Gefechte zwischen Stadt und Lager. Die Vejenter erfreuten sich der eingetretenen Waffenruhe, spotteten der Belagerer, die den Lagerring nicht zu verlassen wagten und hofften

von ihrer Ermüdung, oder dem Angriffe der Stammgenossen gänzliche Befreiung. Sie hatten keine Ahnung, daß still und ungesehen, wie die Hagelwolke in den obern Regionen sich bildet, im Schooße der Erde das Werk entstand und fortschritt, das ihnen den Untergang bringen sollte. Es war ein Stolln, oder eine Mine, auf deren Ausführung vielleicht die Anlage am Albaner-See den erfinderischen Geist des Feldherrn geführt hatte. Das Heer war in sechs Abtheilungen aufgestellt; alle sechs Stunden lösten dieselben einander ab. Die Arbeit durch den weichen Tuffstein war bedeutend leichter, als die am Emissar; daher ging sie ziemlich rasch von Statten. Als Camillus erkannte, daß der Stolln bis unter die Burg getrieben, die Eroberung der reichsten Stadt nicht mehr zu bezweifeln sei, meldete er dies dem Senat, damit die Väter die Bürgerschaft zur Theilnahme an der Erstürmung und an der reichen Beute aufforderten. Es geschah; eine große Menge bewaffneter und unbewaffneter Leute strömte in's Lager. Sobald die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, ließ der Dictator von allen Seiten die Stadt bestürmen. Aufgeschreckt aus der lange genossenen Ruhe eilten die Vejenter auf die Mauern, versandten ihre Geschosse, schlugen die Angriffe zurück; aber in dem Getümmel und Getöse des Kampfes hörten sie nicht das Hämmern und Klopfen der Krieger, die sich aus der Tiefe nach dem Innern des Juno-Tempels auf der Burg einen Ausweg bahnten. Jetzt öffnet sich die Erde vor den Augen der opfernden Priester; Lanzen, glänzende Rüstungen werden sichtbar; römische Krieger steigen herauf, mehr und immer mehr, unabsehbare Reihen. Sie ordnen sich, besetzen die Burg, fallen mit schallendem Kriegsruf den Streitern auf den Mauern in den Rücken, brechen die Thore auf, und nun ergeht der Sturm des Krieges, der Zerstörung, des Mordens und Würgens über die unglückliche Stadt.

396 v. Chr. Groß, unermeßlich war die Beute, die nach dem Willen des Senates den tapfern Legionen zu eigen blieb. Nur der Erlös für die Gefangenen, die das Schwert verschont, wurde der erschöpften Staatskasse zugewiesen. Auch der Feldherr hatte sich bei der Plünderung nicht vergessen; es scheint sogar, daß er sich einen unverhältnißmäßigen Antheil von der Beute vorbehalten habe. Wie Kimon in Athen, bedurfte er des Reichthums, nicht um schwelgerisch zu leben, sondern weil er, mit großartigen Entwürfen beschäftigt, mit den kleinlichen Sorgen ökonomischer Einrichtungen sich nicht befassen konnte. Auch jetzt, von der Zinne der Burg den Untergang der herrlichen Stadt betrachtend, gedachte er des unentrinnbaren Verhängnisses, das über den Sterblichen waltet, und der Worte des etruskischen Sehers: Wenn die rinnenden Wasser das Meer erreichen, schwebt über Rom die Hand des Verderbens! Und verhüllten Hauptes betete er zu Juno, der Königin des Himmels, deren gefeierte Statüe nach Rom geführt werden sollte, sie möge die Trübsal, die für so großes Glück ihm und der Vaterstadt bevorstehe, gnädig vorübergehen lassen. Doch vergaß er bald im Jubel des Sieges, vom Ruhm berauscht, der an die Vergänglichkeit irdischer Dinge mahnenden Ahnung, zog unter dem Jubel der Krieger und der herzuströmenden Menge nach Rom und in einem mit vier weißen Rossen

bespannten Wagen, wie nur die Götter zu thun pflegten, durch die festlich geschmückten Straßen und hinauf zum Capitol. Aber die Götter zürnten der menschlichen Hoffahrt; sie bereiteten Strafe.

Wir bemühen uns nicht, die Sage ihres Schmuckes zu entkleiden, da die Eroberung von Veji mittelst Anlegung eines Stolln's und unter der Leitung des Camillus feststeht. Ferner werden wir uns bei den nun folgenden kriegerischen Ereignissen kürzer fassen; nach den gewaltigen Kämpfen um Veji erscheinen sie wenig bedeutend. Rom hatte sich durch die unglaublichen Anstrengungen zur Bezwingung der mächtigen Nachbarstadt zu hohem Ansehen erhoben. Weitere Folgen des Sieges konnten nicht ausbleiben.

Der stolze Ueberwinder von Veji erinnerte sich endlich, als schon die Soldaten den Raub vertheilt hatten und als Eigenthum betrachteten, daß er den Zehnten von der Beute dem pythischen Gotte gelobt habe. Er forderte ihn mit Strenge zurück, und als der Senat entschied, jeder Bürger solle nach eigner Schätzung seinen Antheil entrichten, verlangte er ferner noch den Zehnten von den erworbenen Ländereien. Die Staatskasse war nicht im Stande, diese Ausgabe zu bestreiten; aber die Frauen brachten bereitwillig ihren Goldschmuck, damit das Gelübde des ruhmvollen Feldherrn vollständig dem Gotte gelöst werde. Sie erhielten dafür das Recht, gleich den curulischen Magistraten, in vierrädrigen Wagen durch die Stadt zu fahren. Von allen diesen Beiträgen wurde ein prachtvoller goldner Mischkessel verfertigt und durch eine feierliche Gesandtschaft nach Delphi überbracht, wo man ihn unter den andern Weihegeschenken aufstellte. Zu derselben Zeit verordnete der Senat, um die Gemeinde zufrieden zu stellen, eine Ackervertheilung an 3000 Bürger in einem von den Aequern eroberten Landstrich. Aber das Volk war dadurch nicht befriedigt. Es forderte Vertheilung des ganzen Gebietes von Veji und sogar Uebersiedelung in diese günstig gelegene Stadt. Die Väter waren entrüstet über diese Forderung. Lieber wollten sie alle Schreckniſse bürgerlicher Unruhen erdulden, lieber sterben, als ihr sieggekröntes Rom gegen andere Wohnsitze vertauschen. Sie sorgten dafür, daß Camillus und noch fünf ihm gleichgesinnte Männer zu Consular-Tribunen gewählt wurden, von denen sogleich zwei gegen die Aequer aufbrachen, während er selbst zur Züchtigung der Capenaten und Falisker auszog. Er schlug die Feinde, unterwarf Capenä, belagerte Falerii. Die Sage berichtet, ein Schulmeister habe, um Gunst und Geld buhlend, die Knaben der vornehmsten Falisker in's römische Lager geliefert, Camillus aber, ohne den schurkischen Verrath zu benutzen, habe dem Schelm die Hände auf den Rücken binden und ihn von den Kindern mit Ruthen in die Stadt zurückpeitschen lassen, worauf die freiwillige Uebergabe an den edelmüthigen Feldherrn erfolgt sei. Der Erzählung dürfte eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegen; wir enthalten uns aber, das Mehr oder Weniger der historischen Wahrheit zu ermitteln. Uebrigens wurden noch andere Städte bezwungen, namentlich Nepete, Sutrium; die Salpinaten und Volsinienser mußten Tribut zahlen; alles Gebiet vom Ciminischen Wald bis an das Circejische Vorgebirg gerieth in Abhängigkeit von Rom.

Aber im Innern der Stadt wohnte kein Friede. Die Bürger haderten mit einander wegen der Uebersiedelung nach Veji; hier und da nicht blos mit Worten, sondern nicht selten in erbitterten Raufereien. Vergeblich suchte Camillus durch sein Ansehen einzuschreiten; da keine äußere Gefahr drohte, fand man sein herrisches Wesen lästig; man fing an, ihn mit Neid und Widerwillen zu betrachten. Besser gelang es den bekümmerten Vätern, mit Freundlichkeit und Milde den Ausbruch größerer Erschütterungen zu verhüten. Sie gingen einzeln bei den Bürgern herum und beschwuren sie, die heimischen Penaten, die bisher so väterlich über der herrlichen Stadt gewaltet, nicht aus ihren heiligen Sitzen zu vertreiben. Diese Reden hatten Erfolg; sie weckten die alte Frömmigkeit; als man daher in den Comitien abstimmte, wurde die Uebersiedelung durch die Minderheit einer Tribus verworfen. Darauf gab der Senat freudig seine Zustimmung dazu, daß jedem Bürger sieben Morgen von dem Vejentischen Gebiete überwiesen werden sollten.

Niemand war über dieses Resultat mißvergnügter, als die Volkstribunen, denen dadurch ein beliebter Zankapfel, ein Köder für die Menge aus den Händen gerungen war. Sie zogen dafür den Camillus vor das Gericht der Tribus. Sie beschuldigten ihn, er habe Unterschleif mit der Vejentischen Beute getrieben, namentlich eherne Tempelthüren sich selbst zugelegt. Der stolze Held versammelte seine Clienten und Tribusgenossen und befragte sie um ihre Meinung. Sie erklärten ihm, er solle getrost vor die Gemeinde treten; sie könnten ihn zwar nach ihrem Gewissen nicht freisprechen; aber sie würden die Buße für ihn bezahlen. Da sprach er zornig: „So mögen die Götter bald mein undankbares Volk zur Reue bringen, daß es seinen Mitbürger zurückruft", und ging in die Verbannung. Er wurde abwesend mit einer Strafe von 15,000 As belegt. Schon aber war die Zeit nicht ferne, da der zornige Wunsch des Feldherrn in Erfüllung gehen sollte, schon hatte ein Bürger in der Stille der Nacht, wie von einer überirdischen Stimme, den Ruf gehört: „Sie kommen!"

Tod des Consularen Papirius.

III.

Die Gallier.

„Sie kommen!“ so riefen erschreckt die Hirten in den grünen Thälern des Hochgebirgs, und der Ruf erscholl um die schneegekrönten Häupter der Alpen und durch die fruchtreiche Ebene, welche der Po durchströmt, und hinab bis an die Gestade des Adriatischen Meeres. Es waren die Kelten oder Gallier, deren wilde, kriegs- und beuteluſtige Schwärme durch das Eis und die verworrenen Päſſe der Hochalpen sich Bahn brachen, um in dem Wein und den köſtlichen Früchten des Südens zu schwelgen. Als ein Theil jenes großen Völkerstammes, der von Hochasien herüber westwärts nach Europa gefluthet war, hatten sie geräumige Wohnsitze in dem weiten Lande gefunden, das zwischen dem Rhein und dem Atlantischen Weltmeere sich ausbreitet. Lange hausten sie daselbſt, von spärlichem Ackerbau, aber hauptsächlich von Viehzucht sich nährend, unter beständigen Fehden, bis der eigne unstete Sinn, Uebervölkerung, oder heimische Unglücksfälle ihre Wanderluſt wieder weckte. Da zogen sie zu verschiedenen Zeiten mit Weib und Kind gegen Osten, als wollten sie

die alte Heimat wieder aufsuchen. Sie wanderten über den Rhein, durch die unwirthbaren Gefilde des hercynischen Waldes (Schwarzwaldes) und die Donau entlang weiter nach Pannonien bis gen Macedonien und Griechenland und selbst, den Bosporos überschreitend, nach Kleinasien. Andere zahllose Schwärme überstiegen die Alpen und ergossen sich über die wohl angebauten Fluren von Oberitalien, wo die Etrusker und Umbrer ihrer Macht unterlagen. Die große Stadt Melpum in der Gegend von Mailand soll in demselben Jahre gefallen sein, in welchem Veji durch die Waffen der Römer unterging.

Die keltischen Druiden und Sänger wußten und erzählten von diesen Wanderungen seltsame Mären, von denen uns Livius einen schwachen Nachklang erhalten hat. Er berichtet Folgendes: Weitherrschend durch Verstand und Kriegsglück war in alter Zeit unter den Stämmen der Kelten das Volk der Bituriger und vornehmlich dessen König Ambigatus. Unter seiner Herrschaft ward Gallien reich an Früchten und Menschen. Da er nun alt geworden war und die zahllose Menge nicht mehr mit starker Hand zügeln konnte, wünschte er den überlästigen Schwarm in andere Länder abzuleiten. Er schlug vor: wer nach besseren Wohnsitzen begierig sei, der solle unter Führung seiner tapfern Schwestersöhne Bellovesus und Sigovesus nach dem Willen der Götter die Wanderung antreten. Da strömten die nach Abenteuern und Ruhm begierigen Schaaren herzu, und des Volkes ward so viel, daß kein Land es zu ernähren im Stande war. Man befragte die Götter, deren Rath in menschlichen Dingen der beste schien. Sie wiesen den Sigovesus nach dem hercynischen Waldgebirg, dem Bellovesus den erfreulicheren Weg nach dem milden Italien. Der Heereszug des Letzteren stand aber bald rathlos an der dem Anscheine nach unersteiglichen Mauer der Alpen. Da vernahm der Führer, es sei ein Haufen Fremdlinge von Phokäa an der südlichen Küste gelandet; um sich daselbst einen Wohnsitz aufzurichten, werde aber von den umwohnenden Salyern hart gedrängt. Er brach jenen zum Beistand auf und half ihnen die Ansiedelung Massilia (Marseille) begründen und sichern. Dafür eröffneten ihm die Götter einen Weg durch die Alpenpässe. Jenseits der Gebirge schlug er die Etrusker und besetzte das umliegende Land, welches forthin das insubrische Gallien hieß. Das Glück der Abenteurer lockte andere Schwärme zur Nachfolge. Da kamen die Cenomaner, welche um Brixia (Brescia) und Verona sich ansiedelten, dann die Bojer, die, den Padus überschreitend, die etruskischen Städte Felsina (Bononia, Bologna) und das noch diesseits des Flusses gelegene Hatria oder Adria in Besitz nahmen.

Noch versuchten es die ungebetenen Gäste nicht, durch die Wildnisse des Apennin in das eigentliche Tuskerland vorzudringen. In den jenseitigen Ebenen hatten sie Raum genug für ihre Herden und täglich Gelegenheit, ihrem Hange zu Raufereien und schwelgerischen Gelagen Genüge zu leisten. Da geschah es, wie wenigstens die Sage berichtet, daß in Clusium, dem einst mächtigen Herrscherſitze Porsenna's, ein Bürger, Aruns, von seinem Mündel arg gekränkt wurde. Er hatte als Vormund dessen Güter treulich verwaltet; aber der Jüngling, der ein Lucumo, das heißt ein Angehöriger

des herrschenden Adels war, mißhandelte seine Gattin, und der beleidigte Mann konnte kein Recht gegen den Räuber seiner Ehre erlangen. Da beschloß er, von Begierde nach Rache verblendet, sie Alle, welche Gerechtigkeit verweigerten, zu verderben, und wenn auch die Vaterstadt selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Er belud Saumthiere mit köstlichen Früchten des Landes, vornehmlich mit Schläuchen lieblichen Weines und wanderte, als Handelsmann, die Thiere vor sich her treibend, auf bekannter Straße über Berge, Thäler und Ebenen, bis er in das eigentliche Land der Kelten gelangte. Er wagte es, das Gebiet der wilden Senonen zu betreten, und kam bis in das Lager ihres Stammfürsten, den man Brennus, das heißt Heerkönig, nannte. Da reichte er seinen Wein und seine Früchte dar und erzählte von dem Lande, das solche Fülle hervorbringe, und von den reichen Städten und ihren unkriegerischen Bewohnern, die leicht die Beute tapferer Männer würden. Wohl hatten der König und sein Gefolge schon den Feuertrunk des Südens gekostet, weil Handelsleute des Gewinnes wegen durch die unwirthbarsten Gegenden den Weg zu finden wissen; aber der Gluthwein des Aruns und seine andern Gaben schienen den Kriegern bei weitem die trefflichsten. Sie zechten, bis Schlaf und Trunkenheit sie überwältigten; am Morgen aber berief der Heerkönig die streitbaren Männer des Gaues. Und sie versammelten sich, große, kriegerische Gestalten mit langen, struppigen Haaren, gewaltigem Schnurrbart, den Körper in bunte Gewänder gehüllt, breite Goldringe um Hals und Arme, auch die großen, aber dünnen Holzschilde, die Wurfspieße und langen Schwertern mit Gold verziert. So standen sie um den König, der ihnen die Wundermär von dem Lande im Süden und seinen Schätzen erzählte. Und wie er zum Zeichen seines Entschlusses an seinen Schild schlug, so thaten sie alle, und die Haide und die Wildnisse des Waldes donnerten weithin vom Schwertergerassel und dem schallenden Schildschlag. Bald brach auf, wer sich irgend rüstig fühlte, ein gewaltiger Heerhaufen mit Weibern und Kindern, mit Vieh und beweglicher Habe. Denn die alten Kelten waren ähnlich ihren Nachkommen, stets nach Neuerungen und Abenteuern begierig, leichtfertiger, wandelbarer Gemüthsart, zum Raufen und Fechten aufgelegt, eitel auf Kriegsruhm, auf Goldschmuck und buntschillernde Kleider. Es galt unter ihnen für eine Ehre, viel und geschickt zu reden, aber sie kümmerten sich wenig darum, Dauerndes zu schaffen, bürgerliche Ordnungen aufzubauen. Darum haben sie viel zerstört, die alte Welt mit ihren Abenteuern und Wanderzügen erfüllt, aber keine Staaten von Dauer gegründet, keine Monumente edler Kultur aufgerichtet.

Unter der Leitung des wegkundigen Etruskers überstieg der wilde Schwarm unter lärmendem Getümmel die Alpen; er bewegte sich durch die fruchtbaren Ebenen, indem man bald in freundliche, bald in feindliche Berührung mit den Stammgenossen kam. Er nahm endlich südlich am Adriatischen Meere bis über Ancona hin Wohnsitze. Darauf zog die streitbare Jugend mit Brennus durch die Thäler der Apenninen, um das von Aruns verheißene Land in Besitz zu nehmen. Die offenen Dörfer, Weiler und Höfe wurden geplündert,

die alte Heimat wieder aufsuchen. Sie wanderten über den Rhein, durch die unwirthbaren Gefilde des hercynischen Waldes (Schwarzwaldes) und die Donau entlang weiter nach Pannonien bis gen Macedonien und Griechenland und selbst, den Bosporos überschreitend, nach Kleinasien. Andere zahllose Schwärme überstiegen die Alpen und ergossen sich über die wohl angebauten Fluren von Oberitalien, wo die Etrusker und Umbrer ihrer Macht unterlagen. Die große Stadt Melpum in der Gegend von Mailand soll in demselben Jahre gefallen sein, in welchem Veji durch die Waffen der Römer unterging.

Die keltischen Druiden und Sänger wußten und erzählten von diesen Wanderungen seltsame Mären, von denen uns Livius einen schwachen Nachklang erhalten hat. Er berichtet Folgendes: Weitherrschend durch Verstand und Kriegsglück war in alter Zeit unter den Stämmen der Kelten das Volk der Bituriger und vornehmlich dessen König Ambigatus. Unter seiner Herrschaft ward Gallien reich an Früchten und Menschen. Da er nun alt geworden war und die zahllose Menge nicht mehr mit starker Hand zügeln konnte, wünschte er den überlästigen Schwarm in andere Länder abzuleiten. Er schlug vor: wer nach besseren Wohnsitzen begierig sei, der solle unter Führung seiner tapfern Schwestersöhne Bellovesus und Sigovesus nach dem Willen der Götter die Wanderung antreten. Da strömten die nach Abenteuern und Ruhm begierigen Schaaren herzu, und des Volkes ward so viel, daß kein Land es zu ernähren im Stande war. Man befragte die Götter, deren Rath in menschlichen Dingen der beste schien. Sie wiesen den Sigovesus nach dem hercynischen Waldgebirg, dem Bellovesus den erfreulicheren Weg nach dem milden Italien. Der Heereszug des Letzteren stand aber bald rathlos an der dem Anscheine nach unersteiglichen Mauer der Alpen. Da vernahm der Führer, es sei ein Haufen Fremdlinge von Phokäa an der südlichen Küste gelandet; um sich daselbst einen Wohnsitz aufzurichten, werde aber von den umwohnenden Salyern hart gedrängt. Er brach jenen zum Beistand auf und half ihnen die Ansiedelung Massilia (Marseille) begründen und sichern. Dafür eröffneten ihm die Götter einen Weg durch die Alpenpässe. Jenseits der Gebirge schlug er die Etrusker und besetzte das umliegende Land, welches forthin das insubrische Gallien hieß. Das Glück der Abenteurer lockte andere Schwärme zur Nachfolge. Da kamen die Cenomaner, welche um Brixia (Brescia) und Verona sich ansiedelten, dann die Bojer, die, den Padus überschreitend, die etruskischen Städte Felsina (Bononia, Bologna) und das noch diesseits des Flusses gelegene Hatria oder Adria in Besitz nahmen.

Noch versuchten es die ungebetenen Gäste nicht, durch die Wildnisse des Apennin in das eigentliche Tuskerland vorzudringen. In den jenseitigen Ebenen hatten sie Raum genug für ihre Herden und täglich Gelegenheit, ihrem Hange zu Raufereien und schwelgerischen Gelagen Genüge zu leisten. Da geschah es, wie wenigstens die Sage berichtet, daß in Clusium, dem einst mächtigen Herrscherſitze Porsenna's, ein Bürger, Aruns, von seinem Mündel arg gekränkt wurde. Er hatte als Vormund dessen Güter treulich verwaltet; aber der Jüngling, der ein Lucumo, das heißt ein Angehöriger

des herrschenden Adels war, mißhandelte seine Gattin, und der beleidigte Mann konnte kein Recht gegen den Räuber seiner Ehre erlangen. Da beschloß er, von Begierde nach Rache verblendet, sie Alle, welche Gerechtigkeit verweigerten, zu verderben, und wenn auch die Vaterstadt selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Er belud Saumthiere mit köstlichen Früchten des Landes, vornehmlich mit Schläuchen lieblichen Weines und wanderte, als Handelsmann, die Thiere vor sich her treibend, auf bekannter Straße über Berge, Thäler und Ebenen, bis er in das eigentliche Land der Kelten gelangte. Er wagte es, das Gebiet der wilden Senonen zu betreten, und kam bis in das Lager ihres Stammfürsten, den man Brennus, das heißt Heerkönig, nannte. Da reichte er seinen Wein und seine Früchte dar und erzählte von dem Lande, das solche Fülle hervorbringe, und von den reichen Städten und ihren unkriegerischen Bewohnern, die leicht die Beute tapferer Männer würden. Wohl hatten der König und sein Gefolge schon den Feuertrunk des Südens gekostet, weil Handelsleute des Gewinnes wegen durch die unwirthbarsten Gegenden den Weg zu finden wissen; aber der Gluthwein des Aruns und seine andern Gaben schienen den Kriegern bei weitem die trefflichsten. Sie zechten, bis Schlaf und Trunkenheit sie überwältigten; am Morgen aber berief der Heerkönig die streitbaren Männer des Gaues. Und sie versammelten sich, große, kriegerische Gestalten mit langen, struppigen Haaren, gewaltigem Schnurrbart, den Körper in bunte Gewänder gehüllt, breite Goldringe um Hals und Arme, auch die großen, aber dünnen Holzschilde, die Wurfspieße und langen Schwertern mit Gold verziert. So standen sie um den König, der ihnen die Wundermär von dem Lande im Süden und seinen Schätzen erzählte. Und wie er zum Zeichen seines Entschlusses an seinen Schild schlug, so thaten sie alle, und die Haide und die Wildnisse des Waldes donnerten weithin vom Schwertergerassel und dem schallenden Schildschlag. Bald brach auf, wer sich irgend rüstig fühlte, ein gewaltiger Heerhaufen mit Weibern und Kindern, mit Vieh und beweglicher Habe. Denn die alten Kelten waren ähnlich ihren Nachkommen, stets nach Neuerungen und Abenteuern begierig, leichtfertiger, wandelbarer Gemüthsart, zum Raufen und Fechten aufgelegt, eitel auf Kriegsruhm, auf Goldschmuck und buntschillernde Kleider. Es galt unter ihnen für eine Ehre, viel und geschickt zu reden, aber sie kümmerten sich wenig darum, Dauerndes zu schaffen, bürgerliche Ordnungen aufzubauen. Darum haben sie viel zerstört, die alte Welt mit ihren Abenteuern und Wanderzügen erfüllt, aber keine Staaten von Dauer gegründet, keine Monumente edler Kultur aufgerichtet.

Unter der Leitung des wegkundigen Etruskers überstieg der wilde Schwarm unter lärmendem Getümmel die Alpen; er bewegte sich durch die fruchtbaren Ebenen, indem man bald in freundliche, bald in feindliche Berührung mit den Stammgenossen kam. Er nahm endlich südlich am Adriatischen Meere bis über Ancona hin Wohnsitze. Darauf zog die streitbare Jugend mit Brennus durch die Thäler der Apenninen, um das von Aruns verheißene Land in Besitz zu nehmen. Die offenen Dörfer, Weiler und Höfe wurden geplündert,

gingen in Feuer auf; der furchtbare Schwarm, dem die erschrockenen Tusker im offenen Felde nicht zu begegnen wagten, lagerte sich endlich in den fruchtreichen Gefilden von Clusium und berannte die Stadt. Die Bürger forderten vergeblich den Bund der zwölf Städte zur Hülfe auf. Die Eidgenossenschaft war lose geknüpft, ohne Oberhaupt, die etruskische Macht am Padus durch die Gallier, die von Campanien durch die Samniten zerstört; Veji hatten die römischen Waffen, reiche Seestädte die Hellenen von Sicilien verwüstet. Auf dem tuskischen Volke lag die schwere Hand des Unglücks; es ging seinem Umsturz entgegen. In der äußersten Bedrängniß gedachten die Clusiner an das mächtige Rom, das, wenn das tuskische Land den Barbaren unterlag, gleichfalls ihren Angriffen bloßgestellt war. Dorthin brachten ihre Abgeordneten die demüthige Bitte um Schutz und Beistand. Der umsichtige Senat nahm Anstand, eine Heerfahrt in das feindselige Tuskergebiet und in so weite Entfernung zu veranstalten. Er begnügte sich, die Clusinischen Boten durch eine Gesandtschaft von drei angesehenen Männer vom Geschlechte der Fabier in das keltische Lager begleiten zu lassen. Wahrscheinlich sollte die Kriegsweise der Barbaren ausgekundschaftet werden. Brennus, mit den kriegerischen Gebräuchen wohl bekannt, empfing die Fremdlinge an der Spitze seiner stolzen, stattlich geputzten Häuptlinge mit allen Ehren. Auf ihre Erkundigungen ertheilte er den Bescheid, die Clusiner hätten des Landes zu viel, die Gallier zu wenig; daher sei Theilung gerecht. Als die Gesandten weiter fragten, mit welchem Recht Letztere solche Forderung stellten, erhielten sie die trotzige Antwort, ihr Recht beruhe auf ihren Waffen; den Tapfern gehöre die Welt. Durch solche Reden entbrannte beiderseits der Zorn. Die Römer gingen nach Clusium und kämpften bei einem Ausfall in den Vorderreihen. Quintus Fabius begegnete einem trotzig ansprengenden keltischen Häuptling, bohrte ihm den Speer in die Seite und raubte die Waffen. Das war auch nach Sitte der Barbaren Verletzung des Völkerrechts. Brennus ließ den Kampf abbrechen, dann entsandte er einige seiner vornehmsten Krieger nach Rom, um die Auslieferung der Frevler zu begehren. Der Senat, von der Gerechtigkeit der Forderung überzeugt, schien willig, die Forderung zuzugestehen; aber die Gemeinde, vielleicht waren es die Curien, verweigerte ihre Zustimmung, da sie Männer des edelsten Geschlechts nicht schnöde der Rache der Barbaren preisgeben wollte.

Schlacht an der Allia.

Kaum vernahm Brennus die Antwort, so befahl er den Aufbruch nach Rom, und der furchtbare Schwarm, man sprach von mehr als 100,000 streitbaren Männern, setzte sich eilends in Bewegung. Er wälzte sich durch die Niederungen des Clanis, ohne sich um die anliegenden Burgen und Städte zu bekümmern, überschritt die Tiber und folgte in stürmischer Eile ihrem Lauf.

Anfangs erschrack die Bürgerschaft nicht über die Nachrichten von dem Anzuge der Barbaren. Die drei Fabier, die zu Consular-Tribunen erwählt waren, sprachen verächtlich von der ungeordneten Menge und ihrer Art zu

streiten. Man berief die Bundesgenossen, man befahl die Musterung. Als aber Boten über Boten von dem unaufhaltsamen Anmarsche dieser nie gesehenen Feinde erzählten, da gedachte man der Götterzeichen, da ergriff eine bange Ahnung die Väter und die Gemeinde. Das Heer ward eilfertig aufgeboten; es rückte unter dem Oberbefehle des Consular-Tribuns Sulpicius in's Feld und bezog, wie es scheint, ein Lager in oder bei Veji. Bald erhielt man Kenntniß von dem Marsche der Kelten auf dem rechten Tiberufer. Man setzte über den Fluß; man wollte eine günstige Stellung aufsuchen; aber schon erschienen flüchtige Landleute und berichteten von dem wilden Aussehen und der ungeheuren Menge der Barbaren, schon hörte man das Getümmel und Geheul des heranziehenden Heeres, schon erblickte man am Horizont Paniere und glänzende Waffen. Da war keine Zeit mehr, ein Lager aufzuschlagen, Wall und Graben zu ziehen. Eilends ordneten sich die Legionen zur Schlacht. Sie hatten vor sich das unbedeutende Flüßchen Allia, der linke Flügel lehnte sich an die Tiber und stand auf ebenem Felde, der rechte hatte eine günstigere Stellung auf Anhöhen und durchschnittenem Boden. Das ganze Heer, etwa in einer Stärke von 40,000 Mann, war in dünnen Linien weit ausgedehnt, da man von den sich entwickelnden feindlichen Schwärmen Ueberflügelung fürchtete.

Brennus ordnete seine Schwärme nicht ohne Geschick. Er selbst mit seiner 390 v. Chr.
Gefolgschaft und auserlesenen Kriegern behielt sich den Angriff auf den römischen rechten Flügel vor, nach dessen Niederlage er den Feind in der Seite und im Rücken zu fassen dachte, wenn er in der Fronte unerschütterlich wäre. Darauf gab er das Zeichen zur Schlacht. Der Boden dröhnte vom Stampfen der heranstürmenden Männer und Rosse; das Feldgeschrei erhob sich, das Geheul der Barbaren, der Klang der Hörner, das Klirren und Rasseln der Waffen erfüllte die Luft, Wurfspieße in unzähliger Menge schwirrten und zischten und fuhren in die Rüstungen und, wo Blöße war, in den Körper; jetzt blitzten die langen Keltenschwerter und schmetterten auf Helme und Schilde. In dichtgedrängten Massen fiel die Barbarenmacht auf die Phalanx der Legionen, die, durch den Lärm, den Anblick der wilden Gesichter, die ungewohnte Fechtart verwirrt, Muth und Kraft verloren. In einem Augenblick waren sie durchbrochen, über den Haufen gerannt, umgangen, im Rücken gefaßt. Hastaten, Principes, Triarier, Reiter und Fußknechte ergossen sich in aufgelöster Flucht nach der Tiber. Hinter ihnen und unter ihnen stürmten die siegberauschten Barbaren; ihre Schwerter würgten schonungslos unter den Flüchtlingen, ihren Wurfspießen erlagen noch Tausende, die sich schwimmend zu retten suchten. Wer das jenseitige Ufer erreichte, floh nach Veji, wo starke Ringmauern einigen Schutz gewährten. Vom rechten Flügel, der überwältigt worden war, hatten sich mehrere Haufen in der nahen Waldung geborgen. Diese gelangten auf Umwegen nach Rom und brachten Nachricht von der Niederlage an der Allia.

Nach erfochtenem Siege lagerten die Gallier auf der blutigen Wahlstatt unter Todten und Sterbenden. Sie hatten die reiche Beute vertheilt, die

Rüstungen der Erschlagenen in Haufen aufgethürmt, sie rühmten ihre Thaten, sangen Siegeslieder, schmausten und zechten bis in die späte Nacht. Auch den andern Tag und die folgende Nacht dauerten die Gelage, die ausschweifende Lust fort; doch plünderten Reiterschwärme die Umgegend und streiften selbst bis unter die Mauern Roms, wo sie keine Rüstung zur Abwehr wahrnahmen.

In der Stadt war der Schrecken über die unerhörte Niederlage so groß, daß man anfangs alle Besonnenheit verlor. Man fragte nach den näheren Umständen, nach dem Schicksale der Väter, Söhne, Freunde; die Bürger, die Frauen rannten durch einander; laute Wehklagen erfüllten die Häuser der Reichen und Armen. So verging die erste Nacht nach dem Unglück. Am Morgen versammelten sich die Väter. Sie zuerst wagten es, dem grausamen Geschick in's Angesicht zu sehen, mit männlicher Entschlossenheit unter den Schrecknissen hereinbrechender, unabwendbarer Zerstörung Raths zu pflegen über das, was möglich, was, wenn nicht die Vaterstadt vor dem Untergange, doch den römischen Namen vor Unehre bei Mit- und Nachwelt retten konnte. Da die weitläufigen Mauern nicht zu vertheidigen waren, so ordneten sie an, daß die noch übrige wehrhafte Jugend, reichlich mit Waffen und Mundvorrath versehen, das Capitol besetze, daß die Priester-Collegien die Heiligthümer in Sicherheit bringen und für den fortwährenden Dienst der Götter Sorge tragen, daß endlich die übrige Menge, auf ihre Rettung bedacht, in Nachbarstädten Unterkunft und Schutz suchen sollten. Gegen diese Beschlüsse erhob sich nirgends ein Widerspruch. Der natürliche Trieb, sich und was man lieb hat vor dem nahen Verderben zu bergen, ergriff alle Bürger. Sie zogen weinend mit Weibern, Kindern und beweglicher Habe über die Tiber und den Janiculus, andere nach dem Meere, oder in das Volskerland. Die Priester bargen einen Theil der Heiligthümer unter der Erde; was sie tragen, oder sonst fortschaffen konnten, nahmen sie mit. Viele zogen nach der etruskischen Stadt Cäre, so die Vestalinnen, welche mühsam das Bild der Göttin und die Herdgeräthschaften fortschleppten. Als sie den Janiculus hinaufstiegen, begegneten sie dem Lucius Albinius, einem frommen Plebejer, der in eignem Fuhrwerk die Seinen mit sich führte. Er hieß die Angehörigen den Wagen verlassen und lud die geweiheten Jungfrauen mit ihrer Bürde auf. Nach dem Capitol zogen etwa tausend streitbare Männer, darunter alle jüngeren Senatoren; auch scheint es, daß Frauen aufgenommen wurden, aber nur solche, die zur Besorgung der Mundvorräthe geeignet und nothwendig waren. Achtzig Priester und greise Senatoren gaben der Mannschaft das Geleite bis an den Fuß des Hügels und ermahnten sie, des römischen Namens bis zum letzten Augenblicke würdig zu sein; dann begaben sie sich zurück nach dem Forum. Hier empfingen sie die Todesweihe durch den Oberpriester; denn sie wollten nicht den Untergang der Vaterstadt überleben; sie hofften, daß die unterirdischen Götter, durch ihren Tod versöhnt, sie und die Barbaren durch gleichen Untergang umschließen würden.

Zug der Gallier.

Brennus in Rom.

Der dritte Tag nach der Schlacht war angebrochen; die Kelten zogen heran, nicht in stürmischer Hast, nicht mit schallendem Kriegsruf, sondern vorsichtig, einen Hinterhalt fürchtend. Ihre mit kräftigen Büffeln bespannten schwerfälligen Wagen führten Beute und Trophäen dem unabsehbaren Heereszuge nach. Auf dem unebenen Wege stürzten im Gedränge der Massen Menschen und Thiere; aber der Heerkönig stand trotzig auf seinem Kriegswagen; denn er hoffte neuen Sieg und neue Beute. So gelangen die Kelten an die Thore Roms, die ohne Vertheidiger sind. Sie werden mit der Axt erbrochen, die Barbaren betreten die Straßen; aber da erblicken sie nicht Bürger, nicht wehklagende Frauen, noch neugierige Kinder, keine Stimme, kein menschlicher Laut wird gehört; die Stadt scheint eine Einöde, wie die Moorhaiden in ihrem Vaterlande, wie die eisumstarrten Wüsten um die Firnen der Alpen. Die Häuser, die ehrwürdigen Tempel sind theils verschlossen, theils weit offen, auf dem Herde lodert kein wirthliches Feuer, auf den Altären ist keine Priesterhand beschäftigt, den Göttern Weihrauch und Opfer darzubringen. Es ist, als wenn das Schweigen des Todes hier seine Herrschaft aufgeschlagen habe. Die wilden Krieger können sich schauerlicher Gefühle nicht erwehren. Doch rücken sie langsam vorwärts bis auf das Forum. Da sitzen die greisen Väter in den Prunkgewändern ihrer Würden auf ihren curulischen Thronen, die Elfenbeinstäbe in den Händen, aber stumm und regungslos, wie die übrige Stadt, und droben auf dem Capitol stehen zum Kampfe bereit die bewaffneten Männer, um Burg und Heiligthum treulich zu bewahren. Die Kelten, anfangs in der Meinung, die unbeweglichen Greise seien Bildsäulen, werden bald ihren Irrthum gewahr. Einer von ihnen faßt den Consular Marcus Papirius an dem weißen Bart; als er aber dafür ein derben Schlag empfängt, gebraucht er sein Schwert, und Priester und Väter werden niedergemetzelt. Jetzt erhebt sich das Getümmel des Krieges; Barbarenschwärme wälzen sich nach dem Capitol, andere verbreiten sich in den Straßen.

Hoch auf dem Burgfelsen harren gerüstet Tag und Nacht die letzten Streiter Roms, verlassen von aller Hülfe, einsam, umbraust von barbarischen Horden, wie der Schiffer im lecken Fahrzeug von den stürmischen Wellen des Oceans. Sie sehen, wie die Gallier bald da, bald dort in die Häuser einbrechen, wie Flammen auflodern; jetzt ist die Wohnung des Einen, jetzt die des Andern erbrochen, geplündert, dem Feuer preisgegeben. Wehegeschrei der wenigen Einwohner, die zurückgeblieben sind, dringt hinauf bis zu der Höhe, sie möchten helfen, zur Rettung die Schwerter ziehen; aber sie sind auf den engen Raum gebannt; nur da können, dürfen sie fechten, sonst überall droht ihnen selbst Verderben und der letzten Hoffnung des Vaterlandes der Untergang.

Die Gallier schaarten sich zusammen und drangen in dichten Haufen nach der steilen Höhe. Die großen Schilde vor sich hertragend, die mächtigen Schlachtschwerter schwingend, klommen sie von allen Seiten empor, wo irgend die Felswand nicht zu steil war, wo der Fuß in Ritzen und Spalten haften konnte. Sie

fanden männlichen Widerstand. Mit Geschossen, Lanzen und Schwertern wurden sie empfangen, viele erschlagen, andere heruntergestürzt, daß rings von den Abhängen das Blut niederrann. Ihre Schilde waren zwar von gewaltigem Umfang, aber dünn und schwach und leicht von den Waffen durchbohrt, welche die Römer mit dem Muthe der Verzweiflung führten. Sie wagten einen Sturm nach dem andern, sie strebten mit äußerster Gewalt, mit todverachtender Kühnheit empor, ihr Feldgeschrei, das betäubende Schmettern ihrer Hörner scholl rings um die Burg: aber alle Schreckniſſe des fortgesetzten Kampfes vermochten nicht die Tapferkeit der Vertheidiger zu erschüttern. Die Vereitelung der wiederholten Angriffe, der Anblick des großen Verlustes veranlaßte die Gallier, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie lagerten sich auf den Brandstätten und in den noch verschonten Häusern. Sie beschlossen den trotzigen Muth der umlagerten Besatzung durch Hunger zur Uebergabe geschmeidig zu machen, während sie selbst vom Raube im Ueberflusse schwelgten. Anfangs genügten ihnen die vorgefundenen Vorräthe in der Stadt; dann streiften ihre Horden in das latinische, hernikische und volskische Land, wo nicht blos Höfe und Dörfer, sondern auch größere Städte mit Feuer und Schwert heimgesucht wurden. Es scheint, daß sie mehrere Städte gänzlich vertilgten, denn ihre Namen kommen von dieser Zeit an in der Geschichte nicht mehr vor. Indessen nicht immer kehrten die mordbrennerischen Haufen mit heiler Haut von ihren Raubzügen zurück. Eine zahlreiche Horde drang plündernd in das Gebiet von Ardea. Aber daselbst wohnte voll Unmuths über das Unglück der Vaterstadt der tapfere Camillus. Er sammelte die erschrockenen Rutuler, zeigte ihnen, wie leicht die zuchtlosen Banden zu überwältigen seien, und überfiel an ihrer Spitze die Barbaren, die ohne Lagerwall, ohne Wachposten, in Schlaf und Trunkenheit aufgelöst, sich der Ruhe überließen. Die Niederlage der Gallier war vollständig. Wer flüchtigen Fußes entrann, fiel den Antiaten in die Hände, die, nicht weniger erbittert als die Ardeaten, auf die zersprengten Räuber einhieben. Zu derselben Zeit erhob ein anderer Erfolg den Muth der gebeugten Römer. Tuskisches Kriegsvolk war nämlich, das Unglück Roms benutzend, in die Mark von Veji eingebrochen. Die Flüchtlinge, die von der Allia entronnen waren, fielen unvermuthet unter dem selbstgewählten Obersten Cädicius über die Plünderer her und zersprengten sie unter großem Blutvergießen.

Den ungebrochenen Muth der Römer beweist ferner ein Ereigniß, das fast an's Wunderbare streift. Ein Mann vom Geschlechte der Fabier wollte nicht, daß ein in seinem Hause von alten Zeiten her übliches Opfer auf dem Quirinal unterbleibe. Er schritt daher, ungeschreckt durch Anruf und Drohungen, verhüllten Hauptes, die heiligen Geräthschaften in der Hand, durch die gallischen Haufen nach jenem Hügel, verrichtete die feierliche Handlung und kehrte auf demselben Wege zurück, ohne daß die Feinde, von heiliger Scheu erfüllt, gewagt hätten, ihn aufzuhalten.

Indessen dauerte die Belagerung immer fort. Obgleich ein großer Theil des Keltenheeres, von Langerweile, oft auch, weil die Landschaft ausgeplündert

war, von Hunger geplagt, weiter bis nach Apulien zog, so beharrte doch der Heerkönig auf seinem Vorsatze, die Burg zu erobern. Aber im heißen Sommer und besonders im Herbst gesellten sich zu andern Drangsalen tödtliche Seuchen. Die Leichen mußten in ganzen Haufen verbrannt werden, und der Ort, wo dies geschah, hieß noch in später Zeit der gallische Scheiterhaufen. Allen Plagen zum Trotz blieb der beharrliche Brennus in dem Lager; denn er hoffte von Tag zu Tag, die Noth werde ihm endlich die Burg sammt den daselbst vermutheten Schätzen in die Hände liefern. Und allerdings machte sich der Mangel bereits der Besatzung fühlbar. Da kam, Allen unerwartet, erfreuliche Botschaft. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, von Veji entsendet, war im Korkwamms die Tiber herabgeschwommen, bei Nacht an der steilsten Seite den Burgfelsen hinaufgestiegen und trat vor die versammelten Väter. Er gab Auskunft von den erfochtenen Vortheilen, von der Ansammlung eines bedeutenden Heeres in Veji, wo sich immer mehr flüchtige Römer und Latiner eingefunden hatten, endlich von dem Wunsche der wehrhaften Schaaren, daß Camillus zum Dictator ernannt werde. Das Begehren wurde ohne Anstand genehmigt; Cominius kehrte auf demselben Wege zurück, der ihn auf die Burg geführt hatte, während fröhliche Hoffnungen auf Entsatz die eingeschlossenen Römer ermuthigten, aber auch sorgloser machten. Schon in der folgenden Nacht weckte sie Waffenlärm und Kriegsgeschrei aus ihrer Sicherheit. Gallische Späher hatten die Fußtapfen des Boten von Veji wahrgenommen. Wo ein menschlicher Fuß haften konnte, da vermaßen sich die kühnen Männer, welche die Alpen überstiegen hatten, gleichfalls hinaufzuklimmen. Still und heimlich bereiteten sie das Unternehmen vor; still und heimlich führten sie es aus. Sie kletterten, wie Gemsen, Einer den Andern unterstützend, den steilen Felsen hinauf. Die Wächter schliefen, selbst die Hunde wurden nicht laut; nur die der Juno geheiligten Gänse, welche hier ihre Schlafstätte hatten, thaten mit Geschrei und Flügelschlag ihr Erstaunen über die unwillkommenen Ruhestörer kund. Davon erwachte der tapfere Altconsul Marcus Manlius, später von seiner rettenden That Capitolinus genannt. Seine Waffen ergreifend, eilte er nach dem bedrohten Orte, wo ein dumpfes Geräusch und leise murmelnde Stimmen die Gefahr verriethen. Soeben stieg ein riesiger Kelte auf die Brustwehr. Er stürzte ihn kopfüber in die Tiefe, wehrte den nachdringenden Feinden mit dem Schwerte, rief die Wachen auf, und bald stürzten Bewaffnete von allen Seiten herzu. Das Capitol war gerettet, gerettet die Burg, die Heiligthümer, der römische Namen.

Zwischen Veji und Ardea schlichen Boten hin und her; aber die Rüstung verzögerte sich; denn nicht mit ungenügender Kraft wollte Camillus den Entsatz versuchen, da die Kelten noch immer zahlreich und ihre Fechtart auf offenem Felde den Römern furchtbar war. Die eingeschlossene Besatzung aber, von allem Verkehr abgeschnitten, erfuhr davon nichts. Sie blickte sehnsuchtsvoll von ihrer Felsenburg in die Ferne, der verheißenen Hülfe harrend; aber nirgends zeigten sich die Feldzeichen oder Waffen anrückender Legionen.

Abzug der Gallier.

Noch mehr wuchs die Sorge der treuen Wächter, als ihnen ein Gespenst näher trat, das die Kräfte lähmt und den Muth raubt, ein Gespenst, gegen das nicht Schwert, noch Rüstung hilft, vor dem das Blut in den Adern starrt. Es war der Hunger mit seinem Gefolge von Ermattung, Verzweiflung und qualvollem Tod. Schon konnten die Krieger kaum noch die Rüstungen tragen, schon nagten sie an dem Lederwerk der Schilde und Riemen; da begehrte die Menge Unterhandlung mit dem Feinde. Man suchte die Noth zu verbergen, indem man Brode hinunterwarf; allein die bleichen, fahlen Gesichter straften das Vorgeben von Ueberfluß Lügen. Indessen fand man die Gallier geschmeidig genug, als man im siebenten Monat der Belagerung die Verhandlungen einleitete. Mangel und Seuchen hatten ihre Reihen gelichtet, die Veneter waren in ihre italischen Besitzungen eingefallen; da wünschte auch Brennus mit Ehren abziehen zu können. Er verlangte 1000 Pfund Gold und schloß darauf, weil die Besatzung keinen Einwand machte, einen Vertrag.

Bis hierher sind wir dem Gange der Begebenheiten gefolgt, die wahrscheinlich historisch sind. Nun aber bringt die Sage ein buntes Spiel von Wahrheit und Dichtung, wie es sich die Phantasie des nationalstolzen Römers ausmalte. Wir geben die bedeutendsten Züge in gedrängter Zusammenstellung.

Quintus Sulpicius, wahrscheinlich der an der Allia commandirende Tribun, kam mit dem auf der Burg vorgefundenen Lösegeld zu Brennus, der ihn stolz inmitten seiner Häuptlinge erwartete. Das Gold ward zu leicht befunden; denn der Kelte gebrauchte falsche Wage und Gewicht. Als der Römer sich darüber beschwerte, warf der Heerkönig noch sein Schwert auf die Wage, indem er ausrief: „Wehe den Besiegten! (Vae victis!)“ Das fehlende Gold mußte zusammengebracht werden, und die Matronen in der Burg steuerten willig ihren Schmuck. Ehe jedoch die Barbaren mit dem Raube abziehen konnten, erschien der rettende und rächende Camillus und stieß die Wage um mit den Worten: „Die Römer bezahlen mit Eisen, nicht mit Gold.“ Darauf entbrannte die Schlacht. Die Kelten mußten mit Zurücklassung des Lösegeldes und anderer Beute die Stadt räumen. In einem zweiten Treffen auf der gabinischen Straße wurden sie von dem verfolgenden Dictator nochmals überfallen und bis zur Vernichtung geschlagen. Daß sich jedoch die Sache nicht auf diese Art zugetragen haben kann, ist offenbar; denn wie sollte Camillus mit seinem ansehnlichen Heer, völlig unbemerkt von dem Feinde, angerückt sein? Vielleicht hatte er den Galliern auf ihrem Rückzug, wie bei Ardea, eine Schlappe beigebracht, die aber wenig entschied, da sie nach andern Nachrichten wohlbehalten mit Beute und Lösegeld davon zogen. Die Dichtung weiß ferner, man habe 389 v. Chr.
die wiedergewonnene Summe unter dem Throne Jupiter's niedergelegt, und allerdings fand man es daselbst und noch 1000 Pfund mehr in späteren Zeiten. Vielleicht war es die den Göttern zurückerstattete Summe, die man in der Zeit der Noth aus deren Behausung genommen hatte, und welche nachmals auf-

gefunden wurde, oder es war die Beisteuer der befreundeten Massilier, welche dieselben den Römern in ihrem Unglück zugesandt hatten.

Nach dem Abzuge der Barbaren versammelten sich der Senat und die Gemeinde auf den Trümmern der Vaterstadt. Es war ein kläglicher Anblick: Schutt, Aschenhaufen, zertrümmerte Wohnungen, gebrochene Tempel, Bruchstücke von Bildsäulen, überall das Grausen der Verwüstung. Da erhoben die Volkstribunen wieder mit doppelter Macht ihre eifernde Stimme, daß man nach dem wohlgebauten und stark befestigten Veji überziehen solle, und die Gemeinde pflichtete fast einmüthig bei. Dagegen erhob sich mit aller Kraft der Rede Camillus, der noch die dictatorische Gewalt in Händen hielt. Er erinnerte an die Götter, welche die wunderbare Rettung gesandt, an den Herd der Stadt, an alle heiligen Gebräuche, die nur hier begangen werden könnten. Wie er noch redete, kam eine Wache des Weges; der Centurio commandirte: „Männer, halt! Pflanzt die Fahne auf! Am besten bleiben wir hier!" Diese zufälligen Worte ergriff der Dictator als eine Götterstimme, die den Willen der schirmenden Mächte geoffenbart habe. Die ganze Versammlung aber, welche sie gehört, war nun einstimmig der Meinung, man dürfe die Vaterstadt nicht verlassen, weil die Götter ihren Willen kund gethan hätten. So ward Camillus durch Rath und That der zweite Gründer von Rom. Denn der Aufbau geschah mit großem Eifer, indem der Staat soviel wie möglich Material lieferte. Jeder baute, wo und wie er konnte, so daß die Stadt zwar neu, aber noch unregelmäßiger, als vorher, auf der heimischen, heiligen Stätte sich erhob. Um die zusammengeschmolzene Bevölkerung einigermaßen zu ergänzen, nahm man Capenaten, Vejenter und Falisker auf und bildete aus ihnen vier neue Tribus, so daß man deren nunmehr 25 zählte.

Keltische Waffen.

Gaurus-Gebirge.

Dritte Periode.

Rom als Freistaat

bis zu den punischen Kriegen.
390—264.

Ist es denn Menschenmuth und Menschenkraft,
Was sich vor unserm Blick entrollt?
Ach nein, nur Gott, der Alles will und schafft,
Hat es nach ew'gem Rath gewollt.

I.

Kriege gegen die Nachbarvölker.

Mit Weisheit, starker Hand und kühnem Geiste lenkte der römische Senat das Steuer des Staates, waffenkundig und opferfreundig zog die Jugend in den Kampf für Vaterland und Kriegesehren; doch ist es zu verschiedenen Zeiten, besonders in der von den Kelten herbeigeführten Krisis ersichtlich, daß nicht menschliche Weisheit und Kraft Rom erhielt, sondern eine höhere Macht, deren Gang unberechenbar ist. Stürmten die Gallier unmittelbar nach ihrem Siege auf Rom los, so waren das Capitol, der Senat, die Gemeinde unrettbar verloren. Weder die Flüchtlinge von Veji, noch auch die Tapferkeit des Camillus

hätten eine günstige Wendung der Dinge herbeiführen können. Da jedoch die Barbaren zögerten und schließlich ihren Sieg verkauften, war die Möglichkeit gegeben, daß der Staat aus der Zertrümmerung sich aufraffte und vermöge seiner kräftigen Organisation an Haupt und Gliedern die frühere Ueberlegenheit wieder erlangte. Indessen waren freilich alle Verhältnisse verändert. Wie wenn eine wilde Sturmfluth ein wohl angebautes Gelände überschwemmt, mit Sand und Steinen bedeckt, die Abgränzungen verflößt: so waren die Kelten über Latium und die Nachbarvölker hereingebrochen und hatten die gewohnten Ordnungen zerstört. Aber wie dort nach Ablauf der Gewässer der ämsige Ackersmann sein Feld sorgsam aufsucht und wieder mit unverdrossenem Fleiße reinigt, düngt, pflügt: so gingen hier die Völkerstämme von neuem an den Aufbau ihrer Städte, Staaten und Ordnungen. Einzelne Orte waren allerdings völlig verwüstet, die Bürger erschlagen, oder fortgeschleppt; sie konnten nicht hergestellt werden. Ferner hatte sich die latinische Eidgenossenschaft fast gänzlich aufgelöst. Dagegen waren verschiedene Städte, die unter dem Schutze starker Ringmauern die Barbarenfluth glücklich abgewehrt hatten, zu größerer Macht gelangt. Präneste herrschte über acht zugewandte Orte; eben so gruppirten sich andere um Tibur, das ihnen in der Zeit der Noth Schutz gewährt hatte. Das Volk der Aequer war von den Keltenschwärmen, die nach Apulien auf Raub und Abenteuer zogen, hart mitgenommen worden; es konnte sich von dem Schlage nicht mehr erholen. Weniger hatten die Volsker gelitten; daher standen sie fast so mächtig, wie vorher, den Römern gegenüber. Daß unter solchen Verhältnissen Rom nicht ohne schwere Kämpfe seine gebietende Stellung wieder einnehmen konnte, ist begreiflich. Wir müssen zunächst, ehe wir zur weiteren Entwickelung der bürgerlichen Verfassung übergehen, diese kriegerischen Begebenheiten ins Auge fassen, da hiervon die Existenz des Staates abhing.

Wie sehr Roms Macht in Verfall gerathen war, das zeigt die Sage von der Volksflucht. Die Bürger von Fidenä und Ficulea, unbedeutenden Flecken, machten sich, wie erzählt wird, auf, um die gebrochene Stadt zu überfallen. Ihr plötzliches Erscheinen setzte die Römer so sehr in Schrecken, daß sie in allgemeiner Flucht nach den entgegengesetzten Thoren stürzten. Da ward verkündigt, die Feinde forderten nur gleiches Bürgerrecht und Ehebund und zum Zeichen der Gewährung eine Anzahl edler Jungfrauen als Geiseln, oder zu Gattinnen. Eine Sklavin, Tutula, gab den Rath, man möge sie und andere leibeigene Mägde in reicher Kleidung den Feinden überliefern; sie wolle dann, wenn die Kriegsleute des Nachts berauscht schliefen, durch ein Feuerzeichen das Signal zum Ueberfalle geben. Solches geschah, und die Feinde wurden, wie die Dichtung weiter berichtet, sämmtlich niedergehauen.

Unter den Bedrängnissen von Außen war Camillus der sichere Hort der Stadt. Nicht blos durch seinen Heldenmuth wußte er die Krieger zu begeistern, sondern, die gemachten Erfahrungen benutzend, führte er im Kriegswesen Veränderungen ein, welche die Ueberlegenheit der Legionen über Nachbarvölker und selbst über die Gallier zur Folge haben mußten.

Veränderungen im Kriegswesen und ihre Folgen.

Die Gallier, wenn sie dicht geschaart zum Angriffe heranstürmten, pflegten zuerst ihre leichten Wurfspieße zu schleudern und dann mit den langen Schwertern einzuhauen. Aber diese Waffen waren von schlecht gehärtetem Eisen; sie bogen sich krumm bei den gewaltigen Streichen auf Helme und Schilde und mußten oft wieder gerade gerichtet werden. Nach Anleitung des Camillus behielt man daher das kurze römische Schwert von kalt gehämmertem und dadurch sehr gut gehärteten Kupfer bei. Dagegen erhielten die Leichtbewaffneten den gallischen Wurfspieß, dessen dünne, schlanke Spitze leicht eindrang, aber, weil sie sich umbog, oder brach, von dem Gegner nicht wieder gebraucht werden konnte. Sodann rüstete man die Schwerbewaffneten in zweiter und dritter Linie mit dem Pilum, was, wie oben bemerkt, später verändert wurde. Diese den Römern eigenthümliche Waffe wurde mit voller Kraft auf dem Feind geschleudert und zwar nur auf eine Entfernung von 10 bis 20 Schritten. Es war ein starker Speer von 6 bis 7 Fuß Länge, wovon die eherne, vierschneidige Spitze mit dem hohlen Einsatzrohr die Hälfte betrug. Der hölzerne Schaft war vierkantig, zuweilen auch rund und von einer Stärke, daß er auch zum Stoße gehandhabt werden konnte. Der Soldat trug zwei solcher Speere. Er war auf den Gebrauch derselben besonders eingeübt, konnte sie rasch hinter einander dem anstürmenden Feinde entgegenschleudern, oder den einen für das Nahgefecht zurückbehalten. Die Wirkung war furchtbar, oft entscheidend, wenn die ganze Linie diese Waffe zugleich warf, wenn die Speere krachend durch Schilde und Panzer brachen, wenn eine zweite Salve folgte und nun die Legionen mit lautem Feldgeschrei und blanker Waffe den Feind angriffen. Gleichzeitig verbesserte man die Rüstungen, namentlich den Schild. Letzterer war bisher rund und nicht von großem Umfange gewesen; man vertauschte ihn mit dem viereckigen (scutum) von vier Fuß Länge und drei Fuß Breite, der künstlich aus Bretern zusammengefügt und mit einem Lederüberzug, ehernem Rand und Buckel versehen war.

Wichtiger, als diese Veränderungen in der Bewaffnung, erscheint die neue taktische Ordnung, die Stellung in getrennten Manipeln oder, wie man sie oft nennt, die Quincunxial-Aufstellung, das heißt die Ordnung in Gestalt einer römischen Fünf (V). Die Manipeln nämlich, jede zu 10 Mann in der Fronte und 6 Gliedern Tiefe, wurden so aufgestellt, daß zwischen den einzelnen ein leerer Raum von gleicher Fläche frei blieb. Es standen also in erster Linie 15 Manipeln mit 14 offenen Räumen, oder, wenn man sich zwei Legionen, wie üblich, aufgerückt denkt, 30 Manipeln mit 29 Zwischenräumen. Eben so viele waren in zweiter und dritter Linie geordnet, doch so, daß die folgenden Manipeln die offen gelassenen Räume der vorderen Ordnung deckten. Aehnlich standen die Leichtgerüsteten in vierter und fünfter Reihe, doch plänkelten sie zu Anfang des Gefechts durch die offenen Gassen hervor und zogen auf demselben Wege sich wieder zurück. Durch diese Aufstellung war die Massenwirkung geschwächt; allein die Waffengewandtheit des einzelnen Mannes hatte

größeren Spielraum. Er konnte sich zugleich bei Handhabung der kurzen Waffe freier bewegen, da auch die Glieder weiter aus einander gezogen wurden. Er hatte jetzt sechs Fuß Raum, während er vorher auf die Hälfte beschränkt war. Man vertraute seiner Tüchtigkeit, daß er den Feind in die lose verbundenen Reihen nicht werde eindringen lassen. Mit andern Truppen wäre es ein gewagtes Spiel gewesen, dem Gegner offenen Raum zum Vorrücken bis in das Herz der Heeresordnung zu bieten; allein der römische Krieger, stolz auf seine Siege und auf sein ruhmgekröntes Vaterland, rechtfertigte das Vertrauen.

Es ist ersichtlich, daß diese Veränderungen darauf berechnet waren, die Schwerter-Phalanx der Gallier und ihr oft unwiderstehliches Ungestüm im ersten Angriff zu brechen und unschädlich zu machen. Denn wenn die Barbaren in die Zwischenräume stürmten, so wurden sie durch das schnelle Vorrücken der zweiten und dritten Linie ins Gedränge gebracht, konnten ihre langen, schlecht gestählten Waffen nicht recht gebrauchen und waren in ihrer mangelhaften Rüstung dem Stoße des römischen Schwertes preisgegeben.

389 v. Chr. Zunächst erprobte sich die neue Heeresordnung gegen die Nachbarstämme. Die Volsker drangen mit Heeresmacht gegen das am südlichen Vorsprunge der Albaner-Berge gelegene Lanuvium vor. Nur eine Legion konnte das geschwächte Rom der verbündeten Stadt zu Hülfe senden. Sie war nicht vermögend, das Feld zu halten, und zog sich auf den nahen Berg Mäcius zurück, wo sie alsbald von dem überlegenen Feinde eingeschlossen wurde. Die Nachricht von diesem Unfall bewog den Senat, zur Dictatur seine Zuflucht zu nehmen. Die Wahl fiel auf den tapfern Camillus, und er bot die gesammte waffenfähige Mannschaft, zumeist Leute aus der höheren Altersklasse, auf, um den Entsatz zu versuchen. Aber schon sein Name, noch mehr der schnelle Anmarsch setzte die Feinde in Schrecken. Sie verschanzten ihr Lager mit Wall und Verhau. Der Dictator ließ Feuer in das Holzwerk werfen, und während der Wind Flammen- und Rauchwirbel nach dem Lager trieb, drangen die Legionen selbst ein und zersprengten die trotzigen Feinde unter großem Blutvergießen. Nach diesem Erfolg rückte der siegreiche Feldherr am Südrande der Albaner-Berge vorüber nach Bolä, das von äquischen Haufen bedrängt wurde. Diese zerstreuten sich, und er konnte nördlich gegen die Macht von Etrurien marschiren, die bereits am Ausgange des Ciminischen Waldes Sutrium und Nepete eingenommen hatte. Er überraschte die siegtrunkenen Feinde in der ersteren Stadt und gewann darauf auch die andere. Nach seinem triumphirenden Einzug in Rom verordnete er, daß Kolonien in beide Städte gelegt würden, damit sie dem römischen Gebiete künftig als Vormauer dienen möchten. Drei Jahre

386 v. Chr. nachher kämpfte Camillus als Consular-Tribun abermals gegen die Volsker. Es waren die Krieger von Antium, die sich, verstärkt durch hernikische und latinische Heerhaufen, ihm entgegenstellten. Sie hatten die Stadt Sutrium, den Schlüssel des pomptinischen Gebietes, mit stürmender Hand erobert, und ihre Macht war so groß, daß die Legionen davor erschracken. Aber der tapfere Führer ergriff selbst eine Fahne und riß durch Wort und Beispiel die Zaghaften

mit sich fort. Wohin er sich wandte, wo sein Helm sichtbar ward, da wichen die Feinde, da war der Sieg. Während dies auf der rechten Seite geschah, wankte der römische linke Flügel. Sogleich sprengte der Feldherr, den Schild eines Fußgängers ergreifend, nach der bedrohten Stelle, stürmte vorwärts in den Vorderreihen, und ihm nach drangen die ermuthigten Streiter mit lautem Feldgeschrei. In der Hitze des Kampfes sahen sie nicht die dunkeln Gewitterwolken, die allmählich den Himmel überzogen, bis der heulende Sturm und der rollende Donner den Kriegsruf, den Anprall der Schilde und das Klirren der Waffen übertönte, bis die Wuth der Elemente die Wuth der Menschen übertäubte. Der strömende Regen und der tobende Orkan trennten die erbitterten Streiter. Die überfluthete Wahlstatt ward von beiden Seiten geräumt; aber die Feinde gaben den Sieg verloren; denn Herniker und Latiner zogen heim, die Volsker aber suchten in den festen Mauern von Satricum Schutz. Sie fanden ihn nicht; Camillus folgte ihnen auf dem Fuße und erstürmte die Stadt. Eine römische Kolonie, welche man dahin führte, sollte die Eroberung bewahren und zugleich die feindseligen Städte Lanuvium und Antium trennen.

Ein Sieg des Dictators Aulus Cornelius Cossus im folgenden Jahre vermehrte die Erwartung, daß die Ruhe in ihrer Gegend auf die Dauer gesichert sein werde; aber sie ging nicht in Erfüllung. Die beiden bedrohten Gemeinden schlossen vielmehr eine enge Verbindung und zogen auch Veliträ und das mächtige Präneste in den Bund gegen Roms aufstrebende Uebermacht. Schon im Jahre darauf lieferten sie den Legionen ein Treffen. Mehrere Jahre später eroberten sie Satricum, wo die römischen Kolonisten grausam erschlagen wurden. In der bedrohten Lage nahm man wieder seine Zuflucht zu 381 v. Chr.
dem bewährten Schutz- und Schirmherrn der Stadt. Er war krank und betagt; dennoch wollte er sich dem Vaterlande nicht entziehen. Als Consular-Tribun rückte er mit einem jüngeren Genossen, dem feurigen siegbegierigen Lucius Furius Medullinus, ins Feld. Die Ueberlegenheit der Feinde erkennend, mahnte er zur Zögerung; allein der College führte das Heer sogleich in die Schlacht, während er selbst, durch Alter und Krankheit geschwächt, im Lager zurückblieb. Bald wandte sich das Gefecht zum Nachtheile der Römer. Sie flohen nach dem Lagerwall; da erhob sich der greise Held, die Schwäche bemeisternd, in seiner Macht, führte die letzten Cohorten heraus, hemmte die Flucht und schreckte die Feinde durch seine Erscheinung und durch seinen Namen, daß sie, von der Verfolgung ablassend, selbst den Rückzug antraten. Der Feldherr richtete darauf den Marsch nach Tusculum, dessen Bürger in den Reihen der Feinde gefochten hatten. Er fand die Thore offen, die Einwohner bei ihren Geschäften, die Wohnungen zur gastlichen Aufnahme der Krieger bereit. Es war, als ob die alte Freundschaft niemals gestört worden wäre, als ob der tiefste Friede herrsche. Da konnte sich der alte Held nicht zur Strafe, nicht zur Ausübung des grausamen Kriegsrechtes entschließen. Er vermittelte durch sein Ansehen im Senat Erneuerung des früheren Bundes und Aufnahme der Tusculaner in das Bürgerrecht.

380 v. Chr. Im folgenden Feldzuge rückten die Präneſtiner mit großer Macht in die römiſchen Marken ein. Unter Verheerungen mit Feuer und Schwert drangen ſie bis an die Thore von Rom, wo innere Zwietracht die Werbung aufhielt. In der Noth ſchritt man zur Wahl eines Dictators und fand dazu den geeigneten Mann. Titus Quinctius, vom Geſchlechte des einſt hochberühmten Cincinnatus, erließ das Aufgebot und fand in der drängenden Gefahr keinen Widerſpruch. Die Feinde waren bereits bis an die verhängnißvolle Allia zurückgegangen, wo ſie ſich trotzig zur Schlacht rüſteten. Der Dictator zögerte nicht, ſie anzunehmen, obgleich die Erinnerung an die Niederlage in dieſer Gegend noch im Gedächtniß war. Er gewann den vollſtändigſten Sieg. Die Entmuthigung der geſchlagenen Feinde war ſo groß, daß er neun von Präneſte abhängige Orte in eben ſo vielen Tagen eroberte. Darauf zog er triumphirend am zwanzigſten Tage ſeines Amtes in Rom ein und legte auf dem Capitol einen goldenen Kranz von $2^1/_2$ Pfund nieder, der noch in ſpäter Folgezeit daſelbſt, als das älteſte Weihegeſchenk, aufbewahrt wurde. Eine daran befeſtigte Tafel enthielt die ſaturniſchen Verſe:

„Jupiter und die Götter alle dies fügten,
„Daß Titus Quinctius, Roma's Dictator,
„Neun der Städt' in neun Tagen bewältigte."

Wahrſcheinlich ſchloß Präneſte ſelbſt einen demüthigen Frieden, brach ihn aber ſchon im folgenden Jahre, als das Glück den römiſchen Fahnen abhold wurde.

Die Volsker hatten von neuem zu den Waffen gegriffen, das römiſche Heer in einen Hinterhalt gelockt und ſelbſt das Lager erſtürmt. Nur flüchtige Schaaren erreichten mit zerhauenen Rüſtungen und blutenden Wunden die Vaterſtadt. Die ſiegreichen Feinde ſollen nicht weiter vorgedrungen ſein, was ſchwer glaublich iſt, da die geſchwächten Römer erſt im nächſten Jahre die Verwüſtungen in ihren Gränzen zu rächen wagten. Darauf vereinigten ſich Volsker, Präneſtiner und Kriegshaufen aus Latium gegen Rom. Ein ſtarkes Aufgebot rückte unter Conſular-Tribunen aus und lieferte den Verbündeten eine hartnäckige Schlacht bei Satricum. Ein Wolkenbruch ſchied am erſten Tage die Kämpfer; am zweiten brachte ein Angriff der römiſchen Reiterei den Sieg. Die Geſchlagenen warfen ſich nach Satricum, flohen aber bald weiter nach Antium, wo Zwietracht entſtand, indem die Antiaten friedlichen Vertrag, die Latiner Krieg mit Aufbietung aller Kräfte verlangten. Letztere zogen wieder gegen Satricum. Da ſie verzweifelten, ſich darin halten zu können, warfen ſie Feuer hinein, ſo daß Wohnungen, Tempel und Altäre in Flammen aufgingen. Unverſehens brachen ſie auf ihrem weiteren Marſche durch die offenen Thore von Tusculum, wurden aber hier, während ſie die Burg beſtürmten, von den nachſetzenden Römern ereilt und aufgerieben. Mehrere Jahre lang dauerte der Krieg fort. Veliträ ward wiederholt berannt, aber obgleich Rom wegen bürgerlichen Zwieſpalts ſeine volle Kraft nicht verwenden konnte, mußten doch ſowol dieſe Stadt, als auch Präneſte und Antium ſeine Vorherrſchaft anerkennen.

377 v. Chr.

Noch wird eines erneuerten Einbruchs gallischer Horden erwähnt. Camillus soll in diesem Kampfe zum letzten Male für die Rettung und den Ruhm des Vaterlandes das Schwert gezogen und den Lorbeer des Sieges um sein greises Haupt geschlungen haben. Indessen ist dieser Kampf wenig verbürgt. Da der Verlauf ähnlich berichtet wird, wie der, welchen beglaubigtere Angaben zwanzig Jahre später erzählen, so scheint die Darstellung der Dichtung anzugehören. Sie wollte den Nationalhelden Roms im hohen Greisenalter verherrlichen, seinen Ausgang gleichsam mit einem schönen Abendroth umstrahlen, damit er den späten Enkeln noch, verklärt wie eine Göttererscheinung, in der Erinnerung bleibe. Eine reinere Glorie aber, welche von der beglaubigten Geschichte ausgeht, umstrahlt ihn, da er im hohen Alter gewürdigt ward, nach langen, erbitterten Bürgerzwisten den Oelbaum des Friedens zu pflanzen und in der hadernden Bürgerschaft die lange entbehrte Ruhe wiederherzustellen.

II.

Kämpfe der Stände unter sich um Gleichberechtigung.

Nach der gallischen Verwüstung ward das Elend der Verschuldung und des Mangels nicht nur für die unvermögenden Bürger, sondern auch für den Mittelstand unerträglich. Vorher hatte unverkennbar der allgemeine Wohlstand zugenommen. Die Aecker, selten vom Feinde berührt, trugen ihre Ernten, die glücklichen Kriege füllten die Schatzkammer und bereicherten auch, wie wir gesehen haben, die tapfern Streiter. Verarmte Bürger wurden in Kolonien ausgeführt und erhielten auf Kosten besiegter Städte Ländereien zugewiesen. Daher schienen die grausamen Schuldgesetze der zwölf Tafeln wenig drückend, da sie nur selten in Anwendung kamen. Diese günstige Lage änderte sich durch den gallischen Brand. Da mußten die eingeäscherten Wohnungen wieder aufgebaut, die verheerten Aecker wieder bestellt werden. Es fehlte an Baumaterial, an Saatfrucht, an Vorräthen zum Lebensunterhalt. Die Reichen hatten zwar auch eingebüßt, verhältnißmäßig mehr, als die unteren Stände, da sie das schwere Kupfergeld nicht wohl retten konnten; aber sie hatten doch immer noch Mittel, Credit in der Fremde, Benutzung der Staatsländereien und andere Hülfe. Sie erholten sich bald und brachten auch die häufigen Umlagen auf, die zur Erstattung des Goldschmuckes in den Tempeln, zu den kostspieligen Unterbauten am Capitol und zu andern Zwecken ausgeschrieben wurden. Sie besaßen Sklaven zum Anbau ihrer Aecker, wenn die häufigen Kriege die Bürger in's Feld riefen. Die weniger bemittelten Bürger entbehrten dagegen aller dieser Hülfsquellen zum Lebensunterhalt, zu den Feldzügen und zur Aufbringung der Steuern. Daher blieb ihnen nichts übrig, als Capitalien aufzunehmen. Unter solchen Umständen wurden die schrecklichen Schuldgesetze wieder in

Ausübung gebracht. Sie beruhten, wie früher bemerkt wurde, auf dem Grundsatze, daß bei Contrahirung einer Schuld der Bürger seine eigne Person verpfändete. Er blieb in seinen bürgerlichen Rechten, in freier Benutzung seines Feldgutes; aber der Ertrag des letzteren wurde wegen des hohen Zinsfußes gar bald von den Zinsen verschlungen. Da baares Geld mangelte, so kamen ausländische Kapitalisten, die unter der Firma und auf den Credit angesehener Patricier Vorlagen machten, wobei die allgemeine Noth Aufhebung des in den zwölf Tafeln festgesetzten niedern Zinsfußes veranlaßte. Die höheren Zinsen, die am Verfalltag immer wieder unter härteren Bedingungen zum Capital geschlagen wurden, steigerten die Verschuldung, und bald hallten die Haftkammern in den Häusern der Reichen von Schlägen und von Wehklagen der armen Schuldner wider, wie vor dem Auszuge der Gemeinde auf den heiligen Berg.

Unter den Edeln Roms ragte in jenen trüben, kummervollen Tagen keiner mehr hervor, als Titus Manlius Capitolinus, der Retter des Capitoliums. Schon als Jüngling hatte er zwei feindliche Rüstungen erbeutet. Eine Mauerkrone und sechs Bürgerkronen waren die Trophäen seiner reiferen Jahre. Vor dem gallischen Feldzuge war er Consul gewesen. Er fühlte die Kraft und den Drang in sich, Größeres zu leisten, höhere Ehren zu verdienen; aber er sah sich überall zurückgesetzt; keine seiner Bewerbungen um das Kriegstribunat und Consulat hatten Erfolg; nur Camillus, sein persönlicher Gegner war der gefeierte, der von Ehren überhäufte, von Lorbeeren umrauschte Held. Wie aber er selbst sich gekränkt, zurückgesetzt fühlte, so sah er viele seiner Waffenbrüder aus dem Bürgerstande von Schuldenlast gebeugt, von unbarmherzigen Gläubigern mißhandelt. Als er nun einstmals einen tapfern Centurio wegen Verschuldung gefesselt wegführen sah, bezahlte er, entrüstet über die unwürdige Behandlung des Kriegsgefährten, dessen ganze Schuld. Bei diesem Vorgange strömte die Menge zusammen und vereinigte mit dem Danke des geretteten Kriegers das Lob des volksfreundlichen Wohlthäters. Begeistert durch diese Anerkennung, verkaufte Manlius auf der Stelle das reichste von seinen Erbgütern, indem er zugleich gelobte, so lange er noch einen As habe, solle kein Römer wegen Schuld in Knechtschaft geführt werden. Man nannte ihn jetzt den Patron der Gemeinde; man versammelte sich täglich in seinem Hause auf dem Capitol; viele aus Bewunderung, Hunderte, deren Schulden er bezahlte, aus Dankbarkeit. Bei solcher Gelegenheit machte er wol seinem Unwillen gegen die herrschende Partei Luft; er tadelte namentlich die Beitreibung einer Steuer, womit man das den Galliern gezahlte Gold im Tempel Jupiter's ersetzen wollte. Die dadurch hervorgerufene Erbitterung wuchs in bedenklichem Maße, da man auch von Unterschlagung der mit Kummer und Noth aufgebrachten Summen flüsterte.

Manlius ließ es nicht bei eitlen Klagen bewenden; er suchte wirkliche Abhülfe. Er machte Vorschläge auf Schuldentilgung, auf Verkauf von Staatsländereien, um mit dem Erlöse die Gläubiger zu befriedigen. Da die Curien die Anträge zurückwiesen, drohte die Gährung in offenen Aufstand auszu-

brechen. Es war im fünften Jahre nach dem gallischen Brand. Der Dictator A. Cornelius Cossus, der zu dieser Zeit siegreich aus dem Volskerlande zurückkehrte, machte in der gefährlichen Lage des Staates von seiner Amtsgewalt Gebrauch. Er ließ den Manlius, als verdächtig der Meuterei und der Verleumdung der Väter, in den Kerker abführen. Nunmehr umlagerten die Plebejer in ganzen Haufen das Gefängniß ihres mildthätigen Freundes. Um die Gährung zu beschwichtigen, wurde Entsendung einer Kolonie nach Satricum verordnet. Aber die Geringfügigkeit der überwiesenen Aecker und die gefährliche Lage des Ortes mitten unter feindlichen, streitbaren Völkern steigerte die Unzufriedenheit. Man beschuldigte die Väter der Arglist; man sprach laut davon, die Kolonen seien den Messern der Feinde überliefert, was denn freilich schon in nächster Zeit eine traurige Wahrheit wurde. Die das Gefängniß umlagernden Haufen wichen jetzt Tag und Nacht nicht mehr von der Stelle; sie drohten sogar mit gewaltsamer Befreiung. Da nun wahrscheinlich der Senat keine gerichtlichen Beweise gegen den Volksfreund auftreiben konnte, so entließ er ihn seiner Haft.

Trotzig auf diesen Sieg über die herrschenden Geschlechter, fuhr Manlius in seinen Bestrebungen zur Erleichterung des Volkes fort. Er hielt in seinem Hause auf der Burg nächtliche Zusammenkünfte mit seinen zahlreichen Anhängern; er soll sogar Vorräthe von Waffen gesammelt haben. Zwei Volkstribunen, die wahrscheinlich im Interesse der Adelspartei standen, setzten ihn in Anklagezustand. Vielleicht wünschten sie nur die Verbannung des Mannes, dessen sträfliche Absicht auf Umsturz der Staatsverfassung immer deutlicher hervortrat. Sie brachten ihn daher nicht in Haft, wie es in ihrer Gewalt stand, sondern sie luden ihn vor die Centurien auf dem Marsfeld. Hier stand er, verlassen von seinem Geschlecht, von seinen eignen Brüdern, aber im Angesichte der Burg, die er mit tapferer Hand bewahrt hatte. Er rief zu Zeugen auf die Hunderte von seinen Mitbürgern, denen er Vermögen und Freiheit durch Aufopferung seiner Erbgüter erhalten, die Kampfgenossen, deren Leben er mit seinem Blute gerettet hatte. Dreißig in heißer Schlacht erbeutete Spolien, vierzig durch tapfere Thaten gewonnene Ehrengeschenke breitete er aus. Dann deutete er auf seine narbenvolle Brust, dann nach dem Capitol, laut betend, die Götter, deren Heiligthümer er im Grauen der Gefahr treu behütet, möchten ihn nicht verlassen, wenn auch die Menschen seiner Wohlthaten vergessen hätten. Dieser Rede und den angerufenen Zeugen widerstand die Menge nicht. Er wurde freigesprochen und von seinem Anhange jubelnd nach Hause begleitet. Nach einer andern Angabe verschob man das Urtheil, was vielleicht so zu verstehen ist, daß die Beamten, welche die Versammlung leiteten, in Voraussicht der Freisprechung dieselbe auflösten.

Daß hierauf Manlius kühner vorschritt, auch Gedanken an eine bevorzugte Stellung, wol gar an Alleinherrschaft nährte, scheint unzweifelhaft. Er unterhielt Bewaffnete auf dem Capitol; er warb Leute, die nichts zu verlieren hatten, für seine Absichten; aber er entfremdete sich dadurch den bessern Theil

der Plebejer. Nun geschah es, daß gerade der allgewaltige Camillus Dictator war. Unter seinem Schutze erneuerten die Quästoren (quaestores paricidii) die Anklage auf Hochverrath und zwar, wie es scheint, vor den versammelten Curien, da die Tagsatzung nicht auf dem Marsfeld, sondern vor dem Romentanischen Thore im Pöteliniſchen Haine stattfand. Da waren keine geretteten Mitbürger, da verdeckten die östlichen Höhen der Stadt das Capitol, da schlugen nicht warme Herzen für den Volksfreund; nur das verletzte Gesetz, nur der in seinem Rechte gekränkte Stand richtete und sprach gegen die Bestimmung der zwölf Tafeln das Todesurtheil.

384 v. Chr. Der Dictator muß seine Maßregeln gut getroffen haben, daß keine helfende Hand sich erhob, daß nicht die Gemeinde die Fesseln des Helden löste, daß er unbeschützt, den erbitterten Feinden preisgegeben, vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wurde. Nach einer andern Angabe, welche den Vorgang durchaus verschieden berichtet, stieß ihn ein verrätherischer, gedungener Sklave, während er Widerstand bereitete, von der Höhe des Capitols. Uebrigens fällt kein Tadel auf Camillus, wie sich auch die Sache verhalten habe. Er that, was seines Amtes war, schützte die Versammlung vor Störung, ließ dem Gerichte freien Lauf. Ueberschritt es die Bestimmungen des Zwölftafelgesetzes, so lastete nicht auf ihm, sondern auf den Curien allein die Schuld. Nach dem Tode des unglücklichen Mannes wurde sein Haus geschleift und die Verordnung erlassen, daß künftig kein Patricier mehr eine Wohnung auf der Burg haben solle, wie solches auch von alter Zeit her den Plebejern nicht erlaubt war.

Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius.

Der herrschende Stand benutzte den Eindruck, welchen die Hinrichtung des Manlius auf die Gemeinde machte, zu seinem Vortheil. Er riß die Besetzung der obersten Staatsämter ganz an sich, so daß nur ein- oder zweimal Plebejer zum Kriegstribunat gelangten. Er hinderte die Censoren, den Schuldenstand zu prüfen und die Besteuerung der Aecker neu zu reguliren. Er übte endlich die Schuldgesetze immer schonungsloser und suchte durch Steigerung der Verschuldung die ganze Gemeinde in Abhängigkeit zu bringen. Ohngeachtet der glänzenden äußern Verhältnisse, der im Felde erfochtenen Siege nagte daher der Wurm an dem Herzen des Staates und drohte den gänzlichen Verfall der römischen Macht herbeizuführen. Dieser Gefahr entwand sich die Republik durch den gesunden Sinn und die Kernhaftigkeit ihrer Bürger, die unter Sturm und Drang und dem Drucke der Noth die staatliche Entwickelung auf dem Wege der Gesetze fortführten.

Zwei Männer hatten die Ursachen des Verfalls mit klarem Blicke erforscht und suchten Mittel, dieselben zu beseitigen. Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius, von plebejischem Stande, aber reich begütert, erkannten, daß eine gleiche Berechtigung der Bürger zu den höchsten Aemtern, wie zu Besitz und Wohlstand Rom vor allen Städten und Staaten groß und mächtig

machen werde. Es mag sein, daß ihrem Streben Ehrgeiz zu Grunde lag; aber gewiß umfaßte ihr Blick auch die Wohlfahrt des Vaterlandes und seine Größe in ferner Zukunft, wie ja auch Alexander nicht blos Eroberungen für den Tag im Auge hatte, sondern die Ausbreitung griechischer Kultur im weiten Asien, die Verschmelzung der Völker zweier Erdtheile bis in ferne Jahrhunderte. Nicht achtend der Gefahren, denen Manlius erlegen war, unternahmen es jene Männer, ihre wohlüberlegten Pläne auf dem Wege der Gesetzgebung zum Ziele zu führen. Sie thaten dies mit der dem Römer eigenthümlichen Beharrlichkeit und ließen sich durch kein Hinderniß beirren. Es ist freilich über den Anfang der gesetzlichen Staatsveränderung eine Ueberlieferung vorhanden, welche, den umfassenden Geist der Urheber verkennend, die erste Idee von weiblicher Eitelkeit herleitet; allein sie trägt zu deutlich das Gepräge der Erfindung, als daß sie auf historische Geltung Anspruch machen könnte. Sie weiß Folgendes über den Hergang zu berichten.

Marcus Fabius Ambustus, von altpatricischem Geschlecht und schon einmal Kriegstribun, verheirathete eine seiner Töchter an den patricischen Servius Sulpicius, die andere an den reichen Plebejer Cajus Licinius Stolo. Letztere besuchte einst ihre Schwester, und erschrack nicht wenig, als zwölfmal gewaltig an das Thor geklopft wurde. Es waren die Lictoren, welche mit ihren Fascen die Ankunft des Hausherrn, der gerade Tribun war, den Hausgenossen anzeigten. Die Patricierin lächelte über den Schrecken der Schwester und fügte spottend hinzu, sie verrathe dadurch den gemeinen Stand, in den sie durch ihr Ehebündniß eingetreten sei. Die gekränkte Plebejerin konnte den Hohn nicht vergessen; sie bestürmte den Gatten, sie lag dem Vater an Tag für Tag mit Bitten, mit allen Kunstgriffen, die dem Weibe zu Gebote stehen, daß sie auch ihrem Hause den Glanz curulischer Ehren verschaffen möchten. Der nachgiebige Eheherr, der liebreiche Vater konnten nicht widerstehen; sie versprachen der ehrgeizigen Frau, ihren Wünschen nachzukommen, und hielten Wort. Die Dichtung vergißt hierbei, daß der gebornen Patricierin, der Tochter eines Consular-Tribunen, die geräuschvollen Anmeldungen der Lictoren nicht unbekannt sein konnten.

Mit Muth und Besonnenheit begann Licinius seine gesetzgeberische Thätigkeit. Er fand an Lucius Sextius einen einsichtsvollen und tüchtigen Genossen. Beide Männer bewarben sich um das Volkstribunat, und da sie durch 376 v. Chr.
Vermögen und Anhang unterstützt wurden, setzten sie ihre Wahl durch. Sie traten sofort mit drei Vorschlägen vor die Gemeinde. Der erste verordnete, daß künftig nicht mehr Consular-Tribunen, sondern Consuln die oberste Gewalt inne haben, und daß der eine der beiden höchsten Würdenträger aus den Geschlechtern, der andere aber ohne Ausnahme aus der Gemeinde gewählt werden solle. Der zweite Vorschlag enthielt das nachher so berühmt gewordene Licinische Ackergesetz. Es bestimmte, kein Bürger solle mehr als 500 Jugern (Joch, Morgen) von den Gemeindeländereien besitzen, keiner mehr, als 16 Stück großes und 100 Stück kleines Vieh auf die Gemeindeweide treiben. Wer

dagegen handelte, den sollen die Aedilen wegen unerlaubten Besitzes durch das Gericht des Volkes um eine dem Vergehen angemessene Summe büßen lassen. Jeder Besitz, der nicht größer sei, als die gesetzliche Bestimmung zuläßt, der nicht gestohlen, nicht gewaltthätig angemaßt, nicht geliehen sei, solle erhalten und geschützt werden. Jeder Bürger solle berechtigt sein, neu erworbenes Gemeindeland für seinen Antheil zu benutzen, wofern er das vorgeschriebene Maß nicht überschreite. Die Besitzer des Gemeindelandes sollen von Halmfrucht den zehnten, von Baumfrüchten den fünften Theil des Ertrages, vom Vieh ein gewisses Weidegeld entrichten. Diesen Ertrag sollen die Censoren an Pächter versteigern, deren Zahlungen dann zur Bestreitung des Soldes zu verwenden seien. Noch enthielt der Entwurf die Bestimmung, daß die Besitzer von Staatsländereien gehalten seien, eine vorgeschriebene Anzahl freier Arbeiter zu verwenden, und daß alles unbesetzte Gemeindegut an die Plebejer in Loosen von sieben Morgen vertheilt werde. — Daß dieses Ackergesetz billig war und der wachsenden Verarmung einigermaßen steuern konnte, bedarf keines Beweises. In dieser Form tastete es nicht an Privateigenthum, welches damals schon, wie der zugestandene Besitz von 500 Jugern Gemeindeland beweist, von außerordentlichem Umfang gewesen sein muß. Die Anordnung mußte aber eben so sehr der ärmeren Volksklasse zusagen.

Noch volksthümlicher war der dritte Licinische Vorschlag, der das Schuldenwesen betraf. Darnach sollten von den Kapitalien, die man schuldete, alle bereits bezahlten Zinsen in Abzug gebracht und sämmtliche Schulden in drei Jahren getilgt werden, indem man in eben so vielen Terminen jedes Mal ein Drittheil entrichtete. Dieses Gesetz beugte allerdings das Recht und entzog dem Gläubiger einen Theil seines Guthabens; allein es wurden doch vornehmlich nur die Wucherer betroffen, welche die Gesetze über den Zinsfuß überschritten hatten. Die Bestimmung aber über die Terminzahlung war höchst wohlthätig. Denn man lieh gewöhnlich nur auf sehr kurze Frist, dann schlug man die Zinsen zum Kapital, wodurch dasselbe schnell anwuchs. Jetzt ward Frist auf drei Jahre gegeben und zugleich den Schuldnern ein Antrieb, mit Aufbietung aller Kraft die Tilgung seiner Schuld zu bewirken.

Die Tribunen veröffentlichten ihre Gesetzesvorlagen. Der ganze Patricierstand gerieth darüber in Aufregung und beschloß, die oft erprobten Mittel dagegen in Anwendung zu bringen. Zunächst gewannen sie die acht Collegen der die Anträge stellenden Männer, daß sie der Verlesung der Vorlagen entgegentraten. Ein besonders beauftragter Schreiber mußte dies Geschäft vor der Abstimmung verrichten; da jedoch von acht Volksvertretern ein Veto eingelegt wurde, blieb ihm nichts übrig, als zu schweigen, da Nichtachtung des tribunicischen Verbots bei Todesstrafe untersagt war. So blieb Alles stumm und unthätig; die ganze Gemeinde ging, kopfschüttelnd, in ihren Erwartungen getäuscht, aus einander. Höhnisch blickte die Adelspartei auf die verlassenen Gesetzgeber; sie meinte und hoffte, der Stein des Anstoßes sei damit aus dem Wege geräumt. In der That verging das Jahr, ohne daß die Tribunen ihre

Versuche zur Einbringung der Anträge erneuerten. Als aber die Wahl der Consular-Tribunen vorgenommen werden sollte, machten sie ihrerseits von dem Rechte der Einsprache Gebrauch. Es mußte ein Zwischenkönig (Interrex) ernannt werden, der doch nur, wie früher bemerkt, wenige Tage sein Amt verwalten durfte, um es sodann seinem Nachfolger zu übergeben.

Sie selbst, die zwei muthigen Volkstribunen, wurden dagegen von der Gemeinde wiedererwählt, und dies geschah noch fünf Jahre hindurch ohne Unterbrechung, während es freilich auch den Gegnern gelang, abhängige Creaturen in das Colleg der Gemeindevertreter zu bringen. Sie gingen in dieser Zeit ruhig und besonnen ihren Weg fort; sie bewiesen dabei so viel Mäßigung, daß sie ihre Einsprache gegen die Wahl der Consular-Tribunen aufgaben, sobald der Staat in Gefahr war, sobald ein äußerer Feind drohte. Diese Beharrlichkeit ermuthigte die eingeschüchterten und selbst die durch Schulden von den Patriciern abhängigen Bürger. Im dritten Tribunat waren nur noch fünf widerstrebende Amtsgenossen, und endlich war das Colleg einmüthig. Sogleich mit Anfang des Jahres zeigten die Tribunen die Einbringung ihrer Vorschläge an. Die Gemeinde trat zusammen, die Vorlesung fand statt, die Abstimmung, deren Resultat nicht zweifelhaft sein konnte, nahm ihren Anfang. Da erschien unter Vortritt von 24 Beilträgern, begleitet von der patricischen Jugend, mit allem Pomp der dictatorischen Gewalt Camillus, der gefeierte, greise Held, ehrwürdig durch eine lange, thatenreiche Vergangenheit. Der Senat hatte zu diesem äußersten Mittel seine Zuflucht genommen, und der Greis suchte den Erwartungen zu entsprechen. Er befahl kraft seiner Vollmacht, daß die Gemeinde das Forum räumen sollte, und hieß die Lictoren die widerstrebende Menge wegtreiben. Ihm gegenüber standen unverzagt die Tribunen. Sie erklärten, sie würden, wenn der Dictator auf seinem Beschluß beharre, eine Buße von 500,000 As wegen Störung der Versammlung beantragen, sobald sein Amt zu Ende sei. Diese Drohung und das Murren, der Widerstand der Bürger war für den alten Feldherrn furchtbarer, als das Schwert des Feindes; er legte sogleich die Dictatur nieder. Eben so wenig richtete ein zweiter Dictator, Publius Manlius, aus; es scheint sogar, daß dieser den Plebejern nicht ganz abgeneigt war. 368 v. Chr.

Noch hatte der Senat die Mittel zum Widerstande nicht erschöpft. Die Abstimmung der Bürgerschaft konnte nicht mehr gehindert werden, und die drei Anträge erhielten ein bedeutendes Mehr. Zur Genehmigung wurden sie darauf der Versammlung der Curien unterbreitet. Da ward man denn bald einig, daß die Gesetze über die Gemeindeländereien und das Schuldenwesen zwar das Vermögen, nicht aber die Vorrechte des Adels berühre, während das Gesetz über das Consulat die Väter für alle Zeiten zu der Plebs herabziehe. Deswegen wurden jene genehmigt, dieses aber unbedingt verworfen. Mit dem gewonnenen Resultat war der große Haufen nicht unzufrieden. Was lag ihm an Staatswürden, wenn er Aecker erhielt und die Last der Schulden vom Nacken schütteln konnte! Allein die auf alle Fälle gefaßten Tribunen

erklärten, daß sie eine theilweise Annahme der Vorschläge nicht zulassen könnten, daß sie die drei Gesetze in einem Antrag zur Abstimmung vorlegen würden. Die Verhandlungen zogen sich auf diese Art in die Länge; ein Dingtag nach dem andern ging vorüber, ohne daß es zu einem Abschluß gekommen wäre; das Jahr neigte sich zu Ende. Doch erlangte die Gemeinde einen Vortheil; es wurde nämlich zum Gesetz erhoben, daß statt zwei künftig zehn Bewahrer der sibyllinischen Bücher bestellt und daß die Hälfte derselben dem plebejischen Stande entnommen werden sollten. Dadurch erhielten die Bürger Zutritt zu den Heiligthümern und damit Einfluß auf den Gang der Regierung, so oft man in schwierigen Lagen jene Bücher zu Rathe zog. Die uralten römischen und sabellischen Auspicien blieben freilich noch länger den Geschlechtern vorbehalten.

367 v. Chr. Im folgenden Jahre nahmen Licinius und Sextius das Tribunat nur unter der Bedingung an, daß über ihre drei Gesetzesvorschläge durch eine umfassende Abmehrung abgestimmt werde. Sofort begannen die Unruhen der Parteikämpfe von neuem. Drohungen, tumultuarisches Geschrei und selbst Prügelscenen waren nicht selten. Aber die Gesetzgeber, unverrückt das Ziel im Auge behaltend, steuerten mit fester Hand durch den tobenden Aufruhr. Die Gesetze, in einem Antrag verbunden, wurden angenommen und sofort an die Curien zur Sanction überwiesen. Anstatt aber zu genehmigen, erwählten die Väter nochmals den alten Camillus zum Dictator, der sogleich eine allgemeine Musterung anberaumte. Dagegen erhob sich die Bürgerschaft. Sie zog sich bewaffnet zusammen, wahrscheinlich auf dem Aventin; der Bürgerkrieg, vielleicht der Untergang des Staates stand bevor. Dies ertrug der ergraute Held nicht; er sehnte sich, in Frieden von seinen Thaten zu ruhen, und vermittelte daher die Einigung zwischen den Ständen. Die Licinischen Gesetze wurden angenommen, den Patriciern aber eine neu errichtete Magistratur vorbehalten. Es war die Prätur, ein Amt, dem die Gerichtsbarkeit überwiesen wurde, welche sonst die Consuln und in ihrer Abwesenheit der Statthalter verwalteten. Der Prätor stand den Consuln an Würde nicht nach, obgleich diese seine Urtheile bisweilen reformirten. Er hatte sechs Lictoren zur Verfügung und die sella curulis. Nach dem Abschluß der Uebereinkunft stiftete Camillus der Eintracht ein Heiligthum auf einer Erhöhung am Fuße des Capitols. Dort stand der graue Staatsmann und Krieger und dankte den Göttern für den segensreichen Frieden, der forthin, wie er hoffte, die Vaterstadt beglücken werde. Dann legte er sein Amt nieder und ward zwei Jahre später zu seinen Vätern versammelt. Er hatte über sechzig Jahre dem Staate mit hohen Ehren gedient und noch am Abschlusse seines Lebens den innern Frieden vermittelt.

Zur Feier der nach dem langen Hader wiederhergestellten Eintracht wurde den großen römischen Spielen ein vierter Festtag zugefügt. Da jedoch hierzu die vom Staate festgesetzten Summen nicht ausreichten, so weigerten sich, wie erzählt wird, die plebejischen Aedilen, denen die Besorgung oblag, dem Senatsbeschlusse nachzukommen. Darauf erboten sich patricische Jünglinge,

die Kosten dieses vermehrten Aufwandes aus eignen Mitteln zu bestreiten. In Anerkennung dieser patriotischen Gesinnung wurde eine dritte Magistratur errichtet, die curulische Aedilität, die gleichfalls anfangs nur den Patriciern offen stand. Indessen diese Obrigkeit hatte außer der Oberaufsicht über die genannten Spiele auch die oberste Polizei-Gewalt, die Ueberwachung der Straßen, des Marktes, wie den plebejischen Aedilen diese Aufsicht in Betreff ihres Standes zugetheilt war. Ferner besaßen sie richterliche Befugniß. Sie hielten anstatt der Quästoren, die jetzt vorzugsweise nur als Kassebeamten erscheinen, Blutgericht und trugen, wenn von ihrem Urtheil appellirt wurde, die Sache der Gemeinde vor. Da nun den plebejischen Aedilen wol niemals die Leitung der den Curien zustehenden Spiele im großen Circus überwiesen war, so ist ersichtlich, daß obige Erzählung von Entstehung der curulischen Aedilität der Dichtung angehört, daß die Magistratur vielmehr mit der Vereinbarung über die Licinischen Gesetze in Verbindung steht. Sie wurde auch schon im zweiten Jahre den Plebejern zugänglich gemacht und zwar so, daß in einem Jahre zwei Patricier, im folgenden eben so viele Plebejer das Amt bekleideten.

Die durch innere und äußere Kämpfe erschöpfte Bürgerschaft hatte nach Abschluß des Vertrags zwischen den Ständen einige Jahre Ruhe. Dazu trug eine pestartige Seuche bei, die auf dem Land und in der Stadt zahlreiche Opfer, namentlich auch den greisen Camillus hinraffte. Die Plebejer erfreuten sich der errungenen gleichen Berechtigung, wie denn der eine Vorkämpfer in dem glücklich zu Ende geführten Bürgerzwist, Lucius Sextius, der erste Consul seines Standes wurde. Der andere, dessen ehrgeizige Gattin Anlaß zu der gesetzlichen Neuerung gegeben haben soll, blieb noch von der ersehnten Würde ausgeschlossen. Dafür ließ er es sich desto mehr bei seinen strotzenden Geldsäcken und auf seinen Feldgütern behagen. Er besaß einen unmäßig großen Antheil an den Staatsländereien. Diesen nach seinem eignen Gesetze sich schmälern zu lassen, war gar nicht nach seinem Sinne. Er fand einen Ausweg, indem er seinen Sohn für mündig erklärte und in die Bürgerliste eintragen ließ. Auf ihn übertrug er die Hälfte seines 1000 Morgen umfassenden Gemeindelandes. Aber die Obrigkeit hielt damals noch scharfe Aufsicht über dergleichen Kunstgriffe, die das römische Recht umgingen. Sie verurtheilte 358 v. Chr. ihn in eine Buße von 10,000 As.

Die Väter freuten sich der Bestrafung des Mannes, der ihnen so viel Leid zugefügt hatte; aber sonst wagten sie noch keinen Versuch, die verlornen Rechte wieder anzusprechen. Sie mußten vielmehr noch weitere Forderungen 362 v. Chr. der Gemeinde genehmigen. Unter andern erhielt dieselbe das Recht, von den 24 Tribunen der Legionen, die sonst der Oberfeldherr auswählte, 16 in ihrer Versammlung zu ernennen, wodurch eine Zurücksetzung verdienter Männer seltener wurde. In demselben Jahre aber gerieth der plebejische Consul Genucius in einen Hinterhalt der Herniker und fiel mit einer großen Anzahl Krieger nach tapferm Widerstande. Sofort schritten die Väter, laut die Unfähigkeit der Plebejer und den Zorn der Götter beklagend, zur Wahl

eines Dictators. Sie erneuerten sogar mehrere Jahre hindurch die Einsetzung dieser unumschränkten Gewalt im Staate. Vielleicht brach gerade wegen dieser Ungesetzlichkeit ein Volksaufstand aus, der gefährlich zu werden drohte. Der Consul Marcus Popillius, der gerade ein Opfer vollbrachte, eilte im Priestergewand herbei und beruhigte durch sanfte und besonnene Rede die Gemüther.

Die Liciniſchen Acker- und Schuldgesetze erfüllten indessen ihren Zweck nicht vollständig, wie denn überhaupt Verarmung, Schuldenlast und, was dazu Veranlassung giebt, Geldwucher nicht leicht durch Gesetze verhütet werden. Man beschränkte den angemaßten Besitz des Gemeindelandes, aber man duldete ihn in den gesetzlichen Schranken, statt das gesammte Gebiet in gleichen Loosen zu vertheilen. Man verordnete eine Abtragung der Schuld in drei Jahren; aber dieselbe konnte vielfach nur wieder durch Geldaufnahmen unter vielleicht härteren Bedingungen erwirkt werden. Der Druck der Gläubiger war unerträglich ge-
357 v. Chr. worden; daher erneuerte man die alten Gesetze gegen Wucher und setzte den höchsten Zinsfuß auf $8^1/_2$, oder wahrscheinlich auf 10 Procent.

356 v. Chr. Im folgenden Jahre veranlaßte ein Sieg der Etrusker abermals die Wahl eines Dictators. Der damit beauftragte plebejische Consul wagte es, ohne auf das Murren und den heftigen Widerstand der Patricier zu achten, einen Plebejer, den wohlverdienten und angesehenen Cajus Marcus Rutilus, zu berufen. Die Gemeinde gab laut ihren Beifall zu erkennen, und der Mann rechtfertigte durch seine Thaten das allgemeine Vertrauen. Dagegen rüsteten sich die Väter mit aller Macht, den Gesetzen zum Trotz, ihr gekränktes Ansehen wiederherzustellen. Sie verhinderten die neue Wahl und ernannten aus ihrem
355 v. Chr. Stande Zwischenkönige. Der eilfte derselben überging die Namen der plebejischen Bewerber. Er hatte die Kühnheit, zwei Patriciern, welche auf diese Art die meisten Stimmen erhielten, das Consulat zu übertragen, indem er, wie
354 v. Chr. zum Hohne, das Gesetz der Zwölftafeln anführte, wonach der jüngste Volksbeschluß den älteren aufhob. Dasselbe geschah im nächsten Jahre, da die rechtlichen Leute, erbittert über das gesetzlose Verfahren, aus den Centurien traten und das Marsfeld verließen. Unbekümmert um diesen Schritt, beendigten die Väter mit ihrem Anhange und der Hefe des Pöbels die Wahl, worauf die Namen von zwei Patriciern aus der Urne hervorgingen. Durch ähnliche Mittel gelang es noch öfters, das Recht zu verhöhnen.

Zwei Jahre vor Erhebung des ersten plebejischen Dictators brachte der Tribun Pötelius ein Gesetz gegen die Amtserschleichung ein. Wichtiger noch war eine spätere Verordnung, daß kein Bürger innerhalb zehn Jahre zweimal das Consulat, noch weniger mehrere curulische Würden zugleich bekleiden solle. Wenige, aber durch Ansehen, oder Tüchtigkeit hervorragende Männer hatten bisher die oberste Magistratur mit seltenem Wechsel inne gehabt, oft auch die Prätur damit vereinigt. Jetzt erst war allen Römern der Weg eröffnet, durch Verdienst an die Spitze des Staates zu treten und im edelsten Wettstreit für die Wohlfahrt des Vaterlandes die Bahn der Ehre zu betreten.

Die letzte Umgehung des Licinischen Gesetzes über das Consulat geschah 343 v. Chr. Von dieser Zeit an ließen sich die Plebejer nicht mehr zurückdrängen. Schon sieben Jahre vorher hatte der oben genannte Cajus Marcus Rutilus, 350 v. Chr. der erste plebejische Dictator, auch die Censur erlangt und also diese Würde seinem Stande eröffnet. Eben so ausgezeichnet durch löbliche Sitte und Verdienst war Quintus Publilius Philo. Er bekleidete mit seinem patricischen Collegen Titus Aemilius Mamercus das Consulat und wurde von demselben wol mit Genehmigung des Senats zum Dictator ernannt. Er 339 brachte drei Gesetze zur Annahme, die alle Schwankungen in der Verfassung v. Chr. beseitigen sollten. Das erste erneuerte die schon früher festgesetzte, aber nicht mehr beachtete Gültigkeit der Beschlüsse der Tribus-Versammlung für das ganze Volk; das zweite gab den Entschließungen der Centurien dieselbe gesetzliche Kraft, und es wurde zugleich, um den Curien noch einen Schatten ihres ehemaligen Ansehens zu retten, bestimmt, daß sie zum Voraus die Gemeindebeschlüsse genehmigen sollten. Das dritte Gesetz verordnete, daß auch die Censur stets von einem Patricier und einem Plebejer verwaltet werden müsse. Die Patricier wußten durch ihren Einfluß diese Bestimmungen allmählich wieder in Vergessenheit zu bringen, aber es fanden sich immer wieder einsichtsvolle Männer, die sie gleichsam aus ihrem Grabe zu lebensvoller Wirksamkeit hervorriefen. Der Tribun Cajus Mänius brachte die Verordnung über die Centuriat-Comitien, der Dictator Quintus Hortensius das Gesetz über die Beschlüsse der Tribus etwa 286 v. Chr. zu neuer Geltung.

Ein großer Sieg und ein dauernder Gewinn für die Gemeinde war die Aufhebung der Schuldknechtschaft durch den Dictator Cajus Pötelius. 313 Ein junger Mensch, der für seinen Vater in Haft ging, entwich den grausamen v. Chr. Mißhandlungen seines Schuldherrn auf das Forum und erklärte laut jammernd, wie man ihn zur Schande habe zwingen wollen. Die aufgeregte Menge ward mit Mühe von gesetzwidrigen Handlungen durch das Versprechen der schleunigen Abhülfe zurückgehalten. Darauf brachte in Uebereinstimmung mit dem Senat Pötelius das Gesetz zur Annahme, daß die Schuldhaft aufhöre, das erborgte Kapital lediglich durch das bewegliche und unbewegliche Eigenthum des Schuldners gesichert sein solle. Reichte dessen Habe nicht hin, brach also, nach neuerem Sprachgebrauch zu reden, Bankerott aus, so wurde der Schuldner aus der Tribus gestoßen und verlor sein Stimmrecht. Durch diese Bestimmung wurden die grausamen römischen Schuldgesetze gemildert, welche schon vor dem Mänischen und Hortensischen Gesetze einen wilden Aufruhr und sogar, wie es scheint, einen dritten Auszug der Gemeinde nach dem heiligen Berge veranlaßt hatten.

Rüstig schritt die Gemeinde auf der betretenen Bahn zur Gleichberechtigung mit den Vätern vorwärts. Der wackere Quintus Publilius Philo erlangte, als der erste seiner Standesgenossen, die Prätur, und nach manchem 337 Wechsel wurde auch diese Würde zwischen beiden Ständen getheilt, so daß v. Chr. immer einer der Prätoren ein Plebejer war. Die Gesetzeskunde, welche die

Ausübung gebracht. Sie beruhten, wie früher bemerkt wurde, auf dem Grundsatze, daß bei Contrahirung einer Schuld der Bürger seine eigne Person verpfändete. Er blieb in seinen bürgerlichen Rechten, in freier Benutzung seines Feldgutes; aber der Ertrag des letzteren wurde wegen des hohen Zinsfußes gar bald von den Zinsen verschlungen. Da baares Geld mangelte, so kamen ausländische Kapitalisten, die unter der Firma und auf den Credit angesehener Patricier Vorlagen machten, wobei die allgemeine Noth Aufhebung des in den zwölf Tafeln festgesetzten niedern Zinsfußes veranlaßte. Die höheren Zinsen, die am Verfalltag immer wieder unter härteren Bedingungen zum Capital geschlagen wurden, steigerten die Verschuldung, und bald hallten die Haftkammern in den Häusern der Reichen von Schlägen und von Wehklagen der armen Schuldner wider, wie vor dem Auszuge der Gemeinde auf den heiligen Berg.

Unter den Edeln Roms ragte in jenen trüben, kummervollen Tagen keiner mehr hervor, als Titus Manlius Capitolinus, der Retter des Capitoliums. Schon als Jüngling hatte er zwei feindliche Rüstungen erbeutet. Eine Mauerkrone und sechs Bürgerkronen waren die Trophäen seiner reiferen Jahre. Vor dem gallischen Feldzuge war er Consul gewesen. Er fühlte die Kraft und den Drang in sich, Größeres zu leisten, höhere Ehren zu verdienen; aber er sah sich überall zurückgesetzt; keine seiner Bewerbungen um das Kriegstribunat und Consulat hatten Erfolg; nur Camillus, sein persönlicher Gegner war der gefeierte, der von Ehren überhäufte, von Lorbeeren umrauschte Held. Wie aber er selbst sich gekränkt, zurückgesetzt fühlte, so sah er viele seiner Waffenbrüder aus dem Bürgerstande von Schuldenlast gebeugt, von unbarmherzigen Gläubigern mißhandelt. Als er nun einstmals einen tapfern Centurio wegen Verschuldung gefesselt wegführen sah, bezahlte er, entrüstet über die unwürdige Behandlung des Kriegsgefährten, dessen ganze Schuld. Bei diesem Vorgange strömte die Menge zusammen und vereinigte mit dem Danke des geretteten Kriegers das Lob des volksfreundlichen Wohlthäters. Begeistert durch diese Anerkennung, verkaufte Manlius auf der Stelle das reichste von seinen Erbgütern, indem er zugleich gelobte, so lange er noch einen As habe, solle kein Römer wegen Schuld in Knechtschaft geführt werden. Man nannte ihn jetzt den Patron der Gemeinde; man versammelte sich täglich in seinem Hause auf dem Capitol; viele aus Bewunderung, Hunderte, deren Schulden er bezahlte, aus Dankbarkeit. Bei solcher Gelegenheit machte er wol seinem Unwillen gegen die herrschende Partei Luft; er tadelte namentlich die Beitreibung einer Steuer, womit man das den Galliern gezahlte Gold im Tempel Jupiter's ersetzen wollte. Die dadurch hervorgerufene Erbitterung wuchs in bedenklichem Maße, da man auch von Unterschlagung der mit Kummer und Noth aufgebrachten Summen flüsterte.

Manlius ließ es nicht bei eitlen Klagen bewenden; er suchte wirkliche Abhülfe. Er machte Vorschläge auf Schuldentilgung, auf Verkauf von Staatsländereien, um mit dem Erlöse die Gläubiger zu befriedigen. Da die Curien die Anträge zurückwiesen, drohte die Gährung in offenen Aufstand auszu-

brechen. Es war im fünften Jahre nach dem gallischen Brand. Der Dictator A. Cornelius Cossus, der zu dieser Zeit siegreich aus dem Volskerlande zurückkehrte, machte in der gefährlichen Lage des Staates von seiner Amtsgewalt Gebrauch. Er ließ den Manlius, als verdächtig der Meuterei und der Verleumdung der Väter, in den Kerker abführen. Nunmehr umlagerten die Plebejer in ganzen Haufen das Gefängniß ihres mildthätigen Freundes. Um die Gährung zu beschwichtigen, wurde Entsendung einer Kolonie nach Satricum verordnet. Aber die Geringfügigkeit der überwiesenen Aecker und die gefährliche Lage des Ortes mitten unter feindlichen, streitbaren Völkern steigerte die Unzufriedenheit. Man beschuldigte die Väter der Arglist; man sprach laut davon, die Kolonen seien den Messern der Feinde überliefert, was denn freilich schon in nächster Zeit eine traurige Wahrheit wurde. Die das Gefängniß umlagernden Haufen wichen jetzt Tag und Nacht nicht mehr von der Stelle; sie drohten sogar mit gewaltsamer Befreiung. Da nun wahrscheinlich der Senat keine gerichtlichen Beweise gegen den Volksfreund auftreiben konnte, so entließ er ihn seiner Haft.

Trotzig auf diesen Sieg über die herrschenden Geschlechter, fuhr Manlius in seinen Bestrebungen zur Erleichterung des Volkes fort. Er hielt in seinem Hause auf der Burg nächtliche Zusammenkünfte mit seinen zahlreichen Anhängern; er soll sogar Vorräthe von Waffen gesammelt haben. Zwei Volkstribunen, die wahrscheinlich im Interesse der Adelspartei standen, setzten ihn in Anklagezustand. Vielleicht wünschten sie nur die Verbannung des Mannes, dessen sträfliche Absicht auf Umsturz der Staatsverfassung immer deutlicher hervortrat. Sie brachten ihn daher nicht in Haft, wie es in ihrer Gewalt stand, sondern sie luden ihn vor die Centurien auf dem Marsfeld. Hier stand er, verlassen von seinem Geschlecht, von seinen eignen Brüdern, aber im Angesichte der Burg, die er mit tapferer Hand bewahrt hatte. Er rief zu Zeugen auf die Hunderte von seinen Mitbürgern, denen er Vermögen und Freiheit durch Aufopferung seiner Erbgüter erhalten, die Kampfgenossen, deren Leben er mit seinem Blute gerettet hatte. Dreißig in heißer Schlacht erbeutete Spolien, vierzig durch tapfere Thaten gewonnene Ehrengeschenke breitete er aus. Dann deutete er auf seine narbenvolle Brust, dann nach dem Capitol, laut betend, die Götter, deren Heiligthümer er im Grauen der Gefahr treu behütet, möchten ihn nicht verlassen, wenn auch die Menschen seiner Wohlthaten vergessen hätten. Dieser Rede und den angerufenen Zeugen widerstand die Menge nicht. Er wurde freigesprochen und von seinem Anhange jubelnd nach Hause begleitet. Nach einer andern Angabe verschob man das Urtheil, was vielleicht so zu verstehen ist, daß die Beamten, welche die Versammlung leiteten, in Voraussicht der Freisprechung dieselbe auflösten.

Daß hierauf Manlius kühner vorschritt, auch Gedanken an eine bevorzugte Stellung, wol gar an Alleinherrschaft nährte, scheint unzweifelhaft. Er unterhielt Bewaffnete auf dem Capitol; er warb Leute, die nichts zu verlieren hatten, für seine Absichten; aber er entfremdete sich dadurch den bessern Theil

der Plebejer. Nun geschah es, daß gerade der allgewaltige Camillus Dictator war. Unter seinem Schutze erneuerten die Quästoren (quaestores paricidii) die Anklage auf Hochverrath und zwar, wie es scheint, vor den versammelten Curien, da die Tagsatzung nicht auf dem Marsfeld, sondern vor dem Romentanischen Thore im Pötelinischen Haine stattfand. Da waren keine geretteten Mitbürger, da verdeckten die östlichen Höhen der Stadt das Capitol, da schlugen nicht warme Herzen für den Volksfreund; nur das verletzte Gesetz, nur der in seinem Rechte gekränkte Stand richtete und sprach gegen die Bestimmung der zwölf Tafeln das Todesurtheil.

384 v. Chr. Der Dictator muß seine Maßregeln gut getroffen haben, daß keine helfende Hand sich erhob, daß nicht die Gemeinde die Fesseln des Helden löste, daß er unbeschützt, den erbitterten Feinden preisgegeben, vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wurde. Nach einer andern Angabe, welche den Vorgang durchaus verschieden berichtet, stieß ihn ein verrätherischer, gedungener Sklave, während er Widerstand bereitete, von der Höhe des Capitols. Uebrigens fällt kein Tadel auf Camillus, wie sich auch die Sache verhalten habe. Er that, was seines Amtes war, schützte die Versammlung vor Störung, ließ dem Gerichte freien Lauf. Ueberschritt es die Bestimmungen des Zwölftafelgesetzes, so lastete nicht auf ihm, sondern auf den Curien allein die Schuld. Nach dem Tode des unglücklichen Mannes wurde sein Haus geschleift und die Verordnung erlassen, daß künftig kein Patricier mehr eine Wohnung auf der Burg haben solle, wie solches auch von alter Zeit her den Plebejern nicht erlaubt war.

Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius.

Der herrschende Stand benutzte den Eindruck, welchen die Hinrichtung des Manlius auf die Gemeinde machte, zu seinem Vortheil. Er riß die Besetzung der obersten Staatsämter ganz an sich, so daß nur ein- oder zweimal Plebejer zum Kriegstribunat gelangten. Er hinderte die Censoren, den Schuldenstand zu prüfen und die Besteuerung der Aecker neu zu reguliren. Er übte endlich die Schuldgesetze immer schonungsloser und suchte durch Steigerung der Verschuldung die ganze Gemeinde in Abhängigkeit zu bringen. Ohngeachtet der glänzenden äußern Verhältnisse, der im Felde erfochtenen Siege nagte daher der Wurm an dem Herzen des Staates und drohte den gänzlichen Verfall der römischen Macht herbeizuführen. Dieser Gefahr entwand sich die Republik durch den gesunden Sinn und die Kernhaftigkeit ihrer Bürger, die unter Sturm und Drang und dem Drucke der Noth die staatliche Entwickelung auf dem Wege der Gesetze fortführten.

Zwei Männer hatten die Ursachen des Verfalls mit klarem Blicke erforscht und suchten Mittel, dieselben zu beseitigen. Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius, von plebejischem Stande, aber reich begütert, erkannten, daß eine gleiche Berechtigung der Bürger zu den höchsten Aemtern, wie zu Besitz und Wohlstand Rom vor allen Städten und Staaten groß und mächtig

machen werde. Es mag sein, daß ihrem Streben Ehrgeiz zu Grunde lag; aber gewiß umfaßte ihr Blick auch die Wohlfahrt des Vaterlandes und seine Größe in ferner Zukunft, wie ja auch Alexander nicht blos Eroberungen für den Tag im Auge hatte, sondern die Ausbreitung griechischer Kultur im weiten Asien, die Verschmelzung der Völker zweier Erdtheile bis in ferne Jahrhunderte. Nicht achtend der Gefahren, denen Manlius erlegen war, unternahmen es jene Männer, ihre wohlüberlegten Pläne auf dem Wege der Gesetzgebung zum Ziele zu führen. Sie thaten dies mit der dem Römer eigenthümlichen Beharrlichkeit und ließen sich durch kein Hinderniß beirren. Es ist freilich über den Anfang der gesetzlichen Staatsveränderung eine Ueberlieferung vorhanden, welche, den umfassenden Geist der Urheber verkennend, die erste Idee von weiblicher Eitelkeit herleitet; allein sie trägt zu deutlich das Gepräge der Erfindung, als daß sie auf historische Geltung Anspruch machen könnte. Sie weiß Folgendes über den Hergang zu berichten.

Marcus Fabius Ambustus, von altpatricischem Geschlecht und schon einmal Kriegstribun, verheirathete eine seiner Töchter an den patricischen Servius Sulpicius, die andere an den reichen Plebejer Cajus Licinius Stolo. Letztere besuchte einst ihre Schwester, und erschrack nicht wenig, als zwölfmal gewaltig an das Thor geklopft wurde. Es waren die Lictoren, welche mit ihren Fascen die Ankunft des Hausherrn, der gerade Tribun war, den Hausgenossen anzeigten. Die Patricierin lächelte über den Schrecken der Schwester und fügte spottend hinzu, sie verrathe dadurch den gemeinen Stand, in den sie durch ihr Ehebündniß eingetreten sei. Die gekränkte Plebejerin konnte den Hohn nicht vergessen; sie bestürmte den Gatten, sie lag dem Vater an Tag für Tag mit Bitten, mit allen Kunstgriffen, die dem Weibe zu Gebote stehen, daß sie auch ihrem Hause den Glanz curulischer Ehren verschaffen möchten. Der nachgiebige Eheherr, der liebreiche Vater konnten nicht widerstehen; sie versprachen der ehrgeizigen Frau, ihren Wünschen nachzukommen, und hielten Wort. Die Dichtung vergißt hierbei, daß der gebornen Patricierin, der Tochter eines Consular-Tribunen, die geräuschvollen Anmeldungen der Lictoren nicht unbekannt sein konnten.

Mit Muth und Besonnenheit begann Licinius seine gesetzgeberische Thätigkeit. Er fand an Lucius Sextius einen einsichtsvollen und tüchtigen Genossen. Beide Männer bewarben sich um das Volkstribunat, und da sie durch 376 v. Chr.
Vermögen und Anhang unterstützt wurden, setzten sie ihre Wahl durch. Sie traten sofort mit drei Vorschlägen vor die Gemeinde. Der erste verordnete, daß künftig nicht mehr Consular-Tribunen, sondern Consuln die oberste Gewalt inne haben, und daß der eine der beiden höchsten Würdenträger aus den Geschlechtern, der andere aber ohne Ausnahme aus der Gemeinde gewählt werden solle. Der zweite Vorschlag enthielt das nachher so berühmt gewordene Licinische Ackergesetz. Es bestimmte, kein Bürger solle mehr als 500 Jugern (Joch, Morgen) von den Gemeindeländereien besitzen, keiner mehr, als 16 Stück großes und 100 Stück kleines Vieh auf die Gemeindeweide treiben. Wer

dagegen handelte, den sollen die Aedilen wegen unerlaubten Besitzes durch das Gericht des Volkes um eine dem Vergehen angemessene Summe büßen lassen. Jeder Besitz, der nicht größer sei, als die gesetzliche Bestimmung zuläßt, der nicht gestohlen, nicht gewaltthätig angemaßt, nicht geliehen sei, solle erhalten und geschützt werden. Jeder Bürger solle berechtigt sein, neu erworbenes Gemeindeland für seinen Antheil zu benutzen, wofern er das vorgeschriebene Maß nicht überschreite. Die Besitzer des Gemeindelandes sollen von Halmfrucht den zehnten, von Baumfrüchten den fünften Theil des Ertrages, vom Vieh ein gewisses Weidegeld entrichten. Diesen Ertrag sollen die Censoren an Pächter versteigern, deren Zahlungen dann zur Bestreitung des Soldes zu verwenden seien. Noch enthielt der Entwurf die Bestimmung, daß die Besitzer von Staatsländereien gehalten seien, eine vorgeschriebene Anzahl freier Arbeiter zu verwenden, und daß alles unbesetzte Gemeindegut an die Plebejer in Loosen von sieben Morgen vertheilt werde. — Daß dieses Ackergesetz billig war und der wachsenden Verarmung einigermaßen steuern konnte, bedarf keines Beweises. In dieser Form tastete es nicht an Privateigenthum, welches damals schon, wie der zugestandene Besitz von 500 Jugern Gemeindeland beweist, von außerordentlichem Umfang gewesen sein muß. Die Anordnung mußte aber eben so sehr der ärmeren Volksklasse zusagen.

Noch volksthümlicher war der dritte Licinische Vorschlag, der das Schuldenwesen betraf. Darnach sollten von den Kapitalien, die man schuldete, alle bereits bezahlten Zinsen in Abzug gebracht und sämmtliche Schulden in drei Jahren getilgt werden, indem man in eben so vielen Terminen jedes Mal ein Dritttheil entrichtete. Dieses Gesetz beugte allerdings das Recht und entzog dem Gläubiger einen Theil seines Guthabens; allein es wurden doch vornehmlich nur die Wucherer betroffen, welche die Gesetze über den Zinsfuß überschritten hatten. Die Bestimmung aber über die Terminzahlung war höchst wohlthätig. Denn man lieh gewöhnlich nur auf sehr kurze Frist, dann schlug man die Zinsen zum Kapital, wodurch dasselbe schnell anwuchs. Jetzt ward Frist auf drei Jahre gegeben und zugleich den Schuldnern ein Antrieb, mit Aufbietung aller Kraft die Tilgung seiner Schuld zu bewirken.

Die Tribunen veröffentlichten ihre Gesetzesvorlagen. Der ganze Patricierstand gerieth darüber in Aufregung und beschloß, die oft erprobten Mittel dagegen in Anwendung zu bringen. Zunächst gewannen sie die acht Collegen der die Anträge stellenden Männer, daß sie der Verlesung der Vorlagen entgegentraten. Ein besonders beauftragter Schreiber mußte dies Geschäft vor der Abstimmung verrichten; da jedoch von acht Volksvertretern ein Veto eingelegt wurde, blieb ihm nichts übrig, als zu schweigen, da Nichtachtung des tribunicischen Verbots bei Todesstrafe untersagt war. So blieb Alles stumm und unthätig; die ganze Gemeinde ging, kopfschüttelnd, in ihren Erwartungen getäuscht, aus einander. Höhnisch blickte die Adelspartei auf die verlassenen Gesetzgeber; sie meinte und hoffte, der Stein des Anstoßes sei damit aus dem Wege geräumt. In der That verging das Jahr, ohne daß die Tribunen ihre

Versuche zur Einbringung der Anträge erneuerten. Als aber die Wahl der Consular-Tribunen vorgenommen werden sollte, machten sie ihrerseits von dem Rechte der Einsprache Gebrauch. Es mußte ein Zwischenkönig (Interrex) ernannt werden, der doch nur, wie früher bemerkt, wenige Tage sein Amt verwalten durfte, um es sodann seinem Nachfolger zu übergeben.

Sie selbst, die zwei muthigen Volkstribunen, wurden dagegen von der Gemeinde wiedererwählt, und dies geschah noch fünf Jahre hindurch ohne Unterbrechung, während es freilich auch den Gegnern gelang, abhängige Creaturen in das Colleg der Gemeindevertreter zu bringen. Sie gingen in dieser Zeit ruhig und besonnen ihren Weg fort; sie bewiesen dabei so viel Mäßigung, daß sie ihre Einsprache gegen die Wahl der Consular-Tribunen aufgaben, sobald der Staat in Gefahr war, sobald ein äußerer Feind drohte. Diese Beharrlichkeit ermuthigte die eingeschüchterten und selbst die durch Schulden von den Patriciern abhängigen Bürger. Im dritten Tribunat waren nur noch fünf widerstrebende Amtsgenossen, und endlich war das Colleg einmüthig. Sogleich mit Anfang des Jahres zeigten die Tribunen die Einbringung ihrer Vorschläge an. Die Gemeinde trat zusammen, die Vorlesung fand statt, die Abstimmung, deren Resultat nicht zweifelhaft sein konnte, nahm ihren Anfang. Da erschien unter Vortritt von 24 Beilträgern, begleitet von der patricischen Jugend, mit allem Pomp der dictatorischen Gewalt Camillus, der gefeierte, greise Held, ehrwürdig durch eine lange, thatenreiche Vergangenheit. Der Senat hatte zu diesem äußersten Mittel seine Zuflucht genommen, und der Greis suchte den Erwartungen zu entsprechen. Er befahl kraft seiner Vollmacht, daß die Gemeinde das Forum räumen sollte, und hieß die Lictoren die widerstrebende Menge wegtreiben. Ihm gegenüber standen unverzagt die Tribunen. Sie erklärten, sie würden, wenn der Dictator auf seinem Beschluß beharre, eine Buße von 500,000 As wegen Störung der Versammlung beantragen, sobald sein Amt zu Ende sei. Diese Drohung und das Murren, der Widerstand der Bürger war für den alten Feldherrn furchtbarer, als das Schwert des Feindes; er legte sogleich die Dictatur nieder. Eben so wenig richtete ein zweiter Dictator, Publius Manlius, aus; es scheint sogar, daß dieser den Plebejern nicht ganz abgeneigt war. 368 v. Chr.

Noch hatte der Senat die Mittel zum Widerstande nicht erschöpft. Die Abstimmung der Bürgerschaft konnte nicht mehr gehindert werden, und die drei Anträge erhielten ein bedeutendes Mehr. Zur Genehmigung wurden sie darauf der Versammlung der Curien unterbreitet. Da ward man denn bald einig, daß die Gesetze über die Gemeindeländereien und das Schuldenwesen zwar das Vermögen, nicht aber die Vorrechte des Adels berühre, während das Gesetz über das Consulat die Väter für alle Zeiten zu der Plebs herabziehe. Deswegen wurden jene genehmigt, dieses aber unbedingt verworfen. Mit dem gewonnenen Resultat war der große Haufen nicht unzufrieden. Was lag ihm an Staatswürden, wenn er Aecker erhielt und die Last der Schulden vom Nacken schütteln konnte! Allein die auf alle Fälle gefaßten Tribunen

erklärten, daß sie eine theilweise Annahme der Vorschläge nicht zulassen könnten, daß sie die drei Gesetze in einem Antrag zur Abstimmung vorlegen würden. Die Verhandlungen zogen sich auf diese Art in die Länge; ein Dingtag nach dem andern ging vorüber, ohne daß es zu einem Abschluß gekommen wäre; das Jahr neigte sich zu Ende. Doch erlangte die Gemeinde einen Vortheil; es wurde nämlich zum Gesetz erhoben, daß statt zwei künftig zehn Bewahrer der sibyllinischen Bücher bestellt und daß die Hälfte derselben dem plebejischen Stande entnommen werden sollten. Dadurch erhielten die Bürger Zutritt zu den Heiligthümern und damit Einfluß auf den Gang der Regierung, so oft man in schwierigen Lagen jene Bücher zu Rathe zog. Die uralten römischen und sabellischen Auspicien blieben freilich noch länger den Geschlechtern vorbehalten.

367 v. Chr. Im folgenden Jahre nahmen Licinius und Sextius das Tribunat nur unter der Bedingung an, daß über ihre drei Gesetzesvorschläge durch eine umfassende Abmehrung abgestimmt werde. Sofort begannen die Unruhen der Parteikämpfe von neuem. Drohungen, tumultuarisches Geschrei und selbst Prügelscenen waren nicht selten. Aber die Gesetzgeber, unverrückt das Ziel im Auge behaltend, steuerten mit fester Hand durch den tobenden Aufruhr. Die Gesetze, in einem Antrag verbunden, wurden angenommen und sofort an die Curien zur Sanction überwiesen. Anstatt aber zu genehmigen, erwählten die Väter nochmals den alten Camillus zum Dictator, der sogleich eine allgemeine Musterung anberaumte. Dagegen erhob sich die Bürgerschaft. Sie zog sich bewaffnet zusammen, wahrscheinlich auf dem Aventin; der Bürgerkrieg, vielleicht der Untergang des Staates stand bevor. Dies ertrug der ergraute Held nicht; er sehnte sich, in Frieden von seinen Thaten zu ruhen, und vermittelte daher die Einigung zwischen den Ständen. Die Licinischen Gesetze wurden angenommen, den Patriciern aber eine neu errichtete Magistratur vorbehalten. Es war die Prätur, ein Amt, dem die Gerichtsbarkeit überwiesen wurde, welche sonst die Consuln und in ihrer Abwesenheit der Statthalter verwalteten. Der Prätor stand den Consuln an Würde nicht nach, obgleich diese seine Urtheile bisweilen reformirten. Er hatte sechs Lictoren zur Verfügung und die sella curulis. Nach dem Abschluß der Uebereinkunft stiftete Camillus der Eintracht ein Heiligthum auf einer Erhöhung am Fuße des Capitols. Dort stand der graue Staatsmann und Krieger und dankte den Göttern für den segensreichen Frieden, der forthin, wie er hoffte, die Vaterstadt beglücken werde. Dann legte er sein Amt nieder und ward zwei Jahre später zu seinen Vätern versammelt. Er hatte über sechzig Jahre dem Staate mit hohen Ehren gedient und noch am Abschlusse seines Lebens den innern Frieden vermittelt.

Zur Feier der nach dem langen Hader wiederhergestellten Eintracht wurde den großen römischen Spielen ein vierter Festtag zugefügt. Da jedoch hierzu die vom Staate festgesetzten Summen nicht ausreichten, so weigerten sich, wie erzählt wird, die plebejischen Aedilen, denen die Besorgung oblag, dem Senatsbeschlusse nachzukommen. Darauf erboten sich patricische Jünglinge,

die Kosten dieses vermehrten Aufwandes aus eignen Mitteln zu bestreiten. In Anerkennung dieser patriotischen Gesinnung wurde eine dritte Magistratur errichtet, die curulische Aedilität, die gleichfalls anfangs nur den Patriciern offen stand. Indessen diese Obrigkeit hatte außer der Oberaufsicht über die genannten Spiele auch die oberste Polizei-Gewalt, die Ueberwachung der Straßen, des Marktes, wie den plebejischen Aedilen diese Aufsicht in Betreff ihres Standes zugetheilt war. Ferner besaßen sie richterliche Befugniß. Sie hielten anstatt der Quästoren, die jetzt vorzugsweise nur als Kassebeamten erscheinen, Blutgericht und trugen, wenn von ihrem Urtheil appellirt wurde, die Sache der Gemeinde vor. Da nun den plebejischen Aedilen wol niemals die Leitung der den Curien zustehenden Spiele im großen Circus überwiesen war, so ist ersichtlich, daß obige Erzählung von Entstehung der curulischen Aedilität der Dichtung angehört, daß die Magistratur vielmehr mit der Vereinbarung über die Licinischen Gesetze in Verbindung steht. Sie wurde auch schon im zweiten Jahre den Plebejern zugänglich gemacht und zwar so, daß in einem Jahre zwei Patricier, im folgenden eben so viele Plebejer das Amt bekleideten.

Die durch innere und äußere Kämpfe erschöpfte Bürgerschaft hatte nach Abschluß des Vertrags zwischen den Ständen einige Jahre Ruhe. Dazu trug eine pestartige Seuche bei, die auf dem Land und in der Stadt zahlreiche Opfer, namentlich auch den greisen Camillus hinraffte. Die Plebejer erfreuten sich der errungenen gleichen Berechtigung, wie denn der eine Vorkämpfer in dem glücklich zu Ende geführten Bürgerzwist, Lucius Sextius, der erste Consul seines Standes wurde. Der andere, dessen ehrgeizige Gattin Anlaß zu der gesetzlichen Neuerung gegeben haben soll, blieb noch von der ersehnten Würde ausgeschlossen. Dafür ließ er es sich desto mehr bei seinen strotzenden Geldsäcken und auf seinen Feldgütern behagen. Er besaß einen unmäßig großen Antheil an den Staatsländereien. Diesen nach seinem eignen Gesetze sich schmälern zu lassen, war gar nicht nach seinem Sinne. Er fand einen Ausweg, indem er seinen Sohn für mündig erklärte und in die Bürgerliste eintragen ließ. Auf ihn übertrug er die Hälfte seines 1000 Morgen umfassenden Gemeindelandes. Aber die Obrigkeit hielt damals noch scharfe Aufsicht über dergleichen Kunstgriffe, die das römische Recht umgingen. Sie verurtheilte 358 v. Chr. ihn in eine Buße von 10,000 As.

Die Väter freuten sich der Bestrafung des Mannes, der ihnen so viel Leid zugefügt hatte; aber sonst wagten sie noch keinen Versuch, die verlornen Rechte wieder anzusprechen. Sie mußten vielmehr noch weitere Forderungen 362 v. Chr. der Gemeinde genehmigen. Unter andern erhielt dieselbe das Recht, von den 24 Tribunen der Legionen, die sonst der Oberfeldherr auswählte, 16 in ihrer Versammlung zu ernennen, wodurch eine Zurücksetzung verdienter Männer seltener wurde. In demselben Jahre aber gerieth der plebejische Consul Genucius in einen Hinterhalt der Herniker und fiel mit einer großen Anzahl Krieger nach tapferm Widerstande. Sofort schritten die Väter, laut die Unfähigkeit der Plebejer und den Zorn der Götter beklagend, zur Wahl

eines Dictators. Sie erneuerten sogar mehrere Jahre hindurch die Einsetzung dieser unumschränkten Gewalt im Staate. Vielleicht brach gerade wegen dieser Ungesetzlichkeit ein Volksaufstand aus, der gefährlich zu werden drohte. Der Consul Marcus Popillius, der gerade ein Opfer vollbrachte, eilte im Priestergewand herbei und beruhigte durch sanfte und besonnene Rede die Gemüther.

Die Licinischen Acker- und Schuldgesetze erfüllten indessen ihren Zweck nicht vollständig, wie denn überhaupt Verarmung, Schuldenlast und, was dazu Veranlassung giebt, Geldwucher nicht leicht durch Gesetze verhütet werden. Man beschränkte den angemaßten Besitz des Gemeindelandes, aber man duldete ihn in den gesetzlichen Schranken, statt das gesammte Gebiet in gleichen Loosen zu vertheilen. Man verordnete eine Abtragung der Schuld in drei Jahren; aber dieselbe konnte vielfach nur wieder durch Geldaufnahmen unter vielleicht härteren Bedingungen erwirkt werden. Der Druck der Gläubiger war unerträglich ge-
357 v. Chr. worden; daher erneuerte man die alten Gesetze gegen Wucher und setzte den höchsten Zinsfuß auf $8^1/_2$, oder wahrscheinlich auf 10 Procent.

356 v. Chr. Im folgenden Jahre veranlaßte ein Sieg der Etrusker abermals die Wahl eines Dictators. Der damit beauftragte plebejische Consul wagte es, ohne auf das Murren und den heftigen Widerstand der Patricier zu achten, einen Plebejer, den wohlverdienten und angesehenen Cajus Marcus Rutilus, zu berufen. Die Gemeinde gab laut ihren Beifall zu erkennen, und der Mann rechtfertigte durch seine Thaten das allgemeine Vertrauen. Dagegen rüsteten sich die Väter mit aller Macht, den Gesetzen zum Trotz, ihr gekränktes Ansehen wiederherzustellen. Sie verhinderten die neue Wahl und ernannten aus ihrem
355 v. Chr. Stande Zwischenkönige. Der eilfte derselben überging die Namen der plebejischen Bewerber. Er hatte die Kühnheit, zwei Patriciern, welche auf diese Art die meisten Stimmen erhielten, das Consulat zu übertragen, indem er, wie zum Hohne, das Gesetz der Zwölftafeln anführte, wonach der jüngste Volks-
354 v. Chr. beschluß den älteren aufhob. Dasselbe geschah im nächsten Jahre, da die rechtlichen Leute, erbittert über das gesetzlose Verfahren, aus den Centurien traten und das Marsfeld verließen. Unbekümmert um diesen Schritt, beendigten die Väter mit ihrem Anhange und der Hefe des Pöbels die Wahl, worauf die Namen von zwei Patriciern aus der Urne hervorgingen. Durch ähnliche Mittel gelang es noch öfters, das Recht zu verhöhnen.

Zwei Jahre vor Erhebung des ersten plebejischen Dictators brachte der Tribun Pötelius ein Gesetz gegen die Amtserschleichung ein. Wichtiger noch war eine spätere Verordnung, daß kein Bürger innerhalb zehn Jahre zweimal das Consulat, noch weniger mehrere curulische Würden zugleich bekleiden solle. Wenige, aber durch Ansehen, oder Tüchtigkeit hervorragende Männer hatten bisher die oberste Magistratur mit seltenem Wechsel inne gehabt, oft auch die Prätur damit vereinigt. Jetzt erst war allen Römern der Weg eröffnet, durch Verdienst an die Spitze des Staates zu treten und im edelsten Wettstreit für die Wohlfahrt des Vaterlandes die Bahn der Ehre zu betreten.

Die letzte Umgehung des Licinischen Gesetzes über das Consulat geschah 343 v. Chr. Von dieser Zeit an ließen sich die Plebejer nicht mehr zurückdrängen. Schon sieben Jahre vorher hatte der oben genannte Cajus Marcus Rutilus, 350 v. Chr. der erste plebejische Dictator, auch die Censur erlangt und also diese Würde seinem Stande eröffnet. Eben so ausgezeichnet durch löbliche Sitte und Verdienst war Quintus Publilius Philo. Er bekleidete mit seinem patricischen Collegen Titus Aemilius Mamercus das Consulat und wurde von demselben wol mit Genehmigung des Senats zum Dictator ernannt. Er 339 brachte drei Gesetze zur Annahme, die alle Schwankungen in der Verfassung v. Chr. beseitigen sollten. Das erste erneuerte die schon früher festgesetzte, aber nicht mehr beachtete Gültigkeit der Beschlüsse der Tribus-Versammlung für das ganze Volk; das zweite gab den Entschließungen der Centurien dieselbe gesetzliche Kraft, und es wurde zugleich, um den Curien noch einen Schatten ihres ehemaligen Ansehens zu retten, bestimmt, daß sie zum Voraus die Gemeindebeschlüsse genehmigen sollten. Das dritte Gesetz verordnete, daß auch die Censur stets von einem Patricier und einem Plebejer verwaltet werden müsse. Die Patricier wußten durch ihren Einfluß diese Bestimmungen allmählich wieder in Vergessenheit zu bringen, aber es fanden sich immer wieder einsichtsvolle Männer, die sie gleichsam aus ihrem Grabe zu lebensvoller Wirksamkeit hervorriefen. Der Tribun Cajus Mänius brachte die Verordnung über die Centuriat-Comitien, der Dictator Quintus Hortensius das Gesetz über die Beschlüsse der Tribus etwa 286 v. Chr. zu neuer Geltung.

Ein großer Sieg und ein dauernder Gewinn für die Gemeinde war die Aufhebung der Schuldknechtschaft durch den Dictator Cajus Pötelius. 313 Ein junger Mensch, der für seinen Vater in Haft ging, entwich den grausamen v. Chr. Mißhandlungen seines Schuldherrn auf das Forum und erklärte laut jammernd, wie man ihn zur Schande habe zwingen wollen. Die aufgeregte Menge ward mit Mühe von gesetzwidrigen Handlungen durch das Versprechen der schleunigen Abhülfe zurückgehalten. Darauf brachte in Uebereinstimmung mit dem Senat Pötelius das Gesetz zur Annahme, daß die Schuldhaft aufhöre, das erborgte Kapital lediglich durch das bewegliche und unbewegliche Eigenthum des Schuldners gesichert sein solle. Reichte dessen Habe nicht hin, brach also, nach neuerem Sprachgebrauch zu reden, Bankerott aus, so wurde der Schuldner aus der Tribus gestoßen und verlor sein Stimmrecht. Durch diese Bestimmung wurden die grausamen römischen Schuldgesetze gemildert, welche schon vor dem Mänischen und Hortensischen Gesetze einen wilden Aufruhr und sogar, wie es scheint, einen dritten Auszug der Gemeinde nach dem heiligen Berge veranlaßt hatten.

Rüstig schritt die Gemeinde auf der betretenen Bahn zur Gleichberechtigung mit den Vätern vorwärts. Der wackere Quintus Publilius Philo erlangte, als der erste seiner Standesgenossen, die Prätur, und nach manchem 337 Wechsel wurde auch diese Würde zwischen beiden Ständen getheilt, so daß v. Chr. immer einer der Prätoren ein Plebejer war. Die Gesetzeskunde, welche die

eines Dictators. Sie erneuerten sogar mehrere Jahre hindurch die Einsetzung dieser unumschränkten Gewalt im Staate. Vielleicht brach gerade wegen dieser Ungesetzlichkeit ein Volksaufstand aus, der gefährlich zu werden drohte. Der Consul Marcus Popillius, der gerade ein Opfer vollbrachte, eilte im Priestergewand herbei und beruhigte durch sanfte und besonnene Rede die Gemüther.

Die Licinischen Acker- und Schuldgesetze erfüllten indessen ihren Zweck nicht vollständig, wie denn überhaupt Verarmung, Schuldenlast und, was dazu Veranlassung giebt, Geldwucher nicht leicht durch Gesetze verhütet werden. Man beschränkte den angemaßten Besitz des Gemeindelandes, aber man duldete ihn in den gesetzlichen Schranken, statt das gesammte Gebiet in gleichen Loosen zu vertheilen. Man verordnete eine Abtragung der Schuld in drei Jahren; aber dieselbe konnte vielfach nur wieder durch Geldaufnahmen unter vielleicht härteren Bedingungen erwirkt werden. Der Druck der Gläubiger war unerträglich ge-
357 v. Chr. worden; daher erneuerte man die alten Gesetze gegen Wucher und setzte den höchsten Zinsfuß auf $8^1/_2$, oder wahrscheinlich auf 10 Procent.

356 v. Chr. Im folgenden Jahre veranlaßte ein Sieg der Etrusker abermals die Wahl eines Dictators. Der damit beauftragte plebejische Consul wagte es, ohne auf das Murren und den heftigen Widerstand der Patricier zu achten, einen Plebejer, den wohlverdienten und angesehenen Cajus Marcus Rutilus, zu berufen. Die Gemeinde gab laut ihren Beifall zu erkennen, und der Mann rechtfertigte durch seine Thaten das allgemeine Vertrauen. Dagegen rüsteten sich die Väter mit aller Macht, den Gesetzen zum Trotz, ihr gekränktes Ansehen wiederherzustellen. Sie verhinderten die neue Wahl und ernannten aus ihrem
355 v. Chr. Stande Zwischenkönige. Der eilfte derselben überging die Namen der plebejischen Bewerber. Er hatte die Kühnheit, zwei Patriciern, welche auf diese Art die meisten Stimmen erhielten, das Consulat zu übertragen, indem er, wie zum Hohne, das Gesetz der Zwölftafeln anführte, wonach der jüngste Volks-
354 v. Chr. beschluß den älteren aufhob. Dasselbe geschah im nächsten Jahre, da die rechtlichen Leute, erbittert über das gesetzlose Verfahren, aus den Centurien traten und das Marsfeld verließen. Unbekümmert um diesen Schritt, beendigten die Väter mit ihrem Anhange und der Hefe des Pöbels die Wahl, worauf die Namen von zwei Patriciern aus der Urne hervorgingen. Durch ähnliche Mittel gelang es noch öfters, das Recht zu verhöhnen.

Zwei Jahre vor Erhebung des ersten plebejischen Dictators brachte der Tribun Pötelius ein Gesetz gegen die Amtserschleichung ein. Wichtiger noch war eine spätere Verordnung, daß kein Bürger innerhalb zehn Jahre zweimal das Consulat, noch weniger mehrere curulische Würden zugleich bekleiden solle. Wenige, aber durch Ansehen, oder Tüchtigkeit hervorragende Männer hatten bisher die oberste Magistratur mit seltenem Wechsel inne gehabt, oft auch die Prätur damit vereinigt. Jetzt erst war allen Römern der Weg eröffnet, durch Verdienst an die Spitze des Staates zu treten und im edelsten Wettstreit für die Wohlfahrt des Vaterlandes die Bahn der Ehre zu betreten.

Die letzte Umgehung des Licinischen Gesetzes über das Consulat geschah 343 v. Chr. Von dieser Zeit an ließen sich die Plebejer nicht mehr zurückdrängen. Schon sieben Jahre vorher hatte der oben genannte Cajus Marcus Rutilus, 350 v. Chr. der erste plebejische Dictator, auch die Censur erlangt und also diese Würde seinem Stande eröffnet. Eben so ausgezeichnet durch löbliche Sitte und Verdienst war Quintus Publilius Philo. Er bekleidete mit seinem patricischen Collegen Titus Aemilius Mamercus das Consulat und wurde von demselben wol mit Genehmigung des Senats zum Dictator ernannt. Er 339 brachte drei Gesetze zur Annahme, die alle Schwankungen in der Verfassung v. Chr. beseitigen sollten. Das erste erneuerte die schon früher festgesetzte, aber nicht mehr beachtete Gültigkeit der Beschlüsse der Tribus-Versammlung für das ganze Volk; das zweite gab den Entschließungen der Centurien dieselbe gesetzliche Kraft, und es wurde zugleich, um den Curien noch einen Schatten ihres ehemaligen Ansehens zu retten, bestimmt, daß sie zum Voraus die Gemeindebeschlüsse genehmigen sollten. Das dritte Gesetz verordnete, daß auch die Censur stets von einem Patricier und einem Plebejer verwaltet werden müsse. Die Patricier wußten durch ihren Einfluß diese Bestimmungen allmählich wieder in Vergessenheit zu bringen, aber es fanden sich immer wieder einsichtsvolle Männer, die sie gleichsam aus ihrem Grabe zu lebensvoller Wirksamkeit hervorriefen. Der Tribun Cajus Mänius brachte die Verordnung über die Centuriat-Comitien, der Dictator Quintus Hortensius das Gesetz über die Beschlüsse der Tribus etwa 286 v. Chr. zu neuer Geltung.

Ein großer Sieg und ein dauernder Gewinn für die Gemeinde war die Aufhebung der Schuldknechtschaft durch den Dictator Cajus Pötelius. 313 Ein junger Mensch, der für seinen Vater in Haft ging, entwich den grausamen v. Chr. Mißhandlungen seines Schuldherrn auf das Forum und erklärte laut jammernd, wie man ihn zur Schande habe zwingen wollen. Die aufgeregte Menge ward mit Mühe von gesetzwidrigen Handlungen durch das Versprechen der schleunigen Abhülfe zurückgehalten. Darauf brachte in Uebereinstimmung mit dem Senat Pötelius das Gesetz zur Annahme, daß die Schuldhaft aufhöre, das erborgte Kapital lediglich durch das bewegliche und unbewegliche Eigenthum des Schuldners gesichert sein solle. Reichte dessen Habe nicht hin, brach also, nach neuerem Sprachgebrauch zu reden, Bankerott aus, so wurde der Schuldner aus der Tribus gestoßen und verlor sein Stimmrecht. Durch diese Bestimmung wurden die grausamen römischen Schuldgesetze gemildert, welche schon vor dem Mänischen und Hortensischen Gesetze einen wilden Aufruhr und sogar, wie es scheint, einen dritten Auszug der Gemeinde nach dem heiligen Berge veranlaßt hatten.

Rüstig schritt die Gemeinde auf der betretenen Bahn zur Gleichberechtigung mit den Vätern vorwärts. Der wackere Quintus Publilius Philo erlangte, als der erste seiner Standesgenossen, die Prätur, und nach manchem 337 Wechsel wurde auch diese Würde zwischen beiden Ständen getheilt, so daß v. Chr. immer einer der Prätoren ein Plebejer war. Die Gesetzeskunde, welche die

Väter als ein Geheimniß bewahrten, war demnach Gemeingut geworden. Daß auch die Gerichtstage allgemein bekannt wurden, war das Verdienst des Cnejus Flavius, welcher der Schreibergilde angehörte. Er diente als Notar dem Appius Claudius, einem Manne aus dem alten, ahnenstolzen Geschlechte der Appier, und hatte mit seinem Patron einen Kalender über die Tage, an welchen Gericht gehalten werden durfte, mit großer Sorgfalt entworfen. Früher, so lange das zehnmonatliche Jahr bestand, gab es 38 Markt- und damit zusammenfallende Gerichtstage. Als das Sonnenjahr von zwölf Monaten eingeführt wurde, vermehrte man die Markttage, ließ aber die Zahl der Gerichtstage, als beruhend auf religiösen Gründen, fortbestehen. Manche Tage waren ganz für die Rechtspflege offen, manche zur Hälfte, an andern hielt man nur einige Stunden für gottgefällig und der Rechtspflege günstig. Die Landleute mußten deswegen häufig bei den Priestern anfragen und hatten viele vergebliche Gänge. Cn. Flavius stellte nun eine, oder mehrere Tafeln öffentlich auf, welche Tage und Stunden für Abhaltung der Gerichte genau anzeigten. Er wurde dadurch so bekannt und beliebt, daß er es wagte, obgleich Zunftgenosse, sich um die Aedilität zu bewerben. Der die Versammlung leitende Beamte wollte den Namen des Geschäftsmannes nicht annehmen; aber Flavius gelobte, dem einträglichen Schreiberdienst für immer zu entsagen, und wurde gewählt. Als er im Verlaufe seiner Amtsführung seinen erkrankten Collegen besuchte, fand er bei demselben mehrere junge Patricier, die nicht aufstanden, ihm auch keinen Sitz anboten. Er aber ließ sich seinen curulischen Elfenbeinstuhl holen und setzte sich mit aller Gravität seines Amtes ihnen gegenüber.

Gleichwie die Kenntniß der Gesetze, so waren auch die priesterlichen Geheimnisse, die Auspicien, das Formelwesen bei Opfern und Weihungen der Plebs nicht länger verborgen. Es kam jetzt darauf an, auch die Priesterämter, gleichsam die letzte Burg des ersten Standes, der Gemeinde aufzuschließen. 300 v. Chr. Die Volkstribunen Quintus und Cnejus Ogulinus thaten den Angriff. Sie schlugen vor, daß zu den fünf Priestern (Pontifices) vier Plebejer und zu den vier Auguren deren fünf zugefügt würden. Vergebens sträubte sich der Adel gegen den Raub seines noch allein übrigen Vorrechts: die Gemeinde erhob den Antrag zum Gesetz, nachdem die Curien schon vorher genehmigt hatten.

Die Verfassung der Republik war vollendet, ausgeglichen der Hader, dem Bürger die Bahn der Ehre und Macht, dem Staate der Weg zur Herrschaft über nahe und entfernte Nationen eröffnet. Das Volk, in gesetzgebenden Versammlungen zusammentretend, faßte, frei von allen hemmenden Schranken seine Beschlüsse; aber die Edelsten aus seiner Mitte nahm nach ruhmvoller Amtsführung der Senat in sich auf. Sie wurden also nicht, wie in Athen, durch ihre Talente Lenker und Beherrscher der Gemeinde, sondern sie traten in den gemeinschaftlichen Rath, der nach Außen die Staatsangelegenheiten mit sicherer Hand verwaltete, nach Innen die ungefüge Menge zügelte und in die rechte Bahn wies, einen Rath, der den fremden Gesandten wie eine Versammlung von Königen

erschien. So gerüstet, begann die noch sehr beschränkte Republik den Kampf um die Herrschaft der Welt, und es gab kein Volk, das ihr an Tüchtigkeit und Patriotismus der Bürger, sowie an vollendeter Ausbildung der Verfassung zu vergleichen war. Beweise dafür liefern nicht blos glückliche Schlachten, kriegerische, todesmuthige Thaten, sondern auch das planmäßige System, die besiegten Völker dauernd zu unterwerfen und mit festen Banden an das Reich zu knüpfen. Dieses System war im Grunde das schon unter den Königen eingeführte der Bundesgenossenschaft und der Colonisation; aber es wurde planmäßig ausgebildet und nach den Umständen erweitert. Völker, die nicht völlig besiegt, aber zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen waren, nahm man in den Bund auf. Sie behielten ihre Verfassung und innere Vereinigung, mußten aber im Krieg und Frieden dem Gange folgen, welchen die römische Regierung einhielt. Bezwungene Stämme wurden aufgelöst, ihre Städte erhielten das römische Bürgerrecht, aber ohne Stimme in den Versammlungen. Solche Städte hießen Municipien und hatten je nach dem Grade ihrer Unterwürfigkeit entweder ihre eignen Verwaltungsbehörden, oder auch römische Magistrate; aber in allen galt römisches Gesetz und Recht, und eben so mußten sie im Krieg und Frieden an den Lasten der vorherrschenden Stadt Theil nehmen, während ihnen doch die Vortheile der eigentlichen Bürger und ihr Einfluß auf die Regierung entzogen blieben. Durch diese verschiedenartige Behandlung waren die Städte unter sich getrennt und mit mehr oder minder straffen Banden an den Mittelpunkt des Reiches geknüpft.

Eine andere Maßregel war die Aussendung von Kolonien, die man theils an die feindlichen Gränzen vorschob, theils, wie Zwingburgen, in den noch nicht völlig bezwungenen Ländern anlegte und durch kriegerische Kolonen und starke Ringmauern gegen Angriffe zu sichern suchte. Wurden die entsendeten Bürger in einem neugegründeten Platze gesammelt, so daß sie eine römische Gemeinschaft bildeten, so waren sie durch Waffen und Werke stark genug, um einem Ueberfalle, oder einer Belagerung Trotz bieten zu können, bis Entsatz kam. Verpflanzte man sie aber in eine schon bestehende Stadt, wo sie auf Kosten der alten Bevölkerung Ländereien erhielten, so wurden sie oft ein Opfer der Erbitterung der Feinde. Dann aber hatte Rom Gelegenheit, durch das Schwert der Legionen Rache für vergossenes Bürgerblut zu nehmen und seine Herrschaft auszubreiten. Gerüstet an Haupt und Gliedern, wie ein Held zum Streiten und Siegen, stolz auf bisherigen Erfolg, die Seele voll kühner, großer Gedanken, einmüthigen Sinnes, jeder Einzelne begeistert für den Ruhm des Vaterlandes: so stand die Bürgerschaft der ewigen Stadt mitten unter den wenig vereinigten Volksstämmen, welche Italien bewohnten, so betrat sie die Bahn, die zur Herrschaft über Hellenen und Barbaren, über einen großen Theil der Länder in den drei damals bekannten Erdtheilen führte.

Des Marcus Curtius Opfertod.

III.

Kriege gegen Gallier, Samniten und Latiner.

Rom gegen Gallier und Nachbarvölker.

Unter dem Streben und Ringen der Stände nach gleicher Berechtigung wurde die sittliche Zucht keineswegs aufgelöst. Die Lebensweise auch der Großen und Reichen blieb einfach; selbst die vornehmen Grundherren führten den Pflug und rechneten es sich zur Ehre, gute Landwirthe zu sein. Besonders übten die Hausväter strenges Regiment über Kinder und Angehörige, und die Söhne, die zu tapfern Kriegern und Befehlshabern heranreiften, lernten

zuerst Gehorsam im elterlichen Hause, ehe sie selbst über Heere und besiegte Völker geboten. Dies beweist die Erzählung von dem kindlichen Sinne des Titus Manlius. Wegen einer bösartigen Seuche sollte nach altem geheiligten Brauche im Tempel des Jupiter ein Nagel eingeschlagen werden. Man hatte ehemals durch solche Nägel die Zahl der Jahre bezeichnet, später aber diese Ceremonie unterlassen. Man wählte bloß für diese heilige Handlung den Lucius Manlius Imperiosus zum Dictator. Als aber derselbe das Geschäft verrichtet hatte, ließ er, statt seine Gewalt niederzulegen, strenge Werbungen veranstalten und die, welche nicht sogleich willig waren, mit Ruthenstreichen herbeitreiben. Er wurde darum im folgenden Jahre von einem 362 v. Chr. Tribun zur Rechenschaft gezogen und zugleich angeklagt, er halte seinen Sohn wie einen Knecht auf seinen Gütern, weil diesem von der Natur die Gabe der fließenden Rede versagt sei. Am Gerichtstage trat in der Frühe, während er noch der Ruhe pflegte, der junge Titus Manlius bei ihm ein, setzte ihm den gezückten Dolch auf die Brust und zwang ihn zu dem eidlichen Versprechen, die Klage unverweilt zurückzunehmen. Der Tribun erfüllte sein Versprechen und berichtete zugleich vor der Gemeinde, wie er dazu bewogen worden sei. Das Volk aber, den Edelmuth des Jünglings anerkennend, erwählte ihn, ohngeachtet seiner Jugend und mangelnden Verdienste, zum Kriegsobersten.

In demselben Jahre kam ein großer Schrecken über die Bürgerschaft. Es entstand nämlich, wahrscheinlich in Folge von Erderschütterungen ein weiter Spalt von unabsehbarer Tiefe mitten auf dem Forum. Die Einbildung sah Spukgestalten daraus hervorsteigen; man fürchtete die unterirdischen Götter, die vielleicht in der Tiefe die Gräuel der Verwüstung bereiteten. Da verkündigte ein Schauer der Geschicke: wenn Rom sein theuerstes Gut dem Abgrund weihe, werde die Kluft sich schließen und die Stadt durch alle Zeiten fortbestehen. Wohl tagte der Senat angstvoll in unabläßiger Berathung und forschte, was des höchsten Preises würdig sei; wohl berieth die versammelte Gemeinde, was die geheimnißvollen Mächte der Tiefe versöhnen möge; man konnte das Räthsel nicht lösen.

Da trabte hoch zu Roß, im vollen Waffenschmuck ein hochherziger, ritterlicher Jüngling, Marcus Curtius, über das Forum, von Allen gesehen, von Allen gehört, als er begeistert ausrief: „Birgt unsere Vaterstadt edlere Kleinodien, als Waffen und tapferen Muth? Wohlan, die weihe ich den unterirdischen Göttern!“ Mit diesen Worten spornte er sein Streitroß zum Todessprung in den Abgrund, und alsbald schloß sich der Schlund über dem empfangenen Opfer. Mag die Begebenheit immerhin der Dichtung angehören, so ist sie doch im Sinn und Geiste der Römer entstanden, welche gleiche Opferfreudigkeit in den Kämpfen der Republik bewährt haben.

Sie bedurften aber damals ihres Muthes und ihrer Kriegserfahrungen besonders gegen die Herniker, die lange Zeit als ergebene Bundesgenossen, ihren Fahnen gefolgt waren, aber seit dem Einbruche der Gallier ihre Unabhängigkeit behaupteten. Der erste plebejische Consul Lucius Genucius,

voll Begierde, die Ehre seines Standes zu behaupten, drang kühn in das feindliche Land ein. Aber die Herniker brachen aus einem Hinterhalte unversehens hervor und hieben ihn mit einem Theile der Legionen nieder. Die Väter, damals noch voll Eifersucht auf die plebejischen Mitbürger, frohlockten über die Niederlage des bürgerlichen Consuls; doch waren sie zugleich darauf bedacht, an dem Feinde den Unfall zu rächen. Sie wählten zum Dictator den Appius Claudius, einen kriegskundigen, aber, wie sein ganzes Geschlecht, ahnenstolzen Mann. Er griff die Herniker mit großer Macht an, fand jedoch die tapferste Gegenwehr. Acht Cohorten derselben, die auserlesensten und edelsten Krieger, welche den Kern der feindlichen Macht bildeten, standen wie eine Burg in unerschütterlicher Phalanx gegen alle Angriffe, und unter ihrem Schutze sammelte sich das übrige Kriegsvolk, wenn es vor dem Andrange der Legionen zu wanken begann. Vergebens rückten die drei Treffen der Römer in die Schlachtlinien ein, vergebens suchte die Ritterschaft im wilden Anprall den Wall von Speeren zu durchbrechen; Roß und Mann sank unter den mörderischen Stößen, und schon gewannen die streitbaren Männer Boden. Da saß die Ritterschaft ab und trat fest geschlossen in die vordersten Reihen. Lange rangen die Edelsten der beiden Völker um den Preis des Sieges; endlich aber behielt die römische Beharrlichkeit die Oberhand. Die Herniker zogen sich, von den geschwächten Legionen wenig verfolgt, in ihr Lager, verließen es aber in der folgenden Nacht und sollen auf dem ferneren Rückzug noch großen Verlust erlitten haben. Ihr Land wurde darauf verwüstet, ihre Hauptstadt Ferentinum erobert.

361 v. Chr. Eben so feindlich bewies sich die mächtige Stadt Tibur, als Haupt eines Städtebundes. Man konnte aber an Bestrafung derselben nicht denken, weil wiederum ein Schwarm von Galliern verheerend in Latium einbrach. Gegen die neuen, noch immer gefürchteten Feinde ward ein Dictator gewählt, der mit den Legionen nur bis an den Anio vorrücken konnte, weil jenseits schon die Barbaren lagerten. Das zwischen hohen Ufern der Tiber zuströmende Flüßchen trennte die streitbaren Heere; eine Holzbrücke, welche darüber führte, verstattete nur einzelnen Fußgängern den Uebergang. Auf dieser Brücke nun erschien ein riesenhafter Kämpe der Kelten und forderte mit lautem Geschrei den kühnsten Römer zum Zweikampf heraus. Langes, struppiges Haar umwallte sein Haupt, der bunte Kriegsrock seinen Leib, von blankem Gold glänzten seine stattlichen Waffen. Er war furchtbar anzuschauen, während er unter allerlei Sprüngen den Kriegstanz aufführte, wie er den Barbaren eigenthümlich war. Schweigend blickten die römischen Edeln auf das seltsame Schauspiel, und keiner bezeigte Lust, mit dem trotzigen, höhnenden Kämpfer Mann gegen Mann sich zu messen. Endlich trat der junge Titus Manlius, der so muthig seinen Vater gegen Anklagen vertheidigt hatte, vor den Dictator und begehrte, für die Ehre des Heeres den gefährlichen Waffengang zu wagen. Als der Feldherr genehmigte, schritt er in einfacher, aber fester Rüstung ruhig und entschlossen dem Kampfplatze auf der schmalen Brücke zu. Die Schwerter

blitzten, hier das kurze römische, dort das gewaltige gallische Schlachtschwert. Wie Hagel fielen die schmetternden Streiche des Kelten, aber Manlius, stark, gewandt und scharfen Blickes, fing sie mit dem Schilde auf. Er erspähte endlich den rechten Augenblick, unterlief den Gegner und stieß ihm, seinen mächtigen Schild in die Höhe drückend, die tödtliche Waffe wiederholt in die entblößten Weichen. Weithin dröhnte der Fall des Barbaren. Der bescheidene Sieger dagegen schmähte nicht den Leib den Feindes; er nahm ihm nicht Rüstung und Waffen; nur die blutige Goldkette desselben machte er los und schlang sie sich um den Hals, und seine Waffenbrüder, welche ihn jubelnd mit Sang und Klang zu den Feldherren geleiteten, begrüßten ihn mit dem Ehrennamen Torquatus (der Kettenträger).

Die Gallier waren durch die Niederlage ihres gefeierten Kämpfers so entmuthigt, daß sie den Rückzug antraten. Verheerend rückten sie durch Latium, an Tibur vorüber, wo sie vielleicht Sold und Versprechungen für künftige Hülfsleistungen empfingen, in die fruchtbaren Gefilde von Campanien. Schon im nächsten Jahre kehrten sie zurück und drangen, während der Consul bei Tibur lagerte, sengend und brennend bis an das collinische Thor. Ein Dictator wurde eilends gewählt; er führte die ganze waffenfähige Mannschaft gegen den schrecklichen Feind. Nach einem wüthenden Kampfe wichen die Gallier nach dem befreundeten Tibur, wo sie durch den hervorbrechenden Consul eine vollständige Niederlage erlitten. Eben so erfolgreich wurde gegen die Herniker und im nächsten Jahre gegen die Tiburtiner gestritten. Letztere hatten Rom selbst zu überfallen gesucht, büßten aber, durch die aus zwei Thoren ausfallenden Legionen gedrängt, mit schwerem Verlust für ihre Kühnheit. Sie setzten indeß ungeschreckt und verstärkt durch geschlossene Einigung mit den Hernikern und den etruskischen Tarquiniensern den Krieg fort. Auch erschien abermals ein zahlloser Keltenschwarm, überstieg von Osten her die Gebirge und lagerte sich bei Pedum im alten Aequerlande. Der Dictator Sulpicius brach sogleich gegen die gefürchteten Barbaren auf. Auch der latinische Bund, soweit er nicht aufgelöst war, sandte wieder aus Besorgniß vor gänzlicher Zertrümmerung zahlreiche Hülfsmannschaft, so daß eine ansehnliche Macht zusammen kam. Der Oberfeldherr, wohl erfahren in der keltischen Kriegsweise und den ersten, stürmischen Angriff fürchtend, hielt sich auf Anhöhen und hinter Verschanzungen. Er mußte jedoch nach langem Zögern der Kampfbegierde des Heeres nachgeben und in die Ebene heruntersteigen. Kaum hatte er hier seine Schlachtordnung entfaltet, so stürmte auch schon die gallische Schwerterphalanx gegen die Legionen an. Der römische linke Flügel wankte sogleich und wäre gänzlich über den Haufen gerannt worden, hätte sich nicht der Dictator selbst in die vordersten Reihen gestürzt und mit anfeuernden Wort und tapferer That dem Schrecken gewehrt. Aus der Vertheidigung gingen die Römer bald zum Angriff über, warfen den gallischen rechten Flügel auf den linken und trieben endlich mit Hülfe bewaffneter Accensi, die wie ein Hülfsheer plötzlich seitwärts von der Höhe herunterkamen, den Feind in's Gebirge.

360 v. Chr.

358 v. Chr.

Sein mit Beute angefülltes Lager war der Preis des Sieges. Indessen war das feindliche Heer keineswegs aufgerieben, sondern es zog, von den kriegerischen Römern ablassend, auf der wohlbekannten Straße nach Campanien.

Jetzt wurden die Herniker überwältigt; dagegen siegten die Etrusker von Tarquinii, und ihre Priester schlachteten 300 römische Gefangene an den Altären ihrer finstern Götter. Der Krieg wurde nach dieser Gräuelthat von
358 v. Chr. beiden Seiten mit wilder Erbitterung fortgeführt. Die Falisker und andere tuskische Städte verbanden sich mit den Tarquiniensern. Als die beiden Heere auf einander trafen, warfen sich die tuskischen Priester mit fanatischer Wuth auf die anrückenden Schaaren, schleuderten Fackeln, Feuerbrände und Schlangen unter sie und brachten sie dadurch in Verwirrung. Nur die feste taktische Ordnung der Römer wendete eine Niederlage ab; doch konnten sie die Verheerung des auf dem rechten Tiberufer liegenden Gebietes nicht verhindern. Der Dictator Cajus Marcus Rutilus, der erste Plebejer, der, wie bemerkt, diese Würde erhielt, blieb auf dem linken Ufer des Flusses, that aber häufige Streifzüge auf die andere Seite, ermüdete den Feind durch einzelne Gefechte und nahm durch einen Ueberfall 8000 Tusker gefangen. Entscheidender wurde der Krieg gegen Tibur geführt. Die Legionen erstürmten Empolum, Sassula und andere Plätze und zwangen die Stadt zur Unterwerfung. Sie erschien später wieder
354 v. Chr. im latinischen Bunde. Dann erfochten sie einen Sieg über die Etrusker. Von den Gefangenen bluteten über 300 auf dem Forum unter dem Richtbeil zur Vergeltung für die von den Priestern geschlachteten Römer. Drei Jahre später bequemten sich die hartnäckigen Feinde zum Frieden.

350 v. Chr. Es war hohe Zeit, daß man freie Hand bekam; denn schon rückte wiederum ein furchtbarer Keltenschwarm heran, und an den Küsten plünderten griechische Piraten. Letztere waren dem Anscheine nach Söldnerbanden, die unter einem tüchtigen Führer auf Raub und Blutvergießen auszogen. Der Consul des Jahres soll in einem Treffen über die Gallier gesiegt haben, allein sie lagerten den ganzen Winter in den Albaner-Bergen und brandschatzten ungestraft die latinischen und römischen Marken. Im folgenden Frühjahr führte der Consul Lucius Furius Camillus, ein Sohn des großen Camillus, vier Legionen gegen die Barbaren, die nicht übel Lust bezeigten, sich in Latium dauernd niederzulassen. Die Römer, immer noch den stürmischen Angriff und die langen Schwerter der Feinde scheuend, nahmen eine feste Stellung. Als aber, wie vor zwölf Jahren, ein riesiger Kelte vortrat und den Tapfersten zum Zweikampf herausforderte, ging ihm der Tribun Marcus Valerius unverzagt entgegen. Diesmal halfen die Götter dem muthigen Kämpfer, wie die Sage zu berichten weiß. Es schwang sich nämlich ein Rabe hoch aus der Luft herunter und setzte sich auf den Helm des Römers. Wenn nun der Kelte anlief, so verwirrte ihn der Vogel durch seinen Flügelschlag und suchte ihm mit Krallen und Schnabel die Augen aus dem Kopfe zu reißen. Valerius hatte dadurch leichtes Spiel. Er stieß nach einigen Gängen dem fast geblendeten

Gegner das Schwert in den Leib und raubte die Waffen. Ueber dem Leichnam entbrannte die Schlacht, die mit der Niederlage der Gallier endigte. Doch zogen ihre Heerhaufen, noch immer stark genug, durch das Volskerland und Campanien bis in das ferne Apulien. Mit diesem letzten Feldzug hatte der gallische Schrecken ein Ende. Die Römer, die sonst von den keltischen Schwertern zerhauen worden waren, standen jetzt als vollendete Krieger da, ohne Furcht vor irgend einem Volke der Erde. Schon war ihr Name in Griechenland und Klein-Asien bekannt; denn selbst der berühmte Philosoph Aristoteles wußte von der großen Keltenschlacht des Lucius Camillus.

Rom gegen Samnium und Latium.

Durch Unterwerfung der Nachbarn, namentlich der Herniker, Volsker und Aurunker, welche Letztere nach einem kurzen Kriege bezwungen wurden, rückte die römische Macht dem Gebiete der kriegerischen Samniten näher. Diese Nation sabellischer Abkunft bewohnte, wie wir bereits gezeigt haben, die mittleren Gebirgslandschaften von Unteritalien und breitete sich östlich bis an das Adriatische Meer aus. Sie theilte sich in vier Hauptstämme: die Caudiner, Hirpiner, Pentrer und Ferentaner. Diese Völkerschaften bauten ihre Felder, weideten als Hirten ihre Herden und führten in ihren frischen, gesunden Bergen und im Genusse löblicher Freiheit ein einfaches Leben. Tapfer und freiheitsliebend, wie es unbezwungene Bergbewohner sind, wußten sie nicht blos ihr Heimatland gegen andere Völker, selbst gegen die Kelten zu schützen, sondern sie machten sich auch bald den verweichlichten Nachbarn furchtbar. Kein Stamm, keine Stadt hatte Gewalt über andere, alle erfreuten sich republikanischer Verfassungen; nur umschlang sie das Band der Stammverwandtschaft und Bundesgenossenschaft, das freilich, wie in Griechenland, nur lose geknüpft war. Bei wachsender Bevölkerung drangen sie aus ihren Bergen heraus. Sie besetzten einen Theil von Apulien östlich, dann durchzogen sie die südliche Halbinsel, wo sie unter siegreichen Kämpfen mit den ursprünglichen Bewohnern und den angesiedelten Hellenen dauernde Wohnsitze einnahmen. Sie hießen daselbst Lucaner und an der Südspitze Brettier oder Bruttier, welche Letzteren sich mit vielen andern Völkern vermischt hatten. Besonders reizend erschien den streitbaren Bergvölkern der liebliche Fruchtgarten Campanien. Sie strömten in 420 v. Chr.
Schaaren herüber, bezwangen Tusker und Hellenen und bemächtigten sich ihrer Städte und wohl angebauten Ländereien. Sie herrschten in dem einst mächtigen Cumä, wo sich bisher die Griechen behauptet hatten, wie auch in dem durch Volksmenge, Reichthum und Schwelgerei bekannten Capua, dem vornehmsten Sitze der etruskischen Macht. Aber die einfachen Hirten und Ackerbauer konnten dem Zauber der üppigen Lebensweise und der griechischen Kultur nicht widerstehen; sie verschmolzen im Laufe der Zeit mit den bezwungenen Bewohnern und verweichlichten, wie sie selbst, im Genusse des dargebotenen Ueberflusses.

Die Samniten hatten sich auf diese Art weit ausgebreitet, so daß sie vereinigt allen Völkern der Halbinsel weit überlegen waren; aber der Mangel fester Einigung hemmte ihre Fortschritte auf dem Wege der Eroberungen. Im Gegentheile wurden die siegreichen Auswanderer dem Mutterlande bald völlig entfremdet. Daher zog ohngefähr 80 Jahre nach der ersten Eroberung Campaniens die beutelustige Jugend des Gebirgs von neuem in die fruchtbaren Gefilde, wo ihre helleniſirten Stammgenossen an der vollen Tafel des Ueberflusses schwelgten. Sie umlagerten zunächst die ausonische Stadt Sidicinum und lebten vom Raube der trefflich angebauten Felder. Den bedrängten Bürgern kam ein ansehnlicher Heerhaufen von Capua zu Hülfe, wurde aber vollständig geschlagen. Den Trümmern des zersprengten Heeres folgten die Sieger auf dem Fuße und nahmen eine feste Stellung nordöstlich von Capua auf dem Berge Tifata, wo sie die weit ausgedehnte Stadt und das üppige Gefilde in Aussicht hatten. In einzelnen Haufen durchzogen sie sofort die ganze Umgegend und schleppten den Raub in ihr Lager. Diese fortgesetzten Plünderungen bewogen die Capuaner, mit Heeresmacht auszufallen, um die zerstreuten Banden zu überwältigen. Allein die Samniten waren darauf gefaßt und in Schlachtordnung vereinigt. Vor ihrem trotzigen Muthe und ihren blinkenden Waffen hielten die Bürger nicht lange Stand, sondern suchten, übel zugerichtet, Sicherheit hinter ihren festen Ringmauern, und Hunger und Kummer kehrten, als unwillkommene Gäste, mit ihnen ein. In dieser Noth dachten die Bürger darauf, sich auswärtige Hülfe zu verschaffen. Nur das mächtige Rom schien dazu geeignet; daher ging eilends eine Gesandtschaft dahin ab, um gegen wirksamen Beistand unterthänige Bundesgenossenschaft anzubieten. Als die campanischen Boten dem Senat ihr Anliegen vortrugen, traten die Väter in ernste Berathung; denn der Fall war schwierig, der Entschluß konnte unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Man hatte früher ein freundschaftliches Bündniß mit Samnium geschlossen. That man jetzt zu Gunsten der Campaner entscheidende Schritte, so hatte man die Götter, die Rächer gebrochener Bundestreue, und eine wehrhafte Nation gegen sich. Aber die Lockung, die reichste Stadt zur Unterthänigkeit zu erwerben, überwog die Bedenklichkeit, und der klügelnde Verstand fand einen Mittelweg. Eine Gesandtschaft wurde nach Samnium entsendet, um daselbst in aller Lieb' und Güte vorzustellen, wie Campanien in den Bund mit Rom aufgenommen, und daher von den samnitischen Kriegshaufen zu räumen sei. Als darauf eine abschlägliche Antwort erfolgte, war der verhängnißvolle Krieg entschieden. Zwei Heere rückten in's Feld, das eine den Campanern zu Hülfe, das andere zur Be-
343 v. Chr. drohung der samnitischen Gränzen.

Der Consul Marcus Valerius Corvus, der die Hülfsmacht befehligte, fand die Samniten nicht mehr bei Capua. Es scheint, daß sie sich südlich gewendet hatten, wo die Griechen von Neapolis ihnen befreundet waren. Entweder von ihnen getäuscht, oder gedrängt, bezog er ein Lager am Fuße des Berges Gaurus (S. 231), der in dem Winkel zwischen dem Tyrrhenischen Meere

und dem Busen von Neapel sich erhebt. Dadurch von Capua abgeschnitten, befand er sich in einer mißlichen Lage, woraus ihn nur ein Sieg befreien konnte. Darauf aber hoffte er mit Zuversicht; denn er war ein Mann, der seine Streiter durch freundlichen Umgang an seine Person zu fesseln und durch Beispiel zu tapfern Thaten zu begeistern wußte. Bei den Waffenspielen bewies er sich wie ein gemeiner Krieger unter ihnen, hatte für jeden einen Scherz, ein freundliches Wort, mochte er selbst bei den Uebungen Sieger sein, oder unterliegen. Darum liebten ihn Alle und waren bereit, für ihn und mit ihm in den Tod zu gehen. Das zu beweisen, fand sich bald Gelegenheit. Denn die Samniten, die schwierige Lage ihrer neuen Feinde erkennend, waren in vollem Anzug. Nur wenige Tage suchten die beiden Heere durch kleine Scharmützel einander Vortheile abzugewinnen, dann rückten sie in Schlachtordnung aus ihren Lagern. Die Waffen glänzten im Strahle der südlichen Sonne, die Feldzeichen wallten über den Häuptern der Krieger, Hörner und Tuben riefen zum Kampfe um Leben, Ehre und Sieg. Unerschütterlich standen im wilden Handgemenge die Männer des Gebirgs in festen, tiefen Massen, ungedeckt von Reiterei. Die römische Ritterschaft sprengte an und versuchte bald da, bald dort im stürmischen Anprall einzubrechen; an dem blinkenden Lanzenwald scheiterte ihr Ungestüm. Sie zog sich nach beiden Flügeln zurück, und die Legionen, Valerius selbst in der vordersten Reihe, trafen wiederum mit den samnitischen Schaaren zusammen, die kampfbegierig vorrückten. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange; da thaten die Römer, wahrscheinlich verstärkt durch die Triarier, einen letzten, verzweifelten Angriff. Ihre Waffen wütheten in den feindlichen Reihen. Die Samniten widerstanden nicht länger: sie wichen in ihr festes Lager zurück, verließen es aber während der Nacht und zogen, gedeckt durch Baumpflanzungen und Gräben nach Suessula auf der Straße, die von Capua nach Nola führt.

Während dieser Vorfälle drang der andere Consul, Aulus Cornelius Cossus, in die Berge von Samnium ein. Er marschirte, unbehindert vom Feinde, über Waldhöhen und durch die Niederungen nach den frucht- und weidereichen Thälern von Beneventum. Aber das samnitische Aufgebot, der Gegend besser kundig, erschien plötzlich auf einem waldigen Bergzug, welcher die Straße beherrschte. Der Marsch vorwärts und rückwärts war in gleicher Weise bedroht; der Untergang des Heeres schien unvermeidlich. Da erspähte der Tribun Publius Decius eine noch über die feindliche Stellung emporragende Kuppe. Er erbot sich, mit 1600 auserlesenen Kriegern dieselbe zu ersteigen und, wenn es sein müsse, bis in den Tod zu behaupten. Das Wagstück gelang; durch Büsche und Bäume gedeckt, erreichte er den Gipfel. Voll Bestürzung erblickten die Samniten römische Fahnen und Waffen über sich. Unentschlossen, was zu thun sei, verloren sie eine kostbare Zeit, die der Consul zur Rettung des Heeres benutzte; dann bestürmten sie vergebens die todesmuthige Römerschaar und umlagerten sie endlich mit einbrechender Dunkelheit, wie es scheint, nicht in bester Ordnung. Nach Mitternacht unternahm Decius den Rückmarsch, der allerdings auf dem durchschnittenen, waldigen Boden nicht unmöglich war.

Im samnitischen Lager ward zu spät Lärm; der entschlossene Tribun entkam glücklich mit seinen Waffengefährten und hielt am Morgen, gleich einem Triumphator, seinen Einzug im Lager. Hier wehrte er dem Lob und Jubel des Heeres, indem er zum unverweilten Angriff auf den bestürzten Feind mahnte. Der Consul gab hierzu sogleich Befehl, und der Erfolg war so vollständig, daß der ganze feindliche Heerbann zersprengt wurde. Decius, der Held des Tages, empfing zwei schlichte, von Gras geflochtene Kränze für die Rettung seines Häufleins und für die des ganzen Heers, ferner einen Stier mit vergoldeten Hörnern und hundert Rinder. Den Ersteren brachte er den hülfreichen Göttern zum Opfer, die Letzteren schenkte er seinen Kriegern, die außerdem für alle Zeiten doppelte Mehlportionen und für jetzt Mann für Mann ein Pfund Korn und eine Maß Wein erhielten.

Es scheint indessen nicht, daß der Consul weiter in den gefährlichen Bergen vorgerückt sei. Er mußte befürchten, auf ein neues Aufgebot in den wenig bekannten Revieren zu stoßen. Dagegen erfocht Valerius noch einen Sieg bei Suessula, wo er den Feinden lange Zeit unthätig gegenüber lagerte. Der römische Geschichtschreiber redet hier von 40,000 aufgesammelten Schilden erschlagener und flüchtiger Samniten; allein gewiß mit großer Uebertreibung, da die tapferen Krieger des Gebirges keineswegs Campanien aufgaben und da man im folgenden Jahre von keinen Fortschritten der Römer berichtet.

342 v. Chr. Zum Schutze Campaniens gegen feindliche Einfälle standen die Legionen fortwährend bei Capua. Die leckern Fleischtöpfe und der feurige Falerner mundeten ihnen vortrefflich. Sie verglichen damit ihr ärmliches Leben und die Schuldenlast in der Heimat; da kam ihnen der Gedanke, es möchte so übel nicht sein, wenn sie sich zu Herren von Capua machten. Dem Tapfern gehört die Welt, war der Wahlspruch der Gallier; das wandten jetzt die Römer auf sich an, um es zur Wahrheit zu machen. Dem Consul Marcius Rutilus blieb die Stimmung des Heeres nicht verborgen. Er entließ nach und nach die Rädelsführer und sorgte dafür, daß frisches Kriegsvolk aus Rom zur Verstärkung seiner Macht entsendet wurde. Aber die Meuterer benutzten diese Maßregel zu ihrem Vortheil. In dem Engpaß von Lautulä unfern von Terracina nahmen sie Standquartier. Daselbst bewogen sie die ankommenden neu ausgehobenen Truppen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und zogen auch von dem Hauptheer, mit welchem sie Verbindung unterhielten, zahlreiche fahnenflüchtige Haufen an sich. Als ihre Macht ansehnlich genug war, faßten sie einmüthig den Entschluß, gegen die eigne Vaterstadt zu ziehen und daselbst eine Verfassung nach ihrem Sinn und Belieben aufzurichten. Sie kamen unter vielen Plünderungen bis in die Gegend, wo aus alter Zeit eingesunkene Trümmer noch den Ort bezeichneten, wo Alba Longa gestanden hatte. Daselbst ergriffen sie den greisen, durch Wunden lahmen Titus Quinctius, einen einst im blühenden Alter hochverdienten Kriegsmann. Sie zwangen ihn, den Oberbefehl zu übernehmen, und zogen weiter gegen Rom. Ein schnell gemustertes Heer marschirte ihnen entgegen; aber noch scheute man sich, Bruder-

blut zu vergießen; auf beiden Seiten entfielen den Kriegern die Waffen; sie umarmten sich; die Führer traten zusammen, um den Frieden zu vermitteln, was durch Zinsenerlaß und andere Vergünstigungen glücklich gelang. Nach andern Nachrichten war vielmehr der Aufstand in der Stadt selbst ausgebrochen und in ähnlicher Weise beigelegt worden. Wahrscheinlich standen mit diesen Unruhen die Gesetze des Publilius Philo über die Gültigkeit der Volksbeschlüsse und über die Censur, welche bald nachher vorgeschlagen und angenommen wurden, in Zusammenhang.

Während die Römer, durch Meuterei oder Bürgerzwist beschäftigt, den Krieg lässig führten, scheinen ihre Bundesgenossen, die Latiner, desto thätiger gewesen zu sein. Sie überzogen mit Krieg die Peligner, Stammverwandte der Samniten, und thaten auch erfolgreiche Einfälle in Samnium selbst. Ihr Muth und ihr Ansehen wuchs mit dem Glück, das ihre Waffen begleitete, und vielleicht hat nur die Mißgunst römischer Schriftsteller ihre siegreichen Unternehmungen mit Stillschweigen übergangen. Nach dem gallischen Brande waren sie von Roms Vorherrschaft vollständig frei, dann durch die fortwährenden Einfälle der Kelten wieder zu einem Bundesverhältniß bewogen worden, wie es zwischen gleichberechtigten Völkern wol bestehen kann. Aber die Römer suchten die frühere Abhängigkeit Latiums herzustellen, während dieses der Anmaßung kühn entgegentrat und selbst auf Ausbreitung seiner Herrschaft bedacht war. Unter solchen Verhältnissen mußte zuletzt der Krieg entscheiden und dies erkannte der weitschauende Senat wohl; er eilte daher, mit den Samniten einen billigen Frieden abzuschließen. Den Römern blieb Campanien 341 v. Chr.
überlassen, den Bergbewohnern wurde die reiche Stadt Sidicinum preisgegeben, übrigens das Bündniß, wie es vor dem Kriege bestand, erneuert.

Die verlassenen Sidiciner wandten sich nunmehr, Hülfe suchend, an den latinischen Bund, und nicht vergebens. Eine bedeutende Macht rückte zu ihrem Schutze durch das Volskerland in ihre Marken ein, und nun schloß sich auch Capua, bald ganz Campanien an Latium. Die vereinigten Völker stritten glücklich gegen die Peligner; sogar die Samniten wurden im eignen Lande wiederholt heimgesucht. Auf die Beschwerden derselben berief der römische Senat die latinischen Prätoren zur Verantwortung. Sie erschienen, und einer derselben, Lucius Annius, erklärte nach dem Beschlusse der Landesgemeinde kühn und offen, zwischen dem Bunde und der römischen Republik müsse Gleichheit bestehen, einer der Consuln aus Latium gewählt, jedem Latiner volles Stimmrecht in den Bürgerversammlungen zugesichert werden, dann könnten beide Staaten in brüderlicher Eintracht vereinigt bleiben. Auf diese dreiste Rede erhob sich der Consul Titus Manlius Torquatus. Er erklärte zornig, wenn man solcher Anmaßung weiche, so werde er, mit dem Schwerte umgürtet, in die Curie kommen und jeden Latiner niederstoßen. Der Senat stimmte ihm bei; er rief den waltenden Jupiter zum Zeugen und Rächer gebrochener Bundestreue auf. Dagegen meinte Annius spottend, der latinische Jupiter werde wol dem römischen gewachsen sein, und eilte voll Aerger aus

der aufgeregten Versammlung. Aber ein Donnerschlag betäubte, ein Blitz blendete ihn; er stürzte die Treppe hinunter und lag ohnmächtig am Boden. So rächte der Gott Roms das frevelhafte Wort, wie die erfinderische Sage noch den späten Enkeln berichtete.

Wir dürfen unsern Lesern nicht vorenthalten, daß der von uns schon oft genannte Historiker Mommsen die Begebenheiten der letzten Jahre und die Anfänge des latinischen Krieges gänzlich verwirft und zwar theils wegen vieler Unmöglichkeiten, theils wegen Stillschweigens des alten Geschichtschreibers Diodor. Wir glauben aber, daß er in seinen Zweifeln zu weit geht. Manches gehört wol der dichtenden Sage an, welche, den Ahnenliedern folgend, zugesetzt, willkürlich ergänzt und Thatsachen vergrößert hat; allein gewiß ist Historisches darin enthalten. Viel Unglaubhaftes wird von dem ersten Feldzug gegen Latium erzählt, und wenn Niebuhr darin strategische Fortschritte der Römer wahrnimmt, so können wir ihm nicht beistimmen; allein es scheint uns, daß nur der Zusammenhang in den Berichten verwischt ist, daß aber die hervorragendsten Ereignisse keineswegs zu verwerfen sind. Wir suchen daher den Zusammenhang wenigstens anzudeuten.

Für den schweren Krieg hatte man in Rom zwei Consuln erwählt, die der Aufgabe gewachsen schienen, nämlich den Titus Manlius Torquatus, der einst den riesigen Gallier besiegt hatte, und den Publius Decius Mus, den Retter der Legionen im Samnitenlande. Man hätte erwarten sollen, die beiden stammverbrüderten Völker würden zum Schutze des heimischen Herdes auf den Gränzen ihres sich berührenden und in einander verschlungenen Gebietes zusammentreffen, allein es galt, alte und neue Bundesgenossen zu beschützen, oder wieder zu gewinnen, es galt den Besitz Campaniens, des reichsten Landes der Halbinsel. Dorthin wälzte sich die Woge des Krieges. Vielleicht marschirte das eine consularische Heer durch das feindliche Land der Volsker, wo noch die treu gebliebenen Städte Fundi und Formiä den Paß offen hielten, gen Capua, während das andere östlich nach dem See Fucinus in einem Bogen eben dahin zog. Letzteres, die Hülfstruppen der Herniker, Peligner und Samniten aufnehmend, vereinigte sich mit den Waffenbrüdern ungehindert. Die Macht von Latium, verstärkt durch Volsker, Sidiciner und Campaner lagerte gegenüber. Der Ausgang des bevorstehenden Kampfes war höchst ungewiß; denn auf beiden Seiten führte man gleiche Waffen, auf beiden Seiten war dieselbe taktische Manipular-Stellung der Hastaten, Principes und Triarier. Die Krieger kannten sich gegenseitig, ihre Stärke, ihre Waffenübung; sie hatten sonst Schild an Schild neben einander gestanden und ihr Blut vergossen und Siege errungen; jetzt standen sie sich in tödtlicher Erbitterung einander gegenüber, wie Brüder, welche, von derselben Mutterbrust genährt, in unnatürlichem Zorn sich zu erwürgen suchen. Deswegen erließen die Consuln den Befehl, daß kein Römer auf Herausforderung feindlicher Krieger antworte, noch weniger sich in einen Zweikampf einlasse. Hin und wieder bewegten sich die Heere und suchten durch günstige Stellungen Vortheile zu

erlangen. Reiterschaaren schwärmten deshalb in der Gegend umher, um des Feindes Blöße zu entdecken. Ein solches Fähnlein führte der junge, feurige Titus Manlius, ein Sohn des Consuls. Er stieß auf einen Schwarm tusculanischer Reiter, deren tapferer Führer ihm wohl bekannt war. Als ihn derselbe vor dem Kriegsvolk verhöhnte und vorsprengend ihn der Feigheit beschuldigte, hielt sich der Jüngling nicht länger zurück. Er spornte sein Roß zum Kampfe, und bald lag der trotzige Gegner, von seiner Lanze durchbohrt, am Boden. Die blutige Rüstung überbrachte er freudig dem Vater. Der aber war ein Römer, ernst und streng erzogen; jetzt, in unaufhörlichen Kriegen gealtert, kannte er nichts Höheres, als den Ruhm der Vaterstadt, und was ihn zu vermehren geeignet war: strenge Kriegszucht und Verwaltung des Feldherrnamtes. Er wandte sich schweigend von dem siegreichen, fröhlichen Jüngling weg; er gedachte des Aufstandes der Soldaten in Capua, und in seiner Seele bewegte sich ein Entschluß, so ungeheuer, so grauenhaft, daß selbst die rauhen, in Blutvergießen verhärteten Krieger davor erzitterten, als er an das Tageslicht trat. Signale beriefen die Centurien des Heeres zur Versammlung. Vor ihr stand der Consul, umgeben von Legaten und Tribunen, mit der ganzen Würde seines Amtes. Er wiederholte das consularische Gebot gegen den Zweikampf, führte mit tonloser Stimme an, daß Titus Manlius, der junge Reiteroberst, dagegen gehandelt und deshalb sein Leben verwirkt habe. Dann ermahnte er den Sohn, seine bewiesene Tapferkeit laut rühmend, sich dem Gesetze zu unterwerfen, wie er selbst, als Vater, wol das weit schwerere Opfer mit blutendem Herzen, aber willig dem Vaterlande bringe. Hierauf befahl er dem Lictor, seine Pflicht zu thun. Das Haupt des edeln Jünglings rollte in den Staub, die Legionen sahen das blutige Schauspiel starr vor Entsetzen, dann hörte man lautes Murren, Verwünschungen gegen den unnatürlichen Vater, Wehklagen um den hingemordeten Waffenbruder. Die jungen Ritter aber erhoben die Leiche, bedeckten sie mit der erbeuteten Rüstung und veranstalteten eine so festliche Leichenfeier, wie selten den verdientesten Kriegern zu Theil wurde.

Jetzt war die strengste Kriegszucht hergestellt. Niemand wagte mehr, erlassene Befehle zu mißachten; aber den Consul, wo er sich zeigte, umgab das Grauen, das von der unerhörten That ausging; die Soldaten, selbst alte Centurionen, nahten sich ihm nur mit Scheu; sie betrachteten ihn fast als ein Wesen anderer Art, als die gewöhnlichen Menschen. Indessen verzog sich die entscheidende Schlacht. Beide Feldherren suchten einander in dem von Bewässerungsgräben durchschnittenen Terrain durch Märsche und Gegenmärsche Vortheile abzugewinnen. Unter solchen Bewegungen gelangten die streitbaren Heere bis an den Fuß des Vesuv, der damals noch nicht in Thätigkeit war, sondern den vielfach zerrissenen und zerspaltenen Gipfel weit höher, als jetzt, aber regungslos emporhob. Uralte, mächtige Steinreihen und anmuthige Rebenpflanzungen bedeckten den untern Abhang, dem eine wohlbebaute Ebene bis Neapolis vorgelagert war. Hier standen sich die Kriegsvölker kampfbegierig gegenüber. Die Waffen mußten entscheiden, wem Campanien, wem

die ganze hesperische Halbinsel, wem die Herrschaft über Land und Meer anheimfallen solle. Noch einmal breitete die Nacht ihre Schatten über die Erde aus und spendete den Streitern den Frieden, die Erquickung des Schlafes. Auch die Consuln ruhten, müde vom Marsche des Tages und von den Sorgen über die Entscheidung. Da erschien Beiden im Traumgesicht eine übermenschliche Gestalt. Sie verkündigte, der Feldherr des einen, das Heer des andern Stammes sei den Göttern des Todes und der Mutter Erde verfallen. Die Consuln erwachten, sie traten in Berathung zusammen; aber ihr Entschluß war bald gefaßt. Auf wessen Seite die Legionen wankten, der solle sich und die feindliche Macht dem Untergange weihen. Schon aus der Opferschau konnten sie erkennen, wem das Schicksal den Tod des Helden, wem es den Glanz des Sieges beschieden habe. Dem Decius erschienen ungünstige Zeichen und er ging dem Verhängniß mit römischem Muthe entgegen.

Die Heere rückten aus, die Tuba gab das Zeichen zum Angriff, die Reiter tummelten sich in wenig entscheidendem Gefechte herum; jetzt erhob sich unermeßliches Feldgeschrei; die Legionen trafen auf einander. Nun krachten die Wurfgeschosse auf Helm und Schild, die Speere wühlten in den Reihen; die Schwerter funkelten in blitzschnellen Wendungen, als die Krieger in der Nähe mit einander rangen. Aber gewaltig drangen die latinischen Hastaten auf dem römischen linken Flügel vor und drängten ihre Gegner auf die Linie der Principes. Sobald Decius diesen ersten Erfolg der Feinde wahrnahm, erkannte er, daß es an der Zeit sei, der Götterstimme gehorchend, das begehrte Opfer zu bringen. Auf sein Gebot erschien der Oberpriester im Gewande seiner Würde; er selbst, gehüllt in die Purpurtoga, die rechte Hand frei erhebend, trat auf ein Geschoß. Er sprach die Worte nach, die der Priester ihm vorsagte: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Laren, ihr neun Götter, ihr Ahnengötter, ihr Gewaltigen über uns und die Feinde, ihr Unterirdischen, zu euch bete, rufe, flehe ich, wollet dem römischen Volke der Quiriten Kraft und Sieg verleihen, Angst und Grauen des Todes über die Feinde bringen. Wie ich in Worten gesprochen habe, also weihe ich für der Quiriten Heer und Legionen und die Bundesgenossen des römischen Volkes des Feindes Legionen und Genossen den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde."

Also sprach gläubigen Herzens der Held, dann schwang er sich auf sein Roß in derselben Verhüllung und stürmte, beiden Heeren als der Geweihte erkennbar, unter die Legionen von Latium. Entsetzen ging vor ihm her, seine Waffen verbreiteten Tod und Verderben. Die Schwerter und Speere senkten sich; denn Zaghaftigkeit ergriff die Herzen der Krieger, wo er, gleich einer grauenhaften Nachterscheinung, die Reihen durchbrach. Von Geschossen durchbohrt, stürzte sein Pferd, und als er sich aufraffend zu Fuße in das Gedränge brach, empfing er selbst die Todeswunde. Doch schlossen hinter ihm die latinischen Schaaren wieder ihre Glieder und widerstanden im verzweifelten Kampfe den kühn vordringenden Römern.

Tod des Decius Mus.

Der Consul Manlius, vom Tode des Genossen benachrichtigt, übernahm jetzt den Oberbefehl über das ganze Heer. Indessen entfalteten die Feinde immer mehr ihre überlegene Macht; denn die Samniten, die, wie bemerkt, als Hülfsvölker, bei dem römischen Heere gegenwärtig waren, hielten sich unbeweglich am Abhange des Berges. Es konnte ihnen nichts erwünschter sein, als wenn sich die beiden stammverwandten Völker gegenseitig aufrieben. Daher brachten die Latiner einen Theil der Kriegsmacht in's Gefecht, die bisher unthätig den Bergbewohnern gegenüber gestanden hatte. In der neuen Gefahr ließ der Consul statt der Triarier die zur Vorsorge mit Speer und Schild gerüsteten Accensi vortreten. Der latinische Prätor hielt sie für das dritte Treffen der Legionen und rief nun seinerseits die Triarier vor. Eine

Zeitlang stand der Kampf mit geringen Schwankungen, da die Accensi, von der Weihe und dem Heldentode des Decius befeuert, mit Löwenmuth kämpften. Als aber die Uebermacht dennoch vordrang, da erst erscholl das Commandowort des Feldherrn: „surgite!“ Und die Triarier, die bisher, Schild und Lanze gegen die Erde gestützt, auf dem rechten Knie geruht hatten, erhoben sich. Sie drangen zwischen den Manipeln durch mit frischen Kräften in die feindlichen Legionen und warfen nieder, was Gegenwehr leistete. Ueber Blut und Leichen ging ihr Weg, unaufhaltsam, furchtbar, wie das Verhängniß. So ward der Sieg für Rom entschieden und auch vor Anbruch der Nacht das Lager der entmuthigten Feinde fast ohne Widerstand eingenommen.

Weiter ging die Verfolgung nicht; der Verlust an Todten, die Wunden, die Ermüdung zwangen zur Rast. Daher konnte sich der geschlagene Feind wieder sammeln und unbehindert den Rückzug fortsetzen. Er hielt sich nicht bei Capua auf, nicht am Volturnus; immer weiter ging der Zug an den dunkeln Waldhöhen des Massicus vorbei bis an den stillen, verborgen strömenden Liris im befreundeten Aurunker-Lande, wo sich schilfbewachsene Sümpfe ausbreiten und der Hain der Marica bis zum Meergestade niedersteigt. Weiter vorwärts, bei Vescia, bezog das Heer ein Lager. Dahin kam junge Mannschaft aus Latium und dem Volsker-Lande, der Prätor aber suchte den Muth der Krieger aufzurichten, indem er auf die lässige Verfolgung der Römer hinwies, auf ihren schweren Verlust und den Abgang, die Entlegenheit ihrer Hülfsquellen. Als nun der Consul mit seiner geschwächten, aber siegreichen Macht endlich anrückte und hart am Meere über den Liris durchzubrechen suchte, warf sich ihm der Prätor kühn bei Trifanum entgegen. Aber die Kerntuppen Latiums lagen am Vesuv auf blutiger Erde; die neu aufgebotenen Legionen waren den römischen wol an Zahl, doch nicht an Muth und Waffenübung gewachsen. Sie wurden geworfen, verfolgt, zersprengt; wer dem Blutbad entrann, floh in die Heimat und brachte dahin Bestürzung und Rathlosigkeit. Da dem Bunde ein belebender Mittelpunkt fehlte, der die Kräfte vereinigt und neue Entschließungen hervorgerufen hätte, so löste er sich völlig auf, und jede Stadt suchte mit dem siegreichen, herrschenden Rom ein Abkommen zu treffen, so gut oder übel es sich thun ließ. Daß zufolge der römischen Staatskunst Strafgerichte geübt, Blut vergossen wurde, scheint außer Zweifel; doch erzählt davon die Geschichte nichts. Sie erwähnt nur, daß die Latiner und Campaner um ansehnliche Ländereien gebüßt wurden, jene namentlich um das Priverner Feld, diese um die frucht- und rebenreiche Falerner Mark bis an den Volturnus, wovon jeder römische Bürger zwei bis drei Morgen erhielt. Nur die Bürger von Laurentum und die campanische Ritterschaft, die dem Bunde gegen Rom nicht beigetreten waren, blieben nicht blos von den Folgen der Niederlagen unberührt, sondern Letzterer wurde auch auf Kosten der campanischen Städte eine Jahresrente von 450 Denaren auf den Mann zuerkannt.

Als nach diesen glorreichen Thaten der Consul im Triumph in die Stadt einzog, kamen ihm nur die älteren Bürger entgegen; die Jugend hielt sich

ferne; ihr blieb der Henker des blühenden Jünglings, des eignen Sohnes, lebenslänglich ein Gräuel. Noch aber stand das zu Wasser und zu Land mächtige Antium trotzig in den Waffen und setzte den Kampf auf eigne Faust noch länger fort. Und so geschwächt war der römische Staat, daß auch der erwählte Dictator nichts Erhebliches ausrichtete. Dieser erfolgreiche Widerstand ermuthigte die Latiner, die sich durch den Verlust an Ackerfeld gedrückt fühlten, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Es war freilich nicht der vereinigte Bund, der sich aufraffte, sondern es waren die einzelnen Städtebündnisse, die sich nach den gallischen Verwüstungen gebildet hatten. Sie kämpften aber mit Aufbietung aller Mittel und Kräfte, welche ihre hoffnungslose Lage ihnen eingab. Der Consul Quintus Publilius Philo, dessen volksthümliche Gesetze wir bereits kennen gelernt haben, erfocht einen Sieg; aber die Stadt Pedum, welche starke Mauern und ein daran gelehntes Lager der Hülfsvölker von Tibur, Präneste und Veliträ vertheidigten, konnte vorerst nicht erobert werden.

Dagegen siegte später der Consul Lucius Furius Camillus, seines großen 338 v. Chr.
Ahnherrn würdig, in einem blutigen Treffen bei Pedum und erstürmte die Stadt. Nicht weniger entscheidend schlug sein Amtsgenosse einen andern Heerhaufen an dem Flüßchen Astura. Darauf durchzogen die Consuln ganz Latium, eroberten, oder unterwarfen durch erzwungenen Vertrag eine Stadt nach der andern und machten den Senat zum Herrn und Meister über die abgefallenen Bundesgenossen. Gemäß der römischen Staatsklugheit wurden die bezwungenen Städte, um sie völlig aus einander zu halten, sehr verschieden behandelt. Einige, wie Lanuvium und Tusculum, erlangten das volle römische Bürgerrecht, wodurch zwei neue Tribus den bisherigen zugefügt wurden, andere wurden durch Ertheilung des Bürgerrechts ohne Stimme zur völligen Unterthänigkeit herabgesetzt, noch andere behielten als Bundesgenossen ihre eigne Verfassung. Veliträ, als besonders straffällig, erfuhr eine harte Behandlung; man riß seine Mauern nieder und versetzte die Väter der Stadt sammt ihren Angehörigen jenseits der Tiber. Eben so schonungslos verfuhr man mit Antium. Ein Theil seiner Ländereien wurde an römische Kolonen ausgetheilt; ferner führte man alle bewaffnete Fahrzeuge der Stadt weg und verbot, solche künftig zu erbauen. Sechs Galeeren wurden zerstört, und mit den abgenommenen Schiffsschnäbeln schmückte man die Rednerbühne in Rom, die zwischen dem Comitium und Forum aufgerichtet war. Diese Bühne war ein schmaler, zehn Fuß erhöhter Gang, auf welchem der Redner hin und her gehen konnte. Sie hieß von der Zeit an Rostra (Schiffsschnäbel), und erinnerte noch durch symmetrisch hervorragende Zierrathe späte Enkel an die Heldenthaten ihrer Ahnen. — Daß Campanien gleichfalls büßte, haben wir bereits angemerkt. Es trat in das Verhältniß der früheren latinischen Eidgenossenschaft, doch mit geringerer Selbständigkeit. Der Wille des römischen Senates und Volkes galt als oberstes Gesetz, dem unbedingt Folge geleistet werden mußte, und namentlich war die Streitmacht Campaniens durchaus dem Befehle des Consuls oder Dictators unterworfen.

Haruſpicium für Papirius Curſor.

IV.

Zweiter Krieg gegen Samnium und deſſen Verbündete.

Daß die Samniten ſcheelſüchtig auf das kühne und glückliche Vorſchreiten der Tiberſtadt blickten, braucht kaum bemerkt zu werden. Aber wundern muß man ſich über die Unthätigkeit der Eidgenoſſenſchaft in der Zeit, da die Gegnerin, noch blutend von den Wunden des latiniſchen Krieges, zurückgedrängt, vielleicht überwältigt werden konnte. Sie war aber ſelbſt nach einer andern Seite in einen Krieg verwickelt, der ihre volle Kraft in Anſpruch nahm. Ihre Stammgenoſſen, die unruhigen, kriegeriſchen Lucaner, bedrohten nämlich die helleniſche Stadt Tarent, die, mächtig durch Handel und Reichthum, noch allein unter den Griechenſtädten Unteritaliens den einheimiſchen Völkern mit Erfolg die Spitze bot. Die weichlichen Kaufherren, die lieber mit Geld, als mit dem eignen Blute ihre Fehden ausfochten, mietheten für große Summen und noch größere Verſprechungen den König Alexander von Epirus, einen Oheim des großen Alexander. Er kam mit epirotiſchem Kriegsvolk, ſchlug die verbündeten Lucaner und Samniten und gebot im Süden von einem Meere zum

andern. Er erlag aber, von einem Speer durchbohrt, bei dem Uebergange über einen Fluß, nachdem er von der Uebermacht in den äußersten Winkel des Bruttier-Landes zurückgedrängt war. Durch seinen Tod erhielten die Samniten freie Hand gegen die feindliche Republik, die nach Zertrümmerung des latinischen Bundes ihre Absichten auf Samnium nicht mehr verhehlte. Um offenen Paß in das Gebirgsland zu haben, eroberten die Römer Cales, nördlich vom Vulturnus, und verpflanzten 2500 Bürger dahin. Privernum und Fundi, gleichfalls an der Straße nach Campanien und Samnium gelegen, hatten bald das nämliche Schicksal. Einen andern Weg eröffneten sich die Eroberer, indem sie Fabrateria in den Volsker-Bergen in Bundesgenossenschaft aufnahmen und Fregellä, das die Samniten erobert und zerstört hatten, durch Kolonen wieder aufbauen und behaupten ließen. Gesandtschaften gingen hin und her, Beschwerden wurden von beiden Seiten erhoben, bis man zum letzten Blutgericht vorschritt, zum Schwerte. 327 v. Chr.

Noch stand Rom nicht auf der schwindelnden Höhe unantastbarer Größe; noch konnte ein Bund der rings bedrohten Völker dasselbe in den Staub werfen und das Joch der Knechtschaft von den freien Schultern fern halten; aber wie wäre es möglich gewesen, die verschiedenen Interessen in einen Brennpunkt zu vereinigen, die getheilten Kräfte zu mächtigen Streichen zu sammeln! Tarent und andere hellenischen Städte sahen ruhig, vielleicht mit Schadenfreude dem Kampfe der italischen Stämme zu. Hatten sie doch dadurch selbst Muße, ihrem Erwerb nachzugehen und den berauschenden Becher der Lust mit ungestörtem Behagen zu leeren. Daß sie eine gewisse Beute der endlichen Sieger werden würden, lag im Schooße der Zukunft, um welche sie sich, versunken in den Genuß der Gegenwart, wenig bekümmerten. Die Lucaner und Apulier, oft verfeindet mit den Stämmen des obern Gebirgs, waren unter sich zerspalten und darum selten zu gemeinsamem, kräftigem Handeln geeignet. Einige Hülfe versprachen die kleinen, sabellischen Gaue der Vestiner, Marruciner u. a. Die Häupter der samnitischen Eidgenossenschaft richteten aber mit größerm Vertrauen ihre Blicke auf Etrurien, das oft mit Unmuth die schwere Hand Latiums gefühlt hatte. Wenn die zahlreichen Tusker mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, wenn es gelang, in die Marken der mißhandelten Volsker, Herniker, der noch nicht an's Joch gewöhnten Latiner vorzudringen, dann konnten rings um Rom die Flammen des Kriegs, des Aufstandes angefacht werden, in denen die Republik selbst untergehen mußte.

Während die Unterhandlungen zwischen den beiden feindlichen Staaten noch im Gange waren, suchten sich die Römer der griechischen Nachbarstädte Paläopolis und Neapolis zu bemächtigen. Die Samniten kamen ihnen zuvor; sie warfen eine Besatzung in die erstere Stadt. Bald erschienen römische Legionen, bedrohten Samnium und belagerten die beiden widerspenstigen Plätze. Verräther öffneten ihnen die Thore von Paläopolis, das wahrscheinlich damals in Flammen unterging; Neapolis unterwarf sich. Weniger glücklich waren andere Unternehmungen, welche gleichsam den furchtbaren Kampf ein- 326 v. Chr.

leiteten. Die Lucaner hatten ein Bündniß mit Rom gegen das eigne Mutterland geschlossen; allein sie waren in Parteien gespalten. Die Samniten benutzten die Entzweiung, brachten mit gewaffneter Hand die unterdrückte an die Spitze der Verwaltung und zum Anschluß an die Eidgenossenschaft und nahmen, um sich der Treue des wankelmüthigen Volkes zu versichern, eine bedeutende Anzahl von Geiseln. Sie wendeten sich in gleicher Absicht nach Apulien, dessen Bewohner ebenfalls mit der Tiberstadt in Freundschaft getreten waren. Der Senat erkannte die Wichtigkeit der Verbindung; seine Legionen konnten, auf Campanien und Apulien gestützt, in das Herz von Samnium vordringen. Er stellte daher zwei Heere in's Feld, von denen das eine die feindlichen Marken auf der gewöhnlichen Straße bedrohte, das andere östlich durch das Gebiet der sallellischen Stämme nach der Küste des Adriatischen Meeres vorrückte. Nur die Vestiner widerstanden in einer mörderischen Schlacht, schlossen aber ein billiges Abkommen, als der Consul mehrere Städte eroberte. Der andere Consul, durch Krankheit gefesselt, blieb unthätig und erwählte, vom Senate aufgefordert, zum Dictator einen der tapfersten Helden dieser Zeit.

Lucius Papirius Cursor und Fabius Maximus Rullianus.

324 v. Chr. Der ernannte Dictator Lucius Papirius Cursor war ein Patricier von altem Schrot und Korn, groß und stattlich, von athletischen Formen, in allen Waffenübungen wohl erfahren. Der Staat, die Herrlichkeit des römischen Volkes war die Welt, in welcher sich alle seine Gedanken bewegten. Ihr war er bereit jedes Opfer zu bringen, und Gleiches forderte er von seinen Untergebenen. Freudig ergriff er die Zügel der höchsten Gewalt, um mit zerschmetternden Schlägen die Feinde der Republik zu Boden zu werfen. Da trat ihm, als er Befehl zum Vorrücken gab, der Wärter der heiligen Hühner entgegen und bemerkte, die prophetischen Vögel verschmähten die vorgeworfenen Körner, die Auspicien bei seiner Wahl müßten unrichtig genommen worden sein. Da man von dem Appetit dieser Thiere auf das Gelingen oder Mißlingen einer Unternehmung schloß, und der Dictator ein Mann alten Glaubens war, so machte er sich bereit, zur Vornahme neuer Auspicien in die Stadt zurückzukehren. Der Weg war nicht weit; denn das Heer stand wahrscheinlich im Aequerlande, in welches die feindliche Macht zur Aufregung der römischen Bundesgenossen bereits vorgerückt war. Papirius gebot vor seiner Abreise dem Reiteroberſten Quintus Fabius Maximus Rullianus, das Lager zu bewahren und jedes Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Kaum aber hatte er sich entfernt, so sah man die Lanzen und Schilde der Samniten glänzen; ihre Schaaren senkten sich in die Ebene; sie forderten zur Schlacht. Der Reiteroberſt war ein Mann vom ruhmvollen Geschlechte der Fabier; der Heldengeist seiner Ahnen kam über ihn, als er die dunkeln Reihen der Feinde sah; er widerstand der Lockung nicht, ein frisches Reis der Siegesehre dem überkommenen Erbtheil beizufügen. Er führte das Heer in's offene Feld heraus; und als der Kampf entbrannte, sahen ihn seine Krieger auf seinem Streitroß

durch die Reihen sprengen und hörten seine Befehle, die er im Schauer der tödtlichen Geschosse, unbekümmert um die Gefahr, mit lauter Stimme ertheilte. Sie warfen die Feinde zurück, sie verfolgten sie bis an ihren Lagerwall. Dann schwelgten sie, von Sieg und Beute berauscht, und erhoben laut den Ruhm des tapfern Führers. Dem aber war jetzt minder wohl zu Muth, als im Getümmel der Schlacht; denn er kannte den unbeugsamen Sinn des Dictators. Er schickte daher nicht an ihn, sondern an den Senat die Botschaft von dem Siege und beschwur, als ein Bittender unter seinen Streitern umherwandelnd, sie möchten ihn gegen die Rache des mißgünstigen Befehlshabers schützen.

Papirius hatte unterdessen in Rom ein feierliches Opfer dargebracht. Die Götter wurden vom Haruspex um Kundgebung ihres Willens befragt; die Zeichen waren alle günstig. Da brachte ein Bote Nachricht von den Vorfällen bei dem Heere. Sogleich kehrte der Dictator in's Lager zurück und saß bald, umgeben von Legaten, Tribunen und seinen 24 Lictoren, vor den schleunigst berufenen Centurien zu Gericht. Er erklärte seine unumschränkte Gewalt, seinen erlassenen Befehl, die Uebertretung des ihm untergeordneten Befehlshabers; er befahl dem Lictor, den Schuldigen zu ergreifen und sein Amt zu verwalten. Das ertrug nicht der Unglückliche. Er hatte dem Tod im Getümmel des Kampfes in's Angesicht geschaut, ihm kühn die Brust entgegengeboten; aber der Dichter sagt mit Recht:

„Nicht scheut den Tod der Heldensohn,
An Ruhm und Ehren reich;
Der Tod der Schmach, Verrätherlohn,
Der macht die Wange bleich."

Er sah das blinkende Beil des Schergen, das seinen Nacken bedrohte, und den Block und den starren Mann auf dem Gerichtsstuhl. Darum erfaßte ihn ein nie gefühltes Grauen. Er entzog sich dem Verfolger und verbarg sich in den dichten Haufen seiner Siegesgefährten, die murrend, lärmend, auf den Dictator schmähend, die nachsetzenden Lictoren überall aufhielten. Er gewann dadurch Zeit, sich auf ein schnelles Roß zu schwingen und ohne Aufenthalt nach Rom zu jagen. Auf Antrag seines Vaters Marcus Fabius versammelte sich der Senat und hörte mit Unwillen den Bericht über die Vorgänge im Lager. Während man sich berieth und zur Berufung der Gemeindeversammlung die erforderlichen Schritte that, hörte man außerhalb Getümmel und erblickte die Lictoren, die dem Dictator voranschritten. Bald trat er selbst, der unerbittliche Richter, mit seinem Gefolge ein, und kaum erblickte er den Reiteroberſten, so setzte er die Sache aus einander und befahl, den Uebertreter dictatorischer Befehle zu ergreifen. Der ganze Senat that Einsprache; aber vergebens. Unbekümmert um den erhobenen Widerspruch und die lärmende Bewegung, beharrte der Dictator auf seinem Willen. Indessen konnte er die Gemeindeversammlung nicht verhindern.

Schon waren die Tribus in ihre Ordnung eingewiesen und von dem Sachverhalt in Kenntniß gesetzt worden, da traten die Fabier, Vater und

Sohn, begleitet von dem ganzen Senat, vor die Bürgerschaft. Aber auch Papirius erschien im Glanze seiner Würde und befahl, den Sträflichen von der Rednerbühne wegzureißen. Als dies geschehen war, wiederholte er, ungeirrt durch das Murren der Menge, das Gebot an den Lictor, zu thun, was seines Amtes sei. Dagegen erhoben die Fabier laut ihre Stimme, und lauter noch sprach der letzte Sieg über die Feinde des Staates, die Theilnahme an dem Schicksal des jungen Helden, dem Henkershand den Preis für tapfere Thaten reichen sollte. Wortwechsel, Gezänke erfüllte das Forum, daß kein Redner mehr gehört werden konnte. Endlich, nachdem die Menge ermüdet war, wurde die Stimme des Dictators und seiner Anhänger verstanden. Dictatorische Befehle, sagten sie, seien bisher gleich dem Willen der Götter geachtet worden. Wenn man einmal, wenn man jetzt ihre Heiligkeit in den Staub trete, so sei die Würde des höchsten Amtes, das so oft den Staat gerettet habe, für immer vernichtet; die Bürgerschaft aber, die solchen Frevels sich erkühne, sei der Mit- und Nachwelt dafür verantwortlich. Diese Gründe stillten den Aufruhr; der entsetzliche Richter hatte freie Hand, seinen Spruch zu vollstrecken. Aber nun erhoben Senat, Volkstribunen und die ganze versammelte Menge Hand und Stimme und flehten um das Leben des ruhmvollen Kriegers. Jetzt war dem Gesetze Genüge geleistet, die Dictatur in ihrer Machtvollkommenheit erhalten; den Bitten des römischen Volkes, nicht der ungesetzlichen Gewalt gab der oberste Richter nach; er schenkte der Bürgerschaft ihren Liebling und erhielt Rom einen seiner muthigsten und siegreichsten Helden.

Der Dictator verließ die Stadt, nachdem ein anderer Reiteroberst erwählt war, und kehrte zum Heere zurück, das in seiner Abwesenheit manche Anfechtung und manchen Verlust erlitten hatte. Er fand die Legionen entmuthigt und in einer ihm feindlichen Stimmung. Daher blieb die erste Schlacht, ohngeachtet seiner trefflichen Führung, unentschieden. Als es ihm aber durch Freundlichkeit und Sorge für die Verwundeten gelang, sich die Liebe seiner Krieger zu erwerben, erfocht er den vollständigsten Sieg. Mit Beute beladen kehrte er nach großen Verwüstungen und vielen glücklichen Gefechten mit den Bergbewohnern zurück und zog im Triumphe in Rom ein. Noch vor seinem Abzug verwilligte er den Samniten gegen Lieferung von Bekleidungsstücken und Jahressold Waffenstillstand auf ein Jahr.

Die Berichte über die folgenden Feldzüge sind sehr unsicher. Es scheint, daß ein consularisches Heer im entlegenen Apulien Gefahr lief, abgeschnitten zu werden, daß die Samniten ihre Thäler und ihre auf hohen Bergen gelegenen Dörfer nicht immer schützen konnten, doch aber mitunter siegreich in Latium eindrangen und Tusculum, Veliträ, Privernum und andere Städte in Aufruhr brachten. Wenigstens war man in Rom selbst eines Ueberfalls gewärtig, und einstmals verbreitete sich sogar ein panischer Schrecken in der Stadt, der Feind sei bereits innerhalb der Mauern. Ferner wird erzählt, die Samniten seien einst kühn bis an den Wall des römischen Lagers vorgerückt und hätten Miene gemacht, durch die Oertlichkeit begünstigt, es zu erstürmen;

der Feldherr sei bei Nacht aufgebrochen, aber von der feindlichen Reiterei überholt und geängstigt, zur Schlacht gezwungen worden. Nach fünfstündigem, mörderischem Kampfe habe er endlich dadurch gesiegt, daß die samnitischen Geschwader das römische Gepäck geplündert und, dadurch verwirrt, der anstürmenden Ritterschaft schwachen Widerstand entgegengesetzt hätten.

Mit niederbeugender Gewalt führte zu derselben Zeit jener Quintus Fabius, dessen Haupt das Lictorenbeil so hart bedroht hatte, den Krieg in Apulien. Er zerstörte 81 Bergdörfer und nahm mit stürmender Hand das wohl befestigte Luceria auf der Gränze von Samnium. Die gehäuften Unglücksfälle, die Verwüstungen und Verluste an Habe, Gut und Blut machten endlich die tapfern Bergbewohner kleinmüthig. Nur der Bundesfeldherr Papius Brutulus, der bisher die kriegerischen Unternehmungen mit Geschick und großer Einsicht geleitet hatte, dessen Herz an der Freiheit, dem Ruhme seines Vaterlandes hing, widerstand dem Volkswillen. Seine Thaten, sein Ringen mit dem harten Schicksal, sein brechendes Herz, als die starre Nothwendigkeit ihm die Waffen aus den Händen nahm, das hat die Geschichte nicht in ihre Jahrbücher verzeichnet, weil sie nicht aus den Berichten und Heldenliedern des unterdrückten, zertrümmerten Volkes, sondern aus den Darstellungen parteiischer Römer schöpfen konnte. Gewiß ist, daß er sich selbst den Tod gab.

Eine Gesandtschaft führte den Leichnam des Mannes, dem man den Ausbruch des Krieges schuld gab, nach Rom, um dadurch die Geneigtheit des Volkes zum Frieden zu bethätigen. Sie gestand alle Bedingungen zu, die der Senat vorlegte; nur die eine: Unterwerfung unter die Majestät des römischen Volkes, also Entsagung der Selbständigkeit, verwarf sie unbedingt und kehrte, als darauf bestanden wurde, unverrichteter Sache in die Heimat zurück. So mußte das Schwert wieder entscheiden. Die Landboten der samnitischen Stämme hielten Tagsatzung, unter ihnen mancher kriegserfahrne Führer. Da wurde die Lage der Dinge, die Ursache des Krieges und seine Erfolge ernstlich in Erwägung gezogen. Um Sieg und Herrschaft entbrannte der Kampf, jetzt stritt man um höhere Güter, um Aufrechthaltung der Nationalehre, der Unabhängigkeit des Landes. Schlachten waren verloren, doch auch rühmliche Siege erfochten worden; grausame Verwüstungen hatten die heimischen Gaue betroffen, aber auch das römische Gebiet nicht unberührt gelassen. Der Krieg erschien als eine Nothwendigkeit; denn, so bemerkte man mit Recht, wenn man die Römer Lucanien und Apulien ohne Widerstand unterjochen lasse, so sei auch Samnium, von drei Seiten durch feindliche Waffen umschlossen, dem Untergange verfallen. Daher müsse zuerst der Götter Gunst erworben, dann der Schatten des geopferten Papius Brutulus gesühnt werden durch Opfer, mehr noch durch Hingebung, wie durch tapfere Thaten in seinem Sinn und Geiste. Zunächst müsse man auf sich selbst vertrauen, aber auch Bundesgenossen zu erwerben trachten, besonders Tarent, die sabellischen Stämme, die von Rom unterjochten Völker, ja selbst entfernte, aber gleichfalls bedrohte Nationen.

Demüthigung der Römer in den Caudinischen Engpässen.

Die Caudinischen Engpässe.

So sprachen die muthigen, einsichtsvollen Landboten, und darnach handelten sie. Der Heerbann aller Gaue wurde aufgeboten, zum Oberbefehlshaber über die ganze Bundesmacht der erfahrne Cajus Pontius bestellt, der seine Geschicklichkeit im Gebirgskrieg schon oft bewährt hatte. Den Widerstand zu brechen rückten beide Consuln in's Feld. Es waren vier Legionen vereinigt, die mit den Bundesgenossen wol eine Streitmacht von 40,000 Mann bilden mochten. Von Capua, wo sie gelagert waren, marschirten sie nach der Gränze gen Calatia. Mehrere Späher wurden daselbst eingebracht: sie versicherten alle, das samnitische Hauptheer stehe bei Luceria in Apulien und bedränge diesen Hauptwaffenplatz der Römer mit äußerster Gewalt. Man brach sogleich dahin auf und zwar, da man vereinzelte Angriffe der Bergbewohner gering schätzte, mitten durch Feindesland auf der geraden Straße von Benevent. Die nördlich gelegene Stadt Caudium zur Seite lassend, ging der Zug auf schmalem Wege durch Waldgebirge über einen steilen Höhenrücken in einen feuchten Wiesengrund, Furculae Caudinae (Caudinische Gabeln) genannt, bis an einen andern Gebirgskamm, der überstiegen werden mußte. Man fand oben die Straße durch Baumstämme und Felsen versperrt, und samnitische

Krieger, die zugleich sichtbar wurden, schickten sich an, die gefährlichen Werkstücke auf die Angreifenden herabzustürzen. Sofort wurde Halt gemacht; aber nun sah man auch den Rückweg versperrt, und ringsherum auf den Höhen glänzten samnitische Waffen. Die Consuln erkannten zu spät, daß man sie getäuscht, daß die feindliche Hauptmacht sie umringt habe. Sie spähten überall nach einem Ausweg, sie ordneten die Legionen, wagten verzweifelte Angriffe; allein die Gebirgsleute schlugen sie mit großem Verluste zurück und schlossen den Kreis immer enger, der das Heer umringt hielt. Der ungleiche Kampf dauerte, wie Niebuhr mit Recht annimmt, mehrere Tage, während Mangel, Wunden und Tod die Schaaren schwächten. Die Samniten erstürmten das römische Lager und drängten den Ueberrest der Legionen auf einen engen Raum zusammen. Als jede Hoffnung auf Entkommen oder Entsatz geschwunden war, wurden Unterhandlungen angeknüpft. Pontius, der siegreiche Feldherr, soll hier von seinem wegen hoher Weisheit berühmten Vater Cajus Herennius den Rath erhalten haben, das überwundene Heer ungekränkt zu entlassen, oder dasselbe bis auf den letzten Mann niederzuhauen, weil in dem ersten Falle Roms Freundschaft, in dem andern seine Schwächung erlangt werde. Ein natürlicher Ausweg wäre die Gefangennehmung der eingeschlossenen Legionen gewesen; allein Pontius hielt das im Alterthum häufig vorkommende Verfahren ein. Er schloß einen Vertrag, nach welchem ein gleiches Bündniß, Räumung der zu Samnium gehörigen Orte, Entfernung der Kolonien und Ueberlieferung von 600 Rittern edeln Geschlechts, als Geiseln, festgesetzt wurden. Alle Befehlshaber, die nicht gefallen waren, beschwuren und unterzeichneten diese Uebereinkunft, darunter nur zwölf Tribunen, da die Hälfte in den Gefechten ein rühmlicheres Ende gefunden hatten.

Nach Abschluß der Verhandlungen streckten die Legionen die Waffen und schritten, nicht verschont von Spott und Mißhandlungen, unter dem Joche durch. Niedergeschlagen, gebeugt von Unglück und Schande, kamen sie nach Capua, wo man die Ausgehungerten mit Speise und Trank reichlich erquickte. Darauf setzten sie mühselig ihren traurigen Zug in die Heimat fort, wo sich die Landleute auf ihre Besitzthümer zerstreuten, die andern bei Nacht in die Stadt und in ihre Wohnungen schlichen. In Rom war große Trauer. Man hatte zum Entsatze schleunigst ein Aufgebot gerüstet, Schließung der Buden, Stillstand der Gerichte verordnet; es war umsonst; zu schnell kam das Verhängniß und versenkte die Bürgerschaft in Sorgen und Wehklagen. Man legte Gold und Geschmeide ab und zog Trauerkleider an; Viele thaten es wegen des Verlustes von Vätern, Gatten, Söhnen, oder andern Freunden. Der Senat versammelte sich zur Berathung über den abgeschlossenen Vertrag. Da erhob sich zuerst Spurius Postumius, der eine von den unglücklichen Consuln, an deren Stelle bereits ein Dictator die oberste Gewalt übernommen hatte. Er erklärte mit römischer Selbstverläugnung, der Vertrag habe keine bindende Kraft für die Republik, weil ihn Senat und Volk weder abgeschlossen, noch genehmigt hätten. Wenn man die Consuln und Kriegsobersten, welche ihn wider Gesetz

und Pflicht unterzeichnet, als sträfliche Uebertreter ihrer Vollmacht dem Feinde ausliefere, so sei man jeder Verpflichtung ledig. Dieser Rath fand allgemeine Billigung. Laut pries man den hochherzigen Bürger, der Freiheit und Leben der Ehre des Vaterlandes nachsetze. Wohl erhoben mehrere Volkstribunen Bedenken gegen die unredliche Auslegung; allein die römische Staatskunst band sich nicht an das verpfändete Wort.

Fetialen (Bundespriester) führten die zum Opfer für gebrochene Treue bestimmten Befehlshaber gebunden in das feindliche Lager vor den Feldherrnstuhl des Pontius. Sie verkündigten den Beschluß des römischen Volkes und die Genugthuung, welche man den Samniten durch Ueberlieferung der sträflichen Obersten leiste. Nach Beendigung der Rede gab Postumius dem Sprecher einen Fußtritt, indem er bemerkte, er sei durch die Uebergabe selbst ein Samnite geworden und habe als solcher durch Mißhandlung des priesterlichen Gesandten das Völkerrecht verletzt. Voll Verachtung und entrüstet über das klägliche Possenspiel zur Beschönigung verrathener Treue, erhob sich Pontius. Er rief die Götter auf zur Rache über den Frevel; er forderte, daß die Legionen in die Gebirgsenge zurückkehren sollten, wenn irgend die geschwornen Eide noch Geltung hätten, die überlieferten Gefangenen aber ließ er von ihren Banden lösen und frei und ungekränkt ihren Rückweg nehmen.

Wir kennen den Gang des Krieges nur aus römischen Annalen, und diese berichten lediglich von Erfolgen der römischen Waffen, namentlich von einem großen Sieg in den Caudinischen Gebirgen. Hätten wir samnitische Erzählungen, so würden uns die hochherzigen Thaten des bis zu seinem gänzlichen Untergange ringenden Volkes ganz anders erschienen, als in dem farblosen Bilde, das die Hand ihrer Todfeinde entworfen hat. Die verzweifelten Kämpfe des messenischen Volkes, sowie seiner Heerführer sind in seinen heimischen Heldensagen durch die Theilnahme von ganz Hellas erhalten worden; der samnitische Stamm ist mit seinen Annalen und Heldenliedern spurlos untergegangen. Indessen konnten auch die römischen Berichte die wichtigsten Erfolge und Entschließungen der tapfern Bergleute nicht völlig austilgen. Namentlich war der Sieg in den Gebirgsengen von Caudium keineswegs ohne Folgen. Die samnitischen Heerhaufen breiteten sich nach verschiedenen Seiten aus. Sie eroberten das wichtige Fregellä auf der Hauptstraße, sie nahmen Satricum mitten im Volskerlande, nach Apulien hin eroberten sie Luceria und gewannen die meisten apulischen Stämme. Als sich die Römer von der Niederlage einigermaßen erholt hatten, stellten sie zwei erprobte Führer an die Spitze ihrer Heere, den gewaltigen Papirius Cursor und den uns gleichfalls bekannten Publilius Philo. Ersterer, gegen Luceria bestimmt, wagte nicht, durch die gefährlichen Gebirge zu ziehen; er marschirte auf der Straße am Adriatischen Meere, wo ihm die kleinen sabellischen Stämme keinen Widerstand entgegensetzten. Er bezog ein festes Lager vor der Stadt; da ihm aber die umherschwärmenden samnitischen Schaaren die Zufuhr abschnitten, so gerieth er mit den Legionen in nicht geringe Noth. Zur gelegenen Zeit schlug sich sein Amtsgenosse zu ihm durch, und beide

Feldherren erstürmten darauf das feindliche Lager. Bald ergab sich in Folge dieser Waffenthat die belagerte Stadt; die benachbarten Ferentaner aber, welche sich jetzt feindlich zeigten, wurden geschlagen und unterworfen.

Der Consul Papirius wendete sich darauf nach der andern Seite, wo die Samniten das Land der Volsker und Osker bedrängten. Denn er gönnte weder sich selbst, noch seinen Kriegern Rast, so lange noch etwas zu thun war. Er schritt oft auf dem Wege zu Fuß unter ihnen einher; dabei übertraf er in allen Beschwerden des Krieges und in allen Waffenübungen auch die Stärksten, wie er denn von seiner Schnellfüßigkeit den Beinamen der Renner (cursor) erhalten hatte. Selbst im Essen und Trinken kam ihm nicht leicht Jemand gleich. Von seiner rücksichtslosen Strenge lieferte sein Verfahren gegen den Reiteroberſten einen abschreckenden Beweis. Er kannte aber überhaupt keine Nachsicht und war mit dem Blute seiner Untergebenen nicht sparsam. Den Prätor von Präneste, der im Kampfe gewichen war, strafte er mit der Todesangst. Er hieß den Lictor das Beil bereit halten, dann, als der Mann in banger Erwartung zitterte, befahl er dem Schergen, eine Wurzel abzuhauen, die seinen Gang hinderte. Es war, als ob er sein Spiel mit Menschenleben triebe. Auch bei minder ernsten Veranlassungen übte er seinen kernhaften, aber verletzenden Witz. So baten ihn die Ritter nach einem glücklichen Gefecht um Erleichterung im Dienst. Er schien von der Billigkeit ihrer Forderung überzeugt und sagte endlich, er ertheile ihnen nach reiflicher Erwägung die Vergünstigung, daß sie künftig nicht mehr nach einem scharfen Ritt den Pferden den Rücken streichen sollten. Dieser Mann trieb die Samniten aus dem Lande der Volsker in ihre Berge zurück und eroberte Satricum nach schwerer Belagerung, worauf er in Rom triumphirend einzog.

Ein Waffenstillstand gönnte den Samniten einige Ruhe; allein die Römer wußten größere Vortheile davon zu ziehen, indem sie ganz Apulien zur Unterwürfigkeit zwangen. Nun aber griff die Eidgenossenschaft wieder zu den Waffen, um nicht durch müßiges Zuschauen von der unaufhaltsam fortschreitenden Todfeindin völlig umschlossen und wehrlos überwältigt zu werden. Der Krieg wurde mit steigender Erbitterung geführt; man kannte von beiden Seiten keine Schonung. Das Bundesheer eroberte Plistia und Sora im Volskerlande und suchte die wichtige Stadt Saticula nicht weit von Capua, welche die Feinde belagerten, zu entsetzen. Die Samniten bemühten sich demnach mit Erfolg, den Legionen die Straßen nach Campanien und Samnium zu verlegen und vielleicht das Consularheer in Apulien abzuschneiden. In Rom war darüber so große Besorgniß, daß man einen Dictator erwählte, der sogleich mit großer Macht nach dem Kriegsschauplatz vorrückte. Bei Lautulä, wo die Straße durch das Gebirge von Terracina nach Fundi führte, traf er auf den Feind und erlitt, wie die Folgen lehren, in dem hartnäckigen Treffen großen Verlust. Sein Reiteroberſt, Quintus Aulius, der die Flucht aufzuhalten suchte, wurde niedergehauen. 318 v. Chr.

Nach diesem Erfolge der samnitischen Waffen schienen die kühnsten Hoff-

nungen der eidgenössischen Führer in Erfüllung zu gehen. Ringsum erhoben sich volskische, ausonische und campanische Städte wider Rom; selbst Capua neigte zum Abfall, und in Latium zeigten sich verdächtige Bewegungen. Noch ein entscheidender Schlag durfte erfolgen, und das ganze Land trat in den Bund mit den Gebirgsbewohnern wider die herrschende Stadt. Indessen dieser Schlag erfolgte nicht; die feindlichen Befehlshaber scheinen im Glücke nicht kräftig und einmüthig genug vorgeschritten zu sein, während der Senat mit der ihm eigenthümlichen Entschiedenheit die geeigneten Maßregeln traf, seine erwählten Feldherren, ungeschreckt durch Mißgeschick, den Sieg vorbereiteten, seine Legionen ihn mit ihrem Blute erkämpften. Mehrere Siege wurden erfochten, die Ausoner überwältigt und für ihren Abfall grausam gestraft, die Burg von Fregellä, das oskische Calatia, die reiche campanische Stadt Nola erobert. Um die endliche Unterwerfung der Eidgenossenschaft zu erzwingen, suchte der Senat zunächst Sicherung der neuen Erwerbungen durch Kolonien, die, wie Zwingburgen, Samnium einschließen sollten. Luceria, Sora, Suessa, besonders das wichtige Casinum besetzten zahlreiche Kolonen; sogar auf einer Insel, Circeji gegenüber, legte man die Seestation Pontia an, wo die freilich schwache römische Flotte Schutz gegen Sturm und Feinde suchen konnte.

Müde, wie ein Ringer, der wiederholt von dem überlegenen Gegner zu Boden geschleudert wurde und sich immer, wenn auch mit schwindender Kraft und Hoffnung, wieder aufrafft: so stand noch das samnitische Volk dem furchtbaren Feinde gegenüber. Es sah sich nach Bundesgenossen um, die den langen, entsetzlichen Kampf mit ihm theilen möchten, und fand dazu die Tusker bereit. Bisher hatten sie, treu dem mit Rom geschlossenen Waffenstillstand, dem Verlauf der Dinge ruhig zugesehen. Jetzt waren die vierzig Jahre der Waffenruhe zu Ende und ihre Hände frei. Auch mögen samnitische Sendboten sie aus ihrem Frieden aufgescheucht, in den Städten, oder in der Bundesversammlung verkündigt haben, wie nothwendig es für alle Völker Italiens sei, durch gemeinschaftlichen Kampf das drohende Joch von den Schultern fern zu halten. Die tuskischen Städte rüsteten sich mit Macht, dem Feinde zu begegnen. In den Niederungen zwischen dem ciminischen und sabatinischen See hatten die Römer die wohl befestigte Stadt Sutrium in Besitz, die während der früheren Kriege mehrmals zur Schutzwehr gegen Etrurien gedient hatte. Dahin wendete sich das Bundesheer. Der Consul begegnete ihm, ehe die Stadt eingeschlossen werden konnte. Er fand, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der durch fortwährenden Kampf gegen die Gallier wohl geübt und gewohnt war, der Gefahr in's Angesicht zu sehen. Beide Heere waren ausgerückt, aber sie zögerten, eine Blöße des Gegners erwartend, bis zum Mittag. Endlich schritten sie zum Angriff. Die Schlacht dauerte ohne Entscheidung bis zum Abend, und als jetzt die Tusker ihre Uebermacht mehr und mehr entwickelten, erhoben sich die Triarier mit frischen Kräften und stellten das Treffen wieder her. Die Nacht machte dem zweifelhaften Kampfe ein Ende. Nach dieser ersten Waffenprobe scheinen beide Heere den Rückzug angetreten zu haben.

312 v. Chr.

311 v. Chr.

Auch in Samnium ruhte der Krieg nicht. Die Römer drangen verwüstend in das Innere des Landes, eroberten Flecken und Dörfer ohngeachtet ihrer Lage auf steilen Berghöhen, endlich sogar Bovianum, die wichtigste Hauptstadt der Pentrer, ohne sich jedoch während des rauhen Winters behaupten zu können. Sie erlitten manchen Verlust durch Ueberfälle in den verschlungenen Berg- und Waldgehegen; indessen hatten sie doch gelernt, auch in schwieriger Lage mit den Waffen in der Hand sich Bahn zu brechen. Als sie einst einen schwer zugänglichen Bergwald zu erstürmen suchten, wohin die Bauern ihren größten Reichthum, die Viehherden, geflüchtet hatten, wurden sie von allen Seiten eingeschlossen und angegriffen. Aber der kundige Führer Cajus Junius ordnete die Legionen der Beschaffenheit des Ortes gemäß, erstieg, Geschosse und Speere nicht achtend, die steilen Anhöhen und erfocht einen blutigen Sieg, wofür er später den gelobten Tempel der rettenden Gottheit weihte.

Es ist merkwürdig, daß der Senat unter den vielfachen Kriegsgefahren 310 v. Chr.
sogar noch auf das Seewesen seine Blicke richtete. Schon die Gründung der Kolonie Pontia zeigt, wie er, vielleicht im Hinblick auf das zu Wasser mächtige Tarent, eine Seemacht ins Leben zu rufen suchte. Eine solche, wahrscheinlich aus Schiffen mit drei Ruderbänken (Triremen) bestehend, ankerte bei Pompeji am Fuße des Vesuvs. Kriegsvolk und Ruderknechte ergossen sich über das offne Land, das doch schon Roms Herrschaft anerkannte. Als sie sich, mit Beute beladen, zurückzogen, wurden sie von den erbitterten Bauern überfallen und übel zugerichtet auf ihre Schiffe gejagt.

In demselben Jahre suchten die Samniten wieder festen Fuß in Apulien zu gewinnen; doch der Consul drang in das Herz von Samnium ein, eroberte viele Orte, ward aber durch den Heerbann des Landes angegriffen und erlitt eine Niederlage, wodurch die Legionen in die äußerste Gefahr kamen. Alle Verbindung mit Rom war abgeschnitten; der Senat, der den Untergang des ganzen Heeres fürchtete, befahl die Wahl eines Dictators und hielt dafür nur einen Mann geeignet, den von Samnium gefürchteten Papirius Cursor. Wer aber sollte den gewaltigen Helden zu der obersten Würde erheben? Die Consuln allein waren gesetzlich dazu befugt; indessen den einen umlagerten feindliche Schaaren, daß kein Staatsbote zu ihm gelangen konnte, der andere war Quintus Fabius Maximus Rullianus, der einst nur durch die Fürbitte des ganzes Volkes sein Haupt vor dem blutdürstigen Dictator gerettet hatte. Niemals war bis jetzt zwischen ihm und seinem ehemaligen Verfolger ein Wort der Versöhnung gesprochen worden, und jetzt, da er sein einst dem Beil verfallenes Haupt mit frischem Lorbeer bekränzt hatte, schien er am wenigsten geneigt, es vor dem Todfeind zu beugen. Indessen dem Gesetze mußte Genüge geleistet werden, und der Senat entsandte Botschafter, würdige Consulare, um den Ruf des Vaterlandes dem Helden zu überbringen, der bis tief in Etrurien die Schrecken der römischen Waffen getragen hatte.

Von dem bedrängten Consularheer im innern Samnium eilen wir den Abgeordneten des Senats voraus über das Hochgebirge und die gelbliche

Tiber, an dem einsamen Bergrücken Soracte vorbei, über die Tufwellen der Ebene. Rechts und links glänzen die Spiegel der vulkanischen Seen, dunkle Waldhöhen erheben sich im Vordergrund; es ist der ciminische Wald. Da sind die Spuren des kühnen Fabius, der sich mit seinen Legionen auf unwegsamer Straße Bahn brach. Jenseits bezeichnen Verwüstungen seinen Weg und bei Perusia ein leichenvolles Schlachtfeld.

Wir müssen, um die kriegerischen Thaten der im innern Etrurien gelagerten Legionen und ihres Führers zu begreifen, die Begebenheiten im Zusammenhang berichten. Fabius war mit seinem Heere, das, wie gewöhnlich aus zwei Legionen und den Bundesgenossen bestand, gen Sutrium gezogen. Er traf auf eine zahlreiche tuskische Streitmacht, welche ihm den Weg verlegte. Während er, die Uebermacht scheuend, auf einer abschüssigen, mit Felsen überlagerten Hügelkette vorrückte, stürmten die auf ihre Zahl vertrauenden Etrusker die Anhöhen. Aber die Legionen bildeten schnell ihre Schlachtordnung, schleuderten Speere und Steine auf die wild andringenden Feinde und vollendeten ihre Niederlage durch einen raschen Angriff mit dem Schwerte. Die Reiterei, die von beiden Flügeln hervorbrach, schnitt den Flüchtlingen den Weg nach ihrem Lager ab, das mit reicher Beute den Siegern in die Hände fiel. Indessen stand das tuskische Hauptheer unerschütterlich vor Sutrium; es war stark genug, den Legionen und der Besatzung die Spitze zu bieten. Alle Versuche des Consuls, die Stadt zu entsetzen, scheiterten. Da faßte er den kühnen Entschluß, im Rücken der Feinde gegen Etrurien selbst aufzubrechen. Seinen Bruder, der mit der tuskischen Sprache hinreichend bekannt war, sandte er als Kundschafter in die feindlichen Städte, und als dieser mit den erforderlichen Nachrichten zurückkam, setzte er seinen Plan in's Werk. Wohl hätte er gangbare Straßen wählen können; aber dann mußte er erwarten, daß ihm der Feind auf den Fersen folgte. Wie alle große Feldherren, that er das Unerwartete, was gewöhnlichen Menschen als Vermessenheit erscheint, was aber der kühne, geniale Mann, der auf sich vertrauen darf, mit Muth und Geschick ausführt und zu überraschenden Resultaten steigert.

Der Feldherr ließ zuerst, ungesehen vom Feinde, das sämmtliche Gepäck aufbrechen, dann die Legionen, während er selbst mit der Ritterschaft vor dem etruskischen Lager herumschwärmte. Gegen Abend zog er sich zurück und folgte durch das hintere Lagerthor dem Fußvolk. Man gelangte an den ciminischen Bergwald, der in der Dämmerung finster und schauerlich, wie ein Grab, vor den kriegerischen Wanderern lag. Seit vierzig Jahren hatte man ihn als Gränze betrachtet; keine Art hatte seine Dickungen gelichtet; nur ämsige Handelsleute waren mit ihren Saumthieren hindurchgeschritten. Um uralte Riesenstämme wucherte junger Nachwuchs, Dorngebüsche, rieselnde Wasser und herabrollende Felsen machten die spärlichen Pfade unsicher. Die Krieger schauderten, als sie in die verworrenen, unheimlichen Dickungen eintraten; aber sie vertrauten dem Genie, dem Muthe ihres Führers und schritten vorwärts. Nach vielen Mühseligkeiten, doch ohne Verlust, gelangten sie endlich auf eine

Anhöhe am Ausgange des Waldes, und vor ihnen lag, vom hellen Morgen bestrahlt, eine blühende, lachende Landschaft des fruchtbaren Etruriens. Ungehindert zogen die Legionen durch die üppigen Gefilde und in die zahlreichen Dörfer, wo die Bauern nicht Zeit hatten, ihr Eigenthum in feste Städte zu flüchten. Da erholte sich der Krieger an den vorgefundenen Vorräthen, da wurden Menschen und Vieh, Geld und Gut seine Beute. Auf die erschreckenden Nachrichten sammelte sich eilends der Landsturm; aber er ward ohne Mühe zerstreut, und weiter ging der Sieges- und Raubzug nach der Stadt Perusia zwischen dem trasimenischen See und der Tiber, offenbar in der Absicht, das Bundesheer von Sutrium abzulenken. Ob dies gelang, bleibt ungewiß; vielleicht vereinigte sich ein Theil desselben mit den Heerhaufen, die aus vielen Städten sich sammelten, und auch aus Umbrien kam reichliche Hülfe. Die Schlacht war blutig, der Sieg der Legionen aber entscheidend. Perusia ergab sich, andere Städte ließen um Waffenstillstand bitten und erhielten ihn zum Theil gegen Lieferung von Kleidungsstücken und Sold.

In Rom hatte man mit banger Sorge von dem verwegenen Zuge des Consuls gehört und Abgeordnete gesandt, ihn zu verbieten. Diese kamen aber zu spät und begrüßten den muthigen Führer schon nach seinem ersten Erfolg. Jetzt, da er siegreich im innern Etrurien stand, erschienen die Botschafter des Senats mit dem Auftrage, den Papirius Cursor zum Dictator zu ernennen. Es war am späten Abend, als sie vor den ruhmvollen Feldherrn traten. Er hörte sie schweigend an, gab aber keine Antwort, sondern entfernte sich und ließ sie in peinlicher Ungewißheit zurück. Einsam, in der Stille der Nacht erwog er in tiefer Seele, was zu thun sei. Der alte, unsühnbare Groll, sein Stolz auf ruhmvolle Thaten, welche ihn über jede Verantwortung erhoben, das Bewußtsein, des Feindes Ehre in Händen zu haben, stiegen mit dämonischer Gewalt in seiner Seele auf. Es war, als träten aus der Vergangenheit nie vergessene Scenen voll Grauens hervor, das blanke Beil, der Mann mit dem eisernen Willen und dem versteinerten Herzen auf dem Richterstuhl, der bittende Senat, das flehende Volk. Er kämpfte gegen die finstern Mächte, die seinen bessern Willen umstrickten. Da zeigte sich ihm unter den wechselnden Erscheinungen ein anderes Bild, das des weinenden Vaterlandes, der in Samnium eingeschlossenen, vielleicht durch seine Schuld hingewürgten Legionen, und — er hatte überwunden. Er trat ernst und feierlich vor die Staatsboten, erklärte die Ernennung des vorgeschlagenen Dictators, dann entfernte er sich wieder, wie er eingetreten war, ohne ein Wort weiter zu reden.

Wohl ist es wahr, daß auch die Großmuth, die hochherzige Selbstverläugnung Pein macht, zumal wenn sie einem Gegner bewiesen wird, der, wie Papirius, kein Wort des Dankes, keinen Blick der Anerkennung dafür bietet. Fabius machte diese Erfahrung; aber er bekämpfte den innern Unmuth männlich. Er suchte durch rastlose Thätigkeit zu vergessen. Daher drang er mit seinen sieggewohnten Legionen rückwärts nach dem immer noch belagerten Sutrium, schlug daselbst die Etrusker und dann ein neues Aufgebot des Bundes am

Rande der Kraterhöhen, welche die Schwefelwasser des vadimonischen See's
308 umgeben. Sein Tagewerk war größtentheils vollbracht; die tuskischen Städte
v. Chr. schlossen einzeln Waffenstillstände, wie gewöhnlich, gegen Lieferung von Bekleidungsstücken und Sold für die Legionen. Zu spät erhob sich jetzt ganz Umbrien in Waffen, um durch einen raschen Zug nach Rom selbst im Rücken der siegreichen Armee, gleichsam durch einen Handstrich, dem Krieg ein unerwartetes Ende zu machen. Der wachsame Senat erhielt von dem Anschlag Nachricht und berief den damals in Samnium beschäftigten Fabius gegen die vermessenen Feinde. Dieser verlegte ihnen den Weg und überwand sie nach kurzem Kampf. Ihre Städte fielen theils durch Eroberung, theils durch Uebergabe, und eine hoch im Gebirge in dem eroberten Nequinum angelegte Kolonie war genügend, alle umbrischen Stämme im Zaum zu halten. Die Römer nannten diese wohlgelegene Festung Narnia.

Mehrmals war dem tapfern Fabius der Oberbefehl verlängert worden. Er führte ihn dann unter dem Titel eines Proconsuls fort, wodurch man den in Zeiten der Gefahr verderblichen Wechsel in der Heerführung vermied. Auch hob man zu seinen Gunsten das Gesetz auf, daß ein Bürger sich erst zehn Jahre nach seiner Amtsführung wieder um ein curulisches Amt bewerben durfte. Daß er wiederholt großartige Triumphe feierte, bedarf kaum der Erwähnung. Indessen kämpfte auch der von ihm ernannte Dictator Papirius Cursor seines alten Namens würdig. Er zog an der Spitze eines neuen Aufgebots dem, wie wir wissen, im Gebirge eingeschlossenen Consul zu Hülfe. Bei seiner Annäherung wich der feindliche Landsturm zurück, so daß er sich ungehindert mit den befreiten Legionen vereinigen konnte. Dagegen versammelte Samnium seine ganze Macht. Die Edelsten der Nation fanden sich ein und bildeten besondere Cohorten mit ausgezeichneten Waffen, wie ehemals die Principes der Römer. Leicht war die Rüstung, wie sie sich für den Gebirgskrieg eignet, der Schild oben breit, um Brust und Schulter zu decken, unten schmal. Eine Schiene schirmte das vortretende Bein; Federn umwallten den Helm, der das kriegerische Haupt umschloß. Der Brustharnisch war von den Fasern eines Meerschwamms gefertigt, dicht und fest gesteppt, um gegen Hieb und Stoß möglichste Sicherheit zu gewähren. Die eine Hälfte der Legion trug purpurschillernde Leibröcke und goldne Zierrathe auf dem Schild, die andere weißes, linnenes Gewand und Silberschmuck. Niemals waren die Edeln so zahlreich gewesen; sie hofften, zwei Heere zu vernichten und nach langem Unglück ihr Vaterland zu Siegesehren zu erheben. Darum drängten sie zur offenen Feldschlacht, und der Dictator verweigerte sie nicht. Der Streit war heiß und mörderisch; doch brachte endlich der Reiteroberst den feindlichen rechten Flügel und die Silberschildner zum Weichen; der Dictator vollendete den Sieg, den die verfolgende Reiterei entscheidend machte. Bei dem Triumphe wurden viele von den erbeuteten Gold- und Silberschilden vorangetragen und zugleich festgesetzt, daß mit diesen glänzenden Waffen künftig bei feierlichen Umzügen die Buden der Geldwechsler auf dem Forum geschmückt werden sollten.

Schlacht bei Sentinum.

V.

Dritter Krieg gegen die Samniten und ihre Bundesgenossen.

Wohl erfochten die todesmuthigen Samniten in den folgenden Jahren noch manchen Sieg: aber im Ganzen war ihnen, wie bisher, das Glück abhold, und die römischen Heere zogen, Burgen und Städte erstürmend, durch das Land, so daß in vielen Gauen nur schauerliche Einöden mit rauchenden Trümmern übrig blieben. Noch einmal schien ihnen das Schicksal günstige Gelegenheit zur Rettung zu bieten, da die sabellischen Völker, die Marser, Peligner, Marruciner, dann auch die Herniker und Aequer gegen die drohende Macht Roms

sich erhoben. Aber alle diese Versuche waren zu spät, vereinzelt, ohne einen beherrschenden Mittelpunkt. Der römische Senat, gleichsam die Seele des Staates, überwachte jede Bewegung, setzte jede Kraft der Republik in Thätigkeit; auf sein Gebot flogen die erprobten Feldherren auf die angewiesenen Posten und erzwangen mit der Schärfe des Schwertes Unterwerfung. Zur Anerkennung der römischen Obmacht mußte sich endlich auch Samnium entschließen.
304 v. Chr. Es entsagte jedem Bündniß mit den Nachbarn, namentlich in Apulien und Lucanien, sowie jeder Einmischung in deren Angelegenheiten, und beschränkte sich auf sein von römischen Festungen eingeengtes Gebiet.

Während der Krieg mit den Männern des Gebirgs ruhte, suchte die römische Republik ihre Eroberungen zu sichern, ihr Uebergewicht fester zu begründen und die Ausdehnung ihrer Herrschaft über die ganze Halbinsel vorzubereiten. Eine zahlreiche Kolonie wurde zu Alba in den Bergen am See Fucinus gegründet, wo die kriegerischen Marser wohnten, Sora am obern Liris wurde als Waffenplatz gegen etwaige Versuche der Volsker auf der einen Seite und der Samniten auf der andern mit 4000 Kolonen besetzt und stark befestigt. Carseoli ward im Aequerlande angelegt, um das noch immer nicht ganz bezwungene Volk im Zaum zu halten. Als sich die Marser und Aequer gegen die Knechtschaft auflehnten, schlug sie das Schwert der Legionen völlig zu Boden. Im äquischen Gebiete wurden über vierzig Städte und Dörfer verwüstet und das Volk zum Theil ausgerottet.

Anders verhielt es sich mit der reichen Griechenstadt Tarent, das noch dem römischen Eroberungsgelüste zu ferne lag und durch Geld und Schiffe mächtig war. Von den Lucanern, seinen westlichen Nachbarn, vielfach angefeindet und durch Raubzüge geschädigt, nahm es einen spartanischen Fürsten, Kleonymos, in Sold, der mit einem Heerhaufen gerade unbeschäftigt war. Durch italische Söldner und das Bürgeraufgebot von Tarent verstärkt, stand er bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, zwang die Lucaner zum Frieden, eroberte und brandschatzte Metapontum und zeigte Lust, sich in die Angelegenheiten Siciliens zu mischen, wo der kühne Töpfersohn Agathokles, als Tyrann von Syrakus, Griechen und Karthager bedrängte. Indessen waren die auf friedlichen Verkehr bedachten Tarentiner keineswegs geneigt, ihren Söldnerhauptmann in seinen ehrgeizigen Entwürfen zu unterstützen. Daher zog er es vor, gegen ansehnliche Summen nach dem hellenischen Corcyra überzusetzen. Zwar erschien er noch einmal an der apulischen und lucanischen Küste, wo er die Stadt Thurii einnahm; er räumte sie aber bei Annäherung eines römischen Heeres und unternahm noch gegen die Veneter in Oberitalien einen Raubzug, der jedoch für ihn unglücklich ausfiel. Nunmehr schloß Tarent einen Vertrag mit Rom, wodurch freier Handelsverkehr festgesetzt, aber auch die Bedingung beigefügt wurde, daß römische Kriegsschiffe nicht nördlich vom Laciniischen Vorgebirg erscheinen, also nicht in den Tarentinischen Meerbusen einlaufen sollten. Diese Bestimmung beweist die Unabhängigkeit und die gleiche Berechtigung der Hellenenstadt mit der römischen Republik.

Unwillig ertrugen die Samniten die durch den Friedensschluß auferlegten Bedingungen, und der Entschluß der freien Männer des Gebirgs, lieber im rühmlichen Kampfe unterzugehen, als geduldig dem Fremdlingsjoch den Nacken zu beugen, erstarkte in ihrer Brust. Ihn konnte nicht die Erinnerung an den Jammer der Verwüstung, an die erlittenen Niederlagen zum Schweigen bringen. Abermals, wie nach dem ersten Friedensschluß, traten muthige, weitschauende Männer unter den Landboten auf, welche dem Volkswillen Ausdruck gaben. Schon hatte der tuskische Bund wieder Krieg erboben; dazu schien es leicht, die keltischen Stämme am Adriatischen Meere, vielleicht neue Schwärme aus ihrem Mutterlande in die Verbindung zu ziehen. Wenn sich ein streitbares samnitisches Aufgebot mit beiden Völkern vereinigte, so konnte man hoffen, die furchtbare römische Macht völlig zu Boden zu werfen.

Zunächst mischte sich die Eidgenossenschaft in die Angelegenheiten der 298 v. Chr. Lucaner, die bei ihrer losen Verbindung stets unter sich in Streitigkeiten verwickelt waren. Ihr Heer rückte in Lucanien ein; es erfocht in mehreren Treffen rühmlichen Sieg und verschaffte der ihr geneigten Partei die Oberhand. Die Unterdrückten wendeten sich nach Rom um Beistand. Als nun Fetialen erschienen, um den Rückzug der samnitischen Heerhaufen zu verlangen, wurde ihnen an der Gränze bedeutet, sie möchten ihren Weg nicht fortsetzen, man könne nicht für ihre Sicherheit stehen. Sofort brach ein Heer unter dem Consul Fulvius nach Samnium auf. Es durchzog die wieder fleißig angebauten Berge und Thäler unter großen Verwüstungen. Es fand beharrlichen Widerstand, wurde bald in der Fronte, bald im Rücken angegriffen und konnte nur unter steten, verlustvollen Gefechten seinen Marsch fortsetzen. Dagegen war der Feldherr ein kriegserfahrner Mann, der dem Feinde entscheidende Vortheile abzugewinnen wußte. Als seine Nachhut unter den beständigen Angriffen fast erlag, zog er sie in das Vordertreffen, wodurch Gepäck und Schlachtvieh preisgegeben waren. Während aber der Feind plündernd darüber herfiel, kehrte er plötzlich um, schlug die Plünderer in die Flucht und verfolgte sie unter großem Blutvergießen in ihre Schlupfwinkel. Einen andern Sieg erfocht er bei dem Uebergange über ein wildes Bergwasser, indem er eine Legion in Versteck legte, wodurch ein feindlicher Heerhaufen gänzlich aufgerieben wurde.

Durch den beharrlich von dem samnitischen und tuskischen Bund fortgesetzten Krieg ward, ohngeachtet der Tapferkeit seiner Feldherren und Legionen, Rom in große Bedrängniß gebracht. Es nahm daher seine Zuflucht zu dem 297 v. Chr. bewährten, freilich nun gealterten Helden Quintus Fabius. Er wurde zum Consul gewählt und mit ihm, wie er es wünschte, sein treuer Freund und Waffengefährte Publius Decius Mus, ein Sohn jenes Decius, der in der Schlacht am Vesuv für sein Vaterland gestorben war. Beide Helden hatten früher das Censoramt rühmlich verwaltet; jetzt fochten sie nach einem gemeinschaftlich berathenen Plan in Samnium. Der Erstere vermied klüglich eine Thalenge, wo ihm der Feind das Schicksal von Caudium zu bereiten gedachte, und siegte vollständig über eine große Macht am Tifernus;

der Andere schlug die Apulier, die gegen Rom aufgestanden waren. Die siegreichen Führer durchzogen darauf fünf Monate lang das Land, um mit Feuer und Schwert seine Unterwerfung zu erzwingen. Im folgenden Jahre nahmen die Etrusker wieder thätigeren Antheil an dem Kriege, der auf Vertilgung ausging; die samnitischen Feldherren, und unter ihnen besonders der kriegserfahrne Gellius Egnatius, dachten ernstlich daran, mit Aufopferung der eignen Gaue ein auserlesenes Heer nach Etrurien zu führen und dort mit gemeinschaftlicher Kraft den Hauptschlag zu führen. Man hoffte dazu die Völker von Umbrien und gallische Schwärme zu gewinnen, wie dies zu Anfange des Krieges im Plane lag. Die umfassendsten Rüstungen wurden während des Winters in Etrurien und Samnium betrieben; am Adriatischen Meere schliffen die Kelten ihre Schwerter und beriefen kriegslustige Schaaren aus der Heimat.

Indessen wütheten Krieg und Zerstörung in Samnium fort; aber Gellius Egnatius täuschte die römischen Befehlshaber, marschirte auf bekannten Bergpfaden nordwärts und erschien, alle Gefahren überwindend, in Etrurien, wo der Consul Appius Claudius stark in's Gedränge kam. Nur sein Lager konnte Letzterer behaupten, während verschiedene Abtheilungen seines Heeres mit großem Verluste von ihren Posten vertrieben wurden. Dagegen folgte der andere Consul Volumnius, der die Niederlage seines Amtsgenossen fürchtete, eilends den Samniten. Beide consularische Heere erfochten einen Sieg über die Verbündeten, konnten ihn aber nicht benutzen, weil ein Aufgebot der Bergbewohner bis an den obern Liris vorgedrungen war und Miene machte, die Volsker, Campaner und andere römische Bundesgenossen zu überwältigen, oder, wenn sie willig waren, mit ihnen vereinigt das römische Gebiet selbst anzugreifen. Volumnius gönnte seinen Kriegern keine Rast, sondern rückte in Eilmärschen gegen den Feind der bereits an den Volturnus zurückgewichen war und, mit Beute und Gefangenen beschwert, nach den heimischen Bergen zog. Er griff ihn auf dem Marsche an und erfocht einen leichten Sieg.

Durch diese glänzenden Erfolge war der Senat von der nächsten Sorge befreit; aber er blickte weiter über die Höhen des Apennin, in die grasreichen Gefilde, wo die Gallier ihre Herden weideten. Da wimmelten Felder und Dörfer von wehrhaften Männern, die, nach Krieg und Raub begierig, dem lockenden Ruf und dem Gelde der Etrusker willig Folge leisteten. Der gallische Schrecken kam über Rom. Nur ein Mann schien geeignet, der furchtbaren Macht der Verbündeten die Spitze bieten zu können, und der war kein anderer, als Quintus Fabius Rullianus, der mit der Weisheit und Kriegserfahrung des Alters noch immer die Kühnheit der Jugend verband. Auf ihn
295 v. Chr. lenkten die Väter ihre Blicke, und die Bürgerschaft erwählte ihn einmüthig zum Consul. Auch jetzt, wie vor zwei Jahren, zeigte er, sich bescheiden weigernd, auf sein ergrautes Haupt; dann, als man in ihn drang, erbat er sich zum Amtsgenossen seinen Freund Decius. Aber die brennende Begierde nach Ruhm, die jede Schranke, auch die der heiligsten Liebe und Freundschaft sprengt, hatte in den Seelen der Männer, die jetzt an der Spitze des Staates standen,

die Herrschaft. Im Dienste des Vaterlandes das Höchste zu leisten, vor allen Mitbürgern durch unsterbliche Thaten hervorzustrahlen, das war das Ziel ihres mächtigen Ringens und Strebens. Als nun dem greisen Helden die Provinz Etrurien, der Posten der Gefahr, aber auch der Ehre, ohne Loos zuerkannt werden sollte, da erhob sich Decius gegen diese Ungesetzlichkeit mit Entrüstung. Und die Männer haderten mit einander vor allem Volk. Aber die allgemeine Stimmung war gegen den jüngern Mann, weil die Vergangenheit allzu laut für Fabius sprach. Indessen, so bald man die Entscheidung getroffen hatte, war aller Zorn, aller Groll aus den Herzen verbannt, und schnell vereinigt machten sie sich auf, die Gefahren zu beschwören, die rings um den Staat sich gesammelt hatten. Und jetzt offenbarte es sich, wie eitel der Zwiespalt gewesen war; denn man fand nöthig, daß beide consularische Heere unter ihren Führern gegen die verbundene feindliche Macht in's Feld rückten, während andere Schauplätze des Krieges untergeordneten Befehlshabern zugetheilt wurden.

Die Republik stellte in diesem Jahre eine Macht auf, die zahlreicher war, als je zuvor. Sie betrug mit Einschluß der Bundesgenossen wol gegen 90,000 Streiter. Außer den Consuln befehligten Appius Claudius, Volumnius, Lucius Scipio, Fulvius, Postumius. Vier Legionen waren den Winter über versammelt geblieben. Zu den in Etrurien gelagerten Haufen führten im Frühling die Consuln ihr Hauptheer. Wahrscheinlich ward später auch Volumnius mit seinem Heerbann aus Samnium herangezogen, da ein Aufgebot der Bergbewohner bald nachher bis über den Liris gen Formiä sich ausbreitete. Zur Verbindung mit den Consuln standen Legionen bei Falerii, wo die Tiberbrücke gegen Umbrien Schutz nöthig hatte, andere lagerten vor der Hauptstadt auf dem vaticanischen Hügel. Zahlreich war insbesondere die Reiterei; denn man fürchtete die gallischen Reiterschwärme. Eine Legion stand weit vorgerückt bei Camerinum, wo man den Einbruch der Gallier befürchtete, nachdem die Frühlingssonne den Schnee des Hochgebirgs geschmolzen hatte. Als sie aber auf den Bergkamm vorrückte, stürmten schon die Kelten in gedrängten Massen herab, schnitten ihr den Rückzug ab und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder. Heransprengende Reiter des Barbarenheeres, welche die Köpfe der erschlagenen Römer an die Sättel gebunden hatten, oder als Siegeszeichen emporhielten, machten zuerst die Consuln mit der Niederlage bekannt.

Um die obersten Feldherren sammelte sich allmählich die ganze feindliche Macht: Etrusker, Samniten, Umbrer und Kelten, ein Heer, welches das Land kaum ernähren konnte. Wäre Einheit in den Bewegungen desselben gewesen, so hätten die Römer ihrer völligen Niederlage nicht entgehen können. Allein die Massen ordneten sich nicht unter den Oberbefehl eines kriegserfahrnen Mannes, wie Gellius Egnatius war; vielmehr scheint von Anfang eine Spaltung unter ihnen stattgefunden zu haben. Dagegen waren alle Bewegungen der römischen Macht in vollkommenster Uebereinstimmung; denn der greise Fabius war der Mittelpunkt, gleichsam die Seele, deren Gedanken der Riesenleib in Aus-

führung brachte. Auf seinen Befehl rückten die Legionen der Veteranen nach Falerii vor, Fulvius aber gegen Clusium, um die Städte des innern Etruriens zu bedrohen, von denen mehrere ihren Heerbann zum Schutze des eignen Herdes beriefen. Seiner strategischen Ueberlegenheit vertrauend, marschirte hierauf der alte Held kühn über das Gebirge in die östlich gelegene umbrische Ebene. Er umging dadurch die feindliche Macht und stand nun in ihrem Rücken bei Sentinum, wo er zugleich die Marken der senonischen Gallier bedrohte.

Wohl erkannte der kluge Egnatius das gewagte Spiel, das der römische Feldherr unternahm; er rieth, zu zögern, mit der zahlreichen Reiterei die Verbindungen desselben abzuschneiden, ihn entweder in einer für ihn ungünstigen Stellung zum Treffen zu zwingen, oder durch fortdauernde Gefechte in dieser entlegenen Gegend aufzureiben. Aber der Muth der Barbaren ließ sich nicht länger zügeln. Als sie den Römern gegenüber lagerten, und diese zum dritten Mal in's offene Feld ausrückten, verlangten sie die Schlacht und drohten im Falle der Weigerung mit dem Abzug in die Heimat. Der Samnite mußte nachgeben, wenn nicht der große Plan, um dessentwillen er die blutende Heimat preisgegeben hatte, gänzlich scheitern sollte. Er selbst mit seinen tapfern waffenkundigen Völkern, vielleicht verstärkt durch Umbrer und Tusker, bildete den linken Flügel. Der tuskisch-umbrische Gewalthaufen soll abgesondert zur Erstürmung des römischen Lagers aufgestellt gewesen sein. Die Kelten in zahlloser Menge, Fußvolk und Reiterei, hatten den Ehrenposten zur Rechten. Ihnen gegenüber stand der tapfere Decius und hatte zu seiner Deckung den größten Theil der römischen und campanischen Reiterei, deren Muth und kriegerische Gewandtheit berühmt war. Gegen die Samniten führte Fabius seine Legionen in der herkömmlichen Manipular-Ordnung. Unerschütterlich widerstanden die Krieger des Gebirgs dem Angriff; dann rückten sie selbst vor, und Hastaten und Principes wankten vor ihrem Andrang. Nur die Gegenwart des verehrten Feldherrn, seine Gestalt, wenn er durch die Reihen sprengte, sein Zuspruch, wenn er an die erfochtenen Siegesehren erinnerte, hielt die hart bedrängten Manipeln im Gefechte zurück. Heiß brannte die Sonne auf die Streiter; aber sie beleuchtete auch die erzumschienten Triarier, die, regungslos auf ihre Lanzen gestützt, hinter dem Getümmel harrten, bis ihre Stunde kam.

Anders ging es auf dem römischen linken Flügel zu. Ein Wolf jagte durch die Rotten der Römer. Sie begrüßten ihn jubelnd, als den Boten des Sieges, welchen Vater Mars gesandt habe. Eine Hirschkuh rannte hinüber zu den Kelten und ward niedergeschossen. Das schien ein Frevel gegen die große Göttin Diana. Decius suchte die Götterzeichen wahr zu machen. Wohlbekannt mit der gallischen Kampfweise, hatte er die Manipeln in eine geschlossene Ordnung zusammengezogen. Kaum war solches geschehen, so stürmten schon die Feinde unter schallendem Schlachtruf heran und strebten, nachdem die Geschosse geschleudert waren, in dichten Schwärmen die Phalanx zu sprengen. Das Geheul der Barbaren, das Schmettern der Hörner, die rasselnden Streiche der Schwerter erfüllte die Luft, doch standen noch unerschüttert die Legionen.

Nun stürmten die gallischen Reiterschwärme heran, und als sie von der tapfern Ritterschaft zweimal durchbrochen und geworfen wurden, brachen ihre Kriegswagen rasselnd unter Reiter und Fußvölker, die überrascht, betäubt von dem neuen Schrecken, von den Geschossen der Wagenkrieger durchbohrt, von den Rädern und den Hufen der Rosse zermalmt, ihre Glieder zu lösen begannen. In dieser Stunde des Entsetzens erinnerte sich Decius seines Vaters, und er war zu gleichem Todesopfer bereit. Der Priester sprach ihm, wie er verhüllt auf dem Geschosse stand, die Weiheformel vor. Er wiederholte sie und fügte noch hinzu: „Vor mir her Entsetzen und Flucht, Gemetzel und Blutbad. Der Zorn der Götter des Himmels und der Hölle über Fahnen, Wehr und Waffen der Feinde, daß sie mit mir im Todesfluche untergehen.“ Darauf stürmte der geweihte Held in die Reihen der siegreichen Gallier und fiel unter ihren Geschossen. Seine Völker aber schlossen begeistert zu neuem Kampfe ihre Glieder und drangen mit übermenschlichen Muthe gegen den Feind vor. Eine Nachhut, vom ersten Consul entsandt, kam zu Hülfe; die Pila flogen, Schilde und Männer durchbohrend, in die dichten Haufen der Kelten; doch hielten sie noch Stand. Da erschienen in ihrem Rücken campanische Geschwader und siegreiche Cohorten und vollendeten ihre Niederlage.

Die Entscheidung kam vom rechten Flügel, wo Fabius den Befehl führte. Auf seinen Ruf hatten sich zur rechten Zeit die Triarier erhoben. Und als ihre Lanzen blinkten, ihre ungeschwächte Kraft, ihre geschlossenen Glieder auf die kampfesmüden Samniten trafen: da konnten die Gebirgsleute nicht länger ihre Stellung behaupten. Rückwärts und immer rückwärts wichen sie vor den wüthenden Drängern bis an den Lagerwall. Hier endlich suchte sie der tapfere Gellius Egnatius zum Stehen zu bringen. Am Eingange kämpfte er selbst mit den Edelsten des Heeres, die Flucht der Seinen hemmend, dem feindlichen Andrange wehrend, er blickte über das Blutfeld, ob nicht die tuskisch-umbrische Macht dem Feinde im Rücken erscheine; aber er sah nur siegreiche Cohorten der Römer und in der Ferne flüchtige Kelten. Da traf ihn selbst der Todesstoß, der ihn dem Jammer um all seine gescheiterten Hoffnungen entriß.

Der Ueberrest der Samniten zog sich in Ordnung zurück, da die erschöpften Römer die Verfolgung nicht fortsetzen konnten. Sie erreichten durch geschickte Märsche und unter abwechselnden Gefechten ihre heimatlichen Berge. Fabius marschierte mit dem siegreichen Heere rückwärts über den Apennin nach Etrurien, verheerte das Gebiet von Perusia und Clusium und krönte den Feldzug durch einen Sieg über die Tusker, der einen Waffenstillstand mit mehreren Städten zur Folge hatte. Darauf hielt er seinen wohl verdienten Triumphzug in Rom. Samnitische Heerhaufen, die plündernd in Campanien eingefallen waren, mußten nach solchen Schlägen eilends dem Rückmarsch antreten. Sie sollen dazu durch ein nachtheiliges Treffen gezwungen worden sein.

Der Verlust der Samniten in diesem entscheidenden Feldzuge war, so scheint es, nicht so groß, wie römische Geschichtschreiber angeben. Denn im folgenden Jahre stellen sie dem Feinde drei Heere entgegen. Sie überraschen

an der westlichen Gränze ihres Landes das Lager des einen Consuls an einem nebeligen Tage und werden nur nach großem Verluste der bestürzten Legionen zurückgetrieben. Sie liefern bei Luceria eine zweifelhafte, vielleicht sogar siegreiche Schlacht. Indessen können sie die feindliche Uebermacht nicht abwehren, die verwüstend das Land durchzieht. Noch einmal machen sie die größten An-
293 v. Chr. strengungen und sammeln einen Heerbann von 40,000 Streitern bei Aquilonia. Der Kern desselben, 16,000 Mann in weißen Waffenröcken und glänzenden Rüstungen, verpflichtet sich durch einen im Heiligthum geschworenen, furchtbaren Eid, die Wahlstatt lebendig oder todt zu behaupten. Es ist vergeblich! Papirius Cursor, der Sohn des berühmten Dictators, trifft seine Maßregeln mit solcher Umsicht daß er das gesammte Heer, trotz Eidschwur und Weihe über den Haufen wirft, das Lager einnimmt und sogar noch am Abend Aquilonia erobert.

Man begreift nicht, wie das Gebirgsvolk auch nach dieser Niederlage sich wieder aufraffen konnte. Und doch schlägt es unter Anführung des alten Pontius, des Siegers von Caudium, im folgenden Feldzug den Consul Quintus Fabius Gurges, den Sohn des Rullianus, schimpflich in die Flucht. Ein Dictator sollte ernannt werden; allein der greise Sieger von Sentinum erbot sich, dem unglücklichen Feldherren, als Gehülfe und Rathgeber, zur Seite zu treten. Durch geschickte Bewegungen zwang er die Samniten zur Schlacht, und als schon das Vordertreffen zum Weichen gebracht, der verzweifelt kämpfende Consul umzingelt war, errang er an der Spitze der Reiterei und der Nachhut den vollständigsten Sieg. Die samnitische Macht war vernichtet, ihr Führer selbst gefangen. Wie mochte das Vaterherz freudig schlagen, als der Consul mit bekränztem Haupte zum Capitol emporstieg! Dagegen ruht unser Blick mit Wehmuth auf dem einst berühmten Pontius, dem Imperator der Samniten, der, mit Ketten beladen, vor dem Triumphwagen herschritt und dann im Kerker nach grausamer Römerweise enthauptet wurde.

Die letzte Schlacht war so entscheidend, daß fernerhin die Samniten nicht mehr im Felde erscheinen, sondern nur durch vereinzelte Gefechte, Ueberfälle, überhaupt durch den kleinen Krieg im Gebirg. der Uebermacht Abbruch thun,
290 v. Chr. bis endlich unter dem Consul Marcus Curius Dentatus Friede geschlossen wird, wodurch Samnium in das frühere Bündniß, wahrscheinlich aber unter sehr abhängigen Verhältnissen, wieder eintritt. Derselbe Consul bezwang auch die Sabiner in ihren reich angebauten Thälern um Reate und Amiternum, wo sie eines langen Friedens und behaglichen Wohlstandes sich erfreut hatten. Die besiegten Völker schickten eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an ihn ab, um einen günstigen Frieden zu erlangen. Als sie das Feldherrnzelt betrat, saß der schlichte Mann am Herdfeuer und kochte sich ein Gericht Rüben. Lächelnd blickte er auf das glänzende Gold, das vor ihm ausgebreitet wurde und sagte, Rom wolle lieber über reiche Völker herrschen, als selbst reich sein. Darauf wies er die Boten an den Senat, und der schonungslose Krieg dauerte fort. Die Legionen waren indessen weniger enthaltsam, als ihr Befehlshaber.

Sie schleppten unermeßliche Beute mit sich fort, so daß man sagte, damals erst habe Rom den Reichthum kennen gelernt. Die bezwungenen Städte erhielten das Bürgerrecht ohne Stimme oder, wie man es von der zuerst damit beglückten Stadt Cäre nannte, das Cäritische Recht. Außer den durch Plünderung erworbenen Schätzen wurden ausgedehnte Ländereien gewonnen, die man vertheilte. Jeder Bürger in Rom erhielt sieben Morgen; dem siegreichen Curius wies man deren fünfzig an. Aber auch jetzt bewies sich der Consul als ein Mann von altrömischem Gepräge und einfachen Sitten, der den Ueberfluß verschmähte. Er lehnte die Bevorzugung ab und war zufrieden mit dem Antheil, den seine Mitbürger und Waffengefährten empfingen.

Der Krieg in Etrurien war um diese Zeit lässig fortgeschleppt worden. Die östlichen Städte hatten sich zum größten Theil mit den Römern vertragen, da sie die wilden Gallier mehr fürchteten, als jene; die Seestädte dagegen nährten wider die herrische Stadt an der Tiber den alten Haß und dehnten ihn auf ihre eignen Stammgenossen aus, die sich unter die angemaßte Botmäßigkeit schmiegten. Sie überzogen namentlich das volkreiche Arretium mit Krieg und verschmähten es nicht, die benachbarten wilden Senonen zum Beistande aufzufordern. Die Einladung fand, wie gewöhnlich, bei den Galliern williges Gehör; denn Kriegführen und Rauben war für sie das rechte Lebenselement. Indessen rückte alsbald ein römisches Heer unter dem Prätor Metellus der befreundeten Stadt zu Hülfe und war ohne Furcht vor den Barbaren, die am Tage von Sentinum die Schwere des römischen Armes gefühlt hatten. Die Kelten aber warfen mit ihrem gewohnten Ungestüm die feindliche Ordnung über den Haufen, hieben mit ihren langen Schwertern nieder, was Widerstand leistete, und schleppten Tausende von Gefangenen und den Raub des Lagers über die Berge in ihr Land. Der Verlust war so groß, daß sich der Senat entschloß, eine Gesandtschaft von Bundespriestern zur Auslösung der Gefangenen an die Senonen zu schicken. Berauscht von Sieg und Uebermuth achteten die Barbaren nicht die priesterlichen Gewänder, sondern fielen über die Fetialen her, erwürgten sie und zerstückten sogar ihre Leiber. Dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Eine starke römische Macht rückte in Eilmärschen in das senonische Gallien, zersprengte den Heerbann und durchzog mit Feuer und Schwert das offene Land, wo keine ummauerten Städte den Verwüstern Einhalt thaten. Das wüthende Kriegsvolk kannte keine Gnade; das ganze senonische Geschlecht mußte büßen, es ward fast gänzlich ausgerottet. 283 v. Chr.

Von diesem Gräuel der Verwüstung hörten die Bojer, die zwischen dem Padus und Apennin ihre Herden weideten. Sie machten sich mit Heereskraft auf, ihre Stammverwandten zu rächen. Entronnene Senonen verstärkten die zahllosen Schwärme, ehe sie das Gebirg überstiegen; jenseits stießen tuskische Schaaren zu ihnen, denn der Zug ging geradewegs auf Rom los, das man zu vertilgen gedachte. Die Legionen begegneten der feindlichen Macht auf dem vulkanischen Boden, dessen ausgebrannten Krater der vadimonische See füllt. Der Kampf war hartnäckig, aber entscheidend; das feindliche Heer wurde

größtentheils aufgerieben. Daß nach dieser Niederlage die Tusker nicht länger der römischen Oberherrschaft sich erwehren konnten, war vorauszusehen. Nachdem ein zweites Aufgebot der Bojer und Tusker bei Populonia im folgenden Jahre geschlagen war, bequemte sich die Eidgenossenschaft Etruriens zum Frie-
280 v. Chr. den. Die Bedingungen waren sehr milde, weil Rom im Süden durch einen auswärtigen Eroberer in große Bedrängniß gekommen war. Volsinii, Vulci und andere Städte, die am beharrlichsten die Fehde fortsetzten, wurden hart behandelt; einige Landschaften mußten sich das Cäritische Bürgerrecht auf den Nacken legen lassen und römischen Präfecten Gehorsam leisten; die meisten Städte behielten ihre Verfassung und genossen gegen geringe Leistungen unter Roms Schutz einer ungestörten Ruhe, wodurch ihr Wohlstand wieder aufblühte.

Aus Vorsicht ließ der Senat einige feste Plätze in Etrurien mit römischen Siedlern besetzen. Bei weitem wichtiger waren dagegen die Kolonien Sena Gallica im verödeten Lande der Senonen und besonders Venusia in Apulien. Letztere Stadt, die Tarent und Samnium bedrohte, wurde mit der ungewöhnlich großen Zahl von 20,000 Kolonen bevölkert. Im eigentlichen Gebiete der Samniten wagte man keine Ansiedelungen.

Während die Bürger Roms in blutigen Schlachten um die Herrschaft von Italien kämpften, entbrannte ein nicht minder heißer Streit in der Stadt selbst und zwar unter den hochadeligen und bürgerlichen Matronen. Es bestand nämlich von alter Zeit her ein Tempel, der Göttin keuscher Frauensitte geweiht. Hier pflegten jährlich die Edelfrauen in ihrem besten Schmuck ein gemeinschaftliches Opfer zu bringen. Als nun die Patricierin Virginia, die Gattin des durch Siege verherrlichten plebejischen Consuls Volumnius, wie sie sonst pflegte, dem Festzuge sich anschloß, wurde sie an der Tempelpforte zurückgestoßen. Wahrscheinlich hatten dasselbe Schicksal noch andere an Plebejer verheirathete Damen, die sie bei dem entbrannten Wortgefecht unterstützten. Worte voll Gift und Hohn flogen hinüber und herüber. Vergebens berief sich Virginia auf ihren makellosen Wandel, auf die amtliche Stellung, den Ruhm ihres Gatten. Man warf ihr die Worte Mißheirath, Kebsehe in's Gesicht; ihre Rede ward durch die Zungenfertigkeit der Gegenpartei übertönt; sie mußte, glühend vor Zorn und Scham und verfolgt von dem Spott und Gelächter der edeln Damen, den Rückzug antreten. Kein Tribun legte gegen dieses verfassungswidrige Verfahren sein Veto ein; daher half sich Virginia selbst, so gut sie konnte. Sie ließ auf ihrem Eigenthum und auf ihre Kosten der Göttin bürgerlicher Frauenehre ein Heiligthum errichten und feierte hier jährlich mit plebejischen Matronen das Fest der makellosen Sitte. So hatte Rom in Folge des seltsamen Zwistes geraume Zeit zwei Göttinnen und Wächterinnen weiblicher, keuscher Sitte. Bei dem Zusammenfluß von allerlei Volk in der großen Hauptstadt scheinen sie jedoch nicht so mächtig gewesen zu sein, als die geheiligte Einfalt des Lebens in alter Zeit; denn es kamen Untersuchungen gegen Giftmischerinnen vor, die, wie die Bestrafung zeigt, wohl begründet waren.

Benevent.

VI.

Pyrrhus.

Von dem fernen Land
Zieht der Kriegesheld;
An Hesperiens Strand
Schlägt er auf sein Zelt,
Und er will mit kühnem Wagen
Sich des Glückes Gunst erjagen.
Wagst du nicht zu viel?
Eifern ist das Spiel!

Ein anderes Schauspiel, eine andere Scenerie thut sich vor unsern Blicken auf. Ein Feldherr aus der Schule des großen Alexander, der kühn seinen Blicke auf den Thron einer Weltmonarchie richtet, geht mit neuen Waffen und ungewöhnlichen strategischen Mitteln in den Kampf gegen das aufstrebende Rom. Es ist Pyrrhus, König von Epirus. Etwa sieben Jahre nach dem Tode des macedonischen Eroberers war er geboren; aber schon in seinem dritten Lebensjahre entging er nur mit Mühe dem Tode, da sein Vater in den Untergang der Königin Olympias, der Mutter Alexander's, verwickelt war. Treue Diener flüchteten mit dem Knaben nach Illyrien, wo er Schutz fand, bis er als Jüngling in das Reich seiner Väter zurückkehren konnte. Zum zweiten

Mal vertrieben, schloß er sich an den kühnen Abenteurer Demetrius, den Städteeroberer, an, focht an seiner Seite in der mörderischen Schlacht bei Ipsus und entrann mit ihm glücklich aus den Schrecken der Niederlage. Er blieb dem Genossen im Unglück treu. In seinem Interesse begab er sich, als Geisel, an den Hof des Ptolemäers nach Alexandrien, wo er, herangereift zum stattlichen kriegerischen Mann, durch Gewandtheit, wie durch offenes, muthiges Wesen die Gunst des Königs und die Hand der Stieftochter desselben erhielt. Mit Geld und Mannschaft versehen, gewann er darauf wieder die Herrschaft in Epirus. Während der fortdauernden Unruhen wußte er sich sogar auf den Herrschersitz von Macedonien zu schwingen; allein die stolzen Besieger Asiens duldeten den Fremdling nicht; er mußte sich in die heimischen Berge zurückziehen, wo er unter den Eichen Dodona's und an den geheimnißvollen Wassern des Acheron von großen Entwürfen, von Siegen und Siegesehren träumte. Er unterhielt ein streitbares Heer; ein Kreis von feingebildeten Freunden umgab ihn; doch wußte er auch seine rauhen, halbbarbarischen Epiroten zu schätzen und durch freundlichen Umgang an sich zu fesseln. Mit ihrer Hülfe hoffte er noch eine große Stelle, vielleicht die hervorragendste auf der Bühne der Welt zu spielen, und er wartete voll Ungeduld auf die Gelegenheit, um aus seiner Verborgenheit hervorzutreten. Da landeten Gesandte von Tarent an der Küste, Redner und Staatsmänner, wie es damals üblich war. Sie traten mit dem Gesuch vor den König, er möge ihrem Staate wider die römischen Barbaren Hülfe leisten, er möge, als Schirmherr der bedrängten Griechenstädte, in Italien erscheinen, die hellenische Kultur und Sitte vor dem drohenden Untergange retten. Geld zum Kriege sei bereit, Bundesgenossen warteten nur auf seinen Befehl. Die Stunde der Befreiung von dem Drucke der Thatenlosigkeit war gekommen. Demnach beschied er die Staatsboten auf den folgenden Tag.

Er berieth sich sofort mit seinen Freunden, besonders mit dem weisen Cineas (Kineas), der ihm in allen Angelegenheiten mit Rath und That zur Seite stand. „Wenn du nun ganz Italien erobert hast", fragte der treue Diener, „was weiter?" — „Dann gilt es, Karthago, Aegypten, Asien, endlich Macedonien zu gewinnen," versetzte der König. — „Und wenn wir das Alles im Besitz haben", fuhr jener fort, „was beginnen wir ferner?" — „Wir freuen uns des Ruhmes, wir feiern fröhliche Feste. Der Becher soll uns laben, das Saitenspiel erklingen, jede Lust des Lebens uns erquicken." — „Aber", entgegnete der Weise, „könnten wir diese Freuden nicht schon jetzt genießen, ohne das wechselvolle Glück auf die Probe zu stellen?" — „Erst Mühe und Arbeit, Schlacht und Sieg, dann Genuß," schloß der König die Berathung und ertheilte den Staatsboten den gewünschten Bescheid.

Die vorstehende Unterredung, die wir abgekürzt ihrem Inhalte nach gegeben haben, gehört freilich nur der Dichtung an; aber die einzelnen Punkte mögen wol zur Sprache gekommen sein. Die Gründe konnten indeß einen feurigen Mann, wie Pyrrhus, nicht zum Stillesitzen bewegen, wenn ihm ein Schauplatz geboten wurde, auf dem er seine Kraft frei entfalten durfte.

Uebrigens war Pyrrhus, der jetzt gegen Rom in die Schranken trat, keineswegs mit dem großen Alexander zu vergleichen. Dieser zog mit der vereinigten Macht von Macedonien und ganz Hellas in den Kampf gegen das in sich zerfallene Persien, gegen die Völker des innern Asiens und Indiens. Sein Adlerblick umfaßte das Ganze und das Einzelne. Daher umgab er sich mit den tüchtigsten Führern, die an Kühnheit einem Fabius, an Energie und Ausdauer einem Papirius, an taktischer und strategischer Tüchtigkeit jedem römischen Befehlshaber mehr als die Wage hielten. Seine Siege erfocht er nicht mit der starren, unbehülflichen Phalanx, sondern an der Spitze der gepanzerten Ritterschaft, mit Hülfe der unwiderstehlichen Silberschildner, der leicht gerüsteten Hypaspisten, der Agrianer-Speerschützen. Gegen Elephanten und Sichelwagen, gegen die verschiedensten Feinde fand er schnell die geeignete Kampfweise und die anwendbaren Waffen. Mit seinem unerschöpflichen Genie, seiner Thatkraft, seinen Hülfsmitteln würde er den Römern ganz anders entgegengetreten sein, als Pyrrhus, der nur das schwache Epirus hinter sich, das schwelgerische Tarent und unzuverlässige Bundesgenossen zur Seite hatte, der keineswegs sein Ziel fest im Auge behielt, sondern vermöge seiner lebhaften, beweglichen Natur bald dahin, bald dorthin absprang, wo sich ihm ein augenblicklicher Vortheil bot. Doch war er immerhin kein verächtlicher Gegner. Mit athletischer Kraft handhabte er Schwert und Speer, daß ihm kein Krieger im Handgemenge gewachsen war, und eben so lenkte er als Feldherr mit Geschick und kaltem Blute den Gang der Schlacht.

Pyrrhus.

Noch müssen wir nachholen, wie es kam, daß die Tarentiner den epirotischen König zu Hülfe riefen, der wol im Falle des Gelingens ihre demokratische Verfassung in die Tasche gesteckt und ihnen dafür das verbriefte Recht einer königlichen Haupt- und Residenzstadt zugefertigt haben würde.

Während die Römer noch reichlich in Etrurien zu thun hatten, befehdeten die stets unruhigen Lucaner, die sonst von Samnium im Zaume gehalten wurden, ihre Nachbarn. Sie rückten namentlich gegen Thurii vor, wo gute Beute zu holen war. Die weichlichen Bürger erschracken. Sie wußten gegen das wilde Kriegsvolk keinen andern Rath, als, wie vormals die Campaner, Roms Beistand anzurufen. Der Senat befahl den Lucanern, die Stadt in Frieden zu lassen; und da sich diese nicht daran kehrten, schickte er den neuen Bundesgenossen ein Heer unter dem Consul Cajus Fabricius und eine Flotte zu Hülfe. Ersteres schlug die Belagerer in die Flucht, letztere ging auf ihrer

282 v. Chr.

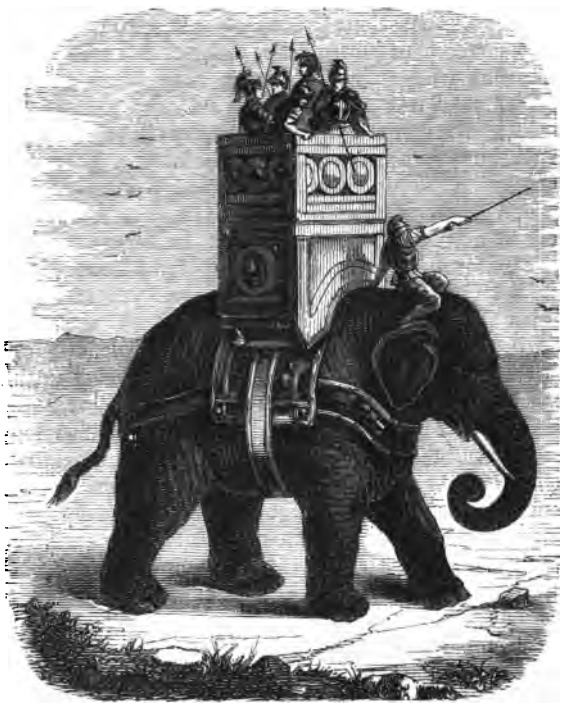
Fahrt in dem großen Hafen von Tarent vor Anker. Die Bürgerschaft dieser Hellenenstadt blickte schon lange mit Aerger und Besorgniß auf die Fortschritte der Römer, ihre Siege, ihre Kolonien. Besonders verkannte sie nicht, daß Venusia bedrohlich ihrer Gränze nahe gerückt war. Sie hatte die Samniten, die Tusker und selbst die Gallier heimlich unterstützt und fürchtete, nach dem Friedensschluß in Etrurien werde sie der Senat zur Rechenschaft ziehen. Nun geschah es, daß in Tarent das Volk im Theater versammelt war, wo man die Aussicht auf das Meer hatte. Ein Redner wies auf die einlaufende Flotte im Hafen hin und erklärte, daß die Römer hierdurch den früheren Vertrag gebrochen hätten, der ihnen verbiete, den Meerbusen zu beschiffen. Wie berauscht von Zorn und Thorheit, stürmte ein Pöbelhaufe ans Ufer, bestieg die Galeeren, überfiel die Fahrzeuge und richtete sie übel zu. Ein Theil ward in den Grund gebohrt, ein anderer genommen, der Ueberrest suchte sein Heil in der Flucht.

Noch kam das bethörte Volk nicht zur Besinnung; Mannschaft und Flotte wurde gegen Thurii aufgeboten und nach dessen Einnahme die römische Besatzung zwar entlassen, die Stadt selbst aber den Söldnern zur Plünderung preisgegeben. Noch immer zögerte der Senat, zum Schwerte zu greifen. Er begnügte sich, durch eine Gesandtschaft in Tarent Genugthuung zu fordern und zwar nur Befreiung der Gefangenen, Auslieferung der Rädelsführer und Wiederherstellung von Thurii. Der würdige Consular, der an der Spitze der Gesandtschaft stand, wurde ins Theater vor die Volksversammlung geführt. Er meinte Wunder, wie er durch seine römische Gravität und sein Staatskleid imponiren werde. Aber das bewegliche Griechenvolk deutete mit Fingern auf seine Prätexta und ließ seinem Witz und seiner Laune freien Lauf über die steife Haltung des Barbaren. Als er nun gar in seinem Vortrag die hellenische Sprache radbrechte, so erregte er eine solche Heiterkeit, daß des Gelächters kein Ende war. Er aber rief voll Entrüstung: „Lacht und höhnt nur; ihr werdet bald Ursache haben, zu weinen.“ Mit diesen Worten suchte er durch das Gedränge des Corridors den Ausweg. Hier geschah es, daß ein gemeiner Kerl aus der Hefe des Pöbels seine Toga schändlich besudelte. Wie nun die Menge abermals in ein wieherndes Hohngelächter ausbrach, hob er die nassen Falten seines Kleides in die Höhe und sagte, Ströme Blutes würden die Flecken rein waschen. Und dasselbe Gewand trug er, als er im Senat Bericht über den Erfolg seiner Sendung abstattete, und er trug und zeigte es vor den versammelten Centurien, welche ohne weitere Zögerung den Krieg beschlossen.

Ohngeachtet der Verletzung des Völkerrechts und des Beschlusses war der Senat vorsichtig. Er verhehlte sich nicht, daß Tarent in Verbindung mit den kriegerischen Lucanern und den zum Aufstande geneigten Samniten keineswegs ein verächtlicher Feind sei. Der Consul Lucius Aemilius erhielt daher den Auftrag, zwar mit seinem Heere vorzugehen, aber nochmals an der Gränze billigen Frieden anzubieten. Er that es und rückte erst vor, als die Unterhandlungen vergeblich waren. Er gewann Siege und Beute in Lucanien und schlug die Stadtwehr von Tarent, welche im offenen Feld Widerstand zu leisten

wagte. Inzwischen schlossen die Tarentiner den Vertrag mit Pyrrhus; Milo, der Feldhauptmann desselben, landete im Hafen der Stadt und besetzte mit 3000 Söldnern die Burg. Er suchte die Fortschritte der Römer möglichst zu hemmen; aber er fand bei der Bürgerschaft wenig Unterstützung und mußte sich auf Vertheidigung der Mauern beschränken.

Mittlerweile betrieb der König die Rüstung mit äußerster Anstrengung. Als sie vollendet und das stattliche Heer von 20,000 Lanzenknechten, 7000 Schleuderern, Bogenschützen und thessalischen Reitern nebst 20 Elephanten zum Aufbruch bereit war, ließ ihn seine Ungeduld nicht die Zeit der Stürme abwarten. Er ging, seinem Glücke vertrauend, unter Segel. Ein Orkan aus Norden zerstreute die Flotte, trieb einige Fahrzeuge auf Untiefen, jagte viele ins offene Meer. Das Schiff, worauf sich Pyrrhus selbst befand, strandete, so daß er sich nur mit Mühe retten und Tarent erreichen konnte. Nicht in königlichem Glanze, sondern armselig, als ein fast verlorener Mann, hielt er seinen Einzug. Er bewies aber große Klugheit, und trat vorsichtig auf, bis sich allmählich seine Macht um ihn versammelte. Jetzt kehrte er die rauhe Seite des Kriegers heraus, der nicht Willens war, die Schlemmer und Schwelger bei Festgelagen auf die Possen der Flötenspielerinnen und Tänzerinnen merken zu lassen. Er übernahm die dictatorische Gewalt, schloß die Theater und damit die Volksversammlungen, in welchen nur Demagogen und Possenreißer ihre Rollen spielten, während der Feind die Mauern bedrohte. Er hob die zum Heerdienst taugliche Mannschaft aus, ließ sie von seinen Hauptleuten abrichten und achtete nicht auf die Klagen über rauhe Behandlung und



Kriegselephant des Pyrrhus.

208 v. Chr.

gelegentliche Prügel. So ergänzte er sein Kriegsvolk, das durch den Sturm empfindliche Einbuße gelitten hatte. Mit dem Gelde der Tarentiner warb er Söldner; denn er sah wohl, daß es mit den verheißenen Bundesgenossen übel stand, daß er auf eigne Kraft beschränkt war. Die benachbarten Messapier, ein wildes Volk, fügten sich nicht in kriegerische Ordnung; Samnium hatte der lange Krieg geschwächt, die Lucaner bedrängte der Consul Publius Valerius Lävinus, der frühe ins Feld gerückt war, um den Krieg auf feindlichem Boden zu führen. Gegen ihn wandte sich der König, nachdem er seine Stellung gesichert hatte.

Der Marsch ging der Küste entlang, welche den Busen von Tarent umkränzt. Am Flüßchen Siris, nicht weit von Heraklea, ward man des römischen Heeres ansichtig; aber Pyrrhus zügelte seine Kampflust, um lucanische Kriegshaufen an sich zu ziehen, oder durch strategische Bewegungen den Feind in Nachtheil zu bringen. Lävinus dagegen, der sich in dem feindlichen Lande von Mangel bedroht sah, erzwang den Uebergang durch seine Reiterei, welche er der epirotischen Vorhut in den Rücken führte. Gegen diese trabte der König an der Spitze seiner trefflichen thessalischen Reiterschaaren heran. Er hieb einen Obersten, der ihn angriff, im wüthenden Handgemenge vom Pferde; allein die römische Ritterschaft, obgleich schlechter gerüstet und eingeübt, focht mit unbezwinglichem Muth und trieb den Feind zurück. Jetzt drang der König mit der Phalanx vor, der die lose Ordnung der Legionen nicht Stand halten konnte. Sie geriethen aber nicht in Verwirrung, sondern wo irgend der unebene Boden die epirotische Masse hemmte, nahmen sie Stellung, schleuderten ihre Pila unter die speergerüsteten Männer und drängten sie mit Schwert und Schild in die Ebene zurück, wo der furchtbare Lanzenwald wieder die Oberhand gewann. Siebenmal wechselte auf diese Art das Glück: da wankten die Epiroten, weil das Gerücht sich verbreitete, der Feldherr sei gefallen. Pyrrhus aber eilte entblößten Hauptes durch die Reihen und führte sie von neuem in den mörderischen Streit. Der Consul blickte mit Sorgen auf das unentschiedene Ringen der Heere; er fürchtete die Ermüdung seiner Krieger, die bei ihrer Kampfweise durch Beweglichkeit und größere Anstrengung der Massenwirkung der Phalanx begegnen mußten. Er nahm seine Zuflucht zu der erprobten Kraft seiner Reiterei. An ihrer Spitze stürmte er gegen die gepanzerten Geschwader der Thessalier, um sie aus dem Feld zu schlagen und dann, im Rücken der Phalanx einbrechend, den Legionen Luft zu machen. Während er sich mit den Reitern herumtummelte, erschienen im Hintergrund, von Schleuderern und leichtem Kriegsvolk umgeben, schwarze Kolosse, gleich wandelnden Festungen anzusehen. Es waren die Elephanten, von denen die Römer wol gehört, die sie aber noch niemals gesehen hatten. Die Ungeheuer trabten zwischen den Thessaliern durch; der Boden dröhnte unter ihren Füßen, die Geschosse ihrer Schutzmannschaft prasselten auf Helm und Schild; die Pferde scheuten vor dem ungewohnten Anblick, bäumten, überschlugen sich; Roß und Reiter wendeten sich zur Flucht, verfolgt, niedergeworfen von den Speeren

der jauchzenden Epiroten. Die entsetzlichen Thiere schwenkten gegen die Legionen, und auch sie, ohne alle Mittel zum Widerstande gegen die Ungeheuer, wurden von gleichem Schrecken ergriffen. Die Niederlage der Römer war entschieden; nur ein von Geschossen verwundeter Elephant, der sich wüthend gegen die eignen Leute wendete, und die Nähe des Lagerwalles rettete das geschlagene Heer vor gänzlicher Vernichtung. Doch mußte auch das Lager verlassen und den Feinden preisgegeben werden. Fast die Hälfte der Legionen bedeckte todt, oder verwundet die Wahlstatt, oder gerieth in Gefangenschaft. Dagegen waren auch 4000 Epiroten, der Kern der königlichen Macht, gefallen, und Pyrrhus rief aus, als man ihn als Sieger begrüßte: „Noch eine solche Schlacht, und ich kehre ohne Heer nach Epirus zurück." Dann deutete er auf die römischen Leichen, die alle die Todeswunde vorn in Brust und Angesicht empfangen hatten, indem er hinzufügte: „Mit solchen Kriegern wäre ich Herr der Welt, und sie gehörte den Römern, wäre ich ihr Oberhaupt."

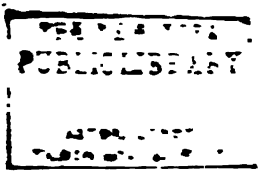
Der König erkannte wohl, wie unzureichend seine Mittel seien, die mächtige Republik zu bezwingen. Er ließ den geschlagenen Lävinus mit den Trümmern seines Heeres unbehindert den Rückzug nach Apulien nehmen, wo Venusia ein fester Stützpunkt der römischen Waffen blieb. Er wünschte den Frieden und entsandte mit billigen Anträgen seinen treuen und gewandten Cineas nach Rom. Der erfahrene, viel gereiste Staatsmann bewunderte die Barbarenstadt. Da war allerdings keine Pracht des Marmors und edler Metalle, wie in Hellas; aber solide Werke der Architektur und Plastik schmückten die Hauptstadt Italiens. Tempel, eherne Götterstatüen etruskischer Kunst, die Mauern der Stadt, Wasserleitungen, Straßen, Alles von fester, gediegener Art, gaben Zeugniß von dem ernsten Schaffen des Volkes, das hier seinen Herrschersitz aufgeschlagen hatte. Als aber der fein gebildete Hellene in den Senat eintrat und die lange Reihe der Väter vor sich sah, ihre würdevolle, ernste Haltung beobachtete, ihre verständige, den Gegenstand klar erwägende Rede hörte, da lachte er nicht, wie die leichtfertigen Tarentiner, sondern er glaubte, eine Versammlung von Königen vor sich zu haben. Er setzte sein Anliegen mit aller Kunst der Rhetorik aus einander. Er bemerkte, wie sein König nach dem entscheidenden Siege nur die Befreiung der griechischen Städte, die Herstellung seiner Bundesgenossen, der Lucaner, Apulier und Samniten fordere, wie er dagegen die Gefangenen lösen und mit seinem Heere Italien räumen werde, wie er ferner aus hoher Achtung vor dem römischen Namen ein Bündniß mit der Republik abzuschließen bereit sei.

Der Senat zog die Sache mehrere Tage in Erwägung, welche Zeit der gewiegte Staatsmann geschickt benutzte, um die einzelnen Väter für die Absichten seines Herrn zu gewinnen. Dadurch erhielt die Friedenspartei allmählich die Oberhand. Ehe man jedoch zum Abschluß kam, erschien ein Mann in der Versammlung, der seit Jahren keinen Antheil mehr an den Berathungen genommen hatte, der greise Appius Claudius, starr in seinen Ansichten über die Rechte der Patricier, blind und gelähmt vor Alter, aber noch immer die Geschicke des Staates, die Ehre und den Glanz der Republik in seinem Geiste

erwägend. Er sprach mit der Macht der Ueberzeugung von den Kämpfen und Siegen der Altvordern, die sich nicht vor der Menge der Feinde, nicht unter der zermalmenden Hand des Schicksals gebeugt hätten. Er fragte, ob man jetzt die Früchte ihrer Mühen und Kämpfe, ihres vergossenen Blutes einem Fremdling opfere. Dann, fuhr er fort, preise er die Blindheit seines Alters, die ihn verhindere, die Schmach des entarteten Geschlechtes am Lichte des Tages zu sehen. Die gewaltige Rede des Greises verfehlte den Eindruck nicht. Cineas ward abschläglich bedeutet und angewiesen, die Stadt zu verlassen.

Pyrrhus war indessen nicht müßig gewesen. Er hatte lucanische, apulische und samnitische Heerhaufen an sich gezogen, mehrere Städte nach Vertreibung der römischen Besatzungen gewonnen. Er sah es nicht ungern, daß die campanische Legion, welche Lävinus nach Rhegium zum Schutze der Bürger verlegt hatte, die Einwohner theils ermordete, theils zu Knechten machte, und einen unabhängigen Soldaten- oder Räuberstaat bildete, wie solches die Mamertiner in Messana gethan hatten. Ferner theilte er seine Phalanx in Speiren (Bataillone), und schob zwischen diese Abtheilungen Cohorten der Bundesgenossen, um sie nach dem Muster der Legionen beweglicher zu machen. Darauf setzte er sich mit seiner Macht in Bewegung, um Rom selbst anzugreifen. Er rückte ohne Aufenthalt nach Campanien vor, allein Lävinius, der als Proconsul den Oberbefehl fortführte, deckte Capua und Neapolis, da er durch zwei frisch ausgehobene Legionen verstärkt war. Der König verwüstete jedoch das campanische Gebiet und das falerner Feld. Mit Beute beladen, marschirte er hierauf weiter, nahm Fregellä im Sturm, besetzte mit Wissen und Willen der Einwohner Anagnia, Präneste und das ganze Land der Herniker. Als er sich Rom selbst näherte, traten ihm die Legionen entgegen, welche siegreich aus Etrurien zurückkehrten. Da nun ein drittes Aufgebot unter Roms Mauern lagerte, so sah er sich zugleich von drei Heeren bedroht und mußte sich zum Rückzug entschließen. Den Winter über lagerte er in und um Tarent.

Hierher kam der Consular Fabricius an der Spitze einer Gesandtschaft, die wegen Auslösung der Gefangenen unterhandeln sollte. Der König, der sich noch immer mit der Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden trug, bemühte sich, den einflußreichen Mann zu gewinnen. Er versuchte es mit Gold, das er auf eine feine Art als gastliches Ehrengeschenk bot. Der genügsame Mann verweigerte die Annahme, weil er den Ueberfluß nicht achte, als Magistrat aber von dem Staate glänzend ausgestattet werde. Als man nachher seinen Muth auf die Probe stellte, indem man plötzlich einen Elephanten hinter einer Zeltwand vortreten und den Rüssel über ihn ausstrecken ließ, sagte er ruhig zu dem Könige: „So wenig mich gestern dein Gold bewegte, so wenig schreckt mich heute dein großes Thier.“ Uebrigens verweigerte Pyrrhus die Auslösung der Gefangenen; er ließ sie dagegen auf ihr Versprechen, sich wieder einzustellen, zur Feier der Saturnalien nach Rom gehen. Er wunderte sich, als dieselben ohne Ausnahme in die Haft zurückkehrten; allein er wußte freilich nicht, daß der Senat diese Ehrlichkeit unter Androhung der Todesstrafe geboten hatte.



Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete der König mit großer Macht. 279 v. Chr.
Sein Heer zählte wol 70,000 Streiter und breitete sich über Apulien aus, wo mehrere feste Plätze eingenommen wurden. Der wichtigste Ort war Venusia. Wenn auch dieses bezwungen war, so hinderte nichts, Samnium zu besetzen und mit Hülfe der willigen Bergbewohner Campanien und das römische Gebiet zu bedrängen. Deswegen rückten beide vereinigte Consuln zum Entsatze von Venusia in Apulien ein. Sie stießen bei Asculum am Abhange des Gebirgs auf den Feind, hielten sich aber aus Furcht vor den Elephanten und der thessalischen Reiterei auf den Höhen. Indessen hatten sie Maschinen hergerichtet, mit welchen sie die lucanischen Ochsen, wie sie die unbekannten Ungeheuer nannten, zu bekämpfen hofften. Sie hatten nämlich eine Art Streitwagen gerüstet, auf denen Feuerbecken an eisernen Stangen und ein nach vorn beweglicher Mast mit einem starken eisernen Stachel angebracht waren. Pyrrhus wagte den Angriff auf ungünstigem Boden, wo er weder Phalanx, noch Reiterei entfalten konnte. Er mußte sich unverrichteter Sache zurückziehen. Am folgenden Tage wußte er das römische Heer, das durch den Erfolg kühner geworden war, in's offene Feld zu locken, und nun entbrannte der Kampf mit derselben Wuth, wie bei Heraklea. Auf beiden Flügeln hatte er Abtheilungen italischer Bundesgenossen und Epiroten vermischt aufgestellt; in der Mitte die geschlossene Phalanx. Auf diese thaten die Legionen, welche in tiefen Massen geordnet waren, verzweifelte Angriffe. Sie stürzten sich mit Schild und Schwert auf die vorstarrenden Sarissen; allein alle Anstrengung, aller Muth war vergeblich. Der Streit wogte hin und her; nur wo der König selbst im Gewühl der Speere und Schwerter kämpfte, drangen die Epiroten vor, ohne jedoch die feindliche Ordnung gänzlich zu durchbrechen. Jetzt zeigten sich die wandelnden Kolosse auf dem einen Flügel; die Streitwagen fuhren gegen sie auf; allein ein Hagel von Schleudersteinen, Pfeilen und Wurfspießen, von der Bedeckungsmannschaft der Elephanten entsandt, traf Rosse und Lenker. Sofort wurden die Wagen zertrümmert, die Reiterei verscheucht, die Legionen von der Seite gefaßt, und zum zweiten Mal räumte das römische Heer vor den furchtbaren Ungeheuern die blutige Wahlstatt und floh dem nahen Lager zu, dessen starker Wall die verfolgenden Thessalier und Elephanten aufhielt.

Der Sieg war mit großem Verlust erkauft; der König, dem ein Geschoß den Arm durchbohrt hatte, konnte ihn nicht benutzen, denn vor ihm stand das wohl verschanzte Lager; auch waren neue Legionen im Anzug. Zugleich empfing er Nachrichten, die seine Lage sehr schwierig machten. Die Gallier nämlich hatten jenseits des Meeres mit ihren Schwärmen Macedonien überfallen und bedrohten Griechenland und selbst Epirus; sodann hatten die Karthager mit Rom ein Bündniß geschlossen, das offenbar gegen ihn gerichtet war. Er trat daher in kurzer Zeit den Rückzug nach Tarent an, um die Stadt gegen feindliche Versuche zur See zu schützen. So gestalteten sich die Aussichten für ihn immer trüber. Wie ein Schiffer auf uferloser See, der nach verschiedenen Seiten schwarze, sturmverkündende Wolken aufsteigen sieht, zweifelnd erwägt,

wohin die Fahrt zu lenken sei, so blickte der König von der Tarentiner Akropolis herab auf die drohenden Bewegungen, die seinen Untergang vorzubereiten schienen. Da ging ihm ein glänzender Hoffnungsstern in Sicilien auf, und freudig folgte er auf neuen Bahnen, die ihn, wie er glaubte, an das ersehnte Ziel der Herrschaft und des Ruhmes führten. Syrakus, das von der karthagischen Macht bedrängt wurde, erließ einen Hülferuf an den Sieger von Heraklea. Als Oberhaupt des syrakusanischen Staates hatte noch vor kurzer Zeit Agathokles Sicilien beherrscht und Afrika erschüttert. Pyrrhus, der Eidam des Tyrannen, vertrauend auf dieselbe Kraft, bereitete sich vor, nach der Insel überzusetzen.

Zu dem Entschlusse des Königs soll ein mörderischer Anschlag auf sein Leben beigetragen haben, den ihm der rechtschaffene Fabricius, der zum Consul erwählt war, entdeckte. Es dürften aber die von uns angegebenen Gründe größeres Gewicht gehabt haben, als römischer Edelmuth. Mag
278 v. Chr. übrigens die Erzählung wahr sein, oder nicht: Pyrrhus ging unter Segel, nachdem er in Tarent und andern Städten genügende Besatzungen zurückgelassen hatte, und landete wohlbehalten auf der Insel. Hier sammelten sich die Hellenen um seine Fahnen; er erfocht Siege über die Afrikaner, verdrängte sie aus allen ihren Besitzungen und wagte es endlich, ihren letzten Waffenplatz Lilybäum auf der äußersten westlichen Spitze anzugreifen. Das Unternehmen scheiterte; die wankelmüthigen Bundesgenossen wurden schwierig, und als er wiederholten Abfall mit Strenge ahndete, verlor er gänzlich ihr Vertrauen. Schnell, wie das Glück ihn zur schwindelnden Höhe emporgetragen hatte, stürzte es ihn wieder herab. Doch war er selbst dabei nicht ohne Schuld. Noch behauptete er den größten Theil der Insel; festes Beharren konnte leicht einen Umschlag zu seinen Gunsten herbeiführen; aber er schwankte hin und her, wie ein verzweifelter Spieler, und verlor darüber Einsatz und Gewinn, Hab' und Gut und Leben. Er schiffte sich, mit dem Raube Siciliens belastet, wieder nach Tarent ein. Nach einem verlorenen Treffen gegen die karthagische Flotte, landete er an der italischen Küste. Er suchte zunächst Rhegium an der Meerenge zu erobern; aber die mit den räuberischen Mamertinern vereinigten Campaner in der Stadt schlugen ihn zurück. Dagegen nahm er Locri ein, wo er mit Tempelschätzen seine Söldner bezahlte. Ein Sturm zerstreute seine Flotte, was man als eine Strafe für den Tempelraub betrachtete; doch kam er end-
275 v. Chr. lich mit einem Heere von mehr als 20,000 Mann nach Tarent.

Wohl war er an Zahl fast wieder so stark, als bei seiner ersten Ankunft, allein die alten, geübten, in vielen Kämpfen erprobten Krieger lagen auf den Schlachtfeldern; neu geworbenes, zum Theil unzuverlässiges Volk war an ihre Stelle getreten; die samnitischen und lucanischen Bundesgenossen hatten während der Abwesenheit des König durch Niederlagen und Verwüstungen Muth und Kräfte verloren. Diese veränderten Verhältnisse waren für die Epiroten wenig günstig. Doch überließ sich Pyrrhus nicht der Muthlosigkeit, sondern er warf sich mit seiner ganzen Macht auf den Consul, den schon oft genannten M. Curius Dentatus, der mit seinem Heere in Samnium bei

Benevent eine günstige Stellung genommen hatte, während sein Amtsgenosse in Lucanien beschäftigt war. Ehe sich der Letztere mit ihm vereinigen konnte, mußte es der König zur Entscheidung bringen. Er beschloß daher, das römische Lager bei Nacht zu überfallen. Ein ansehnlicher Heerhaufen wurde dahin abgeschickt, um auf Umwegen in den Rücken der feindlichen Aufstellung zu kommen; allein er verirrte sich im Gebirge, die Fackeln erloschen; erst am hellen Morgen erreichte er den Ort seiner Bestimmung und ward von den Römern ohne Mühe zurückgeschlagen. Der Consul aber rückte jetzt kühn in die Ebene, wo die Epiroten ihre Schlachtordnung entwickelten. Der Kampf entbrannte mit großer Erbitterung. Auf dem einen Flügel drangen die Legionen siegreich vor; auf dem andern, wo Pyrrhus selbst mit gewohnter Tapferkeit stritt, mußten sie vor der Phalanx und den Elephanten bis an den Lagerwall zurückweichen. Hier aber hielten sie Stand, schossen Brandpfeile mit Widerhaken, warfen brennende Pechkränze auf die Ungeheuer und scheuchten sie auf die Epiroten zurück, die verwirrt, niedergetreten und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Die Sieger erbeuteten vier Elephanten und eroberten das feindliche Lager; der König selbst kam mit wenigen Reitern nach Tarent, wo sich allmählich die Trümmer des Heeres wieder sammelten.

Pyrrhus hatte in den Kriegen der Nachfolger Alexander's und in seinem eignen Leben oft den überraschendsten Wechsel erfahren. Heute ein heimatloser Flüchtling, morgen ein König, berechtigt zur Herrschaft über zwei Erdtheile, das war das verworrene Glücksspiel, in welchem sich jene Männer bewegten, die nach dem Diadem Alexander's die Hände ausstreckten. Schaukelnd trieben sie auf der Woge des Meeres, das man Leben nennt, bald als Schiffbrüchige in leckem Fahrzeug, bald stolz im Sonnenglanze die königlichen Wimpel entfaltend. Und ihren Schritten folgten trotzige Kriegeshorden, deren Losung war: Sieg und Gewinn, oder der Schlachtentod; Gold und Lust des Augenblicks, oder jäher Untergang. Solche Horden hoffte Pyrrhus durch seine Persönlichkeit, durch seine tapfere Faust, durch das wiederkehrende Glück um sich zu versammeln, nachdem seine Veteranen größtentheils gefallen waren, und mit ihrer Hülfe Ehren und Kronen zu erringen. Daher ließ er eine Besatzung unter seinem treuen Milo in Tarent zurück, um sich die Wiederkehr offen zu halten, dann ging er mit 8000 Mann, dem Ueberreste seines Heeres, nach Epirus unter Segel. Er warf sich in den Strudel der hellenischen Wirren, wagte, gewann, verlor und endigte sein Leben zu Korinth im Straßenkampfe. 272 v. Chr.

Nach und nach wurden die Völker Unteritaliens, die sich noch immer gegen das römische Joch sträubten, zur Unterwerfung gezwungen. Die Lucaner, Bruttier, Salentiner, Apulier lernten durch Niederlagen und Verwüstungen Fügsamkeit unter die eiserne Noth. Zuletzt ergaben sich auch die Samniten, so viele übrig waren, nachdem sie noch mehrmals während des Vertilgungskrieges römische Heerestheile in den Schlupfwinkeln des Gebirgs niedergemetzelt hatten. Nun wurde nicht länger Schonung geübt. Die Eidgenossenschaft hörte thatsächlich auf, Heerstraßen durchkreuzten das Land, Kolonien entstanden, namentlich

erhielt Benevent (s. S. 291) starke Befestigungen und bildete forthin den Hauptstützpunkt der römischen Obmacht über Samnium. Andere Kolonien, wie Ariminum im senonischen Gallien, Pästum und Cosa in Lucanien und ähnliche, dienten eben so zur Sicherung gegen die bezwungenen Völker. Noch stand unangetastet Tarent in seinem festlichen Schmucke von Tempeln, Statüen und Säulenhallen und umgeben von starken Ringmauern, welche der unvollkommenen Belagerungskunst der Römer Trotz boten. Aber die Legionen sammelten sich allmählich um dieses Bollwerk, das ihnen noch allein entgegenstand. Eine Partei der Bürgerschaft forderte den Frieden um jeden Preis. Sie wurde von Milo ausgetrieben und besetzte eine feste Burg in der Nachbarschaft, wo sie mit den Römern in Verbindung trat. Der kriegserfahrene Epirote ließ sie gewähren; er verlachte die unzulänglichen Werke, welche die Belagerer aufrichteten, da der Handel und die Zufuhr auf dem Meere unbehindert blieb. In der That sah es mit der Belagerung mißlich aus; allein die Nachricht von dem Tode des Königs machte die Entschlossenheit des Befehlshabers wankend.

Da erschien eine karthagische Kriegsflotte im Angesichte der Stadt und verschloß ihr das befreundete Meer, das bisher ihr hülfreicher Bundesgenosse gewesen war. Der Flottenführer knüpfte Unterhandlungen mit den Bürgern an; denn er hoffte, ohngeachtet des Vertrags mit Rom, diese Perle im Juwelenschmuck Hesperiens für seine Vaterstadt zu erwerben und dadurch festen Fuß auf der Halbinsel zu fassen. Hierdurch sah sich Milo seiner letzten Hülfsquelle beraubt und hatte nur die Wahl zwischen Rom und Karthago. Er setzte aber mit Recht größeres Vertrauen auf die Ehrlichkeit der rauhen Barbaren von der Tiber. Er trat mit ihnen in Unterhandlungen und erhielt die Zusicherung freien Abzugs mit Eigenthum und Kriegesehren. Auf diese Bedingungen, die redlich gehalten wurden, räumte er ihnen die Akropolis, worauf die Uebergabe der Stadt selbst erfolgte. Als die Karthager römische Fahnen auf der Burg wehen sahen, lichteten sie, getäuscht in ihren Erwartungen, die Anker. Wohl forderte der Consul Rechenschaft wegen des feindseligen Eingriffs in seine Angelegenheiten; er erhielt aber die Antwort, die Flotte sei dem Bundesvertrag gemäß als Hülfsmacht erschienen, und mußte sich mit diesem Bescheide begnügen.

Vielleicht veranlaßte dieser Vorfall den Senat, ernstlich auf Herstellung einer Seemacht Bedacht zu nehmen. Schon vorher hatte man vier Quästoren für das Seewesen und Flottenstationen zu Ostia am Ausfluß der Tiber, zu Pyrgi in Etrurien, zu Ariminum im senonischen Gallien und andern Orten angeordnet; jetzt wurde Brundisium, der illyrischen und epirotischen Küste gegenüber, besetzt und zum wichtigsten Hafenplatz erhoben. Den griechischen Küstenstädten wurde die Verpflichtung auferlegt, die erforderlichen Fahrzeuge zu stellen. Sie erhielten dagegen günstige Verhältnisse, namentlich Selbstverwaltung und Befreiung vom Landdienst. Indessen blieb die Seemacht doch sehr beschränkt; sie war hauptsächlich auf die Vertheidigung der Küste gegen Seeräuber hingewiesen.

Landbau und Landleben.

VII.

Kulturzustand während der letzten Periode.

„Sage mir, Pflüger, wer baute die Straßen bis ferne zum Meere
Kunstreich? Wer die Kanäle durch Felsen, die schwellenden Wasser
Niederzuführen? O rede! Nicht menschliche Hände vermochten
Solcherlei Wunder zu schaffen. Unsterbliche thaten es, wohnend
Dort in der ragenden Stadt auf den Hügeln, in Burgen und Tempeln."
„Roma siehst du vor dir und die Burg mit den Götterstatüen.
Römische Kraft hat Alles vollendet. Nun staune nicht länger!"

Bürgerliche Verhältnisse — Kunstleistungen.

Groß, fest und gediegen stand die römische Macht aufgerichtet, nachdem der Widerstand der italischen Völker in unaufhörlichen, schonungslos geführten Kriegen gebrochen und ihre Selbständigkeit völlig vernichtet war. Von dem Volturnus im Süden bis an den ciminischen Wald, vom Meere bis an den Apennin und weiter erstreckte sich das eigentliche Gebiet der Stadt und ihrer Zugehörigen. Die übrigen Völker in Mittel- und Unteritalien waren unter sehr verschiedenen Verhältnissen zur Botmäßigkeit gezwungen. Den Kern

der römischen Macht bildeten die vollberechtigten Bürger in der Hauptstadt selbst, in den Kolonien und in den mit unbeschränktem Stimmrecht begabten Städten, wie Lanuvium, Tusculum u. a., dann die latinischen Bundesgenossen, die freilich seit den Niederlagen am Vesuv, bei Trisanum und Pedum nicht mehr dieselben waren, wie die alte um Alba geschaarte Eidgenossenschaft. Als latinische Bundesgenossen galten ohngefähr zwanzig Städte in Latium, dem Aequer- und Volskerlande, viele Kolonien zum Theil in ansehnlicher Entfernung und wahrscheinlich noch andere Volksstämme, die sich in fester Treue an Rom anschlossen. Die Bürger dieser Städte hatten große Vorrechte, namentlich Befreiung von vielen Lasten der Römer, eigene Municipal-Verwaltung, Anspruch auf das volle Bürgerrecht, das jedem Latiner ertheilt wurde, der in seiner Heimat ein obrigkeitliches Amt bekleidete, oder nach Rom überzog, wenn er nur einen Sohn in seinem väterlichen Erbtheil zurückließ. Die zahlreichen Municipien, die freilich an den Lasten der römischen Bürger Theil nahmen, nicht an ihren Rechten, wurden doch nach und nach mit festen Banden an Rom gefesselt. Sie mußten alle die römischen Gesetze annehmen, mochten sie nun ihre eigne Verfassung und Verwaltung beibehalten haben, oder römischen Präfecten und Richtern untergeordnet sein. Sie wurden dadurch allmählich Römer der Gesinnung und selbst der Sprache nach. Nicht weniger trug dazu der Verkehr mit der Hauptstadt bei, wodurch die gegenseitigen Interessen in einander verschmolzen. Wo aber diese Mittel nicht ausreichten, da wirkte der Schrecken, die blutige Gewalt, welche jede Widerspenstigkeit unerbittlich ahndete.

Uebrigens wurde den bezwungenen Städten und Völkern Italiens keinerlei Besteuerung auferlegt, ein Verfahren, das die römischen Zwingherren vielleicht unter allen Eroberern allein einhielten. Denn selbst das von Perikles geleitete Athen herrschte in seiner Blütezeit über ein Reich tributpflichtiger Inseln und Städte; Rom dagegen forderte von den bezwungenen italischen Völkern keinen Tribut. Freilich entsprang diese Maßregel nicht aus natürlicher Milde und Liberalität; sondern der Senat suchte nur in anderer Weise aus den Erfolgen der römischen Waffen Gewinn zu ziehen. Er forderte nämlich von den bezwungenen Staaten bedeutende Gebietsabtretungen. Gewöhnlich wurde das Gelände einer mit Waffengewalt unterworfenen Stadt in drei Theile getheilt; ein Dritttheil wurde Staatsländerei, ein zweites erhielten römische Bürger, der Ueberrest blieb den Einwohnern. So hart und fast unerträglich diese Beraubung anfänglich war, so glich sich das Verhältniß doch im Laufe der Zeit durch Kauf, Verkauf und sonstigen Erwerb allmählich aus; die alten Bürger gewöhnten sich daran und fühlten sich durch die erlangte Ruhe und Sicherheit für den Verlust der Selbständigkeit entschädigt, so daß sie ergebene Anhänger und Stützen des Staates wurden, dem sie vorher mit Gut und Blut Widerstand geleistet hatten.

Dagegen gewann das Oberhaupt des Reiches durch den Erwerb von Gemeindeländereien fortwährend an Einkünften, indem die Nutzung der Aecker

und Wiesen Pachtzins in immer steigenden Verhältnissen eintrug. Allerdings verschlang der Aufwand für den Krieg, namentlich der Sold des Heeres ungeheure Summen, allein der Staatsschatz wurde dadurch selten erschöpft, sondern er wuchs beständig, und der Senat gewöhnte sich daran, ihn als einen Sparschatz für Zeiten der Noth zu betrachten. Da trat nun ein Mann auf, der diese kleinlichen Berechnungen engherziger Staatskunst verwarf, der durch die That zeigte, welchen großartigen und würdigen Gebrauch man von den Reichthümern des Staates machen könne.

Die Via Appia in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Der Mann war Appius Claudius, ein Nachkomme des Decemvirs. Er 302 v. Chr.
hatte das wichtige Amt der Censur überkommen und verwaltete es fest und straff und mit einer Eigenmächtigkeit, wie sich bisher kein anderer angemaßt hatte. Der große Perikles in Athen hatte einst unter Zustimmung seines Volkes, das er für seine Zwecke zu begeistern wußte, die Akropolis mit Werken von unvergänglicher Schönheit geschmückt; Appius, der Censor, ließ Werke ausführen, die, nicht weniger großartig, aber dem praktischen Sinne des Römers angemessen waren. Am bekanntesten und mit Recht am meisten gerühmt war die große Heerstraße, die nach ihm die Appische (via Appia) genannt wurde. Sie führte von Rom bis Capua über Tiefen und Höhen. Bei der Anlage wurden

Schluchten ausgefüllt, Bäche und Flüsse überbrückt, steile Anhöhen durchschnitten; sie diente zum Muster für viele andere Straßen, welche von Rom aus ganz Italien durchzogen, um die entferntesten Militär-Stationen mit der Hauptstadt in Verbindung zu bringen. Wie solid die Anlage war, beweist ihre Dauer; denn noch jetzt, nach mehr als 2000 Jahren, findet man Ueberreste davon. Darauf aber war auch die Bauart berechnet; denn sie bestand aus vier über einander angebrachten Lagen. Die unterste Schicht, die unmittelbar auf dem Grunde lag, bestand in fest gestampftem Steingeröll, die zweite aus gebrochenen und mit Mörtel gemauerten Steinen, die dritte aus Backsteinen und Ziegeln, welche zusammengekittet waren und das eigentliche aus Polygon-Blöcken gefügte Pflaster von Basalt und Lava trugen. Auf beiden Seiten erhob sich längs der die Fahrstraße begleitenden Fußpfade eine Einfassung von behauenen Steinen. In bestimmten Entfernungen, besonders bei Durchschneidung anderer Wege, hatte man Erweiterungen angebracht und passend geformte Steine, um dem Reiter das Auf- und Absteigen zu erleichtern. Auch Ruhesitze für die müden Wanderer fehlten eben so wenig, als kleine Heiligthümer, die den Reisenden zur Andacht einluden.

Es ist nicht anzunehmen, daß die **Via Appia** gleich in der beschriebenen Vollkommenheit angelegt wurde; vielleicht war sie anfänglich nur für Fußgänger und Reiter, nicht für das Fuhrwerk eingerichtet; allein gewiß waren doch die Unterbauten und die Richtung in späterer Zeit nicht verändert worden. Dagegen führte sie schwerlich schon damals durch den Pontinischen Sumpf; vielmehr hatte man daselbst einen Kanal theils zur Entwässerung, theils zum Transport angelegt, und ein Marktflecken, **Forum Appii**, daselbst scheint von dem baukundigen Censor herzurühren. Am andern Ende des Kanals ging die Straße, wie gesagt, weiter bis nach Capua und wurde in der Folge durch Samnium nach Benevent, Luceria und bis an das Meer fortgesetzt. Andere nach dem Muster der Appischen gebaute Straßen waren die Cassische durch Etrurien, die Flaminische in nordöstlicher, die Valerische in östlicher Richtung.

Wenn diese Anlagen die Kriegführung und die Ausbreitung der römischen Herrschaft erleichterten, so half ein anderes Werk des berühmten Censors einem dringenden Bedürfnisse der Stadt ab. Es fehlte nämlich an gutem Trinkwasser. Deswegen unternahm Appius den Bau einer Wasserleitung und führte ihn nicht weniger großartig aus, als seine Straße. Reichhaltige Quellen in der Gegend von Präneste wurden gefaßt und in Gewölben fast ganz unter der Erde bis nach Rom geführt. Nur an der Capenischen Pforte zwischen dem Cälischen Hügel und dem Aventin war sechzig Schritte lang ein Aquäduct über
272 v. Chr. der Erde erforderlich. Da indessen das zugeführte Quellwasser zur Versorgung noch nicht hinreichend war, so veranstaltete Marcus Curius Dentatus eine ähnliche Leitung, welche die Wasser des Anio nach Rom führte. Er verwendete dazu die Beute, welche im eroberten Lager des Pyrrhus ihm zugefallen war. Derselbe hatte schon früher mit den Reichthümern, die man aus dem bezwungenen Sabinerlande wegschleppte, durch eine in Felsen gesprengte Leitung

dem Velinus einen Ausfluß verschafft, wodurch die fruchtbare Reatina entwässert und für neue Ansiedelungen ergiebiger Boden gewonnen wurde. Noch immer wird der Wasserfall (bei Terni) bewundert, den seit der Ableitung der Strom bildet; und noch steht die Brücke, die Curius aus mächtigen Werkstücken in einem Bogen über den Fluß bauen ließ.

Die Bauten des Appius Claudius kosteten ungeheure Summen. Der öffentliche Schatz wurde dadurch erschöpft; man mußte sogar zum Verkaufe von Staatsländereien seine Zuflucht nehmen. Der herrische Censor fragte dabei weder nach Senat, noch nach Gemeinde; er vertraute fest, daß der Gewinn und Glanz des Staates, den er im Auge hatte, das allgemeine Beste, das er förderte, auch seine Rechtfertigung sein werde, und er betrog sich nicht. Sogar den Aufforderungen der Tribunen, dem Gesetze gemäß nach achtzehn Monaten sein Amt niederzulegen, ihren Drohungen und Anklagen bot er Trotz und verwaltete die Censur allein bis in's fünfte Jahr, nachdem sein College sich zurückgezogen hatte. Um seinen Anhang zu vermehren, stieß er viele Senatoren, wahrscheinlich Plebejer, aus dem Rath; dagegen nahm er Nachkommen von Freigelassenen und allerlei unberechtigtes Volk in die Tribus auf, wodurch allerdings die Opposition ihre Schärfe verlor, aber auch die Gemeinde in Verderbniß und heillose Verwirrung gerieth. Erst der große Fabius Rullianus und Decius Mus, sein treuer Freund, stellten während ihres Censoramtes die Ordnung wieder her, indem sie den ganzen Anhang des Appius mit den Zunftleuten in die vier städtischen Tribus zusammenwarfen. Hier konnte die unberechtigte Menge nicht schaden und hatte doch das erstrebte Bürgerrecht bewahrt.

Außer den aufgeführten Denkmälern der römischen Kunst, die nicht im Gebiete idealer Schönheit, sondern in der praktischen Nutzbarkeit Meisterschaft bewies, wurden noch verschiedene Tempel aufgeführt, namentlich zur Verehrung der Göttinnen der Wohlfahrt, des Sieges, des Glückes u. a. Eben 302 v. Chr.
so ließ man es auch nicht an Statüen fehlen, um die Hauptstadt Italiens und ihre Heiligthümer würdig zu schmücken. Spurius Carvilius, der Genosse des jüngeren Papirius, des Siegers von Aquilonia, stellte aus der gewonnenen Beute eine kolossale Bildsäule Jupiter's auf dem Capitol her, die von solcher Größe war, daß man sie auf dem Albaner-Berge sehen konnte. Seine eigne Statüe, die man aus den Abfällen des verwendeten Erzes goß, ließ er zu den Füßen des Kolosses aufrichten. Auch Erzbilder verdienter Helden und Staatsmänner, sogar die der Griechen Pythagoras und Alkibiades, schmückten das Forum, die Burg und andere Plätze der Stadt. Von allen diesen Kunstwerken ist nichts auf unsere Zeit gekommen, wenn nicht etwa die erhaltene capitolinische Wölfin aus gegenwärtiger Periode stammt. Noch wird erwähnt, daß Fabius Pictor (Maler), aus dem berühmten Geschlechte der Fabier, den Tempel der Heilsgöttin mit Gemälden ausschmückte. So vereinzelt diese Kunstleistung eines Römers altadeliger Abkunft dasteht, so zeigt sie doch, daß die Ausübung der bildenden Kunst in Rom nicht gering geschätzt wurde, wie dramatische und überhaupt poetische Versuche.

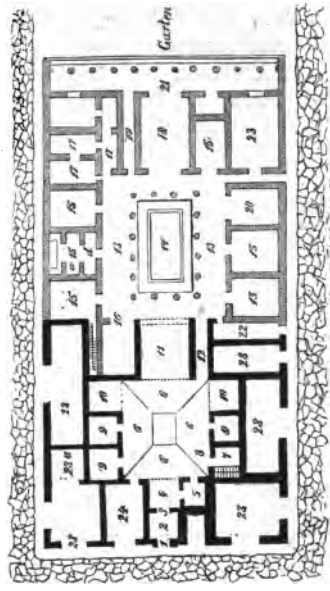
Das Atrium.

Das römiſche Haus.

In gediegener Pracht und Herrlichkeit prangte die Königin der italiſchen Städte und Völker auf ihren Hügeln an der Tiber. Weithin ſchaute nach allen Seiten das mit Burg und Tempel gekrönte Capitol auf bezwungene Länder und im Innern breitete ſich das Forum aus, der Mittelpunkt des ſtädtiſchen Lebens, umgeben von Monumenten römiſcher Größe. Da ſtanden an den Langſeiten nicht mehr die hölzernen Fleiſcherbuden, wie zur Zeit der Decemvirn; ſteinerne Hallen der Wechsler und Goldarbeiter waren an ihre Stelle getreten, und ringsum blickten Erzbilder der alten Könige, berühmter Prieſter, denkwürdiger Frauen, vor Allem Statüen ſiegreicher Conſuln, welche in den Schlachten der Republik mit ihren tapfern Schwertern Sieg und Ehren errungen hatten, auf die Verſammlung der Gemeinde, von deren Beſchlüſſen die Schickſale der Völker abhingen.

Wie der Ueberfluß an Staatsmitteln, der Geldvorrath in der Staatskaſſe fortwährend zunahm, ſo wuchs auch der Wohlſtand der Bürger. Kriegsbeute, Landanweiſungen, der ſteigende Verkehr gewährten allen Schichten der Bevölkerung hinreichende Mittel, ſich die Noth vom Leibe zu halten, dem guten Haushalter, ſeine Habe zu bewahren, oder auch zu vermehren. Wenn es nun in der zuſammengedrängten Menge allerdings nicht an ſchlechtem Geſindel und Hungerleidern fehlte, ſo häuften ſich dagegen in glücklichen Händen Reichthümer von wahrhaft koloſſaler Art. Daß ſich unter dieſen Umſtänden der Luxus allmählich einſchlich, war eine natürliche Folge, wenn auch im Allgemeinen die Lebensweiſe noch die alte republikaniſche Mäßigkeit und Einfachheit bewahrte. Zunächſt zeigte ſich der erhöhte Wohlſtand in der Anlage der Privatwohnungen, die bequemer und räumlicher eingerichtet wurden, als in früherer Zeit. Um dies deutlich zu machen, laſſen wir eine Beſchreibung des römiſchen Hauſes folgen.

Die spitzen Stroh- und Schindeldächer verschwanden in Rom ziemlich allgemein; Ziegeldächer traten an ihre Stelle. Die Wohnungen der geringen Leute beschränkten sich noch auf das Atrium (Schwarzraum mit berußter Decke), das eine oben offne Halle bildete, um dem Rauch von Innen und dem Licht von Außen Durchgang zu verschaffen. Diese Halle, worin die Familie den Tag über ihre Geschäfte betrieb, war von Schlaf- und Vorrathskammern umgeben. Der enge Raum, der dem reichen und angesehenen Römer nicht mehr genügte, wurde jetzt erweitert; doch blieb die Halle mit der offenen Decke in der Mitte und den anstoßenden, mehr oder weniger ausgedehnten Räumlichkeiten der vornehmste Bestandtheil des römischen Hauses. Es bildete ein längliches Viereck und hieß auch cavaedium (Hohlhaus); doch wurde mit dieser Benennung in großen Palästen noch ein besonderer Raum bezeichnet. Nebenstehende Abbildung stellt den Normalplan eines gewöhnlichen römischen Mittelhauses dar. Die äußere Pforte Ostium 1 führt zu der Eingangshalle nach dem Prothyrum 2. Durch die Vorhalle 4 gelangt man in das Atrium 6. Bei 5 ist ein Raum, der sich sowol nach der Vorhalle, als nach dem Atrium öffnet und dem Thürhüter zum Aufenthalt diente. Das Atrium 6 hatte in der Mitte einen Wasserbehälter (Impluvium), in welchem durch eine Oeffnung (Compluvium) das Regenwasser von den Dächern zusammenströmte. Bei 7 führt eine Treppe nach dem obern Geschoß, welches der Dienerschaft, oder Miethsleuten eingeräumt war. 9, 9, 9 sind Gemächer für Fremde oder Hausgenossen. Diese, sowie die mit 10 bezeichneten Räume hießen Alae und waren nicht selten durch sehr prächtig verzierte Wände, oder durch Säulengänge von einander abgetrennt. Hier empfing der vornehme Hausbesitzer seine Clienten, oder Geschäftsfreunde. Thüren führten aus 9 nach dem Atrium; das Gastzimmer 10 war nach diesem Raume hin ganz offen, eben so das Tablinum 11, wo die Familien-Heiligthümer, die Geschlechtstafeln und Ahnenbilder zur Schau aufgestellt waren. Es wurde deshalb nicht als Durchgang benutzt, sondern durch einen Vorhang abgeschlossen, den man nur der schönen Perspective wegen aufrollte. Das Atrium stand mit dem Innern des Gebäudes durch dieses Tablinum, einen breiten Zwischenraum, in Verbindung. Von hier aus führte ein seitwärts angebrachter Gang



Plan des römischen Normal-Hauses.

12, bisweilen wol auch zwei solcher Gänge (Fauces), in das Peristylium, die mitunter prachtvolle Säulenhalle 13, den freundlichen Aufenthaltsort der Familie, so daß mit dem Tablinum der für den öffentlichen Verkehr bestimmte Theil des Hauses abschloß. Diese Halle ist von bedeutend größerem Umfang als das Atrium, dem sie sonst in der Form entspricht. Wenn das Atrium zum Empfangzimmer der Fremden diente, so war das Peristylium vorzugsweise für den Gebrauch des Hausherrn, seiner Angehörigen und Freunde vorbehalten. Die in der Mitte offene Decke wurde ringsum von Säulen getragen, die einen Wasserbehälter mit Springbrunnen, Piscina 14, umschlossen. Um diesen Hof befanden sich Privat-Gemächer der Familie 15, deren eines, das des Hauseigenthümers, meist aus drei Räumlichkeiten, dem An- und Auskleidezimmer, sowie dem Schlafzimmer mit Alkoven bestand 15d. In Letzterem war die genannte eherne, elfenbeinerne, oder auch hölzerne Bettstelle. Links und rechts, unter 16, waren Speisezimmer, wo die Triclinia, Speisetische mit den Sophas, aufgestellt waren. An drei Seiten dieser Gemächer sind die Triclinien für die sich lagernden Gäste, die vierte ist frei für die Eintretenden. Man hatte zwei solcher Speisezimmer, das luftigere für den Sommer, das nach der Mittagsseite gelegene für den Winter. In der Nähe waren für gesellige Unterhaltung bestimmte, meist kleinere Zimmer, 20, mit der Aussicht auf das Peristylium. Daselbst, sowie im Gesellschaftszimmer 18, versammelten sich die Gäste. Größere Gastmähler wurden im Atrium abgehalten. Der nach dem Garten führende Gang ist auf unserem Plan mit 19 bezeichnet. Daneben befindet sich 18 der vorhin erwähnte Gesellschaftssaal, Oecus, so groß, daß mehrere Triclinien darin Platz hatten. Vorrathskammern sind unter 17 angezeigt. Den hintern Theil des Hauses schließt nach dem Garten hin ein Porticus, 21, ab. Unser Haus kehrt Fronte und Seiten den Straßen, zu und es führt nach dem einstöckigen Hintergebäude ein Ausgang, Posticum 22, nach der Straße. Die Räumlichkeiten, bezeichnet 25, sind vermiethete Läden, der nach vorn zu liegende, 24, stand mit dem Innern des Hauses in Verbindung und mag wol dem Hauseigenthümer zum Betriebe seines Gewerbes gedient haben.

Die beschriebenen Formen des Hauses blieben feststehende Norm für alle Zeiten und wurden nur im Verhältniß des Reichthums und Ansehens der Eigenthümer erweitert, mit Nebenanlagen versehen und reicher decorirt. Wir fügen daher noch kurz die Beschreibung eines Hauses in Pompeji bei, welches, wie die Aufschrift an der Hauptpforte lehrt, dem Aedil Pansa gehörte. Wir wollen damit nicht behaupten, daß man schon in der vorliegenden Periode solche Wohnungen herrichtete; gewiß aber hatten jetzt schon reiche Bürger in der Hauptstadt und ihrer Umgebung Häuser, welche dem in der unbedeutenden Provinzial-Stadt an Ausdehnung und geschmackvoller Einrichtung nicht weit nachstanden.

Die vier Seiten des Hauses des Pansa, das noch erhalten ist, sind von Straßen begränzt, was man eine Insel zu nennen pflegte. Durch die Hauptpforte kommt man in das Prothyrum, den Vorplatz, dessen Fußboden von Mo-

saik mit dem in farbigen Steinen deutlich ausgelegten Worte **Salve** (Sei gegrüßt) bezeichnet ist. Man betritt das Atrium; es ist toskanisch, das heißt, die von dem Compluvium durchbrochene Decke wird von Querbalken, nicht, wie anderwärts, von Säulen getragen. Hinter dem Impluvium befindet sich ein Altar, wo man den Penaten opferte. Das Tablinum mit einem Fußboden von Mosaik führt in das Peristylium, wo man die vertrauten Freunde empfing. Vier, das offene Dach stützende Säulenreihen umgeben die **Piscina** (Fischbehälter). Oft war dieser Raum gartenähnlich angelegt und diente bei übler Witterung zum Spazierengehen. Neben dem Tablinum war ein Zimmer, das zum Empfange vornehmer Gastfreunde, vielleicht zugleich zur Pinakothek (Gemäldesaal) bestimmt war. Der am hintern Ende des Peristyliums offene Raum zur Rechten war das **Triclinium**.

Das Prothyrum.

Oft befand sich in dem Speisesaal eine Vorrichtung von Mauerwerk, welche im engeren Sinne des Wortes **Triclinium** genannt wurde. Es bildete ein Viereck; die vordere Seite desselben war offen, damit die Sklaven die Platten mit den Speisen und Getränken serviren konnten, die andern Seiten waren von massiven Ruhebetten umgeben, welche mit Matten und weichen Decken für die Speisenden belegt wurden. Die Einrichtung zeigt, daß man gewöhnlich auf neun Gäste rechnete; denn einem alten Gebrauch zufolge

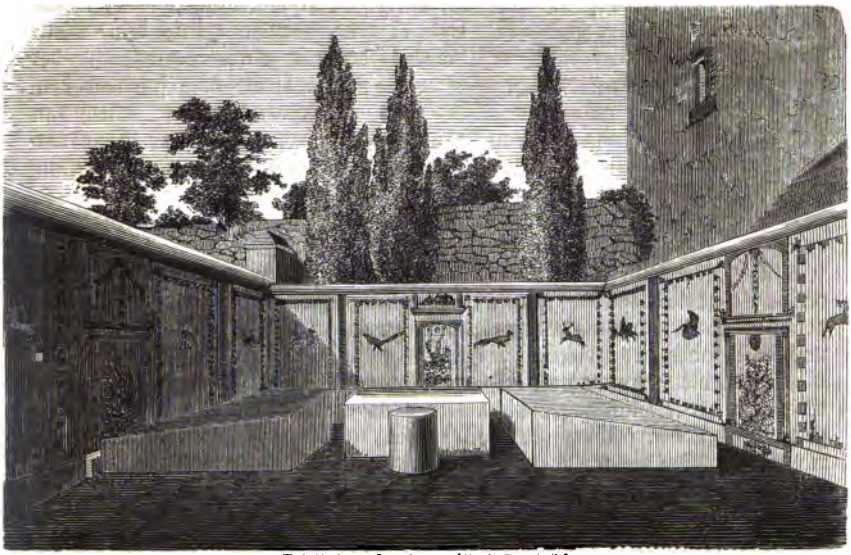
galt es als Regel, daß derselben nicht mehr als neun und nicht weniger als drei an einer Tafel, nach der Zahl der Grazien und Musen, sein durften. Doch blieb das nicht feststehende Sitte; es konnten auch mehrere Gäste bei dem Mahle Platz finden, oder einzelne Ruhebetten unbesetzt bleiben. In manchen Häusern waren solche Triclinien für die Festmahle bei Leichenfeierlichkeiten bestimmt; dann nannte man die Vorrichtung Triclinium funebre. Allein häufiger dienten sie zu fröhlichen Gelagen, wobei der köstliche Wein Campaniens in Strömen floß und Scherz und Ausgelassenheit die Gesellschaft belebte. Man hatte diese Sitte von den besiegten Griechen überkommen; nach ihrer Weise lagerte man sich um die leckere Tafel, während sonst der Römer nach altem, ehrbarem Brauche sitzend sein frugales Mahl verzehrte. Uebrigens gab es auch Speisezimmer mit beweglichen Triclinien; allein diese, wie andere Möbel von leicht vergänglichen Stoffen, hat die Zeit zerstört.

Aus dem Peristyl gelangt man, wie bei den kleineren Wohnungen, in den Oecus. Er nimmt in gleicher Richtung mit der Piscina die Mitte der hinteren Wand ein, ist um zwei Stufen erhöht und hat ein breites Fenster mit der Aussicht auf die abschließende, überdachte Gallerie und den daran stoßenden Garten. Auf der linken Seite des Oecus ist ein Durchgang, wie auf der rechten des Atrium und daneben die Küche in zwei Abtheilungen mit einem Vorplatz. Niedrige Mauerwerke, welche darin angebracht sind, dienten wol zur Unterlage für die fertigen Platten und die Küchengeräthschaften. In dem ein regelmäßiges Viereck bildenden Garten enthielt der äußerste Winkel zur Rechten die Cisterne mit einem daran stoßenden Wasserbehälter, womit sie gefüllt wurde.

Auf den drei an Straßen gränzenden Seiten des Hauses befinden sich, wie bei unserm Normal-Haus, Buden und Läden, die zum Theil vermiethet wurden. Sie sind nur von Außen offen und stehen nicht mit dem Innern in Verbindung; vor diesen letzteren hat ein Gemach außer dem vordern Eingang noch eine Thür in das Haus selbst. Hier wohnte der Intendant des Besitzers und verkaufte die Erzeugnisse von den Gütern seines Herrn, Obst, Wein, Oel, Feldfrüchte, auch wol Fabrikate seiner Sklaven. Die Räume auf den beiden Ecken des Gebäudes mit der Aussicht in zwei Straßen waren an Bäcker vermiethet. Man erkennt diese Verwendung aus den Backöfen, Brunnen und andern zur Bäckerei gehörigen Erfordernissen, welche darin angebracht sind. Noch sieht man auf der Langseite des Gebäudes zur Linken zwei und auf der Rechten drei Buden, oder Miethwohnungen, die mit dem innern Hause nicht in Verbindung stehen.

Die größten Gebäude hatten in späterer Zeit noch ein oberes Geschoß, oder auch mehrere, die aber nur kleine Gemächer enthielten. Einige derselben gingen auf eine Terrasse über dem Garten, andere erhoben sich über dem Tablinium und den angränzenden Räumen. Diese Zimmerchen, deren erstere Hälfte die freundliche Aussicht auf den Garten gewährte, hatte wahrscheinlich die Familie des Hauseigenthümers in Benutzung. Für die Sklaven war eine

weitere Reihe von Stuben bestimmt, die sich über der hintern Wand des Atrium hinzog, während die Sklavinnen seitwärts abgeschlossene Schlafzimmer inne hatten. Die beiden Langseiten des Peristyls waren nicht überbaut; das obere Geschoß bildete daher zwei ungleiche, von einander gesonderte Theile, wodurch es, wenigstens von Außen betrachtet, keineswegs als ein symmetrisch geordnetes, architektonisches Ganzes erschien. Man sieht, es war durch das Bedürfniß hervorgerufen; es gehörte ursprünglich nicht in den Plan des Hauses und ließ sich mit ihm nicht zur baulichen Einheit verschmelzen. Desto mehr aber war das untere Geschoß, namentlich das Innere desselben den Gesetzen der Kunst, wie der Behaglichkeit der Bewohner angepaßt.



Triclinium funebre. (Nach Overbeck.)

Trat man durch die Hauptpforte in das Prothyrum, so hatte man die freundlichste Perspective in das Atrium, Tablinum und weiter durch die Säulenhalle des Peristyls und den Oecus, hinter welchem das Grün des Gartens einen wohlthuenden Abschluß bildete. Und wie angenehm war der Aufenthalt im Atrium, besonders wenn die Decke von Säulen getragen wurde, ein Gang im Peristyl unter den Kolonnaden um das Bassin, wo springende Wasser das Auge erfreuten und die Luft kühlten! Wie erquickend mußte die Ruhe sein in den anstoßenden, vorn offenen Gemächern, wo eine liebliche Dämmerung den Schlummernden umgab, wenn man den Eingang durch Vorhänge verschloß. Alles war auf Schönheit und Genuß berechnet; kein überflüssiges Geräthe störte den Lustwandelnden; Sitze, Ruhebetten, Triclinien waren fast die einzigen Möbel; aber

der musivisch eingelegte Fußboden, Schnitzwerk und heitere Wandgemälde, aufgestellte Vasen, Urnen, Spiegel, in den Schlafzimmern zierliche etrurische Schmuckkästchen trugen dazu bei, den Aufenthalt für den Besitzer angenehm, für den besuchenden Gast oder Fremdling wünschenswerth zu machen.

Außer den angeführten Geräthen hatte man, wie die Vignette S. 317 zeigt, Lampen, Rauchpfannen, Dreifüße, Löffel. Griechen und Römer hatten Lampen von mannichfaltigen, zum Theil sehr zierlichen und eleganten Formen. Der Rauchpfanne bediente man sich, theils um bei Festlichkeiten in den Räumen Wohlgerüche zu verbreiten, theils um den Göttern köstliches Rauchwerk zu opfern. Ob man sich bei der Mahlzeit der Gabel und Löffel bediente, dürfte schwer zu entscheiden sein. Man hat einige Exemplare aufgefunden, welche sich zum Gebrauche der Speisenden wohl eignen; indessen läßt sich keine Stelle der alten Schriftsteller dafür anführen. Jedenfalls waren sie während der vorliegenden Periode noch nicht in Gebrauch; da bediente man sich wol noch der Hände, als der natürlichen Werkzeuge. Außerdem darf man annehmen, daß sie niemals allgemein in Anwendung kamen, daß man sie nur ausnahmsweise benutzte, oder sie damals, wie später, bloß in der Küche bei Zubereitung der Speisen gebrauchte.

Lebensweise und Verkehr.

Die Römer pflegten des Tages drei Mahlzeiten zu halten. Bevor sie an die Geschäfte des Tages gingen, nahmen sie ein leichtes Frühstück ein, dann genossen sie etwa um die Mittagsstunde ein frugales Mahl, häufig nur Brod und Käse, aber weder Fleischgerichte, noch Wein. Nachmittags, oder gegen Abend war die Hauptmahlzeit. Da wurde denn, besonders nach den errungenen Erfolgen, an reichlich und üppig besetzter Tafel geschmaust und im Uebermaße getrunken. Denn früher, als die Griechen, suchten die Römer in den materiellen Genüssen des Essens und Trinkens Entschädigung für die bestandenen Mühen und Kämpfe, da ihnen die edeln Künste, die das Leben schmücken und erfreuen, fremd waren. Die öffentlichen Schmausereien der Priester-Collegien, der Musikbanden und auch die Feste der Bürger geben dafür hinreichende Belege. Die strenge Polizei hielt diese Ausschweifungen in Schranken. Daher waren noch immer die bürgerlichen Wohnungen im Allgemeinen Stätten löblicher Sitte, wo der Mann, als Hausvater, der Familie und Dienerschaft streng und würdig vorstand, die Hausfrau, ihm an Bildung und Ansehen ebenbürtig, die innern Angelegenheiten ordnete und frei und unbehindert auch in Gesellschaft von Männern verkehrte. Kam der Römer heim aus dem Senat, oder der Gemeindeversammlung, oder aus dem Lager, so gab er der verständigen Matrone Gehör, wenn sie zum Besten rieth, und sprach mit ihr über die Angelegenheiten des Hauses, wie des Staates. Er leitete mit ihr die Erziehung der Kinder, die in öffentlichen Schulen Lesen, Schreiben und die Gesetze kennen lernten und namentlich die Zwölftafelgesetze dem Gedächtniß einprägten. Darauf beschränkte sich der Unterricht; das Uebrige gab das Leben.

In seinen bewegten Strömungen reifte der römische Knabe zum kühnen Jüngling, zum Manne der That. Doch lernte er schon im Vaterhause und in der Schule Gehorsam, und der Lehrer griff zum Stock, wenn der Schüler unlenksam, oder schwerfällig im Lernen war. In vornehmern Familien leiteten griechische Sklaven den Unterricht und lehrten auch ihre gebildete Muttersprache. Es wird aber als Unsitte dargestellt, daß freigeborne römische Kinder der Zuchtruthe von Sklaven unterworfen wurden.

Der zunehmende Reichthum und der damit verbundene Aufwand führte diese und andere Abweichungen von der väterlichen Sitte mit sich. Vergebens suchten die Polizeigerichte durch strenge Maßregeln dem steigenden Luxus entgegenzutreten, vergebens stieß der Censor den Publius Cornelius Rufinus, der zweimal Consul gewesen war, aus dem Senat, weil er zuerst silbernes Tafelgeräth im Werthe von 3360 Sesterzen (240 Thaler) gebrauchte; die Zeit war vorüber, da ein Salzfaß und eine Rauchpfanne das einzige Silbergeräth des römischen Bürgers sein durfte, und alle Gesetze, alles Eifern konnte die altväterische Einfalt nicht zurückführen. Männer, wie Curius Dentatus und Fabricius, die sich ihr Rübengemüse mit eignen Händen bereiteten, wurden immer seltener. Schon zeigen sich auch deutliche Spuren von zunehmender Sittenverderbniß, wie die Bestrafungen wegen Kornwuchers, Zauberei und Giftmischerei beweisen.

Dagegen hielt unter allen Veränderungen der Römer noch fest an seinem religiösen Glauben und Aberglauben. Den Göttern verdankte er seine Erfolge, nicht den eignen Thaten; ihnen opferte er, zu ihnen betete er mit frommem Sinne; sie offenbarten ihm durch Vogelflug, Eingeweide der Opferthiere, durch mancherlei Wunderzeichen ihren Willen und das kommende Geschick. Nur vereinzelt erscheint der Unglaube und wurde, nach der herrschenden Meinung, von den Göttern gestraft. Als z. B. der schon oft genannte ungläubige Censor Appius Claudius dem Geschlechte der Pötelier anrieth, den ihm übertragenen Dienst des Hercules durch Sklaven verrichten zu lassen und diese auch Folge leisteten, starb während einer Pest das ganze sündige Geschlecht aus. Gegen solche handgreifliche Beweisführung wagte der Zweifel lange nicht mehr das Haupt zu erheben. Man richtete sogar in größeren Wohnungen besondere Kapellen ein, wo man außer den Penaten des Hauses noch andere Schutzpatrone verehrte. Unsere Schlußvignette giebt eine Vorstellung von solchen häuslichen Heiligthümern. Ferner fügte man zu den alten Göttern noch neue, z. B. den Silbergott (Argentinus), einen Sohn des Kupfergottes (Aesculanus), nachdem das Silbergeld übliche Münze geworden war. Auch griechische Götter, die Dioscuren, Apollo, Aesculap (Asklepios), Aphrodite, deren Wesen man mit der Gartengöttin Venus verschmolz, hielten ihren Einzug in Rom.

Die Veränderung im Münzwesen, deren wir so eben gedachten, war eine Folge der veränderten Machtstellung des Staates, der jetzt durch seine Ausdehnung in den Weltverkehr gezogen wurde. Da war Silbergeld üblich, und die Schätze, die man in Samnium und in den Griechenstädten erbeutete, setzten

Rom in den Stand, Silbermünzen in großer Menge herzustellen. Man setzte einen Münzfuß fest, der um Weniges niedriger war, als der attische. Die gangbarste römische Münze war der Denar, etwa 24 Kreuzer oder sieben Silbergroschen an Werth, folglich nicht ganz zwei Kreuzer niedriger, als die attische Drachme. Er betrug zehn As und wog in Kupfer $3^1/_2$, in Silber $^1/_{84}$ römisches Pfund. Bei kleineren Zahlungen gebrauchte man den Sesterz, $^1/_4$ Denar. Dieses Geld verbreitete sich bald über ganz Italien und hatte auch in dem überseeischen Handel Geltung, den Rom durch Vermittelung der griechischen Städte und der Handelsrepublik Karthago betrieb.

Wie schwunghaft der Verkehr mit den Karthagern oder Puniern, dem ersten Handelsvolke des Alterthums, betrieben wurde, beweisen die verschiedenen Verträge zwischen der römischen und afrikanischen Republik, deren bereits Erwähnung geschehen ist. Die punischen Handelsleute führten nicht nur Produkte und Fabrikate aus ihrer Vaterstadt ein, sondern auch aus andern Ländern, die sie des Gewinns wegen zu Wasser und zu Land besuchten. Sie brachten Löwen-, Panther-, Leopardenfelle, Elephantenzähne und andere von den afrikanischen Nomadenstämmen eingetauschte Waaren, ferner kostbares Rauchwerk, das sie auf abenteuerlichen Fahrten aus dem Norden holten und in ihren Gerbereien herstellten. Auch zubereitete Häute von Elephanten, Büffeln, Gazellen und andern Thieren der Negerlande, desgleichen Bernstein von den fernen Ostseeküsten, Schnitzwerk von Elfenbein, Cedern- und Ebenholz, köstliche Feigen, punische Aepfel (Granaten), Datteln, Wohlgerüche aus Arabien und Aethiopien, Pfeffer und andere Gewürze waren beliebte und theure Einfuhrartikel. Nicht weniger gesucht waren die feinen Wollenzeuge Karthago's, zum Theil mit dem schönsten Purpur gefärbt, Geräthschaften, Spiegel und feine Glaswaaren, sowol aus eignen, wie aus phönicischen Glashütten. Alle diese Waaren, die der zunehmende Luxus unentbehrlich machte, mußten die Völker Italiens entweder um schweres Gold, oder um werthvolle Naturalien eintauschen. Sie lieferten den Puniern, deren Gebiet zwar fruchtbar und gut angebaut, aber übervölkert war, Schlachtvieh, Pökelfleisch, Schiffsbauholz, Getreide, vortreffliches Oel, Wein zu Spottpreisen und mancherlei Obst, das man in Italien wohl zu veredeln verstand.

Wir haben schon davon geredet, wie sorgfältig die Römer den Ackerbau betrieben, der für die täglichen Bedürfnisse und auch für den Handel die wichtigsten Produkte lieferte. Es gehörte dazu die Viehzucht und die Kultur der Obstbäume. Die Oliven Latiums wurden mit großem Fleiße gepflegt, während der Weinstock freilich weniger sachgemäß behandelt wurde. Man zog die Reben an Bäumen in die Höhe, so daß Cineas sagte, als er italischen Wein trank, er wundere sich nicht, daß die Rebe, die solches Getränk liefere, so hoch aufgehängt werde. Dagegen kannte und übte man die Kunst des Veredelns mit Pfropfen, Copuliren und Oculiren. Man wandte Reiser und Augen von edlern Obstsorten an, man wußte aber auch, daß durch Impfung mit der gleichen Sorte Veredlung erzielt werde. Man beobachtete dabei den Safttrieb, den

Boden, die Jahreszeit und selbst den Lauf des Mondes, dem man großen Einfluß zuschrieb. Außer vortrefflichen Birnen, Aepfeln und Pflaumen, die man auf diese Art gewann, veredelte man Nüsse, Kastanien und andere Früchte.

Großen Fleiß verwandte man endlich auf die Kultur der Rosen; denn diese Königin der Blumen stand bei Griechen und Römern in hohem Ansehen und wurde bei vielen Gelegenheiten verwendet. Einen Kranz von Myrthen, Rosen und Veilchen trug bei den Griechen in Unteritalien die Braut unter ihrem Schleier, und diese Sitte ging auf die Römer über. Eben so schmückten sich die Gäste an froher Tafel mit Rosenkränzen und warfen Blätter in den Wein, um seinen Wohlgeruch zu erhöhen. Man schmückte mit solchen Kränzen die Bildsäulen der Götter, man warf sie den heimkehrenden Siegern zu, man legte sie auf die Gräber der verstorbenen Angehörigen. Auch Rosenwein wurde durch Mischung von Most, Rosenblättern und Honig bereitet, ferner Rosenwasser, Rosenöl und allerlei Parfümerien. Später wuchs der Verbrauch in's Unglaubliche, indem man sich in Rosenwasser badete, Tafel und Estrich bei Gastmählern hoch mit Rosen bestreute, und dergleichen Uebertreibungen mehr. Obgleich in Campanien die Centifolie wild wucherte, die Gegend von Pästum wie ein Rosenanger blühte, mußten doch von auswärts ganze Schiffsladungen dieser duftigen Lieblinge der Römer eingeführt werden. Dasselbe geschah mit einem andern Material, das nicht dem Luxus diente, sondern dem wirklichen Bedürfniß.

Geräthschaften, Geschirre, Vasen, Spiegel u. s. w.

Dieses Material war das in Rom, wie in jedem gesetzlich eingerichteten

Staat nothwendige Papier. Es wurde aus der Papyrus-Pflanze hergestellt, einem etwa 10 Fuß hohen Schilf. Die Pflanze kam in Aegypten, Sicilien und auch in einigen Gegenden der italischen Halbinsel vor. In ersterem Lande wurde die Papierfabrikation seit uralten Zeiten betrieben. Man löste die feinen Basthäutchen unter der Rinde los, reihte sie der Länge nach an einander, durchflocht sie in die Quere mit andern Häutchen und verband das Fabrikat durch Uebergießen mit Nilwasser und Pressen zu einer feinen, aber dichten Masse. Später wurde die Herstellung bedeutend vervollkommnet. Durch sorgfältiges Zusammenfügen, Pressen, Anwendung von Leimwasser und Glätten gewann man einen Stoff, der haltbar, fein und biegsam war, wie Leinwand. Indessen in vorliegender Periode verstanden die Römer noch nicht die Zubereitung dieses wichtigen Materials, das allein die Schreiberzunft gebrauchte. Erst in späterer Zeit, als sie anfingen, die Reden und Thaten ihrer Väter und die eignen aufzuzeichnen, als sie, angehaucht vom Genius hellenischer Poesie, diese in ihrer Sprache nachzuahmen suchten, richteten sie ihr Nachdenken und ihren Fleiß auf die Fabrikation eines Stoffes, der ihrem geistigen Schaffen Wesen und Dauer gab. Für jetzt waren sie noch mit Werken beschäftigt, denen die Schlachtfelder in Italien, Spanien und Hellas, in Afrika und Asien zur Grundlage dienten; und zum Anschauen dieser Thaten beruft uns der folgende Band.

Hauskapelle.

Ende des ersten Bandes.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Otto Spamer's

Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek.

III. Serie.

Erster und zweiter Band.

Hellas.

Das Land und Volk der alten Griechen.

Bearbeitet

für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere die deutsche Jugend

von

Dr. Wilhelm Wägner.

Zwei Bände.

Mit zwölf Tonbildern nach Zeichnungen von H. Leutemann u. A. und 300 in den Text gedruckten Abbildungen, nebst einer Karte des alten Griechenland.

Preis des Bandes:

Eleg. geheftet 1½ Thlr. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr.

Mit diesem Prachtbuch, welchem sich jetzt unser „Rom" anschließt, begannen wir eine Reihe aufs sorgfältigste ausgestatteter Geschichtswerke, welche dem Bedürfnisse des höhern Schulunterrichts, wie ihn unsere Jugend in Gymnasien und verwandten Unterrichtsanstalten genießt, entsprechen. Unser Hellas ist im Innern wie im Aeußern als ein mustergültiges Buch von competenten Seiten bezeichnet worden, und dürfte daher eine willkommene Gabe für höhere Schulen, für Lehrer, Erzieher und Eltern sein, sich aber auch als Unterhaltungs-Lektüre für Personen jeden Alters und Geschlechts eignen, die nicht nur in den nebelhaften Regionen der Phantasie, sondern auch auf dem Boden der Wirklichkeit den menschlichen Kämpfen, Freuden und Leiden ihre Theilnahme schenken. Wir glauben, daß nicht leicht ein bedeutendes Moment sowol der staatlichen Entwickelung des hellenischen Volkes, als auch der Gestaltung des bürgerlichen Lebens und der künstlerischen Thätigkeit desselben übergangen ist. Was aber unser Buch von anderen Arbeiten der Art unterscheidet, ist die große Zahl bildlicher Darstellungen, wodurch alle besprochenen Gegenstände anschaulich gemacht werden. Merkwürdige Oertlichkeiten, ruhmvolle Thaten und erhabene Kunstwerke, sodann Wohnung, Kleidung, Geräthschaften, das Alles ist in den Kreis der Illustration gezogen und durch sie zur Anschauung gebracht. Bei dem Zeichnen der Landschaften, Scenerien, Kostüme wurden benutzt: Eugen Bournouf, Dodwell, Douffault, Thomas Hope, Krause; für Darstellung der Bewaffnung gewährten Texier und Weiß gute Anschauungen. In Betreff der Architekturgegenstände zog man Schinkel, Gailhabaud zu Rathe, entnahm auch einen Theil der Illustrationen der im Verlage von Otto Spamer herausgegebenen, bereits rühmlich bekannten „Schule der Baukunst". Die Pläne sind nach Grote, die Portraits, Büsten, Statuen, Basreliefs nach Antiken und sonstigen zuverlässigen Vorlagen, die historischen Scenen nach Zeichnungen von Flaxmann, Johannot, Wattier durch Löffler und insbesondere durch H. Leutemann ausgeführt, zum Theil meisterhaft in Holz geschnitten, größtentheils in der artistischen Anstalt von Otto Spamer in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Vorbilder
der Vaterlandsliebe, des Hochsinns und der Thatkraft.

Charakter-Gemälde

aus der Jugendzeit und dem Wirken berühmter Helden, Dichter, Gelehrten, Künstler u. Industrieller.

In Verbindung mit mehreren Jugendschriftstellern herausgegeben

von

M. Schlimpert u. J. G. Chr. Franz Otto.

Erster Band.

Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, sowie mehreren Tonbildern. Geheftet 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Zweiter Band.

Mit 65 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, mehreren Tonbildern ꝛc. Geheftet 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Erster Band.

Inhalt.

1. George Washington.
2. Prinz Eugen von Savoyen.
3. Admiral de Ruyter.
4. Theodor Körner.
5. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.
6. Joachim Nettelbeck.
7. Horatio Nelson.
8. George Stephenson.
9. Friedrich Schiller.
10. Friedrich Perthes.
11. Heinrich Pestalozzi.
12. Sir Henry Havelock.

Zweiter Band.

Inhalt.

1. Ernst Mor. Arndt.
2. Alex. von Humboldt.
3. Karl von Linné.
4. Wilhelm Herschel.
5. Robert Burns.
6. J. Wolfg. Goethe.
7. Dominique Fr. Arago.
8. Wolfgang A. Mozart.
9. Alb. Berth. Thorwaldsen.
10. 11. Fénélon und Lavater.
12. Der Turnvater Jahn.

„Vorbilder auf den oft rauhen Tugendpfaden zu dem Tempel unserer Bestimmung führt dieses Buch unsern jungen Lesern vor Augen. Heldengestalten des Kriegs und Heldengestalten des Friedens! — die einen kämpfend mit dem Schwert, die andern mit Feder, Griffel oder Handwerkszeug, aber alle unverdrossen im Ringen, nie geschreckt durch die Hemmnisse, welche die Verhältnisse ihnen entgegenstellten, sie alle selbst das eigne Leben nicht höher anschlagend, als es im Dienste einer unsterblichen Idee ihnen werth schien!

Im Geiste der bewegten Zeit traten in dem ersten Bande die Männer des Kriegs in den Vordergrund, — im zweiten Bande gebührte Helden des Friedens die erste Stelle.

Das Buch berühmt gewordener Kinder.

Lebensbilder aus den Jugend- und Entwicklungsjahren merkwürdiger Menschen.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Der König von Rom.
2. Konradin v. Schwaben, der Letzte der Hohenstaufen.
3. R. Whittington, dreimal Bürgermstr. v. London.
4. Valentin Duval. Ein Lebenslauf vom Hirtenknaben zum Professor.
5. J. G. Seume. Aus dem Jugendleben eines deutschen Dichters.
6. J. M. Georg. Ein Lebenslauf vom Viehhüter bis zum Regierungs-Director.
7. Giuseppe Mezzofanti. Das größte Sprachgenie.
8. Der kleine Heineken, das Wunderkind.
9. Cäsar Ducornet. Ohne Arme geboren, dennoch berühmt als Maler.
10. Des Kapitäns Ph. Forster erste Seefahrt.

Für

die heranwachsende Jugend im Alter von 11 bis 14 Jahren.

Herausgegeben

in Verbindung mit M. Schlimpert, W. Wägner und Anderen

von

J. G. Chr. Franz Otto.

Zwei Bände.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, mehreren Tonbildern nebst einem Titelbilde.

Preis des Bandes:
Geheftet 1 Thlr. Eleg. cart. 1⅓ Thlr.

Inhalt des zweiten Bandes.

1. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.
2. Der fächsische Prinzenraub.
3. König Eduard's Söhne.
4. Die beiden Raphaele: Raphael Sanzio von Urbino — Raphael Mengs.
5. Ulrich von Hutten, der gelehrte Ritter.
6. Jean Bart, Frankreichs großer Seeheld.
7. Alex. Menschikoff. Pastetenbäckerjunge — Großadmiral, Fürst und Feldmarschall.
8. James Lackington, — Buchhändler in London.
9. Kasp. Hauser, d. Findling.
10. Der Sohn Ludwig's XVI.

Der Zweck dieser bunten Gallerie merkwürdiger, ja zum Theil wunderbarer Lebensläufe geht dahin, dem jugendlichen Leser an Beispielen aus der wirklichen Geschichte nachzuweisen, wie der rechte Mensch im Kampfe mit Schwierigkeiten und Hemmnissen aller Art nur seine Kräfte stählt und durch Ausdauer, Fleiß und Redlichkeit zuletzt doch zum Ziele gelangt; wie aber auch auf der anderen Seite weder die Gunst hoher Geburt, noch sonstige Glücksgüter vor einem jähen Wechsel des Schicksals zu schützen vermögen, die Wahrheit des alten Solonischen Ausspruchs bestätigend: „Kein Mensch ist vor seinem Tode glücklich zu preisen."

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Neuigkeiten dieses Jahres.

Malerische Botanik.

Schilderungen aus dem Leben der Gewächse.

Populäre Vorträge über physiologische und angewandte Pflanzenkunde

von

Hermann Wagner.

Zwei Bände. Mit über 400 in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern 2c.

Inhalt:

I. Band.

Aus der Jugendzeit.
Die heiligen Bäume.
Aus der Geschichte der Pflanzenkunde.
Das Leben der Wurzeln.
Die Luftwurzeln.
Die Nahrung liefernden Knollen.
Frühlingskräuter, Alpenblumen und Lilien.
Die Pflanzenzelle und die Zellenpflanzen.
Der Pflanzen Stamm und Mark.
Baumriesen und Baumgreise.
Das Nutzholz. Des Holzes Untergang.
Dornen und Stacheln.

II. Band.

Schlingen und Ranken.
Pflanzenfasern und Faserpflanzen.
Pflanzenmilch, Gummi und Harze.
Das Blatt und sein Leben.
Das Blatt als Ernährer.
Der Blumen Bau und Pflege.
Färbepflanzen und Gerbepflanzen.
Honig, Zucker und Wachs.
Oel- und Seifenlieferanten.
Frucht und Samen.
Obst und Getreide.
Arzneien, Zauberkräuter und Gewürze.

Preis: Geheftet 2 Thlr. — In geschmackvollem Anilinband $2\frac{1}{2}$ Thlr.
In Prachtband mit Goldschnitt $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Die innige Gemüthswärme, welche der Naturbetrachtung des beliebten Verfassers eigen ist, bildet einen besonderen Vorzug dieses seines neuesten Werkes. Jeder Halm, jedes Blatt gewinnt bei ihm selbständiges, individuelles Leben mit Neigungen und Trieben, mit Freuden und Leiden gleich der Menschenseele. Freunde und Freundinnen der Natur erhalten in „Wagner's malerischer Botanik" eine köstliche Gabe, deren Werth durch die reiche und geschmackvolle äußere Form noch wesentlich erhöht wird.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen

Amerika: Zweiter Band.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang.

Mac Clure's

Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt

und

Auffindung der Ueberreste von John Franklin's Expedition

durch

Kapitän Sir A' Clintock.

Mit 110 Holzschnitt-Illustrationen, 6 Tondrucktafeln und 3 Uebersichtskarten.

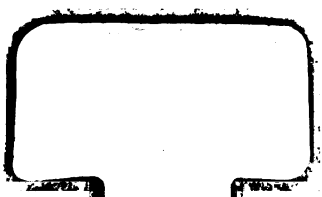
Vollständig in 6 Heften, für die Subscribenten auf „Das Buch der Reisen" à 5 Sgr.

Separat-Ausgabe. In einem Bande, eleg. brochirt $1\frac{1}{3}$ Thlr. — Dieselbe eleg. geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr

Erst jetzt gelang es den 12 Jahre lang unablässig fortgesetzten Anstrengungen, womit die englische und amerikanische Nation in edlem Wettstreit sich übertrafen, das beklagenswerthe Ende Sir John Franklin's und seiner Leute zweifellos zu ermitteln. Die zusammenhängende Darstellung jener verunglückten Expedition sammt der mit in Verbindung stehender Unternehmungen, wie sie im vorliegenden Bande geboten wird, schildert die interessantesten und spannendsten Episoden im Kampfe des Menschengeistes, die feindlichen Elemente der Herrschaft zu unterwerfen.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410